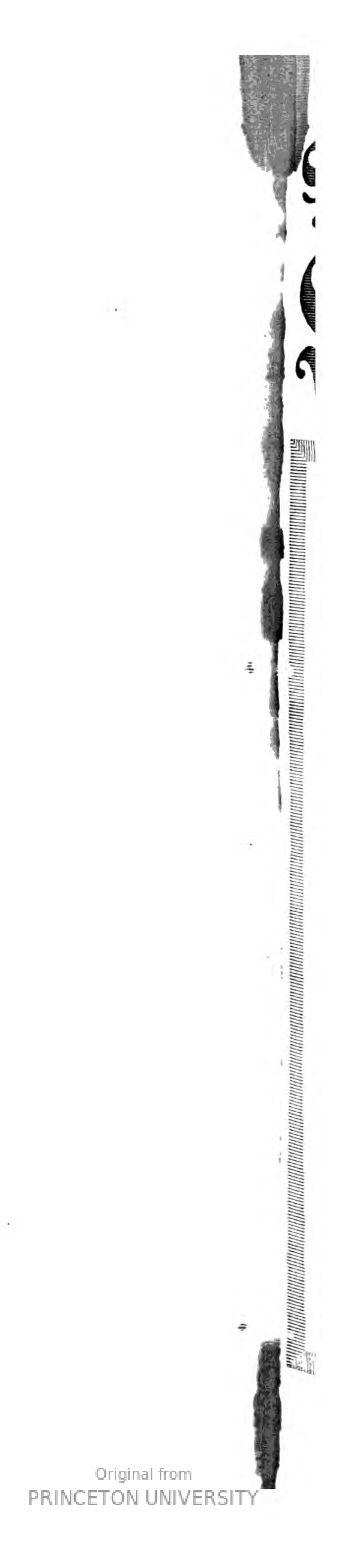



VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Westermanns Monatshefte



66. Jahrgang. 132. Band. 2. Teil

Juni bis August 1922

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig



Verzeichnis der Mitarbeiter





Inhalt des hundertzweiunddreißigsten Bandes

2. Teil. Juni bis August 1922

Beiträge nach der Reihenfolge

Seite

Beiträge nach dem Abc

Literarische Rundschau

Das Reich der Frau. LIX

Handwerk und Kunstgewerbe. X

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

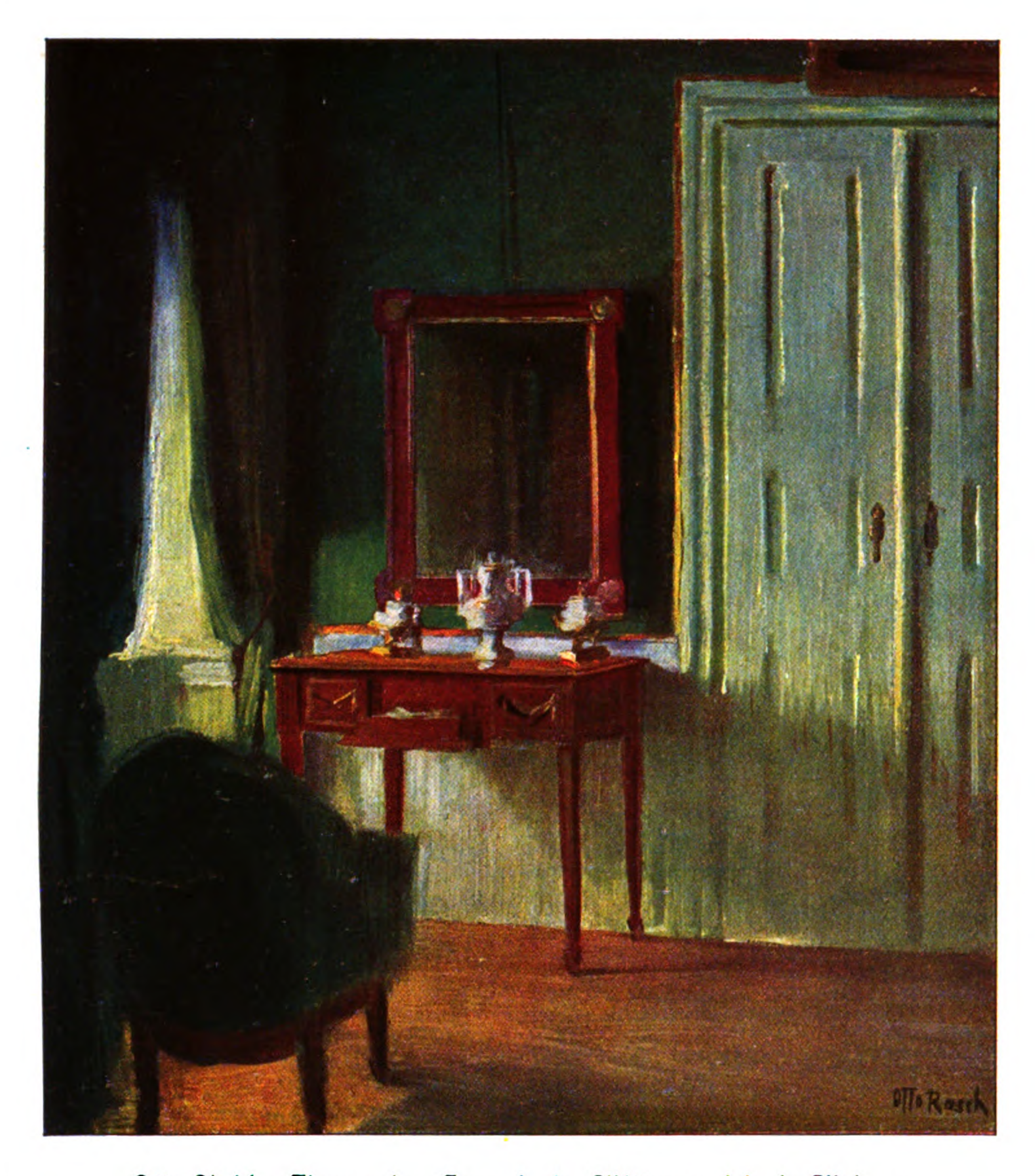
Kunstblätter und Einschaltbilder

Juni:

Juli:

August:





Otto Rasch: Zimmer der Herzogin im Wittumspalais in Weimar



Band: 132. II Juni 1922

Meister Knaack und sein Gesell

Von Heinrich Vogel



Das ist gewiß: es gibt Menschen, deren inneres Auge zuweilen Zeit und Raum durchdringt. Kommende Ereignisse sehen sie jahrelang voraus, und was in weiter Ferne geschieht, wird ihnen oft mit erschreckender Deutlichkeit vor die Seele gerückt. »Spökenkieken« nennt man's an unsrer Küste. Glücklich sind solche Leute nicht. Im Gegenteil! Ihr Leben ist in den meisten Fällen von einer tiefen Traurigkeit beschattet, sie werden selten alt und sterben oft unter den merkwürdigsten Umständen. Übrigens soll sich dergleichen vererben, sagen die Leute.

Das war wohl auch der eigentliche Grund, weshalb Anna Stöwhases Verwandte ihrer Heirat mit Fritz Knaack so ernstlich widerrieten. Gegen den jungen Mann selbst wußten sie nichts einzuwenden. Doch seine Großmutter, die alte Wiedebusch aus Kusserow, war eine »Spökenkiekersch« gewesen. Hatte sie damals nicht den Schiffbruch der Bark Henriette mit allen Einzelheiten vorausgesagt? Das schreckliche Unglück, das so viele Familien der Insel in Mitleidenschaft gezogen hatte, stand noch lebhaft in aller Erinnerung, und ohne daß man sich darüber Rechenschaft gab, war man geneigt, ihr eine gewisse Schuld daran beizumessen. Auch die Tochter, Fritz Knaacks Mutter, soll die Gabe besessen und ihren Mann, als er bei Kap Horn in Seenot war, von der Kusserower Düne aus gesehen haben.

Von dem Enkel allerdings hatte noch niemand etwas Ähnliches gehört. Er war gelernter Tischler, hatte bei den Königsgrenadieren in Stettin gedient, ein hübscher, kräftiger Mensch von ruhiger Gemütsart, etwas zu still vielleicht, auch nicht gerade arbeitswütig. Doch Anna liebte ihn, wie man nur einen Menschen lieben kann. Und wenn er tausendmal ein Spökenkieker werden müsse, sie würde doch nicht von ihm lassen.

Da gaben die Verwandten ihren Widerstand auf. Der Bruder zahlte das Elternteil aus. Sie kauften sich in Warnitz am Haff ein kleines Haus mit Werkstatt, Land und Wiese und fingen voll froher Hoffnung die eigne Wirtschaft an.

Doch in dem abgelegenen Haffdörfchen wollte das Geschäft nicht recht in Gang kommen. Vielleicht, daß sich der junge Meister nicht genug nach Aufträgen umtat. Anscheinend hatte er überhaupt mehr Neigung für Feld und Garten als für die Arbeit an der Hobelbank. Möglich auch, daß ihm sein Herzleiden mehr zu schaffen machte, als er zugeben wollte. Vor seiner Soldatenzeit hatte er nichts davon gemerkt. Es schien auch jetzt nicht eben lebensgefährlich zu sein, doch litt er oft an allgemeiner Mattigkeit, Druck- und Angstgefühlen, die ihn dann für Tage an der Arbeit hinderten, so daß er nicht ohne Sorge in die Zukunft sah.

Um Weihnachten des Jahres 1866 hatte er wieder einen Anfall, diesmal heftiger und länger denn je. Das neue Jahr hatte schon angefangen, die heiligen drei Könige waren ins Land gekommen, und er hatte immer noch keine Lust gefunden, wieder in die Werkstatt zu gehen.

Es war ein ausnahmsweise strenger Winter. Den ganzen Tag über hatte es gestürmt. Gegen Abend wurde es noch böser. Meister Knaack saß am warmen Ofen, in Decken gehüllt, und sann nach seiner Art stumm vor sich hin. Neben ihm stand ein Topf mit Tee aus Rosmarin und Ehrenpreis. Von ärztlicher Kunst hielten sie beide nicht viel. Es war sehr still im kleinen Zimmer. Die trübe Öllampe gab ein unsicheres Licht. Nur verstohlen wagten die Kinder ein leises Spiel. Die Meisterin saß am Tisch, stopfte Strümpfe und warf von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick auf den Kranken. Eben war Nachbar Wendorf dagewesen und hatte seinen Schreck über das schlechte Aussehen des Meisters nicht verbergen können. Wohin soll das führen? dachte sie. Noch immer keine Aussicht auf Besserung. Die wenigen Kunden laufen uns noch weg. Und wenn gar das Schlimmste eintreten sollte ...

»Mir ist, als hätte jemand geklopft,« sagte der Meister und hob den Kopf. Aber niemand hatte etwas gehört. Es mußte der Birnbaum gewesen sein, der mit den Ästen an den Giebel schrammt, und der Kranke sank wieder in seine vorige Haltung zurück.

Gleich darauf aber klopfte es doch sehr vernehmlich, als ob jemand mit hartem Finger an die Scheiben poche. Die Frau ging zum Fenster, sah aber nichts. Dunkel und Schneetreiben draußen. Aber es war ihr, als tappe es am Giebel entlang nach der vorderen Tür. Sie öffnete die Nebenstube, behielt den Drücker in der Hand und lauschte.

In diesem Augenblick riß ein plötzlicher Windstoß mit lautem Knall das Fenster auf. Der Schnee trieb wirbelnd herein, und die Lampe erlosch. Die Meisterin eilte ans Fenster, raffte die flatternden Vorhänge zusammen, schloß den Flügel, und als sie wieder Licht gemacht hatte, mußte sie sich mit beiden Händen am Tische halten, so erschrak sie, und auch der Kranke saß wie gelähmt mit vorgebeugtem Oberkörper, die Hände um die Lehne seines Stuhles gekrampft, und starrte mit erschrockenen Augen auf die unheimliche Gestalt, die im Türrahmen stand.

Ein übermäßig langer, dürrer Mensch mit eckigem Kopf und wachsgelbem Gesicht. Am mageren Halse zogen sich die Sehnen wie dicke Stränge hinab. Der Mund war eingefallen, die Nase auf eine ganz merkwürdige Art fast plattgedrückt. Dunkle Schatten lagen in den wie es schien lidlosen Augen. Er trug einen engen, schwarzen, bis oben zugeknöpften Rock. Aus dem viel zu kurzen Ärmel hing die fleischlose Hand am knochigen Armgelenk und umspannte mit langen, blutleeren Fingern einen großen Zylinderhut von altertümlichster Form.

Ein unheimlicher Gast! Keinen Laut konnten sie hervorbringen, so würgte sie das Grauen. Wie war er hereingekommen? Was konnte er von ihnen wollen?

Da öffnete der Ankömmling den Mund und sagte mit seltsam verschleierter Stimme: »Gott grüße ein ehrsames Tischlergewerk! Wohnt hier der Meister Knaack?«

Sie atmeten auf. Ein wandernder Handwerksbursche, der um Arbeit vorsprach!

Die Zeit sei recht ungewöhnlich, brummte der Meister mit schlecht verhehltem Ärger und tat die Fragen nach Woher und Wohin, wie es des Handwerks Brauch ist. Er hieße Gottlieb Seesenhaar und käme aus Böhmen, erwiderte der Gesell, legte seinen Hut auf den Stuhl und suchte in der Tasche nach dem Wanderbuch. In Stettin habe er keine Arbeit gefunden, sei durch die Heide zum Haff gewandert und habe sich im Schneesturm verlaufen. Es sei schneidend kalt, und ob er nicht um Gottes und des Handwerks willen wenigstens ein Nachtlager auf Hobelspänen haben könne. Dabei zitterte er an allen Gliedern, und die Kinnladen klapperten. Der Meister hatte Mitleid mit dem armen Burschen. »Frau,« sagte er, »lauf und bring ihm Kaffee. Dem müssen ja alle Gedärme im Leibe zusammengefroren sein.« Und dann: »Trinkt schnell, daß Ihr was Warmes in den Magen kriegt. Und ein Bett sollt Ihr auch haben. Bei dem Wetter jagt man ja keinen Hund hinaus.« Nur mit innerem Widerstreben schob ihm die Meisterin den Kaffee hin. Dann setzte sie sich wieder an den Tisch, nahm zum Schein die Stopfarbeit vor, lauschte aber auf jedes Wort und beobachtete den seltsamen Gast voll scheuer Angst. Merkwürdigerweise hatten die Kinder nicht die geringste Furcht. Sie kamen neugierig herbei, und während sich der Vater nach der Wanderschaft erkundigte, drängten sie sich bald diesem, bald jenem auf den Schoß. Dann entdeckten sie den großen Hut, besahen ihn von innen und außen und fingen endlich an, damit auf dem Fußboden zu spielen. Die Mutter schalt und nahm ihnen das ungewöhnliche Spielzeug fort. »Laßt sie nur,« sagte der Gesell freundlich, »dem schadet es nichts. Er ist aus Holz. Ich habe ihn selber gemacht.«

Nun sah auch der Meister sich das Ungetüm genauer an. Es war wirklich aus Holz. Aus Buchsbaumholz, der Kopfform angemessen, sehr kunstvoll gedreht. Der Meister konnte sich nicht genug wundern über diese ihm ganz neue Hutart. Denn die sinnreiche Maschine, auf der man jetzt solche eirunden Formen herstellt, war damals noch unbekannt. Mit diesem Gesellen, das sah er wohl ein, würde sich was Rechtes anfangen lassen. Trotzdem müsse er ihn morgen weiterschicken, da er ja nicht einmal Arbeit für sich selber habe.

»Die wird sich finden,« sagte der Gesell.



Und wirklich, die fand sich.

Am nächsten Morgen, es stürmte nicht mehr, und der Gesell hätte sich recht gut wieder auf die Beine machen können, aber er zog den Abschied lange hin, ließ sich vom Meister die Art seines Leidens erklären, sprach von einer Salbe, die schon manchem geholfen habe, er solle sie sich auf die Brust streichen, schaden täte sie gewiß nicht — und die Frau dachte: Was will er denn noch, warum geht er denn nicht, der unheimliche Mensch? —, da tat sich die Tür auf, und ein Bauer aus dem Nachbardorfe kam herein. Er wollte einen Sarg für seine Großmutter. Man habe ihm gesagt, der Meister sei krank. Aber die alte Frau stände nun schon vier Tage über der Erde, des Wetters wegen habe er nicht nach der Stadt gekonnt, und ob's der Meister nicht versuchen wolle.

»Krank?« antwortete Meister Knaack. »Wer sagt, daß ich krank bin?« Er hörte es nicht gern. »Und wenn schon! Da habe ich eben jetzt einen tüchtigen Gesellen eingestellt, und morgen kann der Sarg fertig sein.«

Das war viel versprochen und doch nicht zuviel gesagt. Gottlieb Seesenhaar fing sogleich damit an, arbeitete die ganze Nacht hindurch, stellte den Sarg zur rechten Zeit und zu aller Zufriedenheit fertig, und als er ihn abgeliefert hatte, brachte er gleich einen neuen Auftrag mit: die Aussteuer für die Schwester des Bauern, die eigentlich nach der Stadt vergeben werden sollte.

»Das ist der rechte Mann für uns,« rief der Meister hocherfreut. »Der versteht das Geschäft und bringt Geld ins Haus.«

»Ich weiß nicht,« sagte die Frau nachdenklich, »mir kommt es nicht geheuer vor, und ich wünschte nur, er wäre wieder fort.«

Übrigens war sie nicht die einzige, die vor dem Menschen ein seltsames Grauen empfand. Als er am Sonntag zum erstenmal zur Kirche ging, im schwarzen Rock, mit hohen Vatermördern, den großmächtigen Hut auf dem Kopfe, das messingbeschlagene Gesangbuch unterm Arm, schien er den Bauern zuerst fast lächerlich; doch vor dem leblosen, gelben Gesicht wichen sie scheu und erschrocken zur Seite.

Die Kinder aber hatten ihn alle gern und liefen ihm schon von weitem entgegen. Besonders Georg, Meister Knaacks Ältester, war unzertrennlich von ihm. In der Werkstatt, beim Essen, auf dem Hofe, er wich nicht von seiner Seite, kletterte trotz der Mutter Verbot zu ihm ins Giebelstübchen hinauf, und der einsame Gesell, dem die Erwachsenen ängstlich aus dem Wege gingen, konnte sich stundenlang mit dem kleinen Kerl unterhalten und tat ihm alles zuliebe.

Kinder haben ein feines Gefühl für Menschenwert. Dann dachte die Mutter zuweilen: Da ihm die Kleinen anhangen, kann er doch wohl nicht so böse sein. Und das hatte sie wohl gemerkt: seitdem dieser Böhme im Hause war, gab die Kuh noch einmal so viel Milch, und die Schweine gediehen besser denn je. Freilich, so ganz vermochte selbst diese Beobachtung die einmal vorhandene Scheu nicht zu zerstören.

Und der Meister? Der war urplötzlich gesund, seine Krankheit wie vom Winde weggeweht. Ob es nun die neue Salbe getan, ob es das Beispiel des fleißigen Gesellen war, dessen geschickter Hand er manchen Kunstgriff abgewinnen konnte: genug, er arbeitete von früh bis spät in ungewohnter Ausdauer mit dem Gesellen um die Wette und bekam so viel Aufträge, daß er's kaum schaffen konnte.

Mit diesem fremden Wanderburschen schien wirklich über Nacht das Glück hereingeschneit zu sein.

So wurde es Sommer. Die Heuernte rückte heran. »Gottlieb,« sagte der Meister, »morgen wollen wir mähen. Die Sensen müssen noch heute gehaart werden. Das ist deine Arbeit, denn danach heißt du.«

Der Gesell verstand nicht gleich. Er nannte es dengeln. Am Abend aber holte er die Sensen hervor, stellte die kleine Bank mit dem winzigen Amboß unter dem Birnbaum am Giebel auf, befestigte die Leine am unteren Ast, das andre Ende, mit einem Feldsteine beschwert, schlang er um den Sensenholm, und dann pink pank, pink pank, es klang so lustig wie in der Schmiede. Die Kinder standen im Kreise und schauten zu, und die Sensen wurden scharf wie wohl noch nie zuvor.

Am nächsten Morgen ging es in die Wiese. Es war ein schöner Tag. Noch lag ein leichter Nebel überm Grase, und an den Halmen funkelte die Sonne in tausend Tropfen. Im nahen Walde schrie der Kuckuck. Der Meister, gutgelaunt, rief durch die hohle Hand den Vogel an, um zu erfahren, wie lange er noch leben würde. Umsonst! Der Gauch flog ohne Antwort davon. »Er weiß es auch nicht,« meinte der Meister ein wenig ärgerlich.

»Auch soll ein Christ nicht auf Vogelgeschrei achten,« erwiderte Seesenhaar mit seinem gewohnten Ernst.

»Weil er's eben doch nicht versteht,« sagte Meister Knaack und faßte die Sense.

Sie schnitt wie Gift. In weitem Bogen lud er aus und warf mit kräftigem Schwunge Schwad um Schwad. Hinter ihm mähte Seesenhaar. Des Arm war noch länger, und seine Sense griff noch weiter hinein, und noch mächtigere Schwaden legte er daneben. Dem dürren Manne schien es keine Mühe zu machen, er blieb ihm dicht auf den Fersen.



Schließlich hielt der Meister an. »Das zieht ins Kreuz,« sagte er und fuhr sich mit der Hand über den Rücken. »Das Gras steht dieses Jahr ganz ungewöhnlich dicht.«

»Da macht das Mähen Spaß,« versetzte Seesenhaar und schärfte seine Sense.

Der Meister, der sich ein wenig verpusten wollte, hob eine Grasblume auf. »Wie zierlich das doch alles ist,« sagte er, »der dünne Stengel, diese feinen Blätter, die rote Blüte hier, wie zarte Flaumfedern. Eben stand's noch in voller Pracht, nun liegt es auf der Seite.«

»Ist's mit dem Menschen anders? Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, das da früh blüht und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorrt.«

»Wohl wahr,« entgegnete der Meister nachdenklich und drehte die Blume zwischen Daumen und Zeigefinger. »Und doch, wenn man's so ansieht, noch ehe es Frucht angesetzt hat, so mitten aus dem schönen Leben ...«

»Dem schönen Leben?« wiederholte Seesenhaar, und seine Stimme klang bitter. »Irgendeiner hat mal gesagt: Das Beste ist, nicht geboren zu sein, das Zweitbeste aber wäre, diesem Leben so rasch wie möglich zu entfliehen.«

Der Meister: »Das ist eine traurige Weisheit. Ich mag sie nicht,« und griff wieder zur Sense.

Der Tau war aufgetrocknet. Tausend kleine Tierchen schwirrten aus dem Grase. Grashüpfer zirpten am Halm. Weiße Schmetterlinge taumelten über das grüne Meer. Der Meister liebte dies vielgestaltige Leben hier draußen und hatte stets ein offenes Auge dafür gehabt. Jetzt achtete er's nicht. »Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras,« klang's ihm immerfort in den Ohren.

Und hinter ihm mähte Seesenhaar, ruhig, sicher, weit ausholend. Die Sense klang in sirrenden Tönen, und mit gleichmäßigem Falle rauschten die Halme nieder. Ihm ward es unheimlich, dies Rauschen und Klingen hinter ihm, als ob's ihm selber gelten sollte: Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras. Und wie zum Trotz ließ er das Messer wütend in die Halme beißen.

Auf Mittag machten sie eine kurze Pause. Dann gingen sie wieder an die Arbeit, um, wenn möglich, auch noch den Rest der Wiese abzuhauen.

Diesmal wollte Seesenhaar die Spitze nehmen, der Meister sei zu müde. Der aber wies ihn ab: »Das ist mein Platz. Der Wirt muß voraus.«

Und so war er wieder vorn in heißer Sonnenglut. Es flimmerte ihm vor den Augen. Es stach ihm in den Seiten. Die Knie wollten brechen, und dabei immer dieses heisere Sirren, dies furchtbare Rauschen hinter ihm. Es ist ein Schnitter, heißt der Tod! Er legte sich mit letzter Macht ins Zeug, dem Eisen zu entrinnen. Nur ein paar Halme noch. Die Arbeit war geschafft. Und schwer wie Blei fielen ihm die Arme herab.

Auf dem Heimwege war er sehr still. Am nächsten Tage ließ er den Gesellen allein gehen, das Heu zu kehren, den dritten Morgen stand er gar nicht auf, und am Abend hatte er Fieber. Die Frau kochte ihm Tee und strich ihm die Salbe aufs Herz. Umsonst, das Fieber stieg, er redete irre. Die Frau in großer Angst sah endlich ein, daß man den Doktor holen müsse.

Sie ging in die Werkstatt. Da stand Seesenhaar an der Hobelbank. Es roch nach Lack. Er hatte schon den Sarg für ihren Mann in Arbeit. Die Frau aber merkte es nicht. Schweigend hörte er ihr zu. Dann machte er sich unverweilt auf den Weg und kam am Abend mit dem Doktor zurück.

Der untersuchte den Kranken: Lungenentzündung. Der Zustand sei bedenklich, doch wenn er die nächsten Tage glücklich überstände, könne man wieder Hoffnung haben.

Die arme Frau war drei Tage und drei Nächte nicht vom Bett gewichen. Jetzt fiel sie um vor Mattigkeit.

Man brachte sie zum Nachbar Wendorf. Seesenhaar übernahm die Nachtwache. Am Morgen kam der Doktor wieder. Da war der Meister tot. Er konnte nur noch den Leichenschein ausstellen.

Dann holte man die Frau zurück.

Es war ein Jammer.

Zuerst wollte sie es nicht glauben, warf sich über den Toten, bedeckte ihn mit Küssen, rief ihn mit tausend lieben Namen. Dann fing sie laut an zu schreien, verwünschte sich, die Welt und Gott. »Du bist kein guter Gott, du bist ein böser Gott!« rief sie immer wieder.

»Frau, Frau,« sagten die andern, »versündigt Euch nicht!«

»Versündigt Euch nicht? Gott soll sich nicht versündigen! Warum hat er ihn mir genommen? Wenn er ein Leben will, warum nimmt er nicht von diesen armen Würmern eins, die noch nicht wissen, was Leben ist!«

»Frau, Frau!« riefen die andern, entsetzt ob solcher Lästerung.

Die Kinder weinten laut und drängten sich an die Mutter. Die stieß sie, unwissend, was sie tat, zurück und warf sich jammernd über den Toten: »Meinen Mann, meinen Mann, unsern Vater will ich wieder!«

»Vater, Vater!« schrien die Kinder und flüchteten zu Seesenhaar, der gesenkten Hauptes in der Tür, dem Toten gegenüber, stand. Mit seinen dürren Fingern strich er ihnen tröstend über den Kopf.

Dann war es eine Weile still.

Und plötzlich ein leiser, langer Ton, wie seufzendes Atmen. Niemand wußte, woher er kam.

Die Frau aber fuhr auf. »Er lebt!« rief sie. »Er ist nicht tot! Gott hat ihn mir wiedergegeben.«

Und mit fiebernder Hast riß sie ihm das Hemd auseinander, legte das Ohr aufs Herz und lauschte mit verhaltenem Atem, ob sich nichts regen wollte. Dann forderte sie Licht und Siegellack. Als Kind des Meeres kannte sie alle solche Mittel, Halbtote wieder zu erwecken. Das Wachs tropfte. Der Tote schlug die Augen auf. Seesenhaar fing seinen Blick. Wie eine Frage stand's darin. Unmerklich neigte er den Kopf, und der Tote schloß die Augen wieder.

Dann brachte man heißes Wasser herbei, legte den Meister hinein, rieb ihn, preßte Brust und Glieder.

Und mählich, mählich fing das Blut zu kreisen an, das Herz begann zu schlagen, der Atem kam wieder.

Er lebt! Er lebt! Der Tote ist wieder lebendig!

Die Nachbarn und Freunde konnten es nicht fassen, das unerhörte Wunder, und große Tränen liefen über gebräunte Männerwangen. Die Frau weinte und lachte, herzte die Kinder und küßte sie.

Kein Mensch achtete auf Seesenhaar.

Da ging er still hinaus und stellte den angefangenen Sarg in die Ecke.

War Meister Knaack nun wirklich wieder lebendig?

Die Leute sagten nein.

Zwar das Herz möge wohl schlagen, Sprache und Sinne seien wohl zurückgekehrt, aber das eigentliche Leben, die Seele, die wäre drüben geblieben in jenem andern Lande, aus dem keiner wiederkommt.

Jeder, der ihn recht ansehe, müsse es ja merken, daß er nur noch ein halber Mensch, ein schattenhaftes Wesen sei. Das quiene so dahin, und kurz über lang würde die abgeschiedene Seele ihn doch nach sich ziehen.

Der Meister selber dachte nicht viel anders. Er hatte keine Freude am Dasein. Feld und Wiese und die geliebten Obstbäume sogar lockten ihn nicht. Und als er wieder einmal in die Werkstatt kam, war's ihm, als wäre er bei einem andern zu Besuch. Und wie ein Fremder, der gelangweilt in gleichgültigen Familienbildern blättert, rückte er teilnahmlos an Leisten und Brettern, tat ein paar Tritte auf der Drehbank, ging zum Hobeltisch, fuhr übers Eisen mit der flachen Hand, legte seufzend die Rauhbank wieder fort und machte sich zwischen den Hölzern zu schaffen.

Da sah er den angefangenen Sarg.

»Für wen ist der?« fragte er so obenhin.

Der Gesell wurde verlegen und wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Da merkte er, daß es sein eigner war. Er sah ihn sich genauer an: Kiefernholz, allereinfachste Arbeit. Das gefiel ihm nicht.

»Hör', Gottlieb,« sagte er, »das ist kein Sarg für einen Tischlermeister. Den will ich nicht. Wir müssen einen andern machen: Eichenholz, zwei Zoll dick, gut gebeizt, mit Kehlleisten und ordentlichen Füßen. Am Rande eine geschnitzte Efeuranke, und oben auf dem Deckel ...«

»Vielleicht ein Kreuz oder einen Palmenzweig,« fiel der Gesell ihm in die Rede.

Er schüttelte unwillig den Kopf. »Kreuz und Palmenzweig? Nein ... ganz anders ... Ich muß es wohl aufzeichnen.«

Er ging zum Bretterstapel, zog eine Eichenplanke hervor, prüfte sorgfältig Stärke und Güte des Holzes, und während er die Zeichnung rasch mit Kohle entwarf, gab er kurze Erläuterungen dazu.

»Dies ist eine Gartenhecke ... Hier ein Tor ... Halb geöffnet ... Dahinter Blumenbeete, Rasen, ein Haus ... Nur angedeutet ... Vor der Pforte ein Mann ... So ... Er will hinein, hat schon die Hand auf der Klinke ... Hier eine Frau ... Hält ihn zurück ... Mit der Linken umspannt sie seine Schulter ... So etwa ... Mit der andern die Hand auf der Klinke ... Die Kinder ... Dies hält sich an der Mutter ... Das umklammert des Vaters Knie ... Verstanden?«

Seesenhaar betrachtete nachdenklich das Bild.

»Weißt noch nicht, was es sein soll?« fuhr der Meister fort. »Ich will's dir sagen: So war's, als ich tot war.«

Seesenhaar sah fragend auf.

Der Meister dämpfte seine Stimme. »Die Leute wissen ja gar nicht, wie das ist, Gottlieb. Sie stellen sich darunter etwas Furchtbares, etwas ganz Schreckliches vor.«

Der Gesell nickte beistimmend.

»Ich sage dir, in meinem ganzen Leben war mir nie so leicht, so unbeschreiblich glücklich zumute ... Den Jammer im Hause sah ich wohl. Aber ich fühlte keinen Schmerz, Mitleid oder so. Ich wußte, es war nur wie ein Hauch auf einem Spiegel. Die Trübe verfliegt, und gleich ist alles wieder klar und schön. Der Körper lag starr und steif. Allein mein eigentliches Wesen, wie ein Gedanke, unbehindert, schwebte ich in der Ewigkeit. Ja, Ewigkeit! Das ist das richtige Wort. Denn ich war überall, in der Stube, zugleich in der Werkstatt, im Garten, überall. Vor mir eine lange Straße. Ich folgte ihr, immer weiter, immer weiter. Am Ende stand ein Haus. Weißt du, so eins, wie ich es mir immer gewünscht habe, Blumen davor, eine Hecke, eine Bank. So eins war's, das



Ziel meiner Wünsche. Und gehörte mir. Und der Gärtner kam und schloß auf: Es ist alles bereit.

Da hielten mich plötzlich Frau und Kinder zurück. Bleib hier, bleib hier! Sie jammerten, als ob ich mich ins gräßlichste Unglück stürzen wollte. Ich sagte ihnen, das sei ja unser Haus, unser sehnlich erwartetes Glück, und alles wäre bereit, ich wolle mich nur überzeugen, ob wir gleich einziehen könnten. Sie aber schrien: Bleib, bleib! Und glaubten nicht. Ich bat den Gärtner, er solle es bestätigen. Doch in demselben Augenblick fiel die Pforte zu. Ihr hattet mich ins Leben zurückgeholt.

Und so bin ich nun wieder hier. Aber mein Haus ist drüben und wartet. Darum gehe ich auch wie ein Träumender einher. So war es früher, wenn ich vom Regiment auf Urlaub kam. Man kann nichts Ordentliches vornehmen. Man weiß, es geht ja doch bald wieder fort. Ja, so ist es: Urlaub auf unbestimmte Zeit. Es kann Tage dauern, vielleicht ein paar Wochen sogar. Aber das Haus ist bestellt und wartet auf mich.

Und siehst du, darum möchte ich den Sarg so haben. Da sehen sie, daß es nichts Schreckliches ist, nichts, vor dem man sich zu fürchten hätte. Und wenn ich's nicht mehr fertigkriegen sollte, so weißt du nun Bescheid und machst alles, wie ich gesagt habe. Nicht wahr?«

Dann nahm er Meißel und Schlegel zur Hand und fing gleich an, das Brett zu bearbeiten. Er war ein sehr geschickter Mensch, und wenn er wollte, flog's ihm nur so von der Hand. Die Meisterin, verwundert, wo er so lange bliebe, guckte zur Tür herein und war freudig überrascht, ihn an der Arbeit zu sehen. Als sie dann erfuhr, was für ein merkwürdiges Stück er sich vorgenommen, war sie zwar etwas betroffen, tröstete sich aber wieder mit dem Gedanken, wenn er nur erst einmal im Zuge sei, würde sich das übrige schon von selber finden.

Der Sarg wurde fertig, wirklich ein Meisterstück, Efeuranken, geflügelte Engelsköpfe, oben die Gartenpforte. Alle, die es sahen, bewunderten die kunstreiche Arbeit, und jeder meinte, es wäre schade um das schöne Werk, wenn es nun in die Erde kommen sollte. Einer hatte auf einem Grabmal etwas Ähnliches gesehen. Ein Mittelstück wie dieses Deckelbild, aus Holz geschnitzt und an den Seiten Figuren oder Engelsköpfe. Wenn der Meister ein solches Denkmal für sich schaffen könne, würde es ihm nur zum Ruhm gereichen und vielen andern künstlerische Freude und Trost und Stärkung bringen.

Dem Meister schien das einzuleuchten. Das Deckelbild, das ihm die Hauptsache war, müßte als Grabmal noch viel besser wirken. Doch kommt es dabei sehr auf die Umgebung an. »Was meinst du, Gottlieb,« sagte er zu dem Gesellen, »wir gehen einmal hinaus und sehen uns die Stelle an.«

Der Warnitzer Kirchhof liegt dicht am Walde, zehn Minuten vor dem Dorfe, ein stilles, sonniges, von niedriger Steinmauer umschlossenes Eckchen. Verfallene Hügel, mit Gras und Unkraut bestanden, dazwischen wieder neue, mit Blumen geschmückt. Morsche Holzkreuze, zerbröckelnde Steine, über und über mit Flechten bedeckt, und daneben gußeiserne Gitter, hohe Kiefernstämme, Buschwerk und Nesseln. Es schien, als kümmere sich kein Mensch darum, als mache jeder sein Grab, wo und wie es ihm beliebte. Der Meister hatte bald eine passende Stelle gefunden. Unter dem Lärchenstamm, fast in der Mitte des Friedhofs, dem Eingange gegenüber. Da mußte es jedem in die Augen fallen.

»Geht nicht,« sagte Seesenhaar, »da kommt Bauer Lemke hin.«

»Bauer Lemke?« Der Meister war sehr enttäuscht. »Soso, Bauer Lemke. Dann nehmen wir die Ecke dort unter dem Holunderbusch.«

»Die ist für das kleine Mädchen von Labenthin.«

»Und dort?«

»Für die alte Knoop.«

In der ganzen Reihe und selbst vorn am Eingang, nirgends ein Platz für ihn. Immer hieß es: Für den und den und den. Und das sagte er mit einer Bestimmtheit, die jedem andern aufgefallen wäre. Der Meister merkte nichts. »Wo soll ich denn hin?« fragte er unmutig.

»Dort,« sagte Seesenhaar und wies in den Wald jenseits der Mauer.

»Wie ein Hund draußen im Busch? Was soll das heißen?«

»Dort wird auch einmal Kirchhof sein.«

»Ja, nach zwanzig, dreißig Jahren vielleicht, wenn ich längst vermodert bin.«

Seesenhaar zuckte die Schulter. Meister Knaack aber, nach der Art mancher eigensinniger Kranken, fing wieder von vorn an. Die Stelle unterm Lärchenbaum, die wollte er haben. Lemke sei noch in den besten Jahren, und bis jetzt wäre es nicht Mode gewesen, daß einer sein Grab jahrelang voraus bestellte. Wer überhaupt dem Bauer diesen Platz versprochen habe, und woher es Seesenhaar wisse?

Der streckte seine Hand aus und wies durch die Föhrenstämme zum Dorfe: »Dort kommt er.«

Auf dem flimmernden Sandwege, der baumlos am Haff entlang im großen Bogen zum Kirchhof führt: ein langer schwarzer Zug. Sie brachten Lemke zur Ruhe.

Über den glühenden Feldern zitterte die heiße Luft in verschwimmenden Linien, zerriß und



verzog die dunklen Gestalten zu seltsamen Formen. Wie Schatten auf bewegtem Wasser schwankten sie hin und her, lösten sich bald vom Boden ab, daß sie, wie in der Kimmung drüben die Küste, in freier Luft zu schweben schienen, bald schrumpften sie zwergenhaft zusammen, verblichen jetzt in Dunst und Staub und traten nun wieder mit aller Deutlichkeit hervor, so daß man bald jeden einzelnen erkennen konnte.

Vorn der Küster und die Kinder. Dann die beiden weißen Pferde. In der ganzen Gegend gab es nur ein solches Gespann. Mit ungewohnter, feierlicher Ruhe zogen sie den einfachen Ackerwagen. Er war mit weißen Laken bedeckt. Darauf stand der Sarg. Dahinter ging die Witwe, an der einen Seite der Pfarrer, an der andern ihr Sohn Gustav in Adlerhelm und weißem Waffenrock. Er stand bei den Kürassieren in Pasewalk. Und dann der lange Trauerzug: Männer, Frauen, Kinder. Das ganze Dorf folgte dem Sarge. Auch die Meisterin war darunter.

Warum aber sangen sie nicht? Kein Sterbelied, kein Glockenklang, nicht einmal Stampfen und Klirren der Pferde ward gehört. Und schienen doch höchstens hundert Schritt noch ab zu sein. Lautlos, gespensterhaft schwamm es heran ...

»Ich möchte nicht, daß sie uns treffen,« sagte der Meister. »Wir wollen seitwärts durch den Busch.«

Sie stiegen über die niedrige Mauer und gingen auf Umwegen zum Dorf zurück.

Der Meister sprach kaum ein Wort. Augenscheinlich war er verstimmt, daß er nicht teilnehmen konnte an dem Begräbnis. Aber hatte er denn etwas davon gewußt? Er hatte ja keine Ahnung gehabt, daß Bauer Lemke krank gewesen. Warum ihm seine Frau das wohl verschwiegen hatte? Er wollte sie fragen, wenn sie zurückkam, blieb am Giebel unter dem Birnbaum und wartete. Nicht lange, so kam sie die Straße herab, merkwürdigerweise im Alltagskleide, den Kartoffelkorb am Arm und in der Hand die Hacke. Und war doch auf Lemkes Begräbnis gewesen!

Während er noch vergeblich suchte, sich den Widerspruch zu erklären, ward er plötzlich durch etwas andres in Verwunderung, ja in Furcht und Schrecken versetzt. Vom Felde bog ein Wagen in die Dorfstraße ein. Zwei Schimmel davor. Es gab nur ein Gespann wie dieses in der ganzen Gegend. Und da ... ihm stockte der Atem, seitlings auf dem Bretterwagen, hemdsärmelig, rot und frisch, da saß er selber, der Tote, den sie eben zu Grabe getragen hatten: Bauer Lemke, in behäbiger Fülle, ließ die Beine baumeln, schmitzte mit der Peitsche und pfiff ein Lied.

»Guten Abend, Meister Knaack!« rief er ihn an. »Na, Leben wieder frisch?«

Der stand, leichenblaß, starren Blicks, unvermögend, ein einziges Wort hervorzubringen. Weder Gruß noch Dank.

Der Bauer schüttelte den Kopf, trieb die Pferde an und lenkte auf seinen Hof.

Dem Meister wankten die Knie. Er setzte sich auf die Bank. »Um Gottes willen, Gottlieb,« sagte er zu dem Gesellen, »was ist das alles? Was hat das zu bedeuten?«

»Das bedeutet,« erwiderte Seesenhaar sehr ernst, »das bedeutet, daß wir ein Gesicht gesehen haben auf dem Kirchhof. — Seine Zeit ist um — in drei Tagen ist er tot.«

»Gottlieb!«

»In drei Tagen ist er tot!« wiederholte der Gesell. »Ich kenne das. Sagt aber keinem Menschen etwas davon. Auch nicht zu Eurer Frau. Es schafft nur unnötiges Gerede, Furcht und Tränen und ändert nichts.«

Die nächsten Tage waren voll schrecklicher Spannung. Der Meister fand keine Ruhe in der Werkstatt, lief unstet hin und her, bald ins Haus, bald ins Dorf, bald an die Hobelbank zurück. »Ich kann's nicht aushalten,« sagte er zu Seesenhaar. »Und ob's nicht besser wäre, wenn man ihm eine Warnung, nur eine Andeutung machte?« Mehr als einmal war er versucht, wenigstens mit seiner Frau darüber zu sprechen.

»Tut es nicht, es würde doch nichts nützen,« sagte Seesenhaar. »Oder meint Ihr, Gott ließe sich überlisten? Es kommt alles, wie er's haben will. Das beste ist, nicht daran denken. Arbeit! Arbeit!« Und er rührte den Hobel, daß die Späne flogen. Dem Meister aber gelang es nicht, seine Gedanken so zu zwingen. Immer wieder kehrten sie zu dem Gesicht zurück. Ob Seesenhaar recht hatte? Vielleicht hat es etwas ganz andres zu bedeuten gehabt. Vielleicht war alles nur Trug und Täuschung der überreizten Sinne. Doch Furcht und Grauen ließen sich nicht hinwegvernünfteln. Mit jeder Stunde wurde er unruhiger.

»Ich halt' es nicht aus, Seesenhaar. Ich halt' es nicht aus. Mir sprengt's das Herz. Ich muß es sagen.«

Da aber war es schon geschehen. Drüben auf Lemkes Hof ein Rennen und Rufen, laute Klage der Frauen. »Zu spät!« sagte der Meister, als ob er's hätte ändern können.

Ganz unerwartet, beim Anspannen war's gekommen. Das Handpferd, immer etwas unruhig, war ins Geschirr getreten, und wie der Bauer sich danach gebückt, hatte die Stute ihm an die Stirn geschlagen. Ohne daß er wieder zur Besinnung kam, mußte er nach kurzer Zeit den Geist aufgeben.

Das ganze Dorf folgte dem Sarge. Meister Knaack und seine Frau natürlich auch. Und es war alles, wie er's vorher gesehen hatte. Die beiden Schimmel, der Küster mit den Kindern voran. Die Witwe, der Pfarrer. Der Sohn aus Pasewalk. Und dann der lange schwarze Zug. Langsam, schweigsam, im glühenden Sonnenbrande am Haff entlang. Wie er's vom Kirchhof aus gesehen hatte. Wie ein Traumgesicht. Den Meistar beschlich ein seltsames Gefühl. Was war nun Traum? Was Wirklichkeit? Vielleicht ist alles im Leben nur ein Traum!

Am offenen Grabe stand Seesenhaar. Er hatte den Sarg gemacht und auch die Gruft gegraben. Nun hielt er den Spaten mit dem Häuflein Erde in der knochigen Hand, und jeder trat hinzu und warf dem Bauer ein paar Hände voll nach. Zuletzt der Meister. Wie er den Gesellen stehen sah, unter dem Lärchenbaum, den Spaten in der Hand, zauderte er einen Augenblick. Eine Erinnerung war ihm gekommen: Der Gärtner, dachte er, der Gärtner, der mir das Tor geöffnet hatte, damals als ich gestorben war, so sah er aus. Was ist das nun wieder?

»Meister,« mahnte der Geselle den Zögernden.

Da griff er in die Erde und warf dem Toten seinen letzten Gruß hinunter.

Gedankenvoll ging er heim: Was ist es mit diesem Seesenhaar? Und wenn er auch nichts von jenem Grauen verspürte, das seine Frau noch immer empfand, seltsam, seltsam war es doch. Und eine Ahnung stieg in ihm auf, daß er mit dem Gesellen auf irgendeine Weise verbunden sei ...

Ein paar Wochen später, in der Mittagszeit, der Meister hatte sich für einige Minuten aufs Ohr gelegt, da wachte er plötzlich auf, von einem starken Brandgeruch im Schlafe gestört.

Er guckte in alle Ecken, fand aber nichts, ging in die Küche, die Frau lachte ihn aus, sie merke nichts, vielleicht sei in der Werkstatt wieder einmal der Leimtiegel angebrannt. Aber da war auch nichts. Und dennoch dieser deutliche Brandgeruch. Vielleicht, daß oben der Schornstein undicht ist? Vielleicht, daß gar die Bretter schwelen? Er stieg auf den Boden. Keine Spur. »Gottlieb,« rief er den Gesellen an, »sieh doch in deiner Stube einmal nach. Irgendwo muß etwas brennen.«

Der Gesell sah nach. Auch nichts. »Meister,« sagte er, »habt Ihr nicht Verwandte in Stralsund?«

Dem schien die Frage sonderbar. »Allerdings,« machte er gedehnt. »Mein Bruder ist dort verheiratet.«

»Wohnt er nicht bei der Nikolaikirche?« fragte Seesenhaar weiter.

»Allerdings,« machte er wieder. »Aber warum fragst du?«

»Dort brennt's,« entgegnete Seesenhaar und führte ihn ans Fenster.

Vom Giebel aus übersah man das weite Haff bis hinten nach Lassahn und Wolgast, wo das graue Wasser mit den Wolken zusammenlief. Dicker schwarzer Qualm zog in langen Schwaden darüber weg.

»Das muß ein großes Feuer sein,« sagte der Meister. »Die Heide brennt!«

»Stralsund!« antwortete der Gesell.

»Unmöglich. Das ist zwanzig Meilen ab. Das kann man nicht sehen.«

»Dennoch, es ist Stralsund. Kennt Ihr den Turm?«

Unter den dunklen Wolken wuchs es wie Dächer und Turmspitzen auf. Ein massiger, grüngedeckter Kupferhelm. Ein kleinerer daneben. »Wahrhaftig! St. Nikolai! Man glaubt die Glocken und die Uhr zu sehen. Der Turm glüht rot bis obenhin.«

»Und Euer Bruder?«

»Wohnt dicht dabei. Am Hospital St. Jürgen in der Bechermacherstraße. — Mein Gott, wenn er abbrennen sollte! Er hat nichts versichert! Und was wird meine Frau nur sagen! Ich muß sie rufen!«

»Wozu? Sie wird es doch nicht glauben!«

»Sie sieht es ja.«

»Sie sieht es nicht.«

»Sie hat bessere Augen als ich.«

Sie waren aus der Stube getreten und standen nun wieder in dem halbdunklen Bodenraum.

»Die Augen tun es nicht,« sagte der Gesell. »Die äußeren Augen nicht. Macht sie nur ruhig zu, Meister. Ihr seht doch alles noch ebenso deutlich wie vorher. St. Nikolai, die Dächer, die Häuser in der Bechermacherstraße. Sogar noch deutlicher!«

»Ja,« rief der Meister voll Entsetzen. »Sogar noch deutlicher! Die Flammen brechen durch. Jetzt greift es nach dem andern Hause hinüber. Kornspeicher müssen's sein. Ein Funkenregen. Und Wassergarben spritzen. Der Wind steht nach dem Bodden hinüber. Gottlob, mein Bruder hat keine Gefahr.« Er war auf die Truhe gesunken, die an der Treppe stand, und stützte das Gesicht in die Hand. »Was ist das nur? Seesenhaar, Seesenhaar! Das ist ja ein Gesicht wie auf dem Kirchhof.«

»Ja,« erwiderte der, »so ist es. Wir sehen jetzt in die Ferne wie damals in die Zukunft.«

»Wie meine Mutter! Wie meine Großmutter!« seufzte der Meister. »Und ich habe nie etwas davon gemerkt.«

»Weil Ihr nicht darauf geachtet habt. Tausendmal mögt Ihr dergleichen gesehen haben, im Schlaf und Wachen. Ihr habt es für



Otto Altenkirch: Am Waldgut

Aus der Münchner Kunstausstellung vom Sommer 1921



Träume gehalten, für Erinnerungen. Es huschte vorüber, weil Ihr es nicht zu deuten verstandet und Euch nicht die Mühe nahmt, es festzuhalten.«

»Ich will auch nicht!« rief der Meister. »Es ist schrecklich. Ich will nicht!«

»Wenn Ihr könnt ... Um so besser für Euch. Ja, es ist eine schreckliche Mitgift, ich kenne das.«

»Was wird meine Frau sagen!«

»Ist es nötig, daß Ihr's erzählt? Sie wird es früh genug erfahren.« —

Drei Tage später kam ein Brief aus Stralsund. Der Bruder schrieb von dem Brande bei St. Nikolai. Ein paar Wohnhäuser seien niedergebrannt, auch mehrere Speicher, sie selber wunderbarerweise verschont geblieben.

Das habe er schon drei Tage lang gewußt, entschlüpfte es dem Meister. Von Seesenhaar.

»Von Seesenhaar? Wie kann Seesenhaar vor drei Tagen wissen, daß es in Stralsund brennt?« fragte die Frau rasch, ein wenig lauernd. Und als der Meister schwieg: »Das geht nicht zu mit rechten Dingen. Mir ist er unheimlich, dieser Böhm. Das von Otto Rosenbruck soll er auch gewußt haben, daß er gar nicht tot ist, sondern in Ostindien auf einer Zuckerpflanzung sitzt. Und von Wine Wendorfs Bräutigam, daß er sich den Arm brechen würde, das auch. Und nun dies mit dem Feuer! Wie kann er das gewußt haben?«

Der Meister dachte an Seesenhaars Mahnung und verriet nichts.

Im Herbst aber erfuhr sie es doch.

Sie waren in der Nachmahd, kehrten am Abend von der Wiese zurück, der Meister und seine Frau.

Wie sie ins Dorf kommen, oben bei Büdner Labenthin, macht er plötzlich halt und biegt über die Straße. Sie folgt verwundert hinterdrein.

Nach einigen Schritten biegt er abermals ab und kommt wieder auf die rechte Seite zurück.

»Was soll das?« fragte sie erstaunt.

»Ich wollte die Kinder nicht stören.«

»Was für Kinder?«

»Die vor Labenthins Tür.«

»Waren doch keine Kinder.«

»Doch, ein ganzer Hause. Lise Wall und Wilhelm Dahlke und Schütts Kinder und die andern aus dem Vierpott. Sie wollten Labenthins Mädchen noch einmal sehen, die im Hausflur aufgebahrt ist.«

»Was redest du, Mann? Labenthins Rieke? Die stand auf dem Hof und fütterte die Gänse. Und da sind doch gar keine Kinder. Dreh' dich doch um und überzeuge dich.«

Er sieht sich um. »Nein, nun sind sie weg. Aber vorhin waren sie da und der Sarg auch.«

Die Frau in großer Angst: »Was ist dir, Mann? Was redest du? Bist du krank?«

»Nein, nein,« sagt er. »Hab' keine Angst. Krank nicht. Es wird ein Gesicht gewesen sein wie damals, als Lemke starb.«

Da mußte er alles erzählen.

Die Meisterin krampfte sich an seinen Arm: »O Gott, o Gott, was ist das alles! Also bist du doch ein Spökenkieker, und es wird dir gehen wie den andern, und ich muß unglücklich sein für mein Lebtag.« Sie schluchzte und weinte, und er konnte sie kaum beruhigen.

»Und an allem ist bloß dieser Böhm schuld!« fuhr sie auf. »Und morgen muß er mir aus dem Hause.«

»Nicht doch!« sagte ihr Mann. »Was kann Seesenhaar dafür? Und außerdem, solchen Gesellen kriegen wir nicht wieder. Man muß sein Glück nicht mit Füßen stoßen.«

Und dann erinnerte er sie, wie schlecht es ihnen vorher gegangen und wie das Geschäft sich gehoben hatte, daß er's fast nicht mehr schaffen könne und daran denke, noch einen Gesellen einzustellen.

»Stell' zwei Gesellen ein, morgen schon, aber diesen laß gehen.«

»Unmöglich,« sagte der Meister. »Er ist meine rechte Hand, fast tüchtiger als ich. Und so undankbar darf man nicht sein.«

»Undankbar? Weswegen solltest du ihm dankbar sein? Weil wir jetzt etwas mehr Geld haben? Wir hatten keins und lebten doch und waren glücklich. Dieser aber hat unser Glück zerstört. Keine Minute mehr habe ich dich für mich. Immer steckst du mit dem zusammen oder bist unterwegs oder hast sonst was vor. Nein, zu Dank sind wir ihm nicht verpflichtet. Aber du willst nur nicht. Hast dich schon viel zu sehr mit diesem Geisterseher eingelassen.«

»Hör' auf, Frau!« sagte da der Meister ärgerlich.

Darin hatte sie ja recht. So viel Zeit wie früher nahm er sich nicht mehr. Das Geschäft ging vor. Er hatte sich verändert, und, wie er glaubte, nicht zu seinem Nachteil. Und auch das dankte er Seesenhaar. Warum machte ihm die Arbeit früher keinen Spaß? Weil ihn seine Krankheit bedrückte und der nahe Tod ihm gewiß schien. Seesenhaar hatte ihn gesund gemacht. Er hatte ihm die Furcht genommen. Urlaub auf unbestimmte Zeit? Ja, Urlaub, wie alle, bis zum Lebensende! Für die nächsten zwanzig, dreißig Jahre war auf dem Kirchhof kein Platz für ihn. Und daß er sich in dem gespensterhaften Leichenzug nicht selber gesehen, das, sagte Seesenhaar, das sei ein sicheres Zeichen dafür, daß er noch lange unter den Lebenden weilen werde. Seitdem war er ein andrer Mensch geworden, ein brauchbarerer Mensch. Hatte Freude an seiner Arbeit. Und der Gesell half ihm treulich, schlug ihm Verbesserungen vor, kaufte mit ihm Holz, machte Pläne. Nein,



diesen Seesenhaar durfte er nicht lassen. Für die Frau aber stand es fest: Er muß fort.

Sie erinnerte sich einer Geschichte, die sie früher einmal gelesen hatte, auch von einem Böhmen. Der war ein Blutsauger und Nachtgespenst, weil man ihn nicht richtig beerdigt hatte. Nun ging er nach dem Tode um, bleich und säfteleer, und hing sich an die Lebenden und sog sie aus. So kam ihr Seesenhaar vor, ein Totengerippe, das ihnen Glück und Liebe und Leben stahl. Er mußte fort.

Zu Michaelis stellte der Meister einen zweiten Gesellen ein, einen jungen Menschen aus der Nachbarschaft, ganz das Gegenteil von Seesenhaar, leichtsinnig, immer lustig, immer hinter den Mädchen her, des Abends im Kruge, und bei der Arbeit nicht eben fleißig. Wenn der Meister abwesend war, wollte er es sich bequem machen, aber da kam er schlecht an. Seesenhaar paßte ihm scharf auf die Finger und gab ihm auch sonst sehr deutlich zu verstehen, wie er über ihn dachte. Kein Wunder, daß der Neue in ihm bald seinen Feind und Widersacher sah und jede Gelegenheit benutzte, ihn anzuschwärzen.

Nun war Seesenhaar ja wirklich ein mehr als sonderbarer Mensch. Er sprach mit keinem ein Wort und schien doch über alles Bescheid zu wissen, arbeitete den ganzen Tag, und in der Nacht ging er spazieren. Manch einem war er ganz unverhofft zu später Stunde auf einsamem Wege begegnet. Wenn jemand beerdigt werden sollte: er grub das Grab, er hielt den Spaten mit der Erde und schaufelte nachher auch den Hügel auf. Die Leute sagten, er würde sich totgrämen, wenn einmal an seinem eignen Sarge ein andrer die Schippe halten müsse. Franz, der zweite Gesell, pflegte dann mit geheimnisvoller Miene hinzuzusetzen: Nächstens würde wohl wieder einer ins Gras beißen, der Alte habe seinen Zylinder neu poliert, und das sei immer ein böses Vorzeichen. »Denn das ist gewiß, Frau Meisterin, diese Böhmen können mehr als wir. Und er hat das sechste und siebente Buch Mosis. Da stehen lauter solche Zauberkünste drin, und eine Glaskugel, in der sich alles spiegelt, was irgendwo geschieht, und eine Totenuhr, die sieht aus wie ein Eierglas, und wenn der Sand abgelaufen ist, dann muß der Mensch sterben, dem es gilt. Er schläft niemals in der Nacht, das wissen sie alle im Dorfe, und abends kommt immer ein kleiner grauer Vogel zu ihm durchs Fenster und erzählt ihm, was draußen vorgefallen ist, das habe ich mit meinen eignen Augen gesehen.«

Damals waren die Leute noch sehr abergläubisch, und die Meisterin — wenn auch manches Übertreibung sein mochte, für ganz unmöglich hielt sie es nicht. Außerdem war es Wasser auf ihre Mühle, und sie wünschte nur, sie könne es ihrem Manne einmal beweisen, was dieser Seesenhaar für dunkle Sachen treibe. Und schließlich, man muß doch wissen, was im eignen Hause geschieht.

Und eines Tags, als der Meister und Seesenhaar über Land waren, schlich sie sich, wenn auch mit Herzklopfen, nach oben, um seine Geheimnisse auszukundschaften. Zuerst war sie enttäuscht. Die Totenuhr kam ihr wie ein Logglas vor, das sie bei den Schiffern häufiger gesehen hatte, und die wunderbare Glaskugel, von der der Gesell erzählte, konnte ebensogut eine Schusterkugel sein. Seesenhaar besohlte sich seine Stiefel ja selber, wie er überhaupt soviel wie möglich allein tat, seine Wäsche besorgte, sogar das Bett und die Stube machte, so daß sonst niemand etwas drin zu suchen hatte. Allein der kleine schwarze Kasten dort — was er wohl in dem Kasten haben mochte? Ein Stückchen Seidenzeug war eingeklemmt. Wozu das Seidenzeug?

Und auf dem Tisch die altertümlichen Bücher! Sie schlug das dickste auf. Es war ein Andachtsbuch der böhmisch-mährischen Brüder. Sie konnte es nicht lesen. Es war in böhmischer Sprache geschrieben, und ungewohnte Buchstaben waren darunter. Ob dies das sechste und siebente Buch Mosis war? Es ward ihr unheimlich. Sie wollte es fortlegen. Da fiel ein kleiner Zettel heraus.

Darauf standen viele Namen: Bauer Lemke, Rieke Ladenthin, die alte Knoop und andre, die schon tot waren, und dann auch solche, die noch lebten, und krause Zeichen dahinter, und zuletzt, ihr zitterte die Hand: Fritz Knaack. Und sie dachte daran, was die Leute von ihm erzählten, daß er die Uhr habe und jedes Menschen Tod vorher wisse, und eine große Angst überkam sie.

Wie sie noch so steht und auf den Zettel starrt, fühlt sie, daß hinter ihr sich etwas sachte bewegt, und eine Geisterhand berührt leise ihre Schulter. Da schreit sie auf, läßt das Buch vor Schreck fallen, rennt hinaus, dem Gesellen fast in die Arme, der gerade die Treppe heraufkommt.

Wo kam er her, er war doch über Land, wie konnte er's wissen?

Als sie nachher ihrem Manne davon erzählte, lachte er sie aus. Es sei das zahme Rotkehlchen gewesen, das dem Gesellen immer auf die Schulter komme. Und der Zettel mit den Namen? Nun, was sollte das bedeuten? Und was die Leute sonst erzählen — er tat es mit einer Handbewegung ab.

Allein etwas bleibt bei jeder Verleumdung haften. Und steter Tropfen höhlt den Stein. Seesenhaar merkte wohl, daß auch der Meister ihm nicht mehr so freundlich gesinnt war wie

sonst. Aber noch blieb er. Wohl der Kinder wegen. Denn, wenn er auch für Große nichts übrig hatte, die Kleinen waren seine Lieblinge. Er spielte gern mit ihnen, schnitzte Tiere und Puppen für sie, und wenn sie ihn in seiner Giebelstube besuchten, hatte er immer einen Apfel, eine Birne oder sonst was Gutes für sie. Vielleicht hatten die Leute recht, die sagten, daß er in Böhmen verheiratet gewesen und eine Frau und Kinder besessen und daß er erst nach ihrem plötzlichen Tode so merkwürdig geworden sei. Wer weiß?

Die Meisterin hatte es niemals gern gesehen, nun aber verbot sie ihnen aufs strengste, nach oben zu gehen. Allein Georg, der Älteste, Seesenhaars besonderer Liebling, fand immer wieder eine Gelegenheit, es heimlich doch zu tun.

Einmal hatte sie ihn lange vergeblich gesucht, da steckte es ihr Franz: der Junge sei oben bei Seesenhaar.

Sie in großer Erregung die Treppe hinauf, stößt die Tür auf. Da sitzt der Junge bei ihm auf der Bank. Und der Geselle hat ein paar Holzpuppen, mit bunten Flittern bekleidet, in der Hand und macht Theater und läßt Kasperle sich mit dem Teufel und seiner Großmutter schlagen. Und auf der Totenuhr sitzt das gespenstische Rotkehlchen und wippt mit dem Schwanze und piept dazwischen.

Da reißt die verängstigte Mutter den Kleinen an sich. Den Mann habe er ihr schon abspenstig gemacht, nun wolle er auch noch das unschuldige Kind verführen.

Verführen? — Wie sie das meine? fragt der Gesell.

Ja, verführen, mit diesem Zauberkram und Hexenwesen. Und man wisse ja, was er für einer sei. Aber den Jungen wolle sie behalten, und sie litte es nicht, daß er auch so einer werde.

»Was für einer?«

»So einer wie Ihr, ein Spökenkieker und — wandelnder Tod.«

Da war es heraus. Gleich darauf tat es ihr leid, und sie wurde feuerrot.

Doch Seesenhaar lächelte nur, ein stilles, trauriges Lächeln. »Ihr habt ganz recht, Frau Meisterin, so einer soll er nicht werden.«

Am Nachmittag war er noch stiller als sonst. In der Nacht aber hörten sie ihn lange auf und ab gehen und kramen und laut mit sich sprechen.

Am Morgen kam er mit schwarzem Rock, mit Vatermördern und Zylinder, den Ranzen von Wachsleinwand auf dem Rücken, ein kleines Buch in der Hand. »Das möchte ich dem Jungen zum Andenken lassen. Er soll es fleißig lesen, wenn er groß ist. Es ist ein Zauberbuch, Frau Meisterin, aber anders, als Ihr denkt: Die Nachfolge Christi von dem berühmten Thomas von Kempten.«

»Willst du denn fort?« fragte der Meister, dem die Frau schon alles erzählt hatte.

»Ja,« versetzte er ruhig. »Man muß sich umtun in der Welt. Ich mache fremd.«

»Wenn Ihr denn durchaus wollt, ich kann Euch nicht halten. Aber leid tut es mir doch. Wo soll es denn hingehen?«

»Nach Rußland, denke ich.«

»Nach Rußland? Da ist die Cholera!«

»Mir gerade recht.«

»Gottlieb,« sagte der Meister, »wir haben so lange zusammen gearbeitet und sind stets gut ausgekommen miteinander. Vergiß uns nicht, und wenn du wieder in diese Gegend kommst, hier ist immer ein Platz für dich. Du wirst uns doch noch einmal besuchen?«

»Für gewöhnlich sehen mich die Leute nicht allzu gern. Doch wenn Ihr Wert darauf legt ... Das Leben ist kurz, und ehe es aus ist, will ich noch einmal vorsprechen.«

Ein Jahr, zwei Jahre vergingen. Sie brachten nichts Besonderes.

Dann stieg im Westen das Kriegsgewitter auf. Mobilmachung! Vieler Herzen loderten in heller Begeisterung. Meister Knaack machte die Werkstatt zu. Seine beiden Gesellen waren ihm gleich am ersten Tage davongelaufen. Nicht lange mehr, dann mußte er selber fort. »Kerngesund,« hatte der Arzt gesagt, »keine Spur von Herzkrankheit.« Er schloß die Bücher ab. Wenn ihm was Menschliches begegnen sollte, wollte er seiner Frau doch wenigstens geordnete Verhältnisse hinterlassen.

»Du kommst doch wieder?« fragte sie voll Angst.

Er zuckte die Schultern.

»Doch!« fuhr sie eindringlicher fort. »Sag', daß du mir wiederkommst.«

Er zog sie an seine Brust: »Wer kann das sagen!«

»Du kannst es.« Und zögernd mit leiserer Stimme: »Deine Mutter und deine Großmutter haben es auch gekonnt. Oder willst du nicht, darfst du's mir nicht sagen?«

Wenn er nur etwas gewußt hätte! Angst und Sorge bewegten ihn selber ja viel mehr, als er es zugestehen mochte.

Er hatte es versucht, hatte mit aller Kraft gesammelter Gedanken der Zukunft dunkle Pforte zu öffnen sich bemüht. Umsonst! Hier, wo er es zum erstenmal zu seinem eignen Dienst verwenden wollte, versagte das mütterliche Erbe.

Als sie dann — es waren ihrer siebzehn Mann aus der Gegend — in Segebarths Kutter die Oder hinauffuhren, lag es unsäglich schwer und drückend auf ihm wie auf den meisten andern seiner Fahrtgenossen: Wie viele von uns werden die Heimat wiedersehen?

Die Jungen freilich machten sich weniger



Sorge. Sie hatten Musik und Bier an Bord, sangen und freuten sich des noch blühenden Lebens.

Beim Regiment in Stettin war dann für keinen viel Zeit zum Nachdenken. Da gab es Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke zu verpassen, Wachen, Listen, Übungen. Die Zeit verging. Sie fuhren nach Berlin, wo sie noch einmal acht Tage mit Warten und Übungen verbrachten. Dann kam Befehl: Ins Feld!

Der Hauptmann hielt eine Rede, sprach von König und Vaterland, von alter Pommerntreue, die sich auch jetzt wieder glänzend bewiesen. Denn, wenn ein alter Mann hinten aus Rußland nach Stettin sich aufmacht, um freiwillig seinem König zu dienen, wenn er, überall abgewiesen, Himmel und Erde in Bewegung setzt, schließlich zu Fuß nach Berlin reist, nur um in allerletzter Stunde noch mit ins Feld zu kommen, dann sei das ein leuchtendes Beispiel preußischer Soldatentugend. Er sei stolz auf diesen Mann. Sie alle sollten sich ihn als Muster nehmen, dann werde das Regiment nur dem Namen nach das zweite, an Ruhm und Ehre aber das erste sein.

Dann kam der Feldwebel mit dem Freiwilligen aus Rußland: ein langer, dürrer Kerl. Die Ärmel seines Rockes waren viel zu kurz, der strähnige Hals reckte sich geierartig aus dem niedrigen Kragen. Auf dem eckigen Kopfe schien die Pickelhaube keinen Halt zu finden. In den tiefen Augenhöhlen glühte es unheimlich — Seesenhaar.

Ob er in Petersburg nicht trocken und warm genug gesessen habe, fragten sie ihn in der Eisenbahn. »Trocken schon,« gab er lachend zur Antwort, »aber kalt!« Und für seine alten Knochen brauche er etwas Wärme.

Frankreich sei das rechte Land für ihn. In seiner Jugend habe er es bis Paris durchwandert. Düpäng, Düwäng, und dazu ein Stück Düvormaasch, das schmecke wie 's schlesische Himmelreich.

Da lachten sie und meinten, er wäre ein ulkiger Kerl.

Dann wieder Witze, Schnurren, Taschenspielerstückchen, die lange, zweiundsiebzigstündige Eisenbahnfahrt: der eine Mann hielt die ganze Kompanie in Stimmung. »Das ist Hessen — Im Lande Hessen gibt's nichts zu fressen.«

»Hurra, der Rhein! Es braust ein Ruf wie Donnerhall!« ...

Meister Knaack saß in einer Ecke und konnte sich nicht genug wundern. War das derselbe Seesenhaar, sein traurig-schweigsamer Gesell? Er hatte sich ganz und gar verändert. Und dennoch, diese übermäßige Lustigkeit schien etwas Krankhaftes zu haben, diese lodernde Glut war ihm unheimlich und machte ihn selber nicht heiterer.

»Heimweh, Meister?« fragte Seesenhaar. »In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wir öffnen jetzt die Gartenpforte und lassen Tausende herein. Gefällt's Euch nicht? — Da sind wir bei Spichern. Seht die Weinberge! Die Pforte ist auf, und rote Käppis liegen dahinter!«

Sie drängten sich alle ans Fenster, um etwas von den Turkos und Zuaven zu sehen. Er aber sang mit krähender Stimme: »Was kraucht da in dem Busch herum?« Kein Mensch konnte das Kutschke-Lied. Allein es zündete. Alle stimmten jubelnd ein. Besonders die Jüngeren, die brannten vor Kampfbegier. »Die andern sind uns immer voraus. Sie werden uns nichts mehr zu tun übriglassen!«

Als sie dann aber die Mosel überschritten, an die Schlachtfelder von Vionville und Mars-la-Tour kamen und zum erstenmal den Greuel der Verwüstung in nächster Nähe sahen, da wurden auch die Lauten still. Denn nun lagen sie da, stumm und steif mit krampfigen Händen und starrem Blick, die Tapferen, die immer voraus gewesen. Ächzen und Stöhnen der Verwundeten des vorigen Tags, die man noch nicht alle hatte fortschaffen können. Pferde mit aufgetriebenen Leibern. Blut und Eingeweide. Schuster Dahlke stolperte über einen Stiefel, einen schönen neuen Kürassierstiefel. Er bückte sich. Ihm tat's leid um das Leder. Da sah er mit Entsetzen, daß noch der blutige Stumpf drin steckte. »Laß liegen, Schuster,« rief Seesenhaar, »Menschenleder hält nicht.« Diesmal lachte niemand.

Nachmittags bezogen sie Quartier in einem einzelnen Gehöfte. Die Truppe sollte einen halben Tag Ruhe haben. Post, Wein, Zigarren wurden verteilt — und Patronen.

Man wußte, was das zu bedeuten hatte. Es ging auf Metz. Da sollte die große Schlacht geschlagen werden. Unter den Birnbäumen schrieb Meister Knaack noch einen letzten Brief. Die schönen großen Früchte hingen von zersplitterten Ästen herab, lagen am Boden zerstreut. Er hob eine auf, wog sie in der Hand und dachte an seinen Garten daheim. Die Austbirnen mußten jetzt reif sein. Wer weiß, ob er je wieder eine davon zu essen kriegt.

»Eben ist Befehl gekommen; morgen um 4 Uhr geht's los,« sagte Seesenhaar neben ihm. Seine Augen leuchteten.

»Es ist furchtbar,« seufzte Knaack.

»Die meisten Menschen haben eine ganz falsche Vorstellung davon. Sie sehen den Tod als etwas Furchtbares, ganz Schreckliches an. Wir wissen's besser, nicht wahr, Meister?«

Meister Knaack erinnerte sich wohl, daß er so einmal gesprochen hatte. Aber damals kannte er dies noch nicht. Und außerdem, damals war er krank, lebensmatt. Jetzt war er in der Blüte



seiner Kraft und fühlte sich durch starke Bande mit Frau und Kindern verwachsen.

»Ja,« sagte er ehrlich, »ich habe Angst.« Und dann mit scheuer Bitte: »Seesenhaar, komme ich zurück?«

Er wich aus. »Der Krieg ist keine Lebensversicherung.«

Der Meister zog ein kleines Lichtbild aus der Tasche: seine Frau und die Kinder. »Siehst du, das ist, was einem Angst macht und das Herz so schwer. Kennst du den noch?«

»Ist das Georg, mein kleiner Freund? Schon so groß? Er wird mich längst vergessen haben!«

»Nicht doch, er hat oft nach dir gefragt. Und hier im Brief steht es auch: Grüß' Seesenhaar, und er soll auf dich aufpassen und dich gesund zurückbringen.«

»Da hat er sich gerade den Rechten ausgesucht.«

»Nicht wahr, Gottlieb, wir wollen zusammenhalten, und wenn es doch geschehen und ich fallen sollte, hier meine Uhr, die bringst du dem Jungen. Und diesen Brief schickst du an meine Frau. Am liebsten wäre mir, er käme noch heute fort.«

»Die Feldpost ist im andern Dorfe, eine Stunde hinter uns. Wir könnten ihn dort abgeben. Willst du, so komme ich mit.«

Als sie zurückkamen, dunkelte es schon. Ein stiller, weicher Abend. Aus den Wiesen stieg der Nebel auf.

»Weißt du, Gottlieb, das ist ebenso wie damals, als du noch bei uns Geselle warst, wenn wir abends vom Feld nach Hause gingen. Drei Jahre sind es her. Mir ist, als wäre es gestern gewesen.«

»Und mir, als läge eine Ewigkeit dazwischen.«

»Solch Grasweg war es auch. Und so pflegten wir zu gehen, einer hüben, einer drüben. Sonderbar, manchmal könnte man glauben, und ich habe häufig dies Gefühl, das ganze Leben sei nur ein Traum.«

»Ein Traum, aus dem du dir wohl kein Erwachen wünschest?«

»Wenn das Erwachen Tod heißt, nein.«

»Und wer sagt dir denn, daß du danach nicht zum zweiten, zum dritten, zum hundertsten Male so träumen wirst?«

»Meinst du, daß man noch einmal, hundertmal leben sollte?«

»Vielleicht! — Vielleicht ist's noch ganz anders.«

»Wie sollte es sein?«

Seesenhaar sann eine Weile nach. »Ich habe viel darüber nachgedacht, und ich sage dir: Ja, es ist ein Traum. Du und ich und alles hier: nur bloße Schattenbilder. — Wer aber ist der Unbekannte, der uns träumt?«

»Ich weiß nicht,« erwiderte der Meister zagend.

»So will ich's dir verraten: Gott ist es. Er träumt die Welt und dich und mich, Gedanken seines Schlafs. Wie aber, wenn er nun erwacht? Gott, dessen Träumen uns Leben heißt, in Wirklichkeit ist er — der Tod.«

Dem Meister lief ein Schauder übers Herz. Jener aber, der ihm schon immer für einen Grübler und besonderen Heiligen gegolten hatte, redete weiter von Gott und Welt, von Tod und Leben. Ein wunderliches Gedankengebäude, das er sich in einsamen Stunden erzimmert hatte. Meister Knaack begriff es nur zum kleinsten Teil. Doch seine Seele zitterte erregt in heiliger Ahnung ewiger Geheimnisse.

Schon hörte er Seesenhaars Stimme nur noch gedämpft und wie aus weiter Ferne. Nebel und Dunkel verhüllten ihn seinem Blick. Schatten tauchten neben ihm auf, verschwanden wieder in dämmernder Nacht. Rufe, Schritte! Und niemand zu sehen. Immer seltsamer ward ihm zumute. Seine Füße schienen den weichen Boden kaum noch zu berühren. Von rechts und links verhallendes Geräusch wie Wagenrasseln, Waffenklirren und Tritt marschierender Bataillone. Immer dichtere Massen. Er ward hineingerissen in dies spukhafte Dunkel und muß nun mit ihnen fort, weiter, immer weiter im Geisterschritt, bis zuletzt Gewehre knattern, Kugeln sausen, grellroter Feuerschein die Nacht erhellt.

Da erkennt er neben sich die Kameraden von der Kompanie. Der lange Kohlmann liegt im Straßengraben und schießt und schießt. Schuster Dahlke drängt sich an ihn heran. »Knaack,« sagt er ... Da trifft eine Kugel ihn mitten in die Stirn, Blut und Hirn spritzen dem Meister ins Gesicht. Er schrickt zusammen, zittert und weicht zurück. »Hierher, Meister!« Seesenhaar ist's. Aufrecht steht er am Rande des Steinbruchs. »Keine Angst, Meister; wir kommen durch!« Kugeln pfeifen, Granaten platzen. Der Leutnant fällt. Zimbars fällt, dem kleinen Ott zersplittert eine Kugel das Bein. Der Meister hält aus neben Seesenhaar, hält aus, bis die letzten Schüsse verknattert sind und auf dem nächtlichen Felde die Wachtfeuer erglühen.

Im Dämmerschein nachher geht es weiter. Sie kommen durch Dörfer und Städte. Doch niemals will es völlig tagen. Immer dies unwirkliche Dunkel. Paris und Weihnachten mit Tannenbäumen. Dann wieder Marsch in grimmer Kälte. Eisglatte Wege. Verschneite Schluchten. Kampf im Gebirge. Bohl aus Stepenitz fällt. Blut auf weißem Schnee. Endlich zur Heimat zurück.

In der festlich geschmückten Kirche begrüßt der Pfarrer die Heimgekehrten. Von den siebzehn, die damals auf dem Schiffe waren, sieht er nur noch zwölf. Dahlke ist nicht mehr, Zimbars ist nicht mehr, Bohl, Kuphal, Lüdtke sind

tot, Ott geht auf Krücken, und Henning hat nur noch einen Arm.

Nach der Kirche führen ihn Frau und Kinder nach Hause. Trotzdem es noch immer wie ein Schleier vor seinen Augen liegt, als habe die Sehkraft gelitten, erkennt er doch schon von weitem die Kränze und die Inschrift an der Tür. Vom weißen Giebel her grüßt ihn sein Birnbaum. Und darunter steht ... Seesenhaar?

Seesenhaar ist's. Aber der Giebel ist nicht der seines Hauses daheim. Vom Birnbaum hängen die Äste zersplittert herab. Es ist der Garten auf dem Gutshof, wo sie gestern Rast gemacht haben; und das seltsame Dunkel ist die Dämmerung des neuen Tages.

»Wo kommst du her?« fragt Seesenhaar. »Und wie siehst du aus?« Der Mantel zerrissen, die Stiefel beschmutzt, Nachttau hängt ihm in Bart und Haar.

»Du weißt es,« gibt der Meister mit tonloser Stimme zur Antwort. »Und nun laß mich, ich bin so müde,« fällt ins Stroh und schließt die Augen.

Seesenhaar deckt ihn zu.

Dann hockt er wieder auf dem Baumstumpf daneben, regungslos, ein Geier, der des nahen Fraßes harrt.

Im Osten kündet sich ein schmaler Streif.

Der Tag von Gravelotte bricht an.

Es wird zum Wecken geblasen. Die Mannschaft macht sich marschbereit. Alles ist angetreten. Nur Meister Knaack fehlt noch. Sie finden ihn endlich schlafend im Stroh, rütteln ihn, schütteln ihn, gießen ihm Wasser ins Gesicht. Alles vergeblich.

»Wird gestern zu viel Wein getrunken haben,« schimpft der Feldwebel.

»Er ist die ganze Nacht draußen umhergeirrt,« sagen die Kameraden.

»Er hat ein Gesicht gesehen,« sagt Seesenhaar.

»Schmeißt ihn auf den Gepäckwagen, schließlich wird er ja munter werden,« bestimmt der Feldwebel.

Er schlief bis Gravelotte.

Von dem furchtbaren Marsche in glühender Sonnenhitze, von Durst und Hunger, von dem lauten Kanonendonner, der unaufhörlich von St. Privat herüberrollt, merkt er nichts.

Abends gegen 7 Uhr, als hinter der Schlucht des Mancebaches die Kompanie sich gefechtbereit macht, wacht er auf. Schlaftrunken faßt er sein Gewehr. Wie ein Nachtwandler schleicht er mit den andern durch die waldige Schlucht. Erst nach und nach begreift er, daß diese Dämmerung nicht mehr Dunkel der Nacht, auch kein spukhaftes Traumgebilde, daß es schon wieder der sinkende Abend und grause Wirklichkeit ist.

Gewehre knattern, Kugeln sausen, grellroter Feuerschein. Es ist die Ferme St. Hubert, die vor ihnen brennt. Vorwärts! Vorwärts! Die Offiziere mit geschwungenem Degen voraus. Hirn und Blut spritzen ihm ins Gesicht: Dahlke fiel. Dem Meister graut's. Soll er denn alle Schrecken der Nacht noch einmal schaudernd durchleben? Noch einmal! Und jetzt nicht gemäßigt durch den Schleier eines wachen Traumes. »Hierher, Meister,« ruft Seesenhaar. »Und keine Angst, du weißt, wie alles kommt.«

Ja, er weiß es jetzt. Sein Leben ist ihm sicher. Seitdem er Dahlke fallen sah, weiß er, daß alles so kommen wird, wie er es in der Nacht gesehen. Und dennoch bangt ihm, dennoch zagt er. Wozu, wozu der Jammer? Nur damit — ein Gott im Schlaf nicht Langeweile hat?

Und dieser Seesenhaar! Granaten platzen. Er wird in tausend Stücke zerrissen! Nein, er lebt, steht aufrecht am Rande des Steinbruchs, in den die andern sich geflüchtet, steht, winkt, schießt. Der Kolben ist ihm zerschmettert, der Helm entfallen. Der Mantel von Kugeln zerfetzt. Gehen sie wirkungslos selbst durch den dürren Körper?

Jetzt wendet er den gräßlichen Kopf. Im hohlen Auge glüht's. Er reckt den Knochenarm. »Hierher ...«

Und noch im Lazarett, in seinen Fieberträumen schreckt ihn das grausige Bild.

Er liegt krank an der Ruhr, wie so viele seiner Kameraden. Eines Tags besucht ihn Seesenhaar. Der Meister aber erkennt ihn nicht.

»Er hat 41 Grad,« sagt ein andrer, »und wird wohl bald abschrammen.«

»Er wird nicht,« sagt Seesenhaar und behält recht: am andern Tage ist er fieberfrei.

»Weißt du, wer gestern hier an deinem Bette saß,« fragt ihn sein Nebenmann.

»Der Tod,« erwiderte der Meister.

»Ja, so sah er aus, der lange Unteroffizier von der Zweiten. Und so nennen sie ihn auch: der Tod aus Böhmen, weil er sich vor nichts fürchtet, immer voran ist und bei jeder Unternehmung dabeisein muß.«

»Den muß ich kennen,« setzt ein andrer, ein Schlesier hinzu. »Ich glaube, er stammt aus meiner Heimat. Heißt er nicht Seesenhaar?«

Und nun besinnen sich noch mehr des seltsamen Kameraden, und sie erzählen merkwürdige Geschichten von ihm, und irgend etwas Schweres müsse er auf der Seele haben, denn es schien doch, als suche er den Tod.

Meister Knaack hat seine eignen Gedanken dabei. Er nimmt sich vor, einmal ernstlich mit ihm zu reden, wenn er wieder zurückkommt in die Kompanie.

Nach ein paar Wochen ist es soweit. Aber Seesenhaar findet er nicht vor. Es hieß, er habe die Öde des Lagerlebens vor Metz nicht



länger ertragen mögen und sich anderweitig hingemeldet, wo es heißer zugeht.

Manche wollten auch wissen, daß er gefangen sei, verwundet, tot und schon längst verscharrt. Jedenfalls hat ihn beim Regiment nie wieder einer gesehen.

Sie rückten nun den andern nach auf Paris. Und es kam alles, wie es der Meister schon vorher gesehen hatte. Weihnacht vor Paris und Tannenbäume. Dann gegen Bourbaki ins Juragebirge. Wieder zurück. Und endlich in die Heimat. In der Kirche überzählte er die Heimgekehrten. Zwölf waren es. Und Ott auf Krücken und Henning nur mit einem Arm.

Hatte er es nicht alles vorher gewußt, alle Einzelheiten in jener merkwürdigen Nacht schon einmal durchlebt?

Unsre Gedanken, hatte Seesenhaar gesagt, hängen zusammen wie Glieder einer Kette. Von einem einzelnen ausgehend, kann man sich rückwärts in die Vergangenheit ziehen; aber auch in die Zukunft ist ein Weg. Denn was wir Zukunft nennen, ist wie die Gegenwart, nur ein besonderer Teil im Traumbilde Gottes, das an sich zeitlos ist, raumlos und — ohne Zweck.

Wie er jetzt, von Frau und Kindern begleitet, durchs festliche Dorf nach Hause geht, klingt Seesenhaars seltsame Weisheit wieder in ihm auf. Dann grüßt ihn die bekränzte Ehrenpforte: Willkommen.

Er sieht sein Haus, den Giebel, den Birnbaum davor. Und dort der Schatten? Er schrickt zusammen, fährt mit der Hand übers Auge.

Nein, es war nichts, gar nichts, und Seesenhaar ist tot, verschollen und vergessen.

Die Menschen sind merkwürdige Geschöpfe. Für gewöhnlich, das heißt solange es ihnen gut geht, nehmen sie die Dinge so wie sie sind und denken gar nicht daran, daß hinter dieser Welt noch etwas andres stecken könnte. Erst wenn das Blättchen sich einmal wendet, ein großes Unglück, Krankheit oder Tod sie trifft, dann erst besinnen sie sich und versuchen zuweilen, dem Ewigen näher zu kommen. Und nachher ist doch alles wieder wie sonst.

So Meister Knaack.

Es ging ihm gut, andauernd gut nach dem Kriege. In Deutschland regnete es Gold, und sein Geschäft blühte auf wie ein Garten im Mai. Jedes Jahr stellte er mehr Gesellen ein. Bald war aus der kleinen Tischlerei eine große Möbelfabrik geworden, deren Erzeugnisse bis nach Schweden und Rußland gingen. Man konnte es sich kaum vorstellen, daß dieser rührige Geschäftsmann, der ganz und gar in seiner Arbeit aufzugehen schien, früher ein besinnlicher und so stiller Mensch gewesen war, daß seine Frau einmal befürchtet hatte, er könnte ein Grübler und Spökenkieker werden.

»Hirngespinste,« pflegte er jetzt zu sagen, wenn zufällig die Rede auf solche Dinge kam. »Ausgeburten einer kranken Seele! Ein gesunder Mensch sieht keinen Spuk. Aber natürlich, wenn der Körper hinfällig ist, dann wird es auch der Geist. Die Leute sollten gut essen und trinken, schlafen und tüchtig arbeiten, dann würde niemand Gesichte sehen.»

Er sah keine mehr. Und im Grunde, bildete er sich ein, habe er auch nie welche gehabt. Lemkes Tod, die Feuersbrunst in Stralsund und was in jener unheimlichen Nacht vor Gravelotte geschehen war, das alles müsse ihm dieser Seesenhaar eingegeben haben. Denn Eingebungen gibt's. Das hat die Wissenschaft zweifellos festgestellt. Und woher es Seesenhaar gewußt? Nun, das war nicht seine Sache. Er dachte nicht weiter darüber nach. Er hatte keine Lust dazu, keine Gelegenheit und keine Zeit. Er dachte nur an sein Geschäft, wie er's sicherer begründen und erweitern könnte. Noch wohnte er in jenem alten Hause, wenn auch die Werkstatt längst woanders untergebracht war. Die Kinder waren groß, die Tochter verheiratet, der Jüngste auf der Universität, Georg bei einer befreundeten Firma in Stettin. Er hatte auch Tischler gelernt, und es war des Vaters Lieblingswunsch, daß er nach einiger Zeit in seine Fabrik eintreten sollte. Dann wollten sie zusammen arbeiten, das Unternehmen von Grund aus umgestalten und alle Wettbewerber aus dem Felde schlagen.

Eben waren die neuen Baupläne und Kostenanschläge gekommen. Er wollte sie in Ruhe durchsehen und ging damit in seine Laube am Hausgiebel, wie er's im Sommer gewohnt war. Die Summen waren hoch, die Pläne befriedigten ihn nicht ganz. Er rechnete, überlegte, verbesserte ...

»Nun, was gibt's?«

Ein dunkler Schatten war in den Eingang getreten. Er liebte solche Störungen nicht. »Ist denn der Werkmeister nicht da?«

»Ich suche den Werkmeister nicht,« sagte der Fremde und setzte sich, ohne eine Einladung abzuwarten, an den Tisch, dem Meister gegenüber. Erstaunt und ärgerlich sah er ihn an; wahrscheinlich ein Holzhändler, der mit ihm Geschäfte machen wollte.

»Habe ich mich denn so verändert?« fragte der Ankömmling und nahm die Mütze ab. Und dann begann ein Zucken und Ziehen, ein merkwürdiges Grimassenspiel in seinem Gesicht. Der dürre Hals wuchs aus dem Kragen überlang hervor, die Wangen schrumpften zusammen, die Augen sanken tief in ihre Höhlung.

»Seesenhaar,« rief der Meister. Doch war's mehr Schreck als frohe Überraschung.

»Ich wollte doch nicht bei euch vorübergehen. Und außerdem, hatte ich's dir nicht versprochen,



daß ich dich vor deinem Tode noch einmal besuchen wollte?«

»Vor meinem Tode,« fiel der Meister ein, nicht gerade angenehm berührt. »Mensch, denkst du denn, daß ich das so eilig habe? Sehe ich etwa so aus?« Er stand auf, streckte die kräftigen Arme und dehnte die breite Brust. »Seit mehr als zwanzig Jahren bin ich nicht einen einzigen Tag krank gewesen. Frisch wie der Fisch im Wasser. Gesund und stark wie mein Birnbaum da.«

Und in der Tat, wie er so dastand, dem Baume war er gleich, der mit breiten Ästen, fruchtschwer sich in den warmen Sommertag streckte. Man hatte gerade angefangen, die Birnen zu ernten. Der Meister zog es vor, sie eigenhändig zu pflücken. Die andern, meinte er, gingen damit nicht schonend genug um.

Seesenhaar wandte den Kopf, sah den Baum an, die lange Leiter, die bis ins oberste Geäst reichte, sah den Meister wieder an und sprach: »Oftmals ist das Ende näher, als man denkt. Eben von diesem Birnbaum wirst du dich zu Tode fallen.«

»Wer sagt das?« fuhr der Meister auf.

»Ich.«

Und wieder das Zucken und Zerren, dies seltsame Grimassenschneiden. Die Augen sanken noch tiefer und verloren ihren Glanz. Das Blut wich aus den Adern. Der ganze Schädel schien plötzlich nur aus Haut und Knochen zu bestehen. Dem Meister grauste vor dem Gaste.

»Seesenhaar,« rief er mit gepreßter Stimme. »Seesenhaar, du bist ...«

»Ja,« nickte der Gesell. »Ich bin der Tod. — Hast du mich endlich erkannt? So nannten sie mich schon im Felde: Der Tod aus Böhmen. Sie wußten nicht, wie recht sie hatten. Seit mehr als dreißig Jahren führe ich das Geschäft. Warum der Knochenmann es gerade mir übergeben mußte? Vielleicht, weil ich mir eingebildet hatte, ihn besser als alle andern zu kennen. Doch gleich der erste Auftrag war bitter schwer. Ich mußte Frau und Kind abrufen.«

Meister Knaack kannte die Geschichte. Im Lazarett vor Metz hatte der Schlesier sie ihm erzählt:

In jungen Jahren sei dieser Seesenhaar nach Böhmen ausgewandert, ein sehr geschickter Handwerker, der mehrere wichtige Erfindungen gemacht, doch immer etwas grüblerisch und wunderlich. In Böhmen soll er sich der Brüdergemeinde angeschlossen und eine bedeutende Rolle bei ihnen gespielt haben. Dort hatte er auch seine Frau kennengelernt. Das sei eine große Liebe gewesen. Und nur das eine habe zum vollen Glück gefehlt, daß ihnen lange Zeit der Erbe versagt blieb. Endlich war Hoffnung, daß auch dieser Wunsch erfüllt werden sollte, da mußte der Meister — Seesenhaar war Meister, und seine Werkstatt berühmt im ganzen Lande — mußte er auf eine längere Geschäftsreise fort. Doch nur ein paar Tage war er weg, da bekam er plötzlich eine solche Angst, eine so heftige Sehnsucht, die Ahnung von etwas Ungeheurem, das zu Hause geschehen sein müßte. Zwar sagte er sich anfangs, es sei grundlos, gar keine Ursache zu irgendwelcher Unruhe, das Geschäft in guter Hut, die Frau aufs beste versorgt. Allein die Angst ward immer größer. Der Schweiß trat ihm aus den Poren, das Herz klopfte, er konnte nichts andres mehr denken, unterbrach seine Reise, wandte sich stehenden Fußes, und ohne Aufenthalt eilte er flugs nach Haus.

Gottlob, das Haus stand noch. In der Werkstatt arbeiteten die Gesellen wie sonst. »Der Meister,« riefen sie entsetzt und ließen den Hobel fallen. Er soll schrecklich ausgesehen haben. Bestaubt, beschmutzt von der Reise. Das Haar hing wirr herab, die Farbe fahl, kein Blut in den Wangen und in den fiebernden Augen die große Herzensangst. Er ging ins Haus.

»Jesus und Maria,« schreit die Magd.

»Wo ist die Frau?« fragt er.

Sie deutet nach oben. Er will zum Boden hinauf. Da steht sie mitten auf der Treppe und sieht ihn.

»Der Tod!« ruft sie, läßt los und stürzt nieder. Er fängt sie auf, doch war es nun einmal geschehen. Es war ihr Tod. Und auch das Kind, das sehnlichst erwartete, nahm sie hinüber in die andre Welt, noch ehe es diese gesehen hatte.

Von Stund an sei Seesenhaar wie umgewandelt gewesen. Haus und Werkstatt waren ihm verleidet. In der Gemeinde führte er seltsame Reden, die sich wie Gotteslästerung anhörten. Die Vorsteher kamen nicht gegen ihn auf. Er hatte seine eigne, sehr schriftwidrige Meinung über Gott und Welt und Menschen, besonders aber über den Tod, ließ endlich alles in Stich und ging hinaus in die weite Welt.

Als Tischlergeselle arbeitete er hier und da, fand nirgends Ruhe, schloß sich von den Menschen ab, las viel, grübelte viel und geriet immer tiefer in die Geheimnisse der verborgenen Welt.

Und das sei wahr, so hatte damals der Schlesier seine Erzählung geschlossen, und viele würden es bezeugen: dieser Seesenhaar könne mehr als andre. Er sähe den Tod eines jeden voraus. Und wen er einmal daran erinnert, der solle sich nur bereit machen ...

»Ich bin der Tod,« hatte Seesenhaar gesagt, und Meister Knaack mußte an diese Geschichte denken, und alles, was er mit dem Gesellen erlebt hatte. Und nun saß der Sensenmann ihm gegenüber, und der gräßliche Schädel starrte ihn an, und er zweifelte nicht. »Warum,« stöhnt er. »Warum?«





W. Wolfgang Breuer: Nachtstimmung

Verlag von Stiefbold & Ko. in Berlin



»Warum?« fragte der andre dawider. »Frag' Gott.« Warum schickte er mich an jenem kalten Tage gerade in dein Haus? Warum hieß er mich die Gartenpforte wieder schließen, die ich schon für dich geöffnet hatte? Warum mußte ich mit meinem Mantel die Kugeln auffangen, die doch für dich gegossen waren? Frag' ihn! Vielleicht weiß er es selber nicht, warum. Er träumt ja nur, und seine Träume sind noch wunderlicher als unsre.«

»Und gerade jetzt,« seufzte der Meister. »Mitten aus dem vollen Leben! Jetzt, wo alles so gut geht.«

»Möchtest du lieber warten, bis dein Geschäft zusammenbricht, deine Frau dich einsam zurückgelassen hat, die Kinder ungeduldig auf ihr Erbe warten?«

»Was soll ich tun?«

»Dich ins Unvermeidliche fügen und fromm dein Haus bestellen.«

»Fromm dein Haus bestellen,« wiederholte Meister Knaack tonlos. »Und ich wollte es gerade neu bauen. Da liegen die Pläne.«

»Bau' doch, so lange ist noch Zeit.«

»Bis das Haus fertig ist?« fragte der Meister zögernd, und ein Strahl der Hoffnung stieg in ihm auf.

»Bis es fertig ist,« bestätigte Seesenhaar.

»Das soll ein Wort sein,« rief der Meister rasch und hielt ihm die Hand hin.

»Das ist ein Wort,« sagte jener und schlug ein. »Und nun nütze die Zeit!« Damit griff er zur Mütze und ging.

Der Meister sah ihm nach.

Gleich darauf kam seine Frau. »Was ist denn, Mann?«

»Ich habe dich nicht gerufen.«

»Aber mir war es doch, als hörte ich dich reden und stöhnen im Schlaf. Ist dir schlecht?«

»Nicht im geringsten. Ich habe die Rechnungen durchgesehen und Pläne gemacht. Ich bin sehr zufrieden mit mir.« Und dabei lachte er, etwas gezwungen freilich, und wieder, als hätte er etwas Besonderes ausgeheckt. Der kriegt mich nicht, dachte er, zog seine Zigarrentasche und brannte sich eine von den schweren, schwarzen Dingern an.

Die Frau war noch nicht ganz beruhigt. »Laß doch das Rauchen,« bat sie. »Gewiß hast du wieder zu viel gegessen und zu stark geraucht. Das wird noch dein Tod sein.«

»Das Rauchen nicht,« erwiderte er leichthin. »Aber weißt du wohl, wer das ist, der dort den Haffweg geht?«

Die Frau sah nach der Richtung, die Seesenhaar eingeschlagen hatte. »Das muß der Lehrer sein,« meinte sie, »der wird nach seiner Wiese wollen, oder zum Kirchhof.«

»Scheint mir auch so,« sagte er. Dann rief er einen Arbeiter heran, der gerade vorbeiging. »Hole eine Schrotsäge. Wir wollen den Baum absägen.«

Die Frau fuhr auf: »Was, den Birnbaum? Warum soll er weg?«

»Er ist mir im Wege. Wir wollen bauen.«

»Muß es denn gleich sein? Es sind noch gar nicht alle Birnen 'runter. Und was wird Georg sagen? Er hatte den Baum immer so gern!«

»Ich auch,« erwiderte der Meister, und dann mit sonst ganz ungewohnter Härte: »Er ist mir im Wege, und morgen fahre ich in die Stadt, dann fangen wir an mit dem Bau.«

Der Baum ward abgehauen. Bald darauf begann man mit den Erdarbeiten für den Neubau.

Es wäre ja gar nicht nötig gewesen, meinte die Frau, den Baum zu fällen. Das Haus bliebe doch gut fünfzig Schritt davon ab.

Der Meister tat, als hörte er es nicht. Außerdem hatte er jetzt wirklich den Kopf voll, täglich Besprechungen mit Maurer und Zimmermann, mit Maschinenbauern und Werkzeugfabriken. Es sollte eine Musteranstalt werden, er machte Pläne und wirtschaftete, als ob er hundert Jahre leben wolle, als hätte ihn Seesenhaar nie gewarnt. Wenn seine Frau trotzdem eine gewisse Furcht und Unruhe an ihm zu bemerken glaubte, so lag es vielleicht daran, daß er seine Mittel doch ein wenig überschätzt hatte und der Bau Summen verschlang, die er nicht immer flüssig hatte. Allein er war ein zu guter Geschäftsmann, als daß er nicht auch diese Schwierigkeiten zu überwinden gewußt hätte.

Im Frühling war die neue Fabrik fertig. Arbeiter, Gesellen, Werkmeister siedelten aus dem alten Hause in die neuen, großen, hellen Räume über. »Und keine Feier?« Keine festliche Einweihung? Es ist doch alles fertig?« fragte die Frau.

Und er: »Fertig ist's noch lange nicht. Aber meinetwegen, weiht es ein.«

»Dann wollen wir's mit deinem Geburtstage verbinden. So wird's ein Aufwaschen,« sagte sie.

Im Juni wurde er 50 Jahre. Das ist immer ein Merkstein im Leben der Menschen. Meister Knaack war der angesehenste Mann in der ganzen Gegend. Ihm allein dankte der kleine Ort seine ungeahnte Entwicklung, Glück und Wohlstand vieler Familien. Er saß im Gemeinde-, im Schul- und Kirchenrat, und von allen Seiten hatte man ihm Ehrungen zugedacht. Übrigens sah er's nicht ungern. Es sollte seinen Ruf festigen und vermehren.

Früh am Morgen schon weckte ihn ein Ständchen des Gesangvereins: »Lobe den Herrn« und »Schier dreißig Jahre bist du alt.«

Dann blieb es den ganzen Tag so bei. Geschäftsfreunde, Bekannte, Vertreter von Ver-

einen und Behörden. Noch niemals war ein Warnitzer Bürger so gefeiert worden.

Am Vormittage kamen Abgesandte des Handwerks und der Kaufmannschaft aus Stettin. Der Meister führte sie selber durch den ganzen Betrieb, und sehr geschickt verstand er es, sein Unternehmen ins günstigste Licht zu rücken. Von der Holzablage zu den Stapelplätzen und der Trockeneinrichtung, wo die wertvollen fremden Hölzer und gewaltige Mengen Tannen- und Kiefernholz lagerten, ins Sägewerk, in den Maschinenraum, den großen Arbeitssaal. Mit Stolz und Freude erklärte er die neuen amerikanischen Werkmaschinen. Und das Surren der Räder, das Klatschen der Riemen, Geknatter der Hobel- und Fräsebänke, das scharfe Zischen der Sägen, und wie alles Hand in Hand griff, Arbeiter und Mädchen die Stücke schnitten, packten, leimten und zusammensetzten! Es war wirklich ein Musterbetrieb. »Und ich besinne mich noch,« sagte der Innungsmeister, »wie dieser Knaack vor dem Kriege kaum Arbeit für das bißchen Leben hatte. Damals war er ganz allein. Nachher hatte er einen Gesellen, einen Böhmen, glaube ich, mit dem fing sein Glück an.«

Durch die schöne Giebeltür, die nach dem alten Hause hinführte, verließen sie das Gebäude. Der Meister hatte sie zur großen Verwunderung seiner Leute eigenhändig entworfen und auch angefertigt; eine schöne braune Eichentür im angenehmen Barock. Aber soviel Kunst und Fleiß — und List — er auch darauf verwandt haben mochte, die Gesellschaft beachtete sie kaum. Da stach ihn der Übermut: »Mein Altmeisterstück,« sagte er. Und nun erst bewunderte man sie mit »Herrlich« und »Ganz ausgezeichnet« und machte sich auf die Einzelheiten aufmerksam. »Hier fehlt wohl ein Stück, ein kleines Klötzchen,« sagte ein junger Herr. Der Meister tat sehr erstaunt. »Wirklich, was Sie für gute Augen haben! Ich sage ja, solch Haus wird niemals ganz fertig.«

Nachher beim Frühstück Reden und Gegenreden: ein großzügiges Unternehmen, Stolz der Provinz usw. usw. Der Ruf des deutschen Handwerks ginge von hier in alle Welt. Es möge blühen, wachsen und gedeihen! Die Gläser klangen, und nur der alte Silbermann sagte zweifelnd zu seinem Nachbar: »Wenn't man hölt.«

Der Nachmittag war eigentlich für die Familie bestimmt.

Georg war mit dem Dampfer gekommen. Sein Geburtstagsgeschenk, ein hoher, gepolsterter Stuhl mit Arm- und Backenlehnen, stand bekränzt im großen Zimmer am Ehrenplatz. Als der Vater nach kurzem Mittagsschlummer in die Stube trat, war dies das erste, das ihm in die Augen fiel. Er freute sich sehr darüber und machte sich's gleich in ihm bequem, lobte die sorgfältige Arbeit und fuhr mit der Hand prüfend über das blanke, polierte Holz. »Birnbaum,« sagte er. —

»Und was für ein Birnbaum«, fiel Georg ein. »So viele Jahre hat er dir Frucht getragen und Schatten gespendet. Noch ebenso lange, hoffe ich, soll er dir nun als Ruhesitz dienen.«

»Es ist doch nicht? ...«

»Ja, ja, unser Birnbaum vom Giebel,« lachte Georg. Er hatte den Stamm liegen sehen, und da war ihm gleich der Gedanke gekommen, dem Vater einen Lehnstuhl daraus zu machen und ihn an seinem Geburtstage damit zu überraschen.

Überrascht war er nun allerdings. Doch ziemlich unbehaglich war ihm zumute. Dieser Birnbaum, den er absägen ließ ... Er rutschte hin und her in seinem Sessel, saß dann wieder steif und aufrecht, am liebsten wäre er aufgestanden. Aber er wollte dem guten Jungen doch seine Freude nicht verderben. Und außerdem kamen gerade jetzt wieder Gäste: der Kriegerverein und der Bürgerbund. »Beinahe wird es mir zuviel,« sagte er zu Georg.

»Es kommen noch mehr,« erwiderte der. »Und darunter welche, an die man überhaupt gar nicht mehr gedacht hat. Einen traf ich am Dampfer, einen lieben alten Bekannten aus meiner Kinderzeit. Es sollte mich wundern, ob du es errätst.«

»Einen Warnitzer?«

»Nein!«

»Geschäftsfreund?«

»Nein!«

Der Vater riet hin und her, traf aber nie das Richtige. Georg lachte: »Ich sage es nicht, du wirst ja sehen.«

Krieger- und Bürgerbund baten um Gehör. Einer trat vor. Die andern ordneten sich hinter ihm zum Halbkreise, füllten die Türöffnung und zum Teil auch noch das anstoßende Zimmer. Auf den schwarzen Röcken klirrten die Denkmünzen leise. In den großen roten Händen hielten sie ihre Zylinderhüte, und mit ernsten, fast traurigen Gesichtern hörten sie dem Redner zu. Er sprach von der Tapferkeit, zuerst sehr im allgemeinen, dann von der der Warnitzer im besonderen. Hier verlor er den Faden. Eine kleine Pause trat ein. Man hörte das Ticken der Uhr, und ehe der Sprecher sich wieder besonnen hatte, polterten von der Tür des neuen Hauses her dumpfe Hammerschläge in die feierliche Stille.

Meister Knaack fuhr auf. Ob sie sich denn gar nicht Zeit lassen konnten, bis hier alles vorüber war? Er dachte, es wären die Arbeiter, die die Tür bekränzten für das Fest, das er ihnen morgen versprochen hatte. Er warf einen mißbilligenden Blick zum Fenster hinaus, sah aber weder Kranz noch Arbeiter. Doch war



es ihm, als ginge eben eine dunkle Gestalt über den freien Platz. Gang und Haltung schienen ihm bekannt. Wäre es möglich? Er bekam einen großen Schreck. Sollte der es gewesen sein, den Georg mit dem alten Bekannten gemeint hatte? — Seesenhaar? Und die Hammerschläge an der Tür? Ihm stockte der Pulsschlag. Sollte etwa ... Das Klötzchen, das kleine Klötzchen, das er in übergroßer Schlauheit ausgelassen hatte, damit sie niemals fertig würde ... Er starrte nach der Tür, suchte den wohlbekannten Fleck. War es nun da, oder fehlte es noch immer? Er vermochte nichts Genaues zu entdecken. Ihm wurde es schwarz vor den Augen. Er mußte sich an die Lehne krampfen. Noch einmal ging's vorüber. Er zwang sich mit Gewalt, dem Redner stier ins Auge blickend.

Der verlor darob den Faden fast zum zweiten Male, faßte sich aber und redete nun weiter von Meister Knaack als einem Muster kriegerischer Tapferkeit. 1866 habe er leider daheim bleiben müssen. Anno 1870 aber sei er freudig zu den Fahnen geeilt. Was solle er noch groß für Worte machen, sie alle wüßten ja, wie er bei Gravelotte im dichtesten Kugelregen mutig vorangegangen, wie er während des ganzen Feldzuges kühn und tapfer die Matten und Zagen mit sich fortgerissen habe.

Und Mut und Tapferkeit habe er auch später immer gezeigt. Ihnen verdanke er seine großen Erfolge im Geschäft.

Und wenn der Tod einmal kommen sollte ...

Der Meister hatte nichts gehört, nur dies eine Wort ... Wenn der Tod einst kommen sollte. — Er war ja da! Nebenan im andern Zimmer.

Er sah ihn nicht, doch fühlte er seine Nähe.

Oder war's doch ein andrer, ein harmloser Kamerad, der sich ein wenig verspätet hatte?

Auf leisen Füßen, vorsichtig, daß die Dielen nicht knarren sollten, kam's näher. Der eine und der andre von den Männern, die hinten standen, wandte langsam seinen Kopf.

Wer war's? Wer war's? — Seesenhaar?

Furcht und Zweifel, Angst und Hoffnung wechseln in rascher Folge. Doch die Angst überwiegt. Wenn er nur hätte aufstehen und sich überzeugen können. Aber das darf er jetzt nicht. Eben spricht der Lehrer für den Bürgerbund. Fließend, in wohlgesetzten Worten. Die andern sind ganz Ohr. Ein ehrlicher deutscher Mann, ohne Falsch und Fehl, ja das sei Meister Knaack immer gewesen, einer, auf den man sich verlassen konnte, der niemals deutelte und drehte an dem einmal gegebenen Wort ...

Hör' auf, Mensch, hör' auf! Nebenan ist der Tod und wartet auf mich!

Jetzt mußte er sich schon in die vorderen Reihen gedrängt haben. Da und dort machen sie leise Platz.

Und nun ... langsam, langsam schiebt sich ein mächtiger Zylinderhut vor Ladenthins ordengeschmückte Brust. Zitternde knochige Finger halten ihn umspannt. Diese gelbe, eckige Stirn! Dann die Augen, die unheimlich glühenden Augen in tiefen Höhlen! Seesenhaar! Seesenhaar! und nickt ihm zu: »Es ist Zeit.«

»Nein,« will Meister Knaack rufen. »Nein, noch nicht! Hinaus mit dir!«

Nur ein ächzender Laut entringt sich seinen Lippen. Er neigt das Haupt. Der Redner stockt. Meister Knaack greift ans Herz, dann stürzt er vom Stuhl.

Einen Augenblick stehen sie alle wie gelähmt. Georg springt zuerst hinzu. Ein Schlaganfall! sagen die andern. Man legt ihn auf ein Ruhebett. Seesenhaar tritt hinzu, fühlt den Puls, macht eine Bewegung gegen die Gäste. Sie verstehen, und bleich und erschüttert ziehen sie sich zurück.

Die Familie steht weinend am Ruhebett. Seesenhaar zündet schweigend die Lichter an und verhängt den Spiegel.

Meister Knaack ist tot ...

Seesenhaar machte den Sarg.

Es war derselbe Eichensarg, den sie schon vor dem Kriege angefangen hatten. Nur der Deckel fehlte. Den hatte der Meister wieder auseinandergenommen, weil er die Platte für sein Grabmal haben wollte.

Auf dem neuen Teil des Waldfriedhofes, an derselben Stelle, die er bei Bauer Lemkes Tode bezeichnet hatte, grub Seesenhaar das Grab.

Und wie früher, stand er ernsten Gesichtes mit der Schaufel in der Hand und bot den Leidtragenden die Erde zum letzten Gruß für seinen alten Meister. Dann wölbte er den Hügel auf und verließ als letzter den Ort.

Niemand hatte ihn wieder gesehen.

Sie wollten ein großes Marmorkreuz und ein prunkvolles Gitter am Grabe errichten.

Aber Georg ließ es nicht zu.

Der Vater hatte sich sein Denkmal selbst geschnitzt. Das sollte er haben.

So geschah es auch.

Eine breite Eichenplanke. Darauf die Gartentür mit dem Meister, seiner Frau und den Kindern, Engelsköpfe rechts und links. Und darunter:

Friedrich Wilhelm Knaack
Geboren: 19. Juni 1842
Gestorben: 19. Juni 1892

Joh. 14, 2. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. —

Vielleicht steht's noch. Vielleicht ist's schon vermodert.

Der Turmwächter von Babel

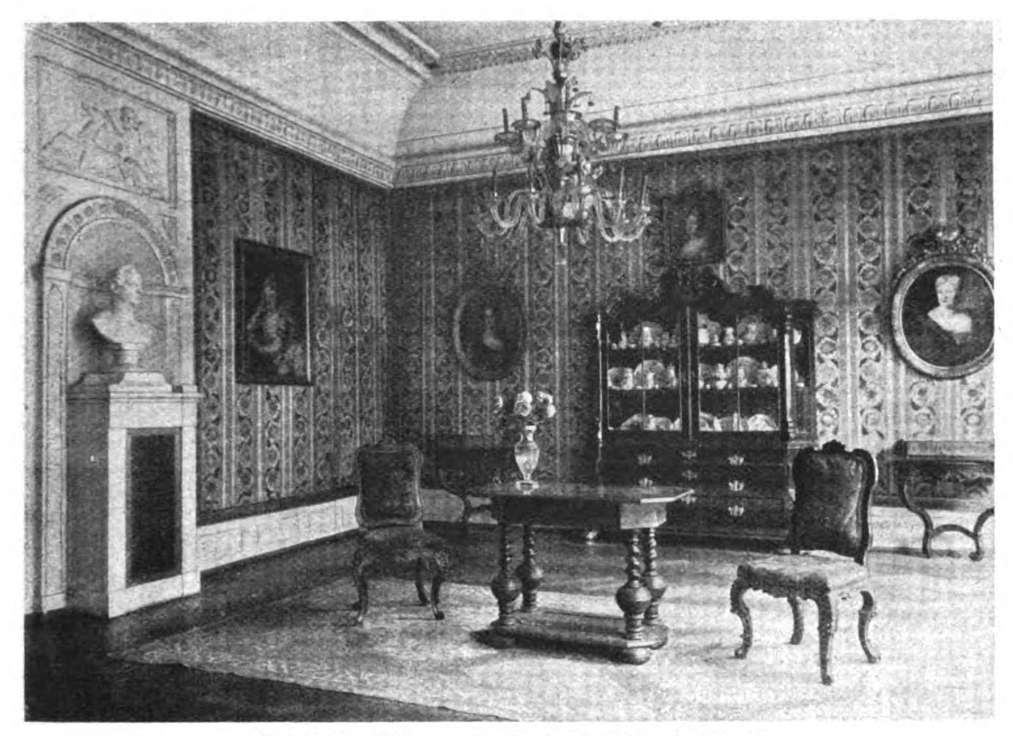
Gedicht von Karl Schewe

Ich bin der Wächter des Turmes von Babel.
Zwei Brüder habe ich, Kain und Abel.
Ich hörte der Völker vielstimmige Fehde;
Da verstand nicht einer des anderen Rede.
Hier blitzte ein Dolch, dort brodelte Blut;
Es rasten die Sinne in sträflicher Glut.
Ich wuchs mit dem Sündenturme empor,
Bis sich mein Haupt in den Wolken verlor.
Wie hoch ich stand, mich erstickte die Luft;
Das machte von Babel der Moderduft.

Ich bin der Wächter von Babels Turm.
Mich würgte die Schwüle, ich flehte um Sturm.
Dann kam die Erlösung, die große Flut.
In der Sündflut ertrinken! Gott, du bist gut!
Nie rauschte ein Regen auf Knospe und Blatt,
Wie der Sündflutregen auf Babel, die Stadt.
Nie trank eine Wüste so durstig den Tau,
Wie den Regen schön Babel, die üppige Frau.

Ich bin der Wächter vom Turme zu Babel.
Zwei Brüder habe ich, Kain und Abel,
Und auch einen Vetter: Ahasver;
Ich trage an meiner Verwandtschaft schwer.
Sie peitscht mich als Schatten von Lande zu Land,
Mein Seelenschweiß tropft in den Wüstensand.
Sie träufelt mir Gift in die heiligste Ruhe;
Mich prügelt mein Stab, mich zermalmen die Schuhe.
Als dreimal Verfluchter such' ich den Ort,
Wo der Mensch versteht seines Mitmenschen Wort.
Wenn den ich fände, das weiß ich gewiß,
Dann heilte der Erbsünde Schlangenbiß.
Aus meinem Fieber wiche die Glut;
Mir rauschte aufs neue die tröstliche Flut.

Ich bin der Wächter von Babel, der Stadt.
Meine wandernde Seele ist todesmatt.
Noch wirrer heulen die Stimmen im Sturm
Als einst um den trotzigen Himmelsturm.
Nicht feindliche Völker nur, Vater und Sohn
Gebrauchen die Sprache, als wär' es zum Hohn.
Der eine sagt „Liebe", der andre hört „Haß";
Was dem „blutrot", dünkt dem andern „blaß";
Verrat heißt Treue und Treue Verrat;
Der eine nennt's Tollhaus, der andere — Staat.
Ich aber muß grell durch den Wirrwarr gehn
Und neidvoll die Toten im Grabe sehn.
Mich geißelt die Sünde von Ort zu Ort,
Bis der Mensch versteht seines Bruders Wort.



Abbild. 1. Seidentapetenzimmer aus der Rokokozeit

Das Kurpfälzische Museum in Heidelberg

Von Dr. Ernst Traumann (Heidelberg)

Mit zwanzig Abbildungen nach Aufnahmen des Hofphotographen Ernst Gottmann in Heidelberg



Am ersten strahlenden Pfingsttag in dem wahrhaft wunderschönen Monat Mai des Jahres 1921, als im sonnenflimmernden Neckartale alle Knospen sprangen, ging auch auf dem Gefilde der Kunst in Heidelberg eine Blüte, die auf dem Boden seiner reichen Geschichte und Kultur erwachsen ist, zu frischer, selbst von den Heimischen nicht geahnter Schönheit auf. In völlig neuem Gewande, gründlich restauriert und ganz anders geordnet und gesichtet, zum großen Teil auch aus bisher in dumpfen Magazinen lagernden Beständen ergänzt, durch Neuanschaffungen vermehrt, prangen nun die seltenen, eigenartigen Schätze des Kurpfälzischen Museums nach der Wiedereröffnung ihrer Behausung vor den Gästen. Jetzt erst ist auch der bisherige, besonders die auswärtigen Besucher Heidelbergs irreführende Name der Räume »Städtische Sammlungen« (worunter sich so mancher Vorübereilende eine Art von Naturalienkabinett oder dergleichen vorstellen mochte) der zutreffenden, schon längst von Freunden des Hauses gewünschten Bezeichnung gewichen.

Die Stadt hat für diese Neuschöpfung trotz den in diesen schlimmen Zeiten ungeheuerlich anschwellenden Ausgaben sehr beträchtliche Opfer gebracht. Außer dieser wagemutigen Erkenntnis der Behörde verdanken wir die neue künstlerische Errungenschaft in erster Reihe dem Leiter des Museums, Herrn Dr. Karl Lohmeyer, der sich wieder einmal nicht nur als findigen, kenntnisreichen Sammler und Forscher, sondern auch als höchst geschmackvollen und kultivierten Organisator bewährt hat. So, wie er das Ganze der von ihm ausgewählten Kunstschätze angeordnet und aufgebaut hat, stellt sich seine Leistung im Rahmen des vornehmen, die intimen Stimmungsreize einer Patrizierwohnung wahrenden Hauses selbst wieder als Kunstwerk dar. Der rote Palazzo im edlen Barockstile (Abbild. 2) mit der feinen, maßvollen Gliederung seiner dreistöckigen breiten Fassade, seinen im Erdgeschoß bauchig vergitterten Fenstern, dem leicht vorspringenden, säulengeschmückten

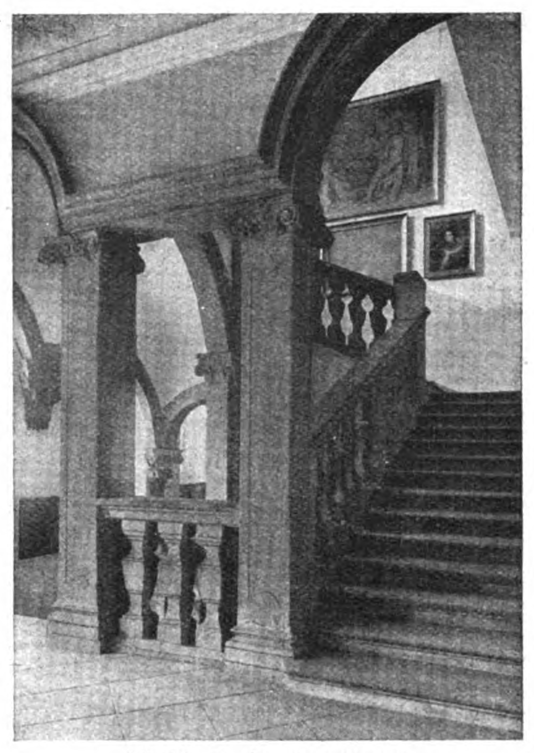
Portal, dem reichen Gesimse unterhalb seines zierlichen, von schmiedeeisernem Empire-geländer umfaßten Balkons unterbricht wie eine stille Mahnung an alte aristokratische Zeiten die lärmerfüllte Geschäftszeile der mittleren Hauptstraße.

Von Adam Breunig, dem Erbauer der Heidelberger Jesuitenkirche und Schöpfer ihres prächtigen Innenraums, im Jahre 1712 für den kurpfälzischen Regierungsrat J. P. von Moras errichtet, ging der Palast im Jahre 1733 in den Besitz der Familie von Bettendorf über, deren jetzt in der Wand des Hausflurs eingemauertes, schön gemeißeltes Wappen man unbedingt zur reicheren Belebung der langen Front wieder an seine alte Stelle über dem Mittelfenster des Balkons verbringen müßte. Von den Bettendorfs erwarb das Haus die ihnen verwandte Frau Juliane von Zyllnhardt, deren jüngster Sohn zu Anfang des 19. Jahrhunderts den Garten vergrößerte und nebst andern Umgestaltungen den Festsaal im Stil des 16. Ludwig von Carl Theodors Plastiker Link und das »pompejanische Zimmer« vom Maler Deurer herstellen ließ. Diese vornehmen Räume erhielten am 29. September 1815, was hiermit festgestellt sei, ihre Weihe, als Goethe in den glorreichen Tagen seiner herbstlichen Liebe und des Wettgesanges mit Suleika-Marianne, nachdem er mit Karl August die Gemäldesammlung auf dem Schlosse besichtigt hatte, im Verein mit dem Herzog und dessen Schwager, dem Landgrafen Christian von Darmstadt, bei der natürlichen Tochter des letzteren, Frau von Zyllnhardt (Luise von Lichtenberg), zu Abend speiste. Eine gute Vorbedeutung für den später den Musen gewidmeten Wohnsitz! Ihn kaufte 1831 der berühmte, weltmännische Chirurg Max Joseph v. Chelius, 1906 von dessen Nachkommen infolge einer Stiftung die Stadt Heidelberg, die das Haus im Sommer 1908 nach gründlicher Restaurierung durch Prof. Hoffacker als Sammlungsgebäude feierlich der Öffentlichkeit übergab. Einen weiten und dornenvollen Weg mußte der Grundstock der hier vereinigten Pfälzer Altertümer zurücklegen, bis er sein jetziges wohlgesichertes und würdiges Heim gefunden hatte. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß ein vertriebener feinsinniger Franzose, Graf Karl v. Graimberg, das, was seine Landsleute am Heidelberger Schlosse gesündigt hatten, dadurch einigermaßen wieder wettmachte, daß er in rastloser, opferfreudiger Arbeit bemüht war, die herrliche Ruine zu erhalten, künstlerisch aufzunehmen und ihre Schönheit durch seine Zeichnungen allerorts zu verkünden, auch daß er in den Jahren 1811 bis 1864 die heutige Sammlung durch den Erwerb der Gemälde altdeutscher Meister und der Bildnisse der pfälzischen Kurfürsten gründete, zur gleichen Zeit, da auch andre Träger eines fran-



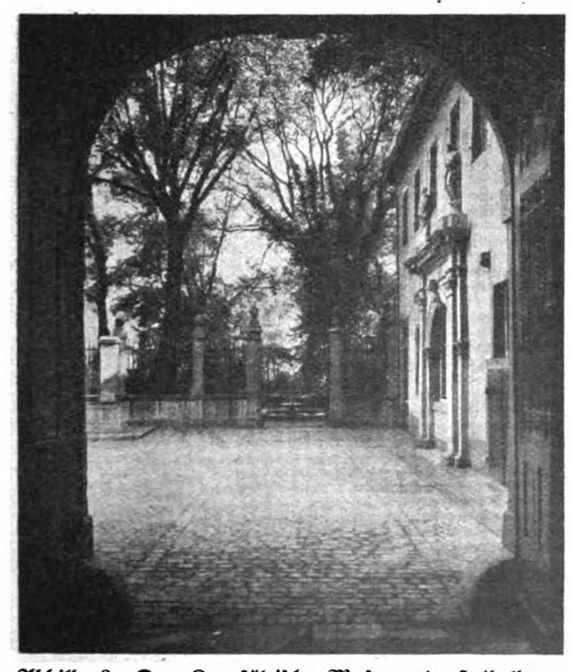
Abbild. 2. Das Kurpfälzische Museum in Heidelberg

zösischen Namens, die Kölner Brüder Boisserée, ihren kostbaren Besitz an altdeutschen Bildern in Heidelberg am Karlsplatz beherbergten und den erloschenen Sinn für unsre nationale Kunst und Kultur weckten und stärkten. Auch mit seiner Sammlung befand sich der edle Graimberg einer verständnislosen Behörde gegenüber stets auf der Flucht und rettete sie bald in sein Haus am Kornmarkt, bald auf das Schloß, wo sie noch Goethe sah. Diese Urbestände vermehrte der Rechtsanwalt Albert Mays planmäßig durch weitere private Ankäufe, die er der Stadt vermachte, und der nicht minder verdiente, besonders um die Erforschung der Siedlungsgeschichte Heidelbergs bis zu seinem frühen Tode unaufhörlich bemühte Gymnasialprofessor Karl Pfaff war es, der die erste Verteilung aller Kostbarkeiten in dem neu hergerichteten Sammlungsgebäude leitete.



Abbild. 4. Treppenaufgang

Mit freudigem Erstaunen gewahrt der durch den hohen, mit Steindenkmälern bereicherten Hausflur eintretende und die breite Sandsteintreppe (Abbild. 4) emporsteigende Besucher alsbald die durchgreifende Veränderung des Inneren, sobald er unter der gewölbten, in Steinkonsolen auslaufenden Decke an den Wänden vorüberschreitet, die in ausgesuchten Werken vortrefflicher Künstler wie Desmarées, J. H. Brandt, Goudreau, Ziesenis, Vivien die großen Ölbildnisse verschiedener Kurfürsten und ihrer Frauen tragen. Der Vorraum über dem Podest zeigt bereits den klaren, zielbewußten, wirksamen Plan Lohmeyers, Übersichtlichkeit mit Stimmung zu vereinigen, jedes sinnverwirrende Sammelsurium zu lebenslänglicher Gefängnishaft verurteilter Kunstdinge zu vermeiden und ihnen vielmehr, wie jedem Individuum, durch die ihnen gemäße Umgebung ihr Eigenleben zu erhalten. Wenn über dem mächtigen nußbaumfurnierten Schrank das große kurpfälzische, einst im Mannheimer Hoftheater befindliche Wappen thront und über geschnitzten alten Bauernstühlen und einer Barockplastik der Orgel der Heidelberger Heiliggeistkirche, unter der einst der junge Mozart spielte, die Gemälde Carl Lud-



Abbild. 3. Das Kurpfälzische Museum in Heidelberg, Hof- und Gartenseite

wigs und der Degenfeld, des Winterkönigs Friedrich und seiner englischen Gattin Elisabeth, der nach Frankreich verschlagenen Liselotte und der Ernestine Wilhelmine von Dänemark, der Gemahlin Karls, herabschauen, so kündet dieser kräftige einleitende Akkord von der weitausstrahlenden Bedeutung des Pfälzer Regentenhauses.

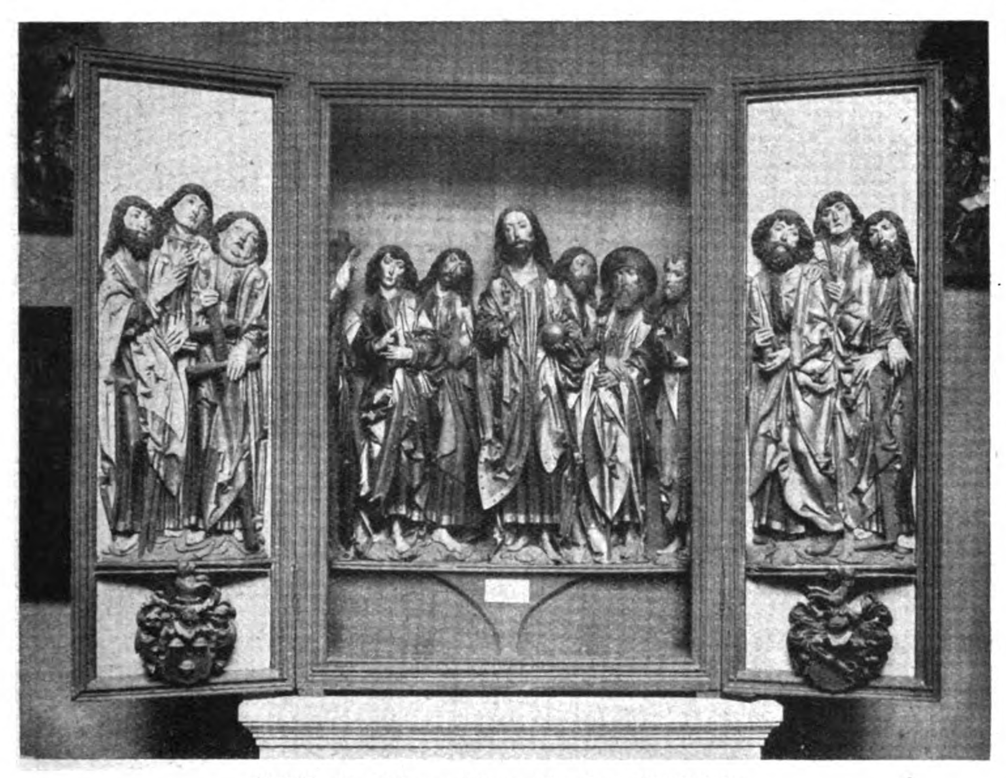
Auf unserm Gang durch die Räume des Hauses und den Hof, an den sich hinter dem hohen Gitter der Garten mit seiner riesigen Magnolie und den Akazien über



Abbild. 5. Biedermeierzimmer

eine weite grüne Fläche bis zur Unteren Neckarstraße dehnt (Abbild. 3), betreten wir zunächst den linken Flügel und erkennen mit wachsender Deutlichkeit den entwicklungsgeschichtlichen Aufbau der Sammlung, die Frucht jahrelanger, stiller Entdeckungs- und Sichtungsarbeit ihres Organisators. Drei Vorzimmer, zum Teil noch dem Mittelbau angehörig, geben den Auftakt durch Werke, die mehr der altdeutschen als der pfälzischen Kunst angehören. Ein Apostelaltar Tilman Riemenschneiders (Abbild. 6) ist umgeben von Gemälden des Meisters des Hausbuches, Jakob Walchs, und der Nürnberger Schule, der »Stiftung des Rosenkranzes« (etwa um 1480; Abbild. 7) u. a. Ein oberrheinisches Flügelaltärchen und brokatseidene Kirchengewänder aus St. Anna in Heidelberg erhöhen die weihevolle Stimmung des Raumes, die sich auch in dem folgenden Zimmer noch erhält und in dem übernächsten leise abklingt, wo eine gotische und eine geschnitzte Truhe, Plastiken aus Heidelberger Klosterbesitz, ein entzückendes Silberaltärchen des Augsburgers Thelot, Gemälde von Hans Asper, dem älteren Lukas Cranach (Abbildung 12), der niederrheinischen Schule, gotisches Chorgestühl aus dem Kloster Schönau, auch die gemalte Ahnengalerie einer Heidelberger Patrizierfamilie aus der Renaissancezeit und vieles andre die Kunst und Kultur früherer Epochen veranschaulichen.

Im Raum 13 tritt uns mit Gebilden des 17. Jahrhunderts Kurpfalz leibhaftig näher. Musterhaft ist hier, wie in allen Sälen, Lohmeyers Verteilung des Mobiliars und der Gemälde, so lichtvoll und anmutend, daß daraus bei aller Wahrung des geschichtlichen Charakters ein geradezu heimeliges, wohnliches Ganzes entsteht. Ein Ulmer Fassadenschrank, eine holländische Uhr, ein mit Bandwerk eingelegter Tisch, worauf eine kleine italienische Truhe steht, geben dem Zimmer die behagliche Füllung, von



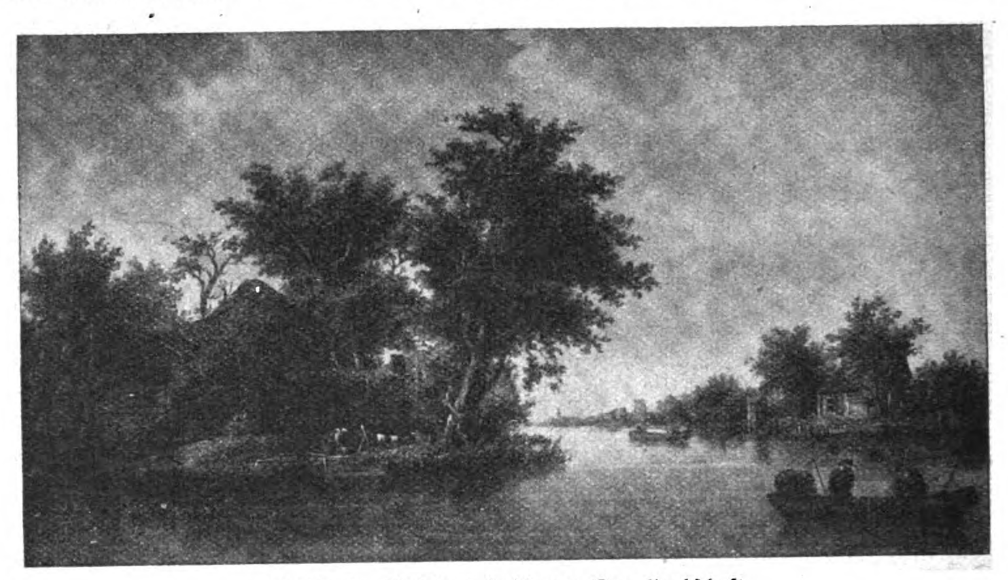
Abbild. 6. Tilman Riemenschneider: Apostelaltar

dessen Wänden meisterhafte Werke von Ruëll, Kneller, Strauch, Pourbus d. Ä., ein Porträt der Maria Stuart (Abbild. 13) und besonders Adrian van der Vennes Bild mit seinem von dem Pfälzer Ruprecht geleiteten Einzug Karls II. in London (tempora mutantur!) herabschauen.

Sodann die leuchtende Rokokozeit, vergegenwärtigt durch Kommoden, Stühle, vielfarbige und ein Rocaille-Postament, worauf sich der Entwurf für ein Carl-Theodor-Denkmal aufbaut, das an die Düsseldorfer, in der Pfalz durch seinen Zögling Peter van den Branden erstarkten Schule Grupellos gemahnt. Als Maler erscheinen hier hauptsächlich van Douven, der Hofmaler des Düsseldorfer Johann Wilhelm, Desmarés, Oelenheinz mit prächtigen Kur-



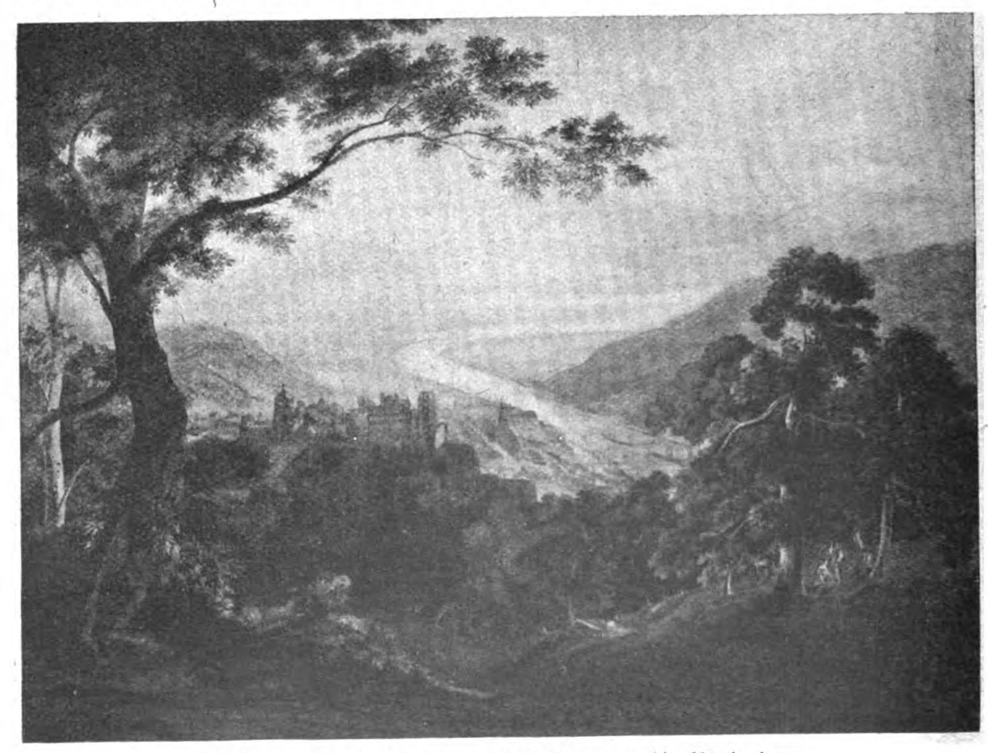
Abbild. 7. Stiftung des Rosenkranzes von M. G. W. um 1480



Abbild. 8. Meindert Hobbema: Kanallandschaft

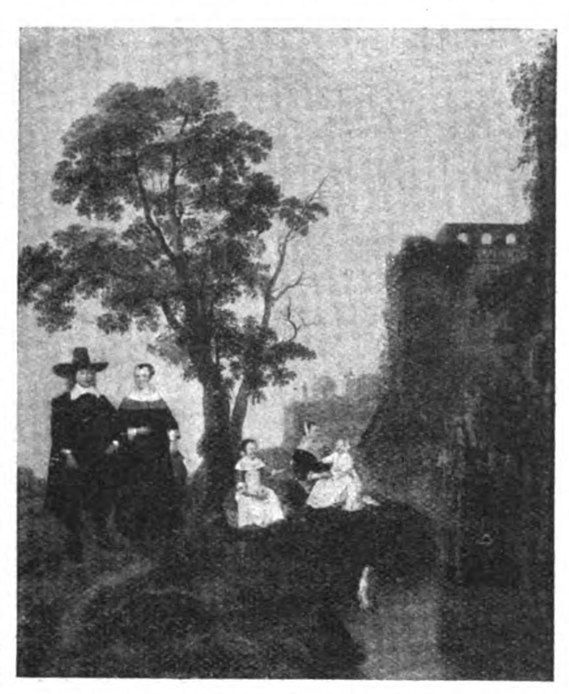
fürstenbildnissen, Ziesenis mit dem höchst charakteristischen, intimen und farbenfeinen Bildnis des kurpfälzischen Ministers von Sickingen (Abbild. 14), Millot, Jean Raoux mit Karl Philipps zweiter Gemahlin Lubomirska (Abbild. 16), einer wundervollen Symphonie von Silberseide, Puder, Perlen und blaugrauem Samt, von Leydensdorf, Mannlich, Kellerhoven.

Der nächste Raum steht im Zeichen des 16. Ludwig, dessen Stil durch einen prächtigen Schrank aus der künstlerisch hochwerti-



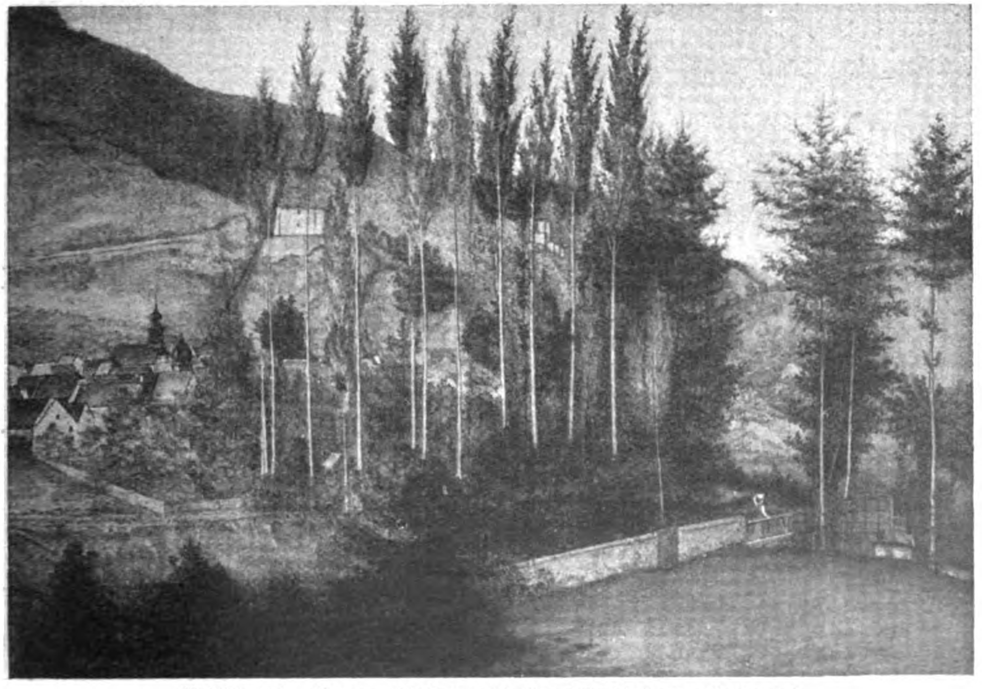
Abbild. 9. Karl Rottmann: Heidelberg und die Rheinebene

gen Werkstätte des Handschuhsheimer Meisters Mathias Rummer, eines Schülers des Neuwieder Ebenisten Röntgen, trefflich vertreten ist. Die Carl-Theodor-Periode, das Rokoko, versinnlichen hier besonders die Mannheimer Maler Ofele, Hoffnaas, J. de Lose, Leydensdorf, namentlich aber Ziesenis mit seinen Kurfürstenbildern und vor allem seinem jungen Friedrich von Preußen (Abbild. 15), dem frühesten und einem der wenigen unmittelbar nach der Natur gemalten Bildnissen des Königs.



Abbild. 10. Kaspar Netscher: Familiengruppe in sonniger Landschaft

Nun der große Raum 16 mit seinem weiten Oberlicht! Hier sind die wertvollsten Stücke der ganzen Sammlung zu genußreichster Schau vereinigt, Perle an Perle gereiht, die Lohmeyer aus der kunterbunten ehemals hier aufgestellten Posseltschen Stiftung ausgelesen und durch kostbare Neuerwerbungen ergänzt hat, ein Besitz, um den die Stadt Heidelberg manch große Galerie beneiden wird. Vortrefflich restauriert, leuchten von den wirkungsvoll gestrichenen Wänden die erlesensten Niederländer: Aert de Gelder, Meindert Hobbema (Abbildung 8), Wilhelm Kalff, Jean van Goyen, Peter Claß, Thomas Wijck, Kaspar Netscher (Abbild. 10), der, 1639 in Heidelberg geboren,



Abbild. 11. Georg Philipp Schmitt: Wolfstein im Lautertal

in seinem mit Figuren staffierten Landschafts- und Architekturbilde Motive des Schlosses verwertet hat, Wouvermann, C. Decker, P. Potter, der ältere Jean Breughel und viele andre mehr. Von einer schmalen vorspringenden Wand, hinter der sich ein aus einem Heidelberger Bürgerhaus hierher übertragenes getäfeltes Kupferstichkabinett aus dem 18. Jahrhundert verbirgt, lächelt uns schelmisch-kokett in seiner blauen Rokokotracht das entzückende Wiener Stubenmädchen von Friedr. Ölenheinz (1782) an, den Seidenpinscher im Arm, in der Linken ein Liebesbillett für die Herrin (Abbild. 17) — ein gleichwertiges deutsches Gegenstück zu Liotards berühmtem Schokoladenmädchen. In historischer Hinsicht, besonders für die lokale Geschichte, erweckt jedoch das meiste Interesse Jean Fouquières große Schloß- und Stadtansicht um 1618, das erste groß erschaute Heidelberger Landschaftsbild.



Abbild. 13. Maria Stuart

Wir wenden uns zum Mittelbau und seinen Prunkräumen zurück. Hier stehen in hohen Vitrinen, von allen Seiten sichtbar, in leicht überschaulicher Anordnung die erlesenen Erzeugnisse der pfälzischen Porzellanmanufaktur. Zunächst im pompejanischen, von Deurers (1804) Wandmalereien, von Decken- und Kaminstuck gezierten Zimmer umfangreiche Frankenthaler Früchteservices, Mosbacher, Niederweiler und Straßburger Fayencen (diese als Vorläufer der keramischen Industrie der Pfalz), auch Töpfereien von Durlach, Hanau, Nürnberg, Braunschweig, Baden-Baden, Kreußener und Westerwälder Krüge, Gläser der Kurfürsten, Humpen, Dosen usw. Sodann im Stuckfaal Konrad Links, dem vielfenstrigen Prachtraum des Hauses, ausgewählte Figuren und Servicen sowie vollständige Geschirre der Frankenthaler Fabrik, die schönste Sammlung dieser Gattung, die ein treffliches Bild von ihren Anfängen bis zu ihrem Ausgang und der Kunst ihrer Meistermodelleure Josef Hannong, J. M. Lanz, K. G. Lück, A. Bauer, J. B. Melchior, K. Link gibt, dessen »Jäger aus Kurpfalz« (Abbild. 19) und große Allegorie auf Carl Theodors Genesung (1774) als Glanzstücke ihrer Art hervorzuheben sind. Unwillkürlich versetzt sich unser Geist hundert Jahre zurück und stellt sich in diesem schimmernden Gemach den greisen Mignondichter vor, wie er mit den beiden Fürsten und der Dame des Hauses tafelte, deren »anmutiges Kind« noch sein Tagebuch erwähnt, das Jupiterhaupt und die Seele erfüllt von den großen Eindrücken der Heidelberger Landschaft, der



Abbild. 12. Lucas Cranach: Bildnis eines Bürgermeisters

Boisseréeschen Kunstsammlung und im ewig jungen Herzen die süßschmerzlichen Nachklänge des Erlebnisses mit Marianne, die ihn drei Tage zuvor verlassen hatte ...

Ganz und gar aber zaubert uns das anstoßende Seidentapetenzimmer mit seiner Originalausstattung um 1780 (Abbild. 1) die alte Zeit vor die Sinne, ein Schmuckkasten für sich innerhalb des künstlerischen Rahmens der Gesamtanlage. Ein venezianischer Kristallüster aus dem 18. Jahrhundert, Mobiliar derselben Zeit, ein reich eingelegter Tisch und eine Kommode, rocaillegeschnitzte Konsolen und Stühle mit altpersischen Bezügen — alles stimmt uns auf die heitere, sorglose Pracht des Rokoko. Auch hier im holländischen Glasschrank eine köstliche Auswahl Frankenthaler Geschirre und Zweibrücker, in Masse und Bemalung hochstehende Porzellane und Miniaturen, an den Wänden Kurfürstenbildnisse von Ölenheins, van Douven, Brandt, Tischbein, Graff.

Der rechte Seitenflügel des Hauses enthält in vier Räumen die reichen, von dem Fachgelehrten Dr. Wahle ausgezeichnet geordneten Funde aus der Periode der ältesten Besiedlung der Umgebung Heidelbergs. Die römische Abteilung mit ihren Altarsteinen, Münzen und Töpfereien, die mittelalterliche mit ihren Plastiken, von denen ein Schlußstein vom Heidelberger Augustinerkloster



Abbild. 14. J. G. Ziesenis: Minister H. W. von Sickingen



Abbild. 15. J. G. Ziesenis: Friedrich der Große

(Abbild. 20), wo Martin Luther im April 1518 die Disputation über vierzig von ihm aufgestellte Thesen leitete, zeugen mag, sowie die volkskundliche mit ihren Schildern, Krügen, Bechern und sonstigen Geräten, deren kunstgewerbliche Höhe die Zunftkanne der Heidelberger Küfer verkündet (Abbildung 18), können hier nur gestreift werden.

Aus dem Dämmer der Vorgeschichte steigen wir über die breite Steintreppe empor zum Obergeschoß in das Licht der Spätzeit von Kurpfalz und des 19. Jahrhunderts. Unsern Aufgang begleiten die Kupferstiche des Regentenhauses, von Friedrich V., dem Winterkönig, und seiner Gattin über Karl Ludwig und Sofie von Hannover bis auf Liselotte und ihren Orléansschen Gemahl, deren große französische Stiche von P. Simon ebenso bemerkenswert sind wie das Schabkunstblatt J. E. Hayds, eine Allegorie (nach van der Werff) auf den Kurfürsten Johann Wilhelm. Schon der geräumige Vorplatz mit seinem großen Fassadenschrank im Ohrmuschelstil und dem reichgeschnitzten Barockschlitten der Stefanie Beauharnais eröffnet durch seinen Wandschmuck, die beiden Kartons G. Ph. Schmitts, die große Federzeichnung Graimbergs vom Portal des Otto-Heinrich-Baues, Karl Fohrs Schloßeingang, die Federzeichnungen von Walpergen, Verhas und Friedrich Rottmann,



Abbild. 16. Jean Raoux: Prinzessin Lubomirska

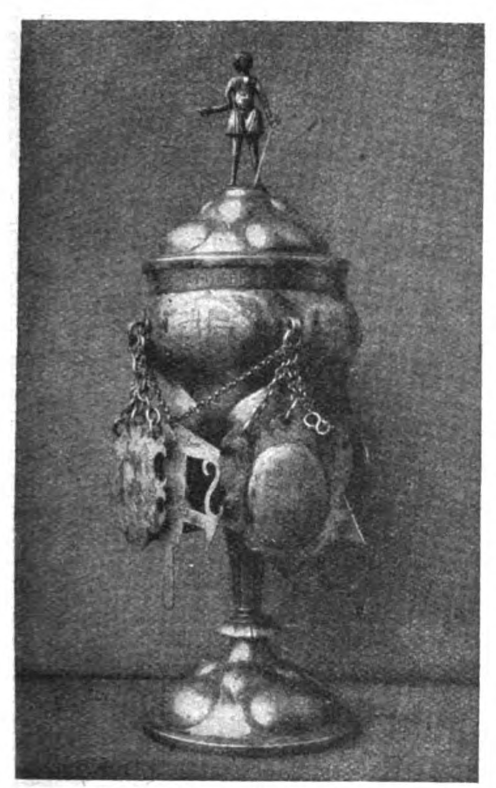
die das Stadt- und Schloßbild festhalten, den Blick in die neuere Zeit.

Sie umfängt uns traulich im Biedermeierzimmer (Abbild. 5), dessen Mobilar aus Schwetzingen stammt, wo die Fries und Fohrs, Karl Rottmann, Gg. Saal und W. v. Kobell in heimischen und fremden Landschaften von den Wänden grüßen. Auch das Kabinett der Aquarelle und Handzeichnungen zeugt von dem treuen, meist der Verherrlichung ihrer Heimat gewidmeten Fleiß dieser Meister und der mit ihnen in Beziehung stehenden Künstler. Eine eigne Note bringt Gg. Wilhelm Issel, der in der Ausstellung von 1920 so ausgiebig und trefflich nach nahezu völliger Verschollenheit durch Lohmeyers Spürsinn wieder zur Geltung kam, als erster Maler der intimen, schlichten deutschen Landschaft in seinem kleinen Zimmer in das Konzert der Romantiker. Er versenkt sich ganz und gar in das Wesen und Weben der Natur, erstaunlich früh schon ihre Licht- und Luftstimmungen einfangend, ohne durch Staffage und sonstige Zutaten diese reine Wirkung seiner Motive zu stören. Wie anders dagegen die Schwärmer und Pathetiker der Romantik, die stets — wie die gleichzeitigen Lyriker und Sänger Heidelbergs, die Hölderlin, Eichendorff, Matthisson — ihr Gefühl den Gegenständen einverleibten, bald sanft und zart wie der liebliche G. Ph. Schmitt (Abbild. 11), bald gehoben und mächtig wie Karl Rottmann. Nirgends kommt diese Abstufung der Empfindung deutlicher zum Vorschein als in der Wiedergabe des Heidelberger Landschaftsbildes, dessen Entwicklung ein eigner Saal in überzeugender Weise veranschaulicht: von Berckheydes Ansicht und Fouquières Aquarell an bis zu Rottmanns erster Erfassung der Ruine, Stadt und Ebene aus dem Jahre 1815 (Abbild. 9). Die Heidelberger Überlieferung wird weiterhin gewahrt durch den Saal der Renovatoren der Boisseréeschen Gemäldesammlung von Christ. Köster, Jak. Schlesinger und Christ. Xeller, deren Werken sich Xellers Schüler G. Ph. Schmitt in einigen seiner feinsten Leistungen anschließt. In Anselm Feuerbach und seinem Lehrer Karl Rahl klingt die heimische Tradition vollgewichtig aus.

Als ein bedeutsames Glied in der Kette der Entwicklung der Heidelberger Landschaftsmalerei erweist sich mehr und mehr ein Künstler, dem in zwei Räumen eine besondere Ausstellung gewidmet ist: der Schotte Georg August Wallis, der bereits in der Romantikerschau des letzten Jahres durch einige Gemälde wieder der Nachwelt in Erinnerung gebracht wurde, nachdem er nahezu verschollen war. Und doch bildete er, der von 1812 bis 1817 in Heidelberg lebte, damals einen Mittelpunkt



Abbild. 17. Ölenheinz: Wiener Stubenmädchen



Abbild. 18. Zunftkanne der Heidelberger Küfer

der dortigen Malerkolonie und der um sie gruppierten Kreise und übte, wie zuerst der 1915 gefallene Heidelberger Kunstgelehrte Dr. Fritz Krauß feststellte, einen entscheidenden Einfluß auf seine jüngeren Genossen, besonders auf Karl Rottmann. Mit Sicherheit erkennen wir diese Einwirkung aus den nun im kurpfälzischen Museum zur vorübergehenden Schau vereinigten Gemälden, die der Assistent am Kunsthistorischen Institut der Universität Heidelberg Graf Klaus Baudissin mit Findigkeit aus Stuttgarter und Heilbronner Privatbesitz zusammengebracht und mit einer Lebensskizze des Malers begleitet hat. Hiernach empfing der Schotte, der schon als Zwanzigjähriger 1788, also zu gleicher Zeit wie Goethe, nach Italien reiste, von dessen Freunden Kniep und Hackert, vielleicht auch von Tischbein Einflüsse und wurde von Carstens und J. A. Koch angeregt, die gleich Wächter und Thorwaldsen zu seinen Freunden zählten, ebenso wie Gottlieb Schick, der 1806 der Gatte seiner Tochter Emilie wurde. Schon 1804 war Wallis als Landschaftsmaler, dessen Leitsterne Poussin und Claude Lorrain blieben und für dessen Pinselführung Salvator Rosa vorbildlich war, bekannt, und seine Werke zeigten bereits die ihm eigentümliche zukunftsträchtige Begabung für das Atmosphärische wie seinen lebhaften Farbensinn. Das koloristische Element mochte von den Venezianern und dem »amerikanischen Tizian« Allston ebenso gefördert worden sein wie die Phantastik seiner Gebilde von den Romantikern A. W. Schlegel und S. T. Coleridge, mit denen er in Berührung kam. In London und auch in Spanien, wo er zwei Jahre verbrachte, betrieb er einen sehr einträglichen Kunsthandel und nahm dann, um die im Süden angekauften Gemälde vor der Kontinentalsperre zu bergen, seinen fünf Jahre währenden Aufenthalt in Heidelberg. Schon hatten Berichte der Romfahrer Fernow, Kotzebue, Elise von der Recke, vor allem aber Madame de Staëls »Corinna«, die sein Ossian- und sein Cincinnatusbild schilderte, den Ruf des Künstlers vorausgetragen, bevor ihm in der Neckarstadt ein neuer Ruhm und Wirkungskreis erwuchs. Hier wurde sofort sein großes Ölgemälde der von oben herab gesehenen Schloßruine, »die



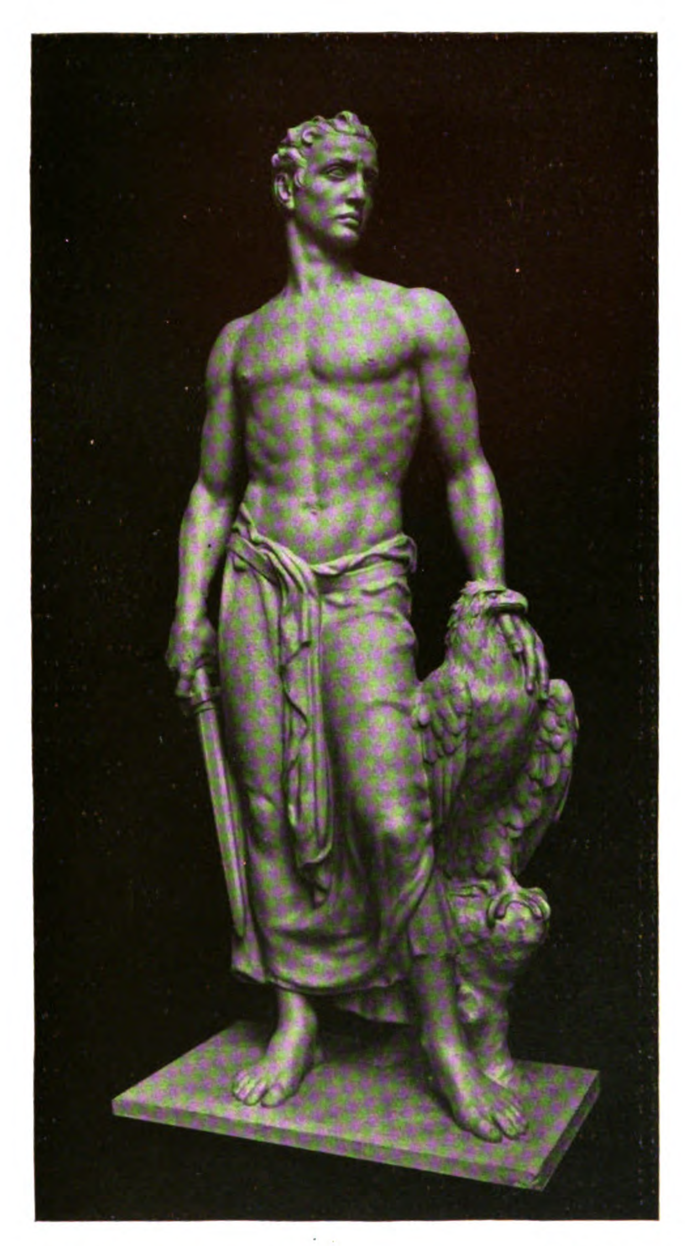
Abbild. 19. Frankenthaler Porzellangruppe: Jäger aus Kurpfalz

erste Frucht seiner Begeisterung von Heidelberg«, der »noch von keinem Maler mit solchem Sinne aufgefaßten Gegend«, durch den Professor der Ästhetik Aloys Schreiber im Cottaschen Morgenblatt vom 4. Dezember 1812 enthusiastisch begrüßt als »eine Phantasie, die nur ihre Veranlassung in der Wirklichkeit fand«. Die Zeichnung zu diesem verschwundenen Gemälde ist nunmehr im Kurpfälzischen Museum ausgestellt. In Heidelberg erteilte Wallis auch als einer der wenigen Künstlerlehrer den aufstrebenden Malern Unterricht und fand einen Mäzen in dem Krappfabrikanten Christ. Adam Fries, dem Vater der drei Landschafter, dessen Gemäldesammlung Goethe auf seiner der Besichtung der rheinischen Kunstschätze gewidmeten Reise des Jahres 1814 besuchte. Der alte Fries war auch Taufpate eines der in Heidelberg geborenen Kinder von Wallis neben Graimberg, Wilcken, dem Gatten der Tischbein, und Melchior Boisserée. Nun erst wird durch diese Forschungen der Blick in das Kunstleben des damaligen Heidelberg völlig klar, und alle seine bewegenden Kräfte werden sichtbar, wie sich auch der Zusammenhang der hier ansässigen Malergeschlechter und ihre Abhängigkeit voneinander entwirrt. Nicht fruchtbar genug kann man sich die verschiedenen Mittelpunkte jener am Neckarstrande geübten, zu ihrer höchsten Blüte entfalteten Kunstbetätigung vorstellen: auf der einen Seite die unvergleichliche Sammlung altdeutscher Gemälde der Boisserée am Karlsplatz im Osten der Stadt, der Grundstock der späteren Münchner Pinakothek, die sogar Goethes klassischen Geist bezwang; auf der andern, gewissermaßen als Lager der »Modernen«, auch in räumlichem Gegensatz, die Schätze des Vaters Fries im äußersten Westen Heidelbergs gegen die Rohrbacher »Plaine« zu, die Goethe nicht minder gern aufsuchte als die Umgebungen des Schlosses, und als der Hauptvertreter dieser »neuen« Richtung gegenüber der »alten« G. A. Wallis, der Lehrer und Inspirator der Fries, Rottmann, Fohr! Denkt man sich dazu das auch in die zwei Parteien der Klassiker und Romantiker gespaltene, von bedeutenden Köpfen, wie einerseits Voß und Paulus, anderseits Creuzer und Daub, geführte Leben der gelehrten Welt und nicht minder gewichtig als begleitende Melodie den Sang der romantischen Dichter Brentano, Arnim, Eichendorff, Schenkendorf und Genossen, und stets als Hintergrund dieses erregten Schauspiels die grünumsponnene Ruine auf dem Jettenbühl, das begeisternde Ziel all dieses Klingens und Schauens, so hat man das Heidelberg der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, wie es zuletzt von Goethes alles versöhnendem Lynkeusauge gesegnet wurde.



Abbild. 20. Schlußstein vom Heidelberger Augustinerkloster

Das von Wallis erschaute Heidelberg ist der Traum eines Malerpoeten, der von einem »Genius des Himmels«, wie Schreiber schwärmte, erschaffene Ort der Lichtwunder und Wolkengeheimnisse. Unter den ausgestellten Werken von Wallis zeigt den Künstler von der koloristischen Seite am eindringlichsten der Rundtempel von Tivoli, der in seiner Komposition und Farbengebung wie eine Vorahnung Böcklins anmutet. Das eigne Bildnis des Künstlers in hohem Alter — er starb 1847 als Akademieprofessor und Kunsthändler in Florenz —, von seinem Sohn Trajan gemalt, bringt diese echt schottische Mischung von Phantasie und Geschäftsgeist, sinnendem Innenleben und weltmännischer Klugheit überzeugend zur Anschauung. Mit den Bildern des Schotten Wallis wurde eine fühlbare Lücke in der Entwicklungsgeschichte der pfälzischen Kunst ausgefüllt.



August Schreitmüller: Die Wehr





Der Mann in der Luft

Novelle von Fritz Michaelis

Wenn ich diese Geschichte nicht damals gleich aufgeschrieben habe, als ich sie selber zum erstenmal hörte, so geschah es nur aus Rücksicht auf dich, mein lieber Leser. Denn sie niederzuschreiben, ist schließlich eine Kleinigkeit, wenn einer das nötige Papier hat, aber sie zu lesen, das ist eine Arbeit, um die ich dich nicht beneide. Denn, mußt du wissen, es sind nämlich zwei Geschichten in einer.

Du bist gebildet und weißt, was ein Palimpsest ist. Das ist, entsinnst du dich, ein würdig Pergamen, auf dem ein klassischer Autor seine Liebesschwüre, seine Oden, was weiß ich, niedergeschrieben hat, und über das im finsteren Mittelalter ein Mönch geriet, der Heiligenlegenden, politische Händel oder fromme Zänkereien für die Nachwelt festhalten wollte. Der kratzte schlecht und recht das Liebeslied herunter und malte seine Legende drüber. Wer nun ein gelehrter Mann ist, vermag aber beides zu lesen, das griechische Liebeslied und die lateinische Legende.

Meine Geschichte ist nun ein solches Palimpsest, und ich mute dir zu, mein lieber Leser, mit den Gelehrten zu wetteifern. Auch du sollst zweierlei auf einmal lesen.

Und doch ist es kein richtiges Palimpsest. Denn damals lag zwischen den beiden Niederschriften ein Jahrtausend und drüber; meine beiden Geschichten aber geschehen zu gleicher Zeit und haben denselben Helden.

Aber das haben meine Federübungen mit einem Pergamentkodex gemeinsam: die untere Geschichte ist die fesselndere von beiden.

Wie gesagt, ich beneide dich nicht, mein lieber Leser. Aber ich will dir dein Geschäft erleichtern, soviel ich kann. Darum stelle ich dir den Helden außerhalb dieser Geschichte besonders vor. Er hat gar nichts Heldenhaftes, und seine Nachbarn und Amtsgenossen, die ihn länger kennen als ich, würden bezweifeln, daß er würdig wäre, in einer Geschichte, die du liest, vorzukommen.

Übrigens, ich wette, du selbst kennst ihn schon lange. Du hast ihn nur nicht beachtet. Oder hast du jemals auf das unscheinbare Männchen Obacht gegeben, das immer an den Straßenecken steht, an Häuserstufen, Schaufenstergittern und sich die Schuhbänder fester knüpft?

Siehst du, das ist er, mein Held. Ihm gehen immer die Schnürbänder auf, wenn er auf die Straße tritt, und er muß sich bücken, um sie von neuem zu knoten.

Ein Elegant ist er demnach nicht, aber das kann man bei hundertfünfzig Mark Monatsgehalt auch nicht verlangen.

Aber so ist er nur in der oberen Geschichte; in der unteren Geschichte ist er ganz anders. Nun kennst du ihn, und ich will meine Geschichte anheben.

Sie begann drei Uhr zehn Minuten nachmittags.

An der Haltestelle der Straßenbahn standen einige Männer, die nicht aussahen, als ob sie Herren wären. Zwei unterhielten sich über die Theatervorstellung am letzten Sonntagnachmittag, zu der sie Eintrittskarten geschenkt erhalten hatten, die andern schwiegen vor sich hin wie Leute, die ihre Tagesarbeit getan und ein Recht darauf hatten, sich müde zu fühlen.

Da kam die Straßenbahn.

»Mahlzeit!« sagten die Kollegen zueinander und stiegen auf.

»Leben Sie wohl!« entgegnete der Zurückbleibende, schlug den Kragen hoch und marschierte mit hastigen, ungleichmäßigen Schritten in die Novemberdämmerung hinein. Auch er strebte seiner Behausung zu, die an jener Peripherie der großen Stadt gelegen war, die nicht für die vornehme galt. Er hatte keinen Blick für die an seinem Wege liegenden Gebäude und Denkmäler; er stapfte durch die Häuserzeilen, als ob er über eine riesige Landkarte wanderte, auf der sein Weg mit einem roten Strich eingezeichnet war. Die aus dem Nebel glänzenden Auslagen waren für ihn nur Meilensteine auf seiner Wanderung, und die vielen eleganten Damen, die seinen Weg kreuzten, achtete er nicht anders als ein Handwerksbursche die Pfützen auf der Landstraße, die ihn am Vorwärtskommen hindern. Er ging immer zu Fuß und immer sehr schnell, als



ob ganz hinten jemand auf ihn warte. So konnte nur jemand gehen, dem der Weg nichts als eine leere Strecke war, die es zu durchmessen galt, um an ein Ziel zu kommen.

Nach einer Stunde, als die Straßenlampen müde gegen die Dämmerung ankämpften, bog er ohne aufzublicken in das Tor eines vernachlässigten Hauses ein, in dessen Nischen sich Kinder zu einem lärmenden Spiele niedergekauert hatten. Obwohl das Treppenhaus noch nicht erleuchtet war, glitt sein Schlüssel mit der Sicherheit der langen Übung in das Schloß einer kleinen Wohnung im obersten Stockwerk.

Im Gange bückte er sich nach den Briefen, die der Postbote durch den Türschlitz geworfen hatte, und legte sie auf den Tisch in der Mitte des dämmrigen Zimmers. Beim Lichte der altmodischen Lampe entzifferte er die Anschriften. Die beiden mit einem Amtssiegel verschlossenen Schriftstücke mit der Aufschrift »Herrn Bureaudiätar Gottlieb Sonntag« legte er beiseite, der dritte Brief, auf dem nur der Name ohne alle Zusätze stand, erhielt seinen Platz neben dem Eßgerät, das eine lieblose Hand auf den Tisch gestoßen hatte.

Dann begann er mit umständlicher Pedanterie ein Rasierzeug hervorzukramen, einen Hohlspiegel, eine Puderquaste und ein Fläschchen mit Kölnischem Wasser. Gottlieb Sonntag liebte es, sich selbst zu rasieren, und er hatte einmal mit einem Kollegen ein Gespräch darüber gehabt. »Ja,« sagte der Kollege, »ich tue es auch, denn es ist viel billiger, und man kann es machen, wann es einem beliebt.« — »Und zudem«, gab ein andrer seine Ansicht zum besten, »sind die Barbiere ein windiges Volk, von denen man allerlei erben kann, ohne darum gebeten zu haben.« Dazu hatte Gottlieb Sonntag nur genickt, als wenn dies auch seine Meinung gewesen wäre. Nun hantierte er behutsam und sorgfältig mit dem Messer, denn ihm lag nicht nur daran, sein Gesicht von den Bartstoppeln zu reinigen, ihm kam es viel mehr darauf an, aus dem Antlitz, dessen Gegenbild ihm aus dem Spiegel entgegenblickte, die Züge des Bureaudiätars Gottlieb Sonntag, der täglich von neun bis drei im Dienste einer unwichtigen Behörde werkelte, zu entfernen. Das brachte eben ein Barbier nicht fertig. Die letzten Erinnerungen an den kleinen Funktionär beizte er mit einer scharfen Essenz hinweg, und dann, verschwenderisch in zwei Farben gepudert, blickte er befriedigt in das Glas hinein. Gottlieb Sonntag, der Nachmittagsmensch, war geboren.

Nun galt es, auch dem Körper dieses neuen Kopfes eine würdige Hülle zu geben, und Gottlieb Sonntag stand einige Zeit überlegend vor dem geöffneten Kleiderschranke. »Wählen wir den Rokokoanzug,« befahl er sich schließlich, »mit einem Solitär im Jabot.« Das Rokokogewand war aus schwerem schwarzem Samt gearbeitet, zu dem eine reich bordierte Weste gehörte, in deren Ausschnitt sich ein Spitzenhemd bauschte. Nun waren noch die Lackschuhe mit dem roten Absatz anzulegen, und der Kavalier konnte sich zu Tische setzen.

Aber da fiel ihm ein, daß er noch ein wichtiges Nachmittagsgeschäft vergessen hatte, und er schickte sich an, dies schleunig nachzuholen. Der Spiegel zwischen den Fenstern mußte mit einem weißen Tuche verhängt werden, und obwohl er sich mit abgewandtem Antlitz darum mühte, entging ihm nicht, wie das Glas amüsiert über ihn kicherte. Denn in der blinden Spiegelfläche war ein abgetragener Gehrock zu sehen, der in den Nähten glänzte und den die göttlichen Schneider des Rokoko kaum für ein menschliches Kleidungsstück gehalten haben würden. Auch die Schnallenschuhe hätte ein andrer als Gottlieb Sonntag nur für ein wenig vertragene Hausschuhe gehalten, die mit der Grazie des gepuderten Jahrhunderts nichts gemein hatten.

Inzwischen hatte es geläutet, und ein Gasthausbote hatte ein Blechgeschirr mit Essen abgegeben. Gottlieb Sonntag ordnete das Gedeck auf dem Tische, der nun viel festlicher dreinblickte, und ließ sich nieder.

Er neigte sich höflich nach rechts und links gegen die, welche am gleichen Tische mit ihm speisten, und bat seine Nachbarin scherzend um Entschuldigung, daß er es wage, in ihrer Gegenwart in einem Briefe zu lesen. Dann fragte ihn jemand vom andern Ende der Tafel, was für Nachrichten er erhalten hätte, und er gab eine witzige Antwort, worüber ein zierliches Gelächter rund um den Tisch lief. Nach einigen Bissen mußte er aber Messer und Gabel hinlegen, denn drüben hatte sich jemand erhoben und brachte einen wohlgesetzten Trinkspruch aus auf den



geschätzten Gast, der in ihrer Mitte weile, und dann kamen alle mit erhobenen Gläsern auf ihn zu, um mit ihm anzustoßen. Nun mußte er zum Danke sprechen, und er tat dies in so liebenswürdiger Form, daß seine Nachbarin noch während seiner Rede mit ihrem Kelche an sein Glas läutete und seine letzten Worte in einem großen Hoch der Tischgenossen untergingen.

Nun reichten die Diener in feierlicher Livree noch Süßigkeiten und Früchte, der Haushofmeister machte die Runde mit einem kostbaren alten Weine, der die Pokale wie Edelsteine funkeln ließ, dann erhoben sich alle, schüttelten oder küßten einander die Hände und gingen in den Salon hinüber weg von dem Tische, an dem soeben — — ein einsamer Mann ein kärgliches Mahl eingenommen hatte.

Als der Kavalier vom Speisesaal in den Salon hinüberging, mußte er an dem Fensterbrett vorüber, in welches der Schreibergehilfe vorhin die beiden andern Briefe mit den unpassenden Aufschriften gelegt hatte. Die grinsten ihn frech an mit ihren nüchternen Buchstaben.

Aber der Kavalier verlor die Haltung nicht. Mit ruhigem Lächeln drehte er den Umschlag um, nachdem er durch einen schnellen Blick festgestellt hatte, daß er nicht an ihn gerichtet war. Aber den andern Brief nahm er mit in den Salon hinüber.

Denn er lebte nunmehr bis morgen früh in seiner Nachmittagswelt. Er wurde von der Wirtin in ein Gespräch verwickelt, das sich lang hinzuspinnen schien, weil sie den geschätzten Gast möglichst lange in ihren Räumen halten wollte, aber er hätte nicht der Kavalier sein müssen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich mit großer Geschmeidigkeit zu befreien, und zum Abschied machte er ihr ein so allerliebstes Kompliment, daß sie dem Flüchtling unmöglich böse sein konnte.

Die beiden Briefe drückten ihn. Er mußte fort. —

Gottlieb Sonntag konnte nach Tische nie zu Hause sitzen. Da konnte ihn kein Wetter abhalten. An seinem alten Wintermantel war ja schließlich nichts mehr zu verderben. Den zog er nun aus dem Schranke und ging in den unfreundlichen Novemberabend hinaus ...

Das heißt, er wäre gegangen, wenn nicht vor dem Portal sein Kraftwagen gehalten hätte. Der Diener riß geräuschlos den Schlag auf, der Fahrer warf den Motor an, und dann sauste Gottlieb Sonntag davon.

»Zum Notar,« hatte er dem Diener befohlen, und während er sich in die Polster zurücklehnte, überdachte er noch einmal, was er mit dem alten Justizrat Eichenloh zu besprechen hatte.

Derweil erwachten oben in seinem Zimmer seine Möbel aus der dienstfertigen Haltung, die sie während seiner Anwesenheit beobachtet hatten.

»Gott sei Dank,« sagte der Spiegel, »daß der Schwarmgeist fort ist,« und ließ die Verkleidung fallen, die Gottlieb Sonntag ihm aufgenötigt hatte. »Ich ersticke noch eines schönen Tags unter dem Tuch.«

»Vor Hitze?« fragte der große Lehnstuhl, der überhaupt ein wenig naiv war.

»Nein,« blinzelte der Spiegel, »aber vor unterdrücktem Kichern. Hat einer von euch schon irgendwann einmal ein so verrücktes Menschenkind gesehen? Ich nicht, und ich habe doch schon in drei Wohnungen gehangen. Erst bei einem Steuersekretär, dann ...«

»Das interessiert uns nicht,« meinte die Wanduhr schnippisch, »jetzt sind wir eben hier,« und dann tickte sie gleichmütig weiter.

»Zudem,« ließ sich der Schreibsekretär höchst würdevoll vernehmen, »mein lieber Spiegel, könnten Sie schon längst bemerkt haben, daß wir Hausgerät, das wir die Ehre haben, Herrn Gottlieb Sonntag zu dienen, einander mit Sie anreden. Ich schlage Ihnen unmaßgeblich vor, diesem löblichen Brauche zu folgen.«

Der Spiegel wollte ihn boshaft anblitzen, aber es gelang ihm nicht, er war schon zu alterstrüb dazu.

»Wo mag der Herr hingefahren sein?« fragte die Lampe, die immer alles wissen wollte.

»Was kümmert's uns!« beruhigte sie die Wanduhr. »Unsaubere Wege geht der nicht, ich wette mein Zifferblatt gegen Ihre Glasglocke.«

»Man darf doch fragen,« entschuldigte sich die Lampe, und der alte Sekretär neckte sie: »Wenn Sie das genau wissen wollen, dann müssen Sie sich einmal mitnehmen lassen.«

»Diogenes genug wäre er dazu,« warf



der Spiegel dazwischen, aber auf diesen Realisten hörte schon längst niemand mehr.

Die andern Möbel lachten herzlich über den Einfall, mit der Lampe spazierenzugehen.

»Die Ehre wird wohl niemandem von uns zuteil werden,« verteidigte sich die Lampe gegen das allgemeine Gelächter.

»Doch, mich hat er schon oft mitgenommen,« sagte da in der Ecke ein dünnes Stimmchen, und alle Möbel blickten verwundert in den dunklen Winkel.

Es war der Spazierstock, der bis jetzt bescheiden geschwiegen hatte.

»Aber er nimmt mich nicht mehr mit.« Ganz betrübt klang das.

»Lassen Sie deswegen so die Krücke hängen?« fragte der Spiegel.

Die andern Möbel überhörten die Bosheit und schwiegen ein Weilchen, alle mit demselben Gedanken beschäftigt und alle bemüht, ihre Neugier niederzukämpfen, bis sich die Lampe nicht mehr halten konnte und mit der Frage herausplatzte: »Also rede: wo geht er hin?«

»Das sah der Lampe wieder ähnlich,« bemerkte der Sekretär abfällig, aber im stillen war er heilfroh, daß die Frage gefallen war.

Der kleine Spazierstock kam sich wichtig vor. »Ich verdanke ihm einige sehr nette Bekanntschaften,« erzählte er, »aber am liebsten war ich in einem kleinen Vorsaal, in dem eine rosa Ampel brannte, weil ich mich dort so gut mit meinen Nachbarn unterhalten habe. Wir waren in der Regel zu zweit, der Sonnenschirm der Hausfrau und ich. Die Hausfrau hatte eine wunderhübsche Stimme, und wenn sie sang, stellten wir beide uns immer auf die Zehen, um es recht genau zu hören. Sie war auch eine Sängerin an der Großen Oper. Nicht daß sie eine große Künstlerin gewesen wäre, das habe ich nie geglaubt, aber ein liebes Mädel war sie. Wir waren sehr oft bei ihr, der Herr und ich, und zwischen dem Sonnenschirm und mir entwickelte sich eine ähnliche kleine Liebe wie zwischen dem Herrn und seiner Freundin. Aber das ist vorbei,« seufzte der Spazierstock, »das mit Babette Maiblum.«

»Babette Maiblum,« sagten alle im Chor nach.

»Warum aber ist's vorbei?« wollte der Spiegel wissen, aber der Spazierstock besann sich plötzlich auf seine Pflicht der Diskretion und wollte nichts mehr sagen, bis ihm der Sekretär zu Gemüt führte, daß es der Gipfel der Unhöflichkeit wäre, in Gegenwart andrer mit Geheimnissen zu prunken.

Da gab er nach und erzählte weiter: »Eines Tags hatte ich mich so recht aus Herzensgrund auf einen gemütlichen Schwatz mit dem Sonnenschirm gefreut, da sah ich, daß schon jemand da war, den ich nicht kannte. Er hing sehr steif an seinem Haken und tat so schneidig, wie ein junger Leutnantssäbel nur tun kann. Der Sonnenschirm tat sehr verlegen und zitterte in allen seinen Spitzen. Am liebsten hätte er mich gar nicht gekannt, aber mit dem Recht eines alten Bekannten sprach ich ihn an. Gleich schnarrte der Säbel dazwischen, und wenn es nicht aus Rücksicht auf die zarte Nachbarin gewesen wäre, wären wir beide aneinandergeraten.

Aber unsre Aufmerksamkeit wurde gleich durch den Lärm im Zimmer gefesselt, und ehe ich recht begriffen hatte, stürzte ein junger Offizier auf den Vorplatz heraus und riß den Säbel vom Haken. Gleich darauf war auch der Herr bei mir, und halbtot vor Schreck fühlte ich, wie der Herr mit mir dem fremden Offizier den Degen aus der Hand schlug. Dann lagen wir beide am Boden, der Säbel und ich, und unsre Herren waren sehr blaß und machten eine sehr kühle Verbeugung voreinander. Das ist alles, was ich weiß.«

»Wo aber war Babette Maiblum?« fragten nun alle.

»Fräulein Babette war jammernd aus dem Zimmer geflohen, und seitdem hab' ich sie nicht mehr gesehen, und ihren Sonnenschirm auch nicht,« berichtete der Stock betrübt. »Er nimmt mich eben nie mehr mit.«

»Haben Sie die Narbe da an der Seite von dem Schlage?« fragte die Uhr teilnehmend, und der kleine Krüppel nickte. Dann versank er wieder ins Brüten.

»Wenn man nur wüßte, was das alles bedeutet,« meinte der Spiegel, und weil der Sekretär sich diesmal mit seiner vornehmen Vergangenheit brüsten konnte, war er ausnahmsweise nicht beleidigt ob dieser Taktlosigkeit.

»Das kann ich Ihnen sagen,« meinte er recht von oben herab, »das bedeutet in den Kreisen, zu denen unser Herr gehört, ein



Duell, einen Zweikampf. Ich weiß dergleichen aus Briefen, die ich in meiner früheren Stellung aufbewahrte.«

»Einen Zweikampf?« fragte die Lampe und klirrte leise.

»Also Scherben,« übersetzte sich's der Spiegel in seine Mundart.

»Gewiß,« bestätigte der Sekretär. »In der Regel geht ein Glück in Scherben. Manchmal auch ein Menschenleben.«

»Wir zittern für unsern Herrn,« sagten die Vorhänge, die in der Regel nur zuhörten. Sie zitterten wirklich. »Wenn man nur wüßte, ob er das schon hinter sich hat. Wo mag er jetzt sein?« fragten sie in die Runde und bemühten sich, auf die dunkle Straße hinunterzuspähen.

»Ein Duell findet immer am frühen Morgen statt,« erklärte der Sekretär, »deswegen kann er also nicht so schnell weggefahren sein. Aber vielleicht morgen früh —«

»Aber morgen früh muß Herr Sonntag doch in seiner Schreibstube sein,« sagte da plötzlich jemand auf dem Fensterbrett. Alle waren sprachlos. Es war der Brief, den Gottlieb Sonntag dorthin gelegt hatte, um ihn morgen früh zu lesen. Er stammt eben aus der oberen Geschichte und konnte sich nicht in die untere finden. Da merkten die Herrschaften aus der unteren Geschichte, daß ein Fremdling unter ihnen weilte, und sie schwiegen verstimmt und ein wenig beschämt wegen ihrer Plauderhaftigkeit. —

Wo aber war der Kavalier, dessen Möbel zu Hause über ihn klatschten wie kleinbürgerliche Dienstboten über die abwesende Herrschaft?

Wo war Gottlieb Sonntag?

Ja, was willst du hören, lieber Leser, untere Geschichte oder obere?

Beides? — Meinetwegen, obwohl die untere bei weitem interessanter ist.

Die obere Geschichte nämlich ist kurz die, daß der Kanzleivorsteher des Justizrats Eichenloh den Schreibhelfer Sonntag mit einem sanften Anschnauzer empfing, weil er die Abschriften, die er in seinen dienstfreien Stunden anfertigte, erst so spät brachte, und für die weitere Beschäftigung größere Pünktlichkeit zu Bedingung machte.

Aber in der unteren Geschichte machte derselbe Kanzleivorsteher einen sehr höflichen Bückling vor dem späten Besucher und sagte mit seiner süßesten Stimme: »Wollen der Herr Baron gefälligst näher treten. Der Herr Justizrat erwarten den Herrn Baron bereits.«

Und richtig, der alte Eichenloh, der sonst so zugeknöpft war, ging Gottlieb Freiherrn von Sonntag mit ausgebreiteten Armen entgegen und legte ihm beide Hände auf die Schultern: »Das muß etwas Wichtiges sein, lieber Baron, was Sie noch so spät zu mir führt.«

»Wichtig ist es nur für mich, lieber alter Freund,« entgegnete Baron Gottlieb, »für Sie ist es ein Geschäft wie andre auch. Ich will Ihnen mein Testament diktieren.«

»Aber was sind das für Gedanken!« widersprach Eichenloh. »Unser Leben währet siebenzig Jahre, und Sie sind fünfundzwanzig.«

»Doch die Lieblinge der Götter sterben jung, und ich bin ihr Liebling, vielleicht ihr größter Liebling.«

»Jedenfalls sind Sie vor dem Gesetze alt genug, um Ihren letzten Willen zu erklären,« lenkte der Notar aufs Geschäftliche über und rief seinen Kanzleigehilfen, damit er Gottliebs Diktat auf die Schreibmaschine übertrage. Der junge Aristokrat sah mit ehrlichem Mitleid den Altersgenossen an, der hier für hundertfünfzig Mark monatlich seine Jugend vertrauerte, und beschloß, seiner in seinem Testamente zu gedenken.

Die Tür stand halb offen, und deshalb verstand der Bureauvorsteher einiges von dem, was Gottlieb diktierte.

Er begann mit einem Dank an die, welche ihn in dies reiche Leben hineingestellt hatten, und an die Freunde, die es mit ihm geteilt hatten. »Ich danke dir, Vater, daß du mich zeugtest, dir Mutter, weil du mich gebarst und mich lehrtest, daß aller Besitz nur geliehen ist und zum Wohltun verpflichtet, und von allem, was ihr mir ließet und was ich hinzuerwarb, will ich daher dem eignen Sohne nur so viel hinterlassen, daß die Not niemals an seine Tür poche. Die größere Hälfte aber gehöre denen, welche die Not kennengelernt haben. Meinen Freunden danke ich, daß sie mich liebten und meine Launen trugen und mir mit klugem Wort halfen, wo ich mir keinen Rat wußte.«

Dann kamen die Vermächtnisse. Von den beiden Gütern, die er besaß, vermachte er das größere demjenigen Stande, dem er sich auf der Welt am meisten verpflichtet fühlte,

den deutschen Schauspielern, und ein stattliches Vermögen dazu. »Möge es der Grundstock zu einem Alters- und Ferienheim werden. Meinen Dienern vermache ich nichts. Sie sollen nicht auf meinen Tod spekulieren. Ich habe sie allzeit gut behandelt und den Menschen in ihnen oft höher geachtet, als hinter der Livree vorhanden war. Aber ich empfehle sie der Großmut meines Sohnes.

Dir aber, mein einziger Sohn, gelten meine letzten Worte. Noch atmest du nicht unter den Lebendigen, und wenn du zum erstenmal die Augen dem goldenen Licht öffnest, hat dein Vater die seinen schon für immer geschlossen. Ich werde dich nie mit leiblichen Augen sehen. Doch ich kenne dich bis in deine innerste Herzkammer hinein, und ich bestimme, man soll dich Felix rufen, den Glücklichen, wie auch dein Vater allzeit glücklich gewesen ist. Mache deiner Mutter viele Freude. Ich habe sie nicht zum Altar führen können, weil ich zu schnell von der Welt mußte, aber du sollst meinen Namen tragen. Ich erkläre hiermit vor aller Welt, daß das Kind, welches Babette Maiblum, bis vor kurzem Sängerin an der Großen Oper, gebären wird, mein Sohn ist, und der Erbe alles Besitzes, über den ich nicht anders verfügt habe. Du wirst es mir später danken, mein Sohn, daß ich just diese Frau für würdig erachtet habe, deine Mutter zu werden. — Nun lebe wohl, mein Sohn, und lasse mich wieder in das Dunkel gehen, aus dem du erst kommen willst.«

Damit schloß Gottlieb Sonntag, und erst als ihm der Kanzleigehilfe die Reinschrift vorlegte, entsann er sich seiner Absicht und setzte mit eigner Hand ein Kodizill zugunsten des jungen Mannes mit den hundertfünfzig Mark monatlich hinzu. Dann datierte er die Urkunde und setzte mit festen Zügen ohne Schwünge und Schnörkel seinen Namen darunter.

Während oben der alte Eichenloh das Dokument kopfschüttelnd wegschloß, saß der Erblasser schon wieder in seinem Kraftwagen, und derweil die Räder über den regenfeuchten Asphalt dahinglitten, schwatzten seine Möbel zu Hause weiter über ihn.

»Ich räume gern ein,« sagte der Spiegel, »ich habe noch nie in einer so interessanten Wohnung gehangen. Selbst bei den Steuerbeamten war es nicht so interessant. Was war das neulich nicht für eine vergnügte Geschichte, als er den großen Tisch mitten in die Stube rückte und alle Stühle ringsum und dann immer mit Verbeugungen zwischen Tür und Tisch auf und ab ging. Ich wette, er gab eine Gesellschaft, und Gott weiß, was für hohe Tiere da auf den Stühlen gesessen haben mögen.«

»Sie werden pöbelhaft, lieber Spiegel,« bemerkte der Sekretär. »Man merkt, daß Sie lange in den Wohnungen kleiner Beamten gehangen haben.«

»Ich will Ihre Vergangenheit nicht untersuchen,« gab der Spiegel zurück, und es liegt nicht in meiner Natur, beleidigt zu sein. Aber ich muß mir ein klares Bild machen von allem, was ich sehe; das liegt in meiner Natur.«

»Welches Bild haben Sie von Gottlieb Sonntag?« fragte die neugierige Lampe.

»Ja, das wäre auch mir interessant,« schloß sich der Sekretär an.

Der Spiegel lächelte geschmeichelt. »Das will ich Ihnen mit fünf Worten sagen. Ich nenne ihn den Mann in der Luft. Das ist ein Bild, aber Bilder liegen in meiner Natur. Ich will es Ihnen aber gern erklären. Als was kennen wir unsern Herrn? — Wenn er morgens weggeht, ist er ein kleiner Kanzleigehilfe; wenn er nachmittags wiederkommt, ist er ein großer Herr, und je weiter der Abend vorrückt, desto größer wird er. Heute abend war er wohl ein durchreisender Fremder von Distinktion, soweit ich durch meinen Vorhang sehen konnte, dem man hier ein Gastmahl gab. Aber was war er nicht schon alles? — Ein vielbeschäftigter Arzt, der das Serum erfunden hatte, ein Schauspieler, dem die Weiber nachliefen — wissen Sie noch, damals den Backfisch hinter dem Vorhang? —, dann der Minister, von dem das Wohl und Wehe Tausender abhing, und was noch alles! Und besinnen Sie sich? Haben Sie jemals einen Menschen außer ihm in diesen Räumen gesehen? Ich nicht. Es ist wahr, die alte Therese kommt jeden Morgen und räumt auf, aber er geht ihr meist aus dem Wege, und jeden Ersten legt er ihr das Geld auf den Tisch, ehe er weggeht. Wozu braucht ein einzelner Mensch so viel Stühle, wenn er sie nicht mit eingebildetem Besuch bevölkert? Ihm geht es wie mir, er hängt nur durch einen Haken und durch einen dünnen Strick mit der übrigen Welt zusammen. Zu der Menschheit, zu der die Welt

ihn rechnet, gehört er nicht, zu der Schicht, zu der er sich rechnet, zählt ihn die Welt nicht — kurzum, er ist eine soziale Fehlgeburt, er hat nichts unter den Füßen. Ein Mann in der Luft.«

»Glauben Sie,« fragte die Lampe, »daß er bei alledem wenigstens glücklich ist?«

»Mein Gott,« sagte der Spiegel, und es sah aus, als wollte er die Achseln zucken, »wie kann ein Spiegel das beurteilen? Vor mir spielen die Menschen doch alle Komödie.« —

Unterdessen hatte der Bureaudiätar Gottlieb Sonntag einige Male die Schnürbänder seiner Schuhe fester geknüpft und an einer Ecke einen Kollegen getroffen, der bot ihm Eintrittskarten zum Wintervergnügen der gehobenen Unterbeamten an. »Aber ich kenne doch keinen Menschen,« wehrte Gottlieb ab. »Dann kommen Sie nur ja hin,« riet der Kollege, »dann lernen Sie welche kennen.« — »Aber ich habe ja so viele Bekannte,« sagte Gottlieb darauf und ließ den verdutzten Kollegen stehen, der eben nicht begriff, daß er als Figur der oberen Geschichte nichts in der unteren zu suchen hatte.

Denn der Baron Sonntag mußte eilig in seinen Klub, wohin ihn der zweite Brief berief, weil ihn sein Freund, der blonde Graf Balduin Buchbinder, dringend sprechen mußte. Darum hielt er sich im Billardzimmer kaum auf, sagte einigen Freunden flüchtig guten Abend und setzte sich in die Kaminnische, in der ihn der Graf schon erwartete. »Mein lieber Balduin,« begrüßte er ihn, »laß mich vor allen Dingen dir danken für die Bereitwilligkeit, mit der du dich zu diesem Freundschaftsdienste verstanden hast. Ich werde dich nicht mehr oft bemühen.«

Der andre schnitt ihm den Dank mit einer Handbewegung ab. »Ich hoffe, du wirst mit mir zufrieden sein. Ich habe alles in deinem Sinne geordnet. Aber seine Bedingungen sind schwer. Dreimaliger Kugelwechsel, zwanzig Schritt Distanz, das bedeutet: nur einer geht lebendig heim.«

»Was dachtest du?« fragte Gottlieb. »Meinst du, ich will nur ein paar Krähen im Walde erschrecken, ein bißchen Pulverdampf machen und dann befriedigt heimfahren und frühstücken? Es soll nur einer nach Hause kommen.«

»Aber dein Gegner ist ein ausgezeichneter Pistolenschütze.«

»Mag er es sein. Ich schieße auch nicht schlecht. Und zudem bin ich durchaus vorbereitet, auf dem Platze zu bleiben. Ich habe soeben mein Testament gemacht.«

»Und dein Sohn?«

»Ist mein Erbe, sobald er geboren ist.«

»Aber das ist doch alles Wahnsinn!« jammerte der kleine Graf. »Das ist der raffinierteste Selbstmord. Wie kannst du mit deinen freien Anschauungen dich von alten überlebten Begriffen tyrannisieren lassen?«

»Mein lieber Balduin,« sagte Gottlieb darauf sehr ernst, »du vergißt, daß du immerhin mein Kartellträger bist. Für den schickt sich solche Rede nicht. Und du vergißt außerdem, daß ein wirklicher Freidenker die alten Bräuche peinlich befolgt, gerade weil er über sie lächelt. Darf man in unsern Kreisen den Geruch der Feigheit auf sich laden? — Was tut es, wenn ich falle? Die Welt geht weiter. Und ist es nicht besser, mein Sohn kann den Vater bewundern, der um seiner Ehre willen in den Tod gegangen ist, ob er ihn auch niemals gesehen hat, als daß er ihn kennenlernt und verachtet?«

Da sah Balduin Buchbinder ein, daß alles weitere Reden vergeblich wäre, und sprach davon, daß der Zweikampf morgen früh um acht Uhr stattfinden solle.

»Um acht Uhr?« meinte Gottlieb, »das paßt mir schlecht, denn da muß ich ...« Er brach ab, weil er sonst gesagt hätte: Da muß ich ja schon im Bureau sein; aber es war ihm recht peinlich, so unversehens aus der unteren Geschichte in die obere zu stolpern.

Er erhob sich. »Wohin willst du heute noch?« fragte sein Sekundant. »Zu, zu deiner ...« — er suchte nach dem Worte — »zu Fräulein Babette lasse ich dich auf keinen Fall. Du mußt ruhige Nerven für morgen behalten.«

Aber Gottlieb lächelte. »Sei ohne Sorge wegen meiner Nerven. Im übrigen schlägt deine Phantasie überflüssige Purzelbäume. Du vergißt, daß Babette im fünften Monat ist.« —

Als er aber zu ihr kam, fand er zu seiner Freude, daß man es ihr kaum ansehen konnte. Sie war in seinen Augen noch ebenso mädchenhaft, wie sie vor einigen Monaten



noch auf der Bühne gestanden hatte. Schon damals steckte ein liebes kleines Hausfrauchen in ihr, das mit geschmeidigen Bewegungen den Tee reichte und es dem Gaste behaglich machen wollte. Auch heute noch, wo sie einander so nahe gekommen waren, führten sie die Rollen von Gast und Wirtin weiter. Auch wenn sie von ihrem Kinde sprachen, und sie taten es heute, blieb alle lärmende Verliebtheit ihrem Wesen fern. Gottlieb genoß noch einmal mit vollen Zügen den Reiz der Stunde von der rosa Ampel auf dem Vorplatz bis zu dem Dämmerlicht der großen Stehlampe am Teetisch, und als er sich früher als sonst verabschiedete, griff er mechanisch nach seinem Stock im Korridor, und erst als der fehlte, fiel ihm ein, wie dieser Stock ihn aus seiner Idylle vertrieb.

»Wann kommst du wieder, Liebster?« fragte Babette, die ihm gegen seinen Willen das Geleit gegeben hatte.

»Ich weiß es nicht mit Sicherheit,« murmelte Gottlieb, »ich hoffe, morgen. Auf Wiedersehen jedenfalls, und grüß' mir den Buben.«

Damit küßte er ihr die Hand und schritt in die Nacht hinaus.

Habe ich nun alles Zeitliche berichtigt? fragte er sich, als er wieder in seinem Wagen saß. Richtig, d a s könnte man noch tun. Und dann rief er seinem Chauffeur durch die Klappe zu: »Zu Frau von Winkelmann.«

Der hätte ich doch gern noch Lebewohl gesagt, sagte er zu sich selbst und lehnte sich in die Kissen. Lebewohl? — Er schüttelte den Kopf. Nun denn — auf Wiedersehen.

Bei Frau von Winkelmann war das ganze Haus erleuchtet, und als er in die Halle trat, sah er durch die Glastür des Wintergartens die Hausfrau im Gespräch mit einem Dragoneroffizier. Einen Augenblick lang glaubte er in ihm seinen Gegner von morgen früh zu erkennen. Aber es war nur ein Regimentskamerad, der immerhin morgen der Sekundant seines Gegners sein konnte. Er hätte Buchbinder danach fragen sollen. Aber er wollte jetzt die verhaßte Uniform nicht sehen. Darum ließ er sich nicht erst melden, sondern kehrte wieder um.

Draußen blieb er eine Weile stehen und betrachtete die Fassade der Villa, die ihm schon lange lieb gewesen war, ehe er mit dem Rechte des guten Freundes in diesem Hause verkehrte. Da kam ihm sein Namensvetter Gottlieb Sonntag in den Sinn, irgendein kleiner Beamter bei irgendeiner Behörde, den er — er entsann sich nicht, woher — kannte. Der war auch in das hübsche Haus verliebt gewesen wie er und hatte einmal der ihm unbekannten Besitzerin einen Brief geschrieben, er wäre doch ein so netter Kerl, der so ganz ohne alle Berührung mit Menschen leben müsse, und sie möchte doch einmal ein gutes Werk tun und ihn einladen. Das hatte die gutmütige Hausfrau wirklich getan, und dann hatte er dagesessen und nichts zu reden gewußt, und wenn Baron Gottlieb nicht gekommen wäre, wäre es für die arme Winkelmann ein sehr trüber Nachmittag geworden.

Weil der Vollmond heraufgekommen war und der Abend mild und nebelfrei, ließ er den Chauffeur nach Hause fahren und dort bestellen, daß er zur Nacht nicht nach Hause käme, sondern im Hotel schlafen würde. Der war viel zu gut erzogen, um zu grinsen, aber er dachte sich sein Teil.

Gottlieb schlug den Kragen hoch und nahm den Weg unter die Füße. Kein Mensch war weit und breit zu sehen.

»Aber zum Donnerwetter, Menschenkind, sehen Sie sich doch vor!« sagte da eine Stimme, die so grob war, daß sie unmöglich aus der unteren Geschichte stammen konnte, und als Gottlieb aufsah, war es der Nachtwächter, und Gottlieb hatte ihn umgerannt.

Er murmelte eine Entschuldigung und wollte weiter; aber der hielt ihn fest und brummte: »Wie kann man bei solchem Wetter spazierengehen? Sehen Sie denn nicht, wie es schneit? Und mit dem dünnen Mäntelchen! Sie werden morgen einen schönen Schnupfen haben. Machen Sie, daß Sie ins Bett kommen! Jetzt ist kein Hund mehr draußen.«

Auch Gottlieb sah nun, daß es schneite, und legte sich zu Bett, ob nun in seiner Wohnung oder im Grandhotel, ja, lieber Leser, das hängt davon ab, ob du obere oder untere Geschichte hören willst.

Aber um sechs Uhr früh weckte ihn Balduin Buchbinder, und sie fuhren in dessen Wagen in den Wald, wo sie den Gegner und dessen Sekundanten trafen.

Und nun kam es, wie es kommen mußte und wie Gottlieb Sonntag es vorausgesehen hatte. Er hatte den ersten Schuß, und seine Kugel streifte den Gegner an der Schläfe.



Dann aber schoß der und traf Gottlieb mitten ins Herz. Er war sofort tot. —

Drei Tage später aber stand sein blumengeschmückter Sarg, vor Kränzen kaum zu sehen, vor dem Altar der Georgenkapelle, und wer von dem zahlreichen Trauergeleite Babette Maiblum ansah mit ihrem schwarzen Witwenkrepp auf dem goldenen Haar, der begriff, wie schön es sein mußte, für die Ehre dieser Frau zu sterben.

Nachdem er dergestalt gestorben und begraben war, stand Gottlieb Sonntag wieder auf von den Toten, zog sich ein graues Arbeitsröcklein an, stülpte die Schreibärmel drüber und ging hinein in die Stadt, um wieder von neun bis drei im Dienst einer unwichtigen Behörde zu werkeln. Keiner seiner Kollegen ahnte, was er alles erlebt hatte, seit sie sich gestern an der Straßenbahn getrennt hatten. —

So, lieber Leser, da hast du einen Tag aus dem Leben des Mannes in der Luft. Wenn dich nach mehr gelüftet, so erfinde es dir selber.

Denn auch ich habe diese Geschichte nur erfunden. Aber glaube nicht, daß ich auch Gottlieb Sonntag erfunden habe. Den gibt es wirklich. Du bist ihm schon begegnet, du hast ihn nur nicht erkannt.

Wenn er dir aber je über den Weg läuft, so lächle nicht über ihn. Bemitleide ihn auch nicht, denn vielleicht ist er reicher als du.



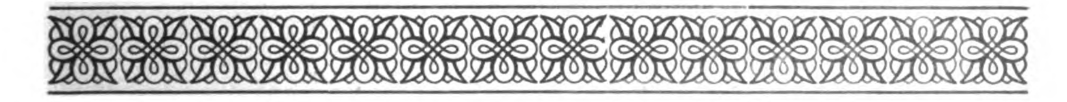
Kein Tag vergeht

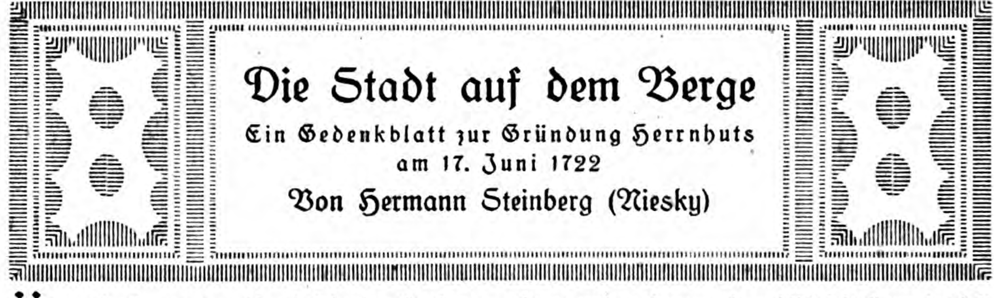
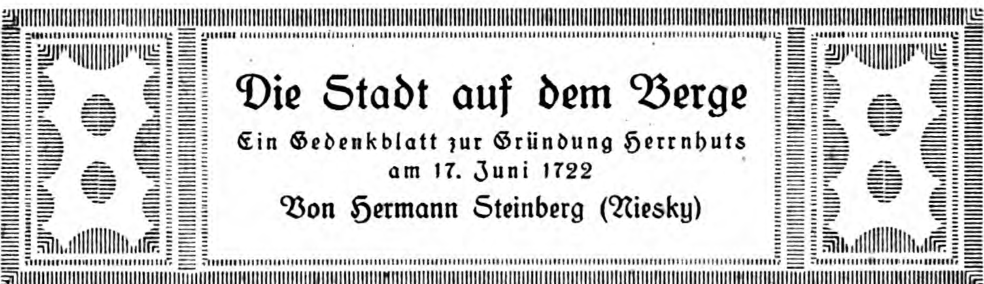
Kein Tag vergeht und keine Nacht,
ich seh euch im Gewühl der Schlacht,
den Blick, der von Begeistrung loht,
und eure Stirn so blutig rot.
Ich seh der Tapfern Heldenarm
hoch ragend in der Feinde Schwarm,
wie noch im blutgen Schlachtensand
fest um das Schwert sich krampft die Hand,
doch über all der Todesnot
ahn ich ein fernes Morgenrot.

Kein Tag vergeht und keine Nacht
liegt auch so fern schon Krieg und Schlacht,
deckt auch der Rost den blutgen Stahl,
und ob in Schande, Not und Qual
der Hoffnung letzter Hauch verweht,
ihr kommt und geht, ihr kommt und geht,
ihr Helden einer großen Zeit,
ihr Bilder deutscher Herrlichkeit,
wie macht ihr mir das Herz so schwer, —
ihr kommt und geht. — Wo kommt ihr her?

Wo kommt ihr her? Aus einer Welt,
die ewger Sonnenglanz erhellt,
wo ihr die goldnen Kronen tragt,
die diese Erde euch versagt?
Das Leben lastet jetzt so schwer, —
geht nicht so still und stumm einher,
verkündet nur mit einem Wort:
Wo kommt ihr her? — Geht so nicht fort!
Lautlos bleibt euer Mund und Schritt, —
ihr kommt und geht. — Wann geh ich mit?

Louis Engelbrecht



Die Stadt auf dem Berge

Ein Gedenkblatt zur Gründung Herrnhuts am 17. Juni 1722

Von Hermann Steinberg (Niesky)

Über die Kuppe des Berthelsdorfer Hutbergs in der sächsischen Oberlausitz steigt die Sonne herauf. Nicht weit von der Landstraße, die über den Südwestabhang des Berges führt, stehen im Walde ein paar Männer und Frauen, mit Axt, Beil und Säge zur Arbeit gerüstet. Tracht und Sprache zeichnen sie als Fremde, Miene und Haltung als hilfsbedürftig: Mähren sind es, die um ihres evangelischen Glaubens willen die katholische Heimat flüchtend verlassen haben und vor wenigen Tagen über Görlitz unterkunftheischend in Berthelsdorf eingetroffen sind. Nun hat sie der Inspektor des Gutsherrn, des Grafen von Zinzendorf, mit dem Förster hierhergeführt, daß sie sich Bäume zum Bau eines eignen Hauses fällen. Die Stelle, die der Inspektor Heiz für die Siedlung ausgesucht hat, liegt freilich eine halbe Stunde vom Dorfe ab, wüst und morastig sieht der Wald aus, und wer hier mit schwerem Wagen von Löbau nach Zittau vorbeifährt, bleibt bei nassem Wetter auf der Straße stecken; auch das ist nicht sicher, ob es Trinkwasser geben wird. Aber Heiz spricht den Besorgten Mut zu; an die Landstraße sollen sie bauen, damit die Männer, Schmiede von Beruf, sich leichter Verdienst schaffen können, und dann: dieser Platz ist ihm im Gebet als der rechte gezeigt worden. Und auch der Führer der Mähren selbst, der Zimmermann Christian David, tritt entschlossen an den ersten der bezeichneten Bäume heran, spricht zuversichtlich und laut: »Hier hat der Vogel sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth!« und schlägt dann mit sicherem Hieb die erste Kerbe in den Stamm.

Das war der Anfang Herrnhuts vor 200 Jahren, dessen am 17. Juni dieses Jahres in der Brüdergemeine, und wo man von ihr weiß, gedacht werden wird.

Mit welchem Rechte lenkt diese Gründung stärker und in weiteren Kreisen die Gedanken auf sich als sonst wohl die Entstehung eines Ortes, auch manch größerer Stadt? Drei Gründe seien genannt. Einmal liegt der Anfang dieses Gemeinwesens im hellen Lichte vor unsern Augen; dann sind hier der Wege und Kräfte mehr als gewöhnlich, die durch Länder und Jahrhunderte auf diesen Punkt in Raum und Zeit hinführen, den der Name Herrnhut bezeichnet, mehr noch der Wege und Kräfte, die von ihm wieder in die Erdfernen und Zeiten hinausgingen und -gehen; und endlich lebt Herrnhut seit jenem so kümmerlich anmutenden Anfang von der Gewißheit, in seinem Werden und Sein, seiner Kleinheit und weltweiten Wirkung nicht Menschengründung, sondern »ein großes Gnaden- und Wunderwerk« Gottes zu sein.

Weit zurück und weit umher müssen die Blicke gehen, die an seinen ersten greifbaren Anfang kommen wollen. 500 Jahre zurück! Da verzehrt in Konstanz die Flamme des Scheiterhaufens den Erzketzer Hus, und seine Asche wird in den Rhein gestreut. Indes »die Asche will nicht lassen ab, sie stäubt in allen Landen«, und die Flamme erlischt auch nicht; sie loht in der Kriegsfackel der Hussitenzüge von Böhmen aus durch ganz Deutschland, sie glüht aber auch als heiliges Altarfeuer in den Herzen vieler »Stillen im Lande«. Solche suchende Seelen, die Kirchen- und Priestervermittlung für ihr Heil ablehnen und es finden in strengster Bindung an die Schrift und in der Pflege wahrer Herzensgemeinschaft, sind es, die sich 1457 in der böhmischen Herrschaft Lititz um den mystischen Denker Peter von Cheltschitz und den weltabgewandten Mönch Gregor zu einem Bruderbund »vom Gesetz Christi« zusammenschließen.

400 Jahre zurück! Aus der kleinen Vereinigung ist eine »Brüderkirche« geworden, weit ausgebreitet unter Deutschen und Tschechen, ins Große gewachsen, im Grunde aber gleich jener ihrer Keimzelle lebend in der Bindung an Christus und in der Bruderliebe. Auch zu ihnen dringt die Kunde von der Tat des Wittenberger Mönches, die Fehdeansage gegen Rom, die Verkündigung von der Freiheit eines Christenmenschen. Da spüren sie: der Ton ist freier wohl, der Blick weiter; aber es ist Geist von ihrem Geist, ist der Glaube, dessen sie, verspottet und verfolgt, doch kühnlich leben. Und so vergeht nicht lange Zeit, Luther ist gerade 1522 von der Wartburg nach Wittenberg heimgekehrt, da treten eines Tags zwei Abgesandte der »Pikarden« oder Böhmischen Brüder bei ihm ein, ihm Segenswünsche zu bringen, seiner teilnehmenden Liebe sich zu versichern. Brüderlich ergreift Luther die dargebotene Hand und hält treu auch über Irrungen hinweg die Gemeinschaft mit ihnen bis zu seinem Tode.

300 Jahre zurück! Böhmen und Mähren sind so gut wie evangelisch geworden; ein Katholik nur steht unter 40 Nichtkatholiken, von denen

die Hälfte »Brüder« sind. So sagten sich die Länder vom römischen Habsburger Hause los, und in sieghafter Freudigkeit und Gotteszuversicht zieht als evangelischer König der junge Friedrich von der Pfalz ins Land. Aber nach kurzer Herrlichkeit kommt des Kaisers Strafe; am 8. November 1620 verliert der Winterkönig Kurhut und Krone , und schnell bricht das Verhängnis über die »Ketzer« herein. Ein halbes Jahr ist kaum vergangen, da errichtet man auf dem Altstädter Markt in Prag eine schwarze Bühne, 2 m hoch und 20 m im Quadrat, darauf besiegeln nacheinander 27 Männer und Greise ihre Glaubenstreue mit dem Blute, die »Defensoren und Direktoren« der lutherischen und Brüderkirche Böhmens, die Blüte des Adels und der Bildung. In den nächsten Jahren folgen ihnen Hunderte in den Tod, und Zehntausende wandern aus, um in Ungarn, Polen, Sachsen und Preußen ihres Glaubens leben zu können. Was dableiben will, muß katholisch werden, und nur im geheimen lebt das Evangelium, lebt auch die Brüderkirche in Böhmen und Mähren weiter. Nicht ganz vergessen; denn für sie betet, weint und wirbt der rastlose Europawanderer Amos Comenius, ihr letzter böhmischer Bischof; aber 1650 schreibt auch er ihr »Testament«, denn er sieht »die Mutter« sterben.

200 Jahre zurück! Die Brüderunität im Sterben! Im mährischen Städtchen Sehlen rüstet sich der 83 jährige Georg Jäschke zum Tode. Seine Jugend fällt noch in die ersten Jahre nach dem Zusammenbruch, und in seinem langen Leben hat er vieles vom Brüdertum absterben sehen; bei sich und den Seinen aber hat er Erinnerung und Hoffnung erhalten, und seine letzten Worte an Kinder und Enkel sind: »Unsre Freiheit ist dahin, die meisten unsrer Nachkommen ergeben sich dem Weltsinn mehr und mehr und werden vom Papsttum verschlungen. Ja, es scheint, daß es mit den Brüdern gar aus sein soll. Aber ihr, meine lieben Kinder, werdet es erleben, daß eine Errettung kommen wird für die übrigen; ob hier in Mähren, oder ob ihr ausgehen werdet aus Babel, das weiß ich nicht gewiß. ... Wenn aber die Zeit kommt, so seid bereit!« 15 Jahre später fällen zwei von seinen Enkeln den ersten Baum im Eulbusch am Hutberg.

Ein andres Sterbelager, in Zauchtenthal nicht weit davon. Samuel Schneider erwartet sein Ende. Auch einer von denen, die durch Vater und Oheim noch persönlich enge Verbindung mit der alten Glanzzeit hatten; trotz drohender Verfolgung und Kerker- oder Karrenstrafe hat er im Dorfe den evangelischen Glauben und den Gedanken an die Unität wachgehalten. Nun kommt der katholische Pfarrer Lamser, ihm die letzte Ölung zu reichen. Schneider dankt; er sei durch den heiligen Geist zum ewigen Leben gesalbt. »Ob er wirklich ohne das Sakrament selig zu sterben gedächte?« — »So gewiß, als Euer Ehrwürden die Sonne dort am Himmel scheinen sehen.« — »Aber man beschuldigt Euch, Ihr wäret kein guter katholischer Christ.« — »Die Leute haben viel wider mich geredet und mir viel Leiden ohne Ursache erregt; ich habe mich aber in meinem Leben immer bemüht, in die Fußtapfen der lieben Heiligen zu treten und ihrem Wandel nachzufolgen.« Still nimmt Pfarrer Lamser Abschied: »Meine Seele sterbe den Tod dieses Gerechten!« So sinken die Alten ins Grab, und mit ihnen stirbt das evangelische Leben. Wohl werden noch hier und da Brüderschriften gelesen und Brüderlieder gesungen; aber schwach nur glimmt die Glut unter der Asche.

Doch ist der Wind schon bereitet und gerufen, der sie zur Flamme wecken soll, jener Zimmermann Christian David. Im katholischen Elternhause in beschränkter und abergläubischer Heiligenverehrung erzogen, zuerst Schafhirt, dann Zimmergesell, kommt er als Jüngling in tiefe Denk- und Gewissensnöte über die rechte Religion; er kriecht um die Marienbilder, läßt sich in Disputationen mit dem Rabbiner vom Alterszauber der mosaischen Religion einspinnen, erlebt dann wieder staunend das fröhliche Leiden und Bekennen zwölf eingekerkerter »Brüder«. Endlich bekommt er mit 20 Jahren eine Bibel in die Hand, und nun treibt es ihn zu denen, die sich nach dem Evangelium nennen. Wirklich einem Winde gleich stiebt er durch Ungarn, Österreich, Sachsen nach Berlin, wo er endlich Aufnahme in die lutherische Kirche findet; im Soldatenleben hofft er größere Ruhe für die Seele zu finden, wird Königlich Preußischer Proviantfahrer und hilft die Schweden aus Pommern vertreiben; dann arbeitet er wieder in seinem Gewerbe in Breslau und Görlitz, und hier wird er auch mit den Menschen zusammengeführt, die seiner eignen unruhigen Seele den vollen Frieden vermitteln und seinen unruhigen Füßen die rechten Wege weisen sollen, den Lausitzer Pietisten Schwedler, Schäffer und Rothe. Und so, innerlich befriedet, äußerlich rastlos, eilt er als viel verfolgter, immer wunderbar geretteter »Buschprediger« durch die Dörfer seiner mährischen Heimat, wo noch evangelischer Glaube und Brüdertum unter Decke und Druck des Katholizismus schwach leben. Hier und da und immer zahlreicher brechen die Flammen neuen geistlichen Lebens hervor, Verfolgungen durch Kirche und Behörde können sie nicht löschen, was Georg Jäschke im Sterben prophetisch geschaut, wird Wirklichkeit: Flucht und Auswanderung. 1722 kann Christian David den Wartenden die Kunde bringen, er habe einen jungen Grafen von Zinzendorf gefunden, der ihnen um der Liebe Jesu willen auf seinem Gute Berthelsdorf in der Lausitz eine neue

Heimat geben wolle. Ohne langes Besinnen vertrauen sich ihm die ersten zwei Familien Neißer an, Söhne, Enkel und Urenkel jenes Patriarchen Jäschke, und folgen ihm durch Wälder und Berge über die Grenze, bis sie am Hutberg sich ihr kleines Fachwerkhaus bauen können. Und immer wieder läßt sich Christian David vom Geiste treiben; von Balken, Brett und Bohrer weg, ohne Hut und Lebewohl zieht er ins Väterland und kehrt nie wieder, ohne in neuen Herzen und Häusern alte Glut zur Flamme entfacht, die Sehnsucht und den Entschluß geweckt zu haben, aus der warmen, aber seelengefährlichen Heimatruhe in die werdende »Gottesstadt auf dem Berge« zu ziehen. Hundert und hundert folgen seinem Rufe, um das erste Haus wächst immer stattlicher Herrnhut auf, und aus dem stillen Zufluchtswinkel suchender und verzagter Seelen wird ein Heerlager Christi, die Ausgangsstätte vieler zeugnisfreudiger Streiter.

Durch Niederungen führte dieser Weg auf Herrnhut zu, dort nimmt ein andrer ihn auf, der über die Höhen der Menschheit geht. Zu den ältesten Adelsgeschlechtern Österreichs gehören die Zinzendorfe, 1662 in den Reichsgrafenstand erhoben; eine Linie ist lutherisch geworden und entzieht sich den Bedrückungen der Gegenreformation durch die Auswanderung. Ihr entstammt der Kurfürstlich Sächsische Konferenzminister Georg Ludwig, dem seine zweite Gemahlin aus dem Hause der Gersdorfs — auch sie waren einst um des Glaubens willen aus Böhmen in die Lausitz gezogen — am 26. Mai 1700 seinen jüngsten Sohn schenkt, Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. Die junge Mutter verwitwet früh, vermählt sich dann wieder nach Berlin und läßt ihr Söhnchen bei der Großmutter in Großhennersdorf bei Zittau zurück. Speners inniger Geist waltet in der kleinen Schloßgemeine, der Hofmeister und vor allem die geliebte Tante Henriette lenken des Knaben Herz auf Jesus hin, und wunderbar öffnet es sich für ihn. Vor allem ist es die »Ritterlichkeit« seiner hingebenden Liebe, die sich der weichen Kindesseele unverwischbar einprägt. »Die Noblesse seines Gemütes erhebt den Heiland bei mir über alles; denn das ist das Nobelste, was man sich denken kann, daß der Schöpfer für seine Kreatur gestorben ist ... Dies hat mich zum Proselyten gemacht, aber kein theologischer Beweisgrund.« Und ein zweiter Grundzug seines Wesens zeigt sich auch schon in diesen Jugendjahren, der Trieb zur Gemeinschaft; es wird fast zur Leidenschaft bei ihm, nach Menschen auszuschauen und um sie zu werben, die gleich ihm von Jesu Liebe gefangen sind, nicht um im Genuß dieses Einklangs zu schwelgen, sondern um sich zur Arbeit, zum dankbaren Dienst mit ihnen zusammenzuschließen. Dieser doppelte Wesenszug durchwaltet seine äußerlich gar nicht ungetrübte Schulzeit in Franckes Pädagogium in Halle und die Universitätsjahre, die er im Gehorsam gegen die Familie in Wittenberg dem Studium der Rechte widmet. Wie er aber schon dort — er, der 18jährige stud. iur. — sich bemüht, die streng lutherischen Theologen Wittenbergs mit den Pietisten aus Halle an den Konferenztisch und zur Union zusammenzubringen, so füllt er dann auch seine Bildungsreise durch Holland, Frankreich und die Schweiz damit aus, überall nach wahren Kindern Gottes und Liebhabern Jesu zu fahnden und Gemeinschaft mit ihnen zu knüpfen; in Paris bekennt er sich vor Liselotte von der Pfalz treu zu seiner Bibel und sagt sich schmerzerfüllt, aber entschlossen von der Freundschaft des Erzbischofs von Paris, des feinsinnigen greisen Kardinals von Noailles, los, als sich dieser gegen seine klare Gewissensentscheidung unter eine päpstliche Bulle beugt. 1721 nimmt er nach seiner Rückkehr eine Stelle in der Dresdner Regierung an, beginnt nun aber, endlich selbständig geworden, mitten in dem üppig-lockeren Leben seiner Standesgenossen am Hofe Augusts des Starken, sein Leben nach seinem Glauben zu gestalten. Seine Wohnung öffnet er jeden Sonntagnachmittag Leuten aller Stände, die mit Bibellesen und freier Aussprache ihre Seele erbauen wollen, als »Socrate de Drèsde« wirbt er in einer Wochenschrift bei den gebildeten Verächtern der Religion um Verständnis und mahnt darin nicht zur Gottesfurcht, sondern preist die Gottseligkeit an, und endlich erweitert er seinen Einflußkreis, indem er 1722 seiner Großmutter das Gut Berthelsdorf abkauft und so Grundbesitzer und Kirchenpatron wird.

Nun kann er den Theologiekandidaten Rothe, den er als Hauslehrer auf einem befreundeten Schloß kennengelernt und um seiner feurigen Jesusliebe willen schnell in sein Herz geschlossen hat, als Pastor an sein Dorfkirchlein berufen und damit ein Licht in jener Gegend zum Leuchten bringen, dessen Strahlen auf Meilen hinaus suchende Seelen wecken und anlocken. Rothes Weg ist kurz und ziemlich gerade, ehe er in Berthelsdorf mündet; vielverschlungen sind dagegen die Pfade, die Zinzendorfs andern Herzensfreund, Friedrich von Watteville, aus dem Berner Patrizierhaus durch die recht verschiedenen Schulen des Halleschen Pädagogiums und der Pariser jeunesse dorée bis ins Dachstübchen der mährischen Messerschmiede führen; voll merkwürdiger Schickungen sind auch die Wanderungen der schwäbischen Töpfergesellen Martin und Leonhard Dober, bis sie in Herrnhut zur Ruhe kommen, die Fluchtwege der aus Schlesien vertriebenen Schwenckfelder, und was sonst noch an Steigen und Spuren wunderbar dort nach Herrnhut geleitet wird.



Wie aber werden die Menschen, die sich auf ihnen zusammenfinden, zu einer Gemeine, einer Brüderschaft? Wohl wissen sich alle von Gott dorthin geführt. Jeder aber bringt doch sein eignes Wesen mit, Pastor Rothe sein Luthertum, die Mähren den entschlossenen Willen, hier in der Freiheit die alte Brüderunität aufleben zu lassen, und die Separatisten aller Arten, Inspirierte, Chiliasten und Täufer, ihre besonderen Lehren und Sitten. Und da dies Besondere eines jeden beste Habe ist, drängt es ihn, auch den andern davon mitzuteilen. Der Geister, wirklich auch guter und hoher Geister, gibt es so viele, und doch bleibt das Ganze tot, denn es fehlt noch der eine Geist, der alles eint und belebt. Nach wenig Jahren ist die junge Siedlung in der größten Gefahr, ein schlimmes Sektennest voller Zersplitterung und Haß zu werden.

Da wird es dem Grafen von Zinzendorf in Dresden klar, daß er als Grundherr hier Unheil verhüten müsse, und das gleichzeitig ausgesprochene Verbot seiner pietistischen Tätigkeit in der Stadt weist ihn auf die Arbeit für die Gemeinschaft hier in Herrnhut hin. Er läßt sich beurlauben, zieht mitten unter seine Kolonisten und beginnt mit der ihm eignen Gabe die Werbearbeit an den einzelnen Herzen. Von Haus zu Haus geht er oder läßt die Einwohner einzeln zu sich kommen — es sind an die 300 geworden, die in 34 Häusern um den noch heute so benannten »Platz« wohnen —, redet mit ihnen »von der Natur der Gottseligkeit in Christo Jesu und von der rechten Gestalt seiner Kirche« und gewinnt langsam auch die Widerstrebenden durch Liebe zur Liebe. Nebenher gehen Beratungen mit Pfarrer Rothe und dem Gerichtsdirektor Marche über die Verfassung, die der neue Ort bekommen soll. Um des Glaubens willen sind seine Einwohner herzugezogen, dem muß auch die Regelung des äußeren Lebens entsprechen, und so entstehen die »Herrnhuter Statuten«: Bestimmungen, wie sie sich in jedem Lausitzer Dorf finden, daneben aber Stücke, die dem Leben der apostolischen Urgemeinde oder den Erinnerungen an die mährische Brüderkirche entnommen sind; ein wunderbares Gemisch, und doch eine Einheit! Zum 12. Mai 1727 hat Zinzendorf alle Einwohner Herrnhuts auf den großen Saal des Waisenhauses entboten, ihm als der Ortsherrschaft zu huldigen; in dreistündiger Rede faßt er gewaltig ernst und beweglich zusammen, was hinter ihnen liegt, was jeder einzelne ihm versprochen, was werden kann und soll, und mit Handschlag verpflichten sich ihm alle. »Was darauf der Heiland bis in den Winter desselben Jahres getan,« so urteilt der Graf später einmal über die nun folgende Zeit, »das ist nicht auszusprechen. Der ganze Ort hat wirklich eine Hütte Gottes bei den Menschen vorgestellt, und bis zum 13. August ist es in lauter Jubel gegangen.»

Dieser 13. August 1727 stellt sich in der Tat in seiner Bedeutung neben jenen 17. Juni 1722; denn er krönt und vollendet das von Menschen begonnene Werk der Einigung Herrnhuts durch eine Gottestat, die dem Pfingstwunder vergleichbare Geistesausgießung in der Kirche zu Berthelsdorf. Der Brüder eigner Bericht erzählt ganz schlicht davon: »Ehe wir in die Kirche gingen (sie wollten nach einer langen Zeit der Absonderung zum ersten Male wieder mit Pastor Rothe Abendmahl halten), wurde mit einer kurzen Rede vom Abendmahl in Herrnhut angefangen. Auf dem Wege redete je einer mit dem andern, und hier und da fanden sich zwei, die sich zusammenschlossen; die aneinander irre gewesen, fielen sich um den Hals und weinten. In der Kirche ward der Anfang gemacht mit dem Liede: ‚Entbinde mich, mein Gott, von allen Banden', wobei eine gottlose Person, die der Handlung zusah, ganz zerknirscht wurde ... Alsbald fiel die Gemeine vor Gott nieder und fing zugleich an zu weinen und zu singen: ‚Hier legt mein Sinn sich vor dir nieder.' Man konnte kaum unterscheiden, ob gesungen oder geweint wurde, und beides geschah mit solcher Anmut, daß auch der Prediger Süße von Hennersdorf, welcher administrierte, ganz betreten wurde. Nachdem das Lied gesungen war, beteten etliche Brüder mit Geist und Kraft, trugen dem Herrn die gemeinsame Not vor ... und baten ihn kindlich und dringend, er solle uns die wahre Natur seiner Kirche lehren und uns in der äußeren Verfassung so leben und wandeln lassen, daß wir dabei unbefleckt und unanstößig erhalten werden möchten und weder die ihm geschworene Treue, noch den Gehorsam gegen sein Wort, noch die gemeine Liebe in dem Kleinsten verletzen ... Nach der Absolution, vor welcher der Vorsteher von Herrnhut eine Beichte im Namen der ganzen Gemeine ablegte, wurde das Mahl des Herrn mit gebeugtem und erhöhtem Herzen gehalten, und wir gingen um 12 Uhr, ziemlich außer uns selbst, ein jeglicher wieder heim. Wir brachten hierauf diesen und die folgenden Tage in einer stillen und freudigen Fassung zu und lernten lieben.«

Von da ab ist Herrnhut nun recht eigentlich die »Stadt auf dem Berge«, die nicht verborgen bleiben kann und in der das Licht helle scheint. Als seine Strahlen gehen botschafttragende Brüder fast ununterbrochen und allerwärts aus, in die Bauernstuben des Nachbardorfes und das Stadtgefängnis von Zittau, auf die Universitäten zu Studenten und Professoren, zu den »Täufern« nach Ungarn und den »Inspirierten« der Wetterau, an die kleinen Fürstensitze Deutschlands und die großen Königshöfe von Dänemark und England. Und von überall her strömt es



auch wieder nach Herrnhut zusammen, Sucher und Neugierige, Handwerksburschen und Große dieser Welt, Briefe bringen freudige Zustimmung, prüfende Fragen, aber auch grimme Fehde. So klein Herrnhut bleibt, so groß weitet sich sein Kreis.

Und das Leben, das in Herrnhut und von ihm ausgehend wirkt, trägt seit jenen Anfangsjahren den Stempel des Wortes: »Alles ist euer. Ihr aber seid Christi.« Das zweite zuerst: eine Jesusgemeine wollte und will es sein, vom Heiland besonders abhängig, mit ihm in einem besonderen Bunde. Von ihm nimmt aber Herrnhut auch als Gabe und Aufgabe: »Alles ist euer. Euer das Heil der freien Gnade, euer die Welt mit der Weisung, sie mir als mein Eigentum zu werben.« Darum kennt Herrnhut nicht den pietistischen Bußkampf oder sonst einen Methodismus der Bekehrung, sondern freudige Aneignung des frei geschenkten Heils kennzeichnet bei allem Ernst der Lebensführung seine Frömmigkeit; darum aber ziehen auch die Brüder so bald in alle Welt hinaus und machen Seelennöte, wo immer sie sie finden, zu den ihren: bei den Lappen, Esten und Kalmücken, Äthiopiern und Türken, Negern und Hottentotten, Indianern und Eskimos, wollen aber ebenso »Seelen für das Lamm werben« in der Christenheit Europas. Und wie sie so ungelehrt, aber treu »ihrer unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe nacheifern«, das weckt Lessings Bewunderung; eindringlich klopft ihre Botschaft an Goethes Seele, und lange wirkt in Herder der Eindruck seiner brüderisch gesinnten Bückeburger Herrin nach. Bestimmender aber für Deutschlands geistiges Leben als selbst Schleiermachers »Herrnhutertum höherer Ordnung« sind wohl die Einwirkungen auf die unterirdischen Tiefenströme persönlicher Frömmigkeit, auf die Religion der Stillen im Lande. Kaum daß Herrnhuts Name fehlt, wo solch ein Strom in einer offenbaren »Erweckung« religiösen Lebens ans Tageslicht tritt.

Nicht für sich hat es dabei gearbeitet. Mit 8000 Mitgliedern begann die Herrnhuter Brüdergemeine in Deutschland das zweite Jahrhundert ihres Bestehens, mit 9000 schließt sie es. Die Nöte der Gegenwart bedrohen ihren wirtschaftlichen Bestand, doch nimmt sie ins dritte Jahrhundert ihres Lebens die Gewißheit mit, daß sie fortbestehen wird, so lange ihr Wesen bleibt, »Christi zu sein«.

E. T. A. Hoffmann spricht:

(Zu seinem hundertsten Geburtstag am 25. Juni)

Schlagt diese Welt entzwei, sie ist nicht gut!
Und baut euch eine andere. Im Blut,
Ihr Künstler, wachsen herrliche Gewalten
Und blüht die Kraft, sie neu euch zu gestalten —
Die alte schlagt entzwei, sie ist nicht gut!
Und ob aus Trümmern auch und Schuttgerölle
Hohnlachend die Dämonen steigen
Und alles schwarze Spukgespenst der Hölle
Sich mischt zu einem dunkelbunten Reigen:
Sie sind doch besser als die Menschenbrut!

Die alte Erde tot und aus der Tag!
Traumgöttin Nacht hält immer Festgelag.
Im Wein liegt Wahrheit. Und die Engel neigen
Sich rosenrot beschwingt zum schwarzen Reigen,
Der schauerschön sich schlingt im Palmenhag.
Erdferne namenlose Wonnen tauschen
Der Himmel und die Hölle, heiß in Küssen,
Die sonst sich fliehn und hier sich lieben müssen:
Im Wunderland Atlantis, wo ins Lauschen
Die Lotosblumen blühen kühl und zag.

Die Erde starb und Deutschland, das wir lieben, auch.
Die alten Götter sind verbrannt. Im Rauch
Nur schleichen schwarzgeseelte Satansleute
Und Kater Murr und Mausekönig heute —
Die „große Kunst" kennt hierland jeder Gauch. —
O kommt in meines Traumlands Gärtennächte,
Wo Mozart und Beethoven blühn! Das große
Versehnte Heimweh wird so süß wie echte
Musik. Kommt, pflückt euch des Vergessens Rose
Vom alten lieben deutschen Heimatstrauch!

Fritz Alfred Zimmer






Schnecken und Muscheln als Kulturträger

Von Julius Reißner (Braunschweig)

Die Natur ist der ewig sprudelnde Quell neuer Anregungen zur Betätigung auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes. Sie liefert uns die Vorbilder für künstlerisches Schaffen in überraschender Mannigfaltigkeit der Formen, Farben und Zeichnungen. Dem Geschick und Geschmack des Menschen bleibt es vorbehalten, diese Vorbilder frei zu benutzen oder selbstschöpferisch umzugestalten. Der auf niedrigster Kulturstufe stehende Urmensch hat sich nicht nur damit begnügt, die ihm von der Natur dargebotenen Erzeugnisse, wie Steine, Muscheln, Nußschalen, Hölzer usw., so wie er sie vorfand, als Gerätschaften oder Schmuck zu benutzen, sondern er verstand sie auch umzugestalten und wußte sie als Vorbilder für künstlerisches Schaffen zu verwerten, wie uns die in Frankreich aufgefundenen, in Stein eingeritzten Darstellungen von Tieren der Vorzeit bezeugen. Wie fruchtbringend die Natur in den Tropen auf den Formen- und Farbensinn der sogenannten wilden Völkerschaften eingewirkt hat, das lehren uns die Museen für Völkerkunde, die uns schon manch wertvolles kunstgewerbliches Vorbild dargeboten haben.

Auch die Kulturvölker der Alten Welt, vor allem die Inder, Chinesen und Japaner, schöpften reiche Anregung aus der Natur. Ihnen bot die üppige Vegetation ihrer Länder und deren Tierwelt u. a. die Muster dar zu den reizenden, oftmals phantastischen Dekors ihrer Gefäße, aber auch zur fratzenhaften Darstellung ihrer dem Kultus geweihten Gegenstände. Eine nicht unwesentliche Rolle spielten bei der künstlerischen Betätigung dieser Völkerschaften die Konchylien, vor allem die Gehäuse der Meeresschnecken und Muscheln, die gerade in den Meeren dieser Länder in großer Mannigfaltigkeit angetroffen werden.

Diese Gehäuse, mochten sie nun, von ihren Bewohnern getragen, am Meeresstrande sich aufhalten oder durch die stürmische See leer oder noch mit dem Tiere versehen an das Ufer geworfen worden sein, erregten von jeher durch ihren Formenreichtum, die prächtige Färbung und den spiegelnden Glanz, durch den sich z. B. die Arten der Gattungen Cypraea und Oliva auszeichnen, die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Es erschien unbegreiflich, wie ein solch ungegliedertes, skelettloses Tier wie die Mollusken ein solches Wunderwerk von Gehäuse zustande bringen könne. So erklärt es sich denn auch, daß einigen Konchylien eine besondere Wertschätzung, ja göttliche Verehrung zuteil wurde. Dies ist der Fall mit einer linksgewundenen Schnecke, der Turbinella rapa Lam., die ein Attribut der brahmanischen Gottheiten, besonders des Wischnu, ist. Diese heilige Konchylie sowie die ihr verwandte Turbinella pyrum ist noch heute in Indien stark begehrt. Locard berichtet darüber in seiner Abhandlung »Les coquilles sacrées dans les religions Indoues« (Lyon 1884): »In Dacca (Bengalen) besteht eine umfangreiche Industrie, die sich mit der Verarbeitung von Muscheln zu Armbändern, Gehängen, Fetischen aller Art usw. beschäftigt. Von Zeit zu Zeit findet man unter den Muscheln eine links gewundene; es ist dies die ‚heilige' Muschel, die seinem Besitzer Glück bringt. Im Jahre 1882 ist eine solche Muschel auf einer Versteigerung zu Kalkutta zum Preise von 450 Rupies (fast 1000 Franken) verkauft worden. Zweifellos ist das viel für eine einzige Muschel, aber es ist wiederum sicherlich recht wenig, wenn sie die Quelle aller Glückseligkeit für ihren Besitzer ist.« Es ließen sich noch mancherlei Tatsachen anführen, die beweisen, daß die Konchylien bei den verschiedensten Völkern keine gleichgültigen Dinge waren, sondern starke Beachtung und vielseitige Verwendung fanden.

Geht man von der jedenfalls zutreffenden Annahme aus, daß bei allen Schöpfungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes irgendein Vorbild die Anregung gegeben hat und dieses in den Uranfängen der Kultur nur aus der Umgebung des Menschen gekommen sein kann, so gewinnen die Konchylien eine weitgehende kulturelle Bedeutung. Sie dienten schon frühzeitig entweder roh, d. h. so, wie man sie fand, als Tauschmittel, zu Trink- und Eßgeschirren und zum Schmucke oder bearbeitet als Messer, Löffel, Bohrer, Hämmer, Blasinstrumente und in späteren Zeiten zu Lampen, Tabaksdosen, Pokalen, Wasch- und Taufbecken usw. In Gemeinschaft mit den Vorbildern aus der Pflanzenwelt gaben sie vermöge ihrer Farbenpracht und der Mannigfaltigkeit ihrer Zeichnungen vielseitige Anregung auch bei der Anfertigung farbiger Stoffe, Papiere, Tapeten u. dgl.

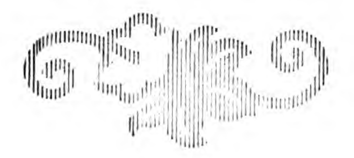
Man darf wohl annehmen, daß die Baukunst der alten Kulturvölker Indiens, Chinas und Japans durch die in den dortigen Meeren vorkommenden Meeresschnecken beeinflußt worden

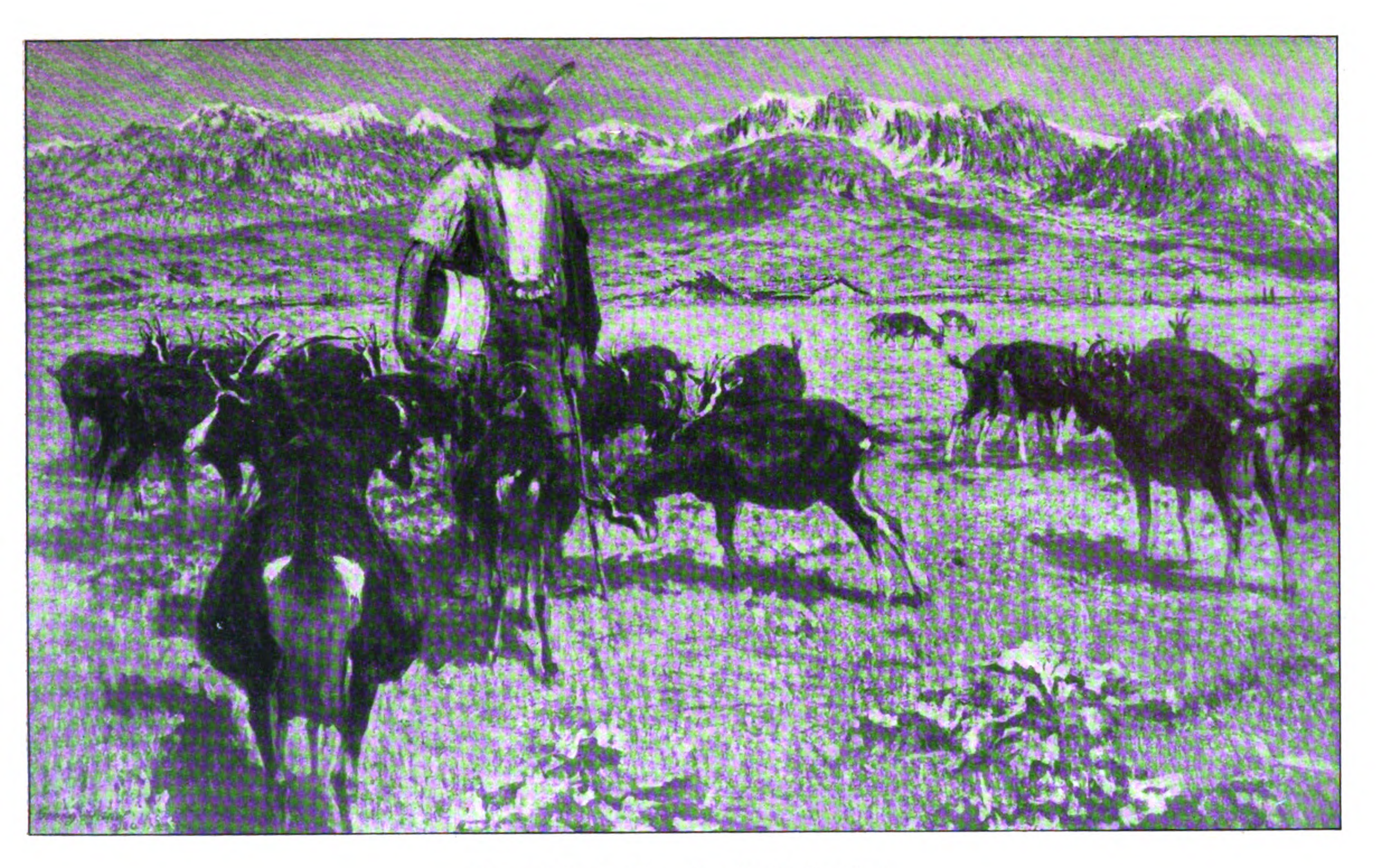


ist. Wenn man bedenkt, daß, wie bereits erwähnt wurde, den wunderbar gestalteten Gehäusen der Meeresschnecken eine göttliche Verehrung zuteil wurde, so wird man auch in der Annahme nicht fehlgehen, daß gewisse Arten ursprünglich als Vorbilder für gottesdienstliche und Profanbauten gedient haben. Ein treffliches Vorbild für den Pagodenbau bildet eine ostindische Strandschnecke (Tectaria), der Linné die bezeichnende Speziesbenennung »pagoda« beigelegt hat. Georg Eberhard Rumph erzählt in seiner 1705 in holländischer Sprache erschienenen »Amboinischen Raritätenkammer« gar wunderliche Dinge von den Lebensgewohnheiten dieser zählebigen Schnecke. Sie hat schon frühzeitig die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, da sie zeitweise aus dem Wasser aufs Trockne geht und in großen Mengen vorkommt. So kann man annehmen, daß das etagenförmig aufgebaute, nach oben sich verjüngende Gehäuse möglicherweise der Urtyp für den Pagodenbau gewesen ist. Für die geschweiften Dächer mit nach oben gedrehten spitzen Ausläufern der zwei- und mehrstöckigen chinesischen Wohnbauten findet man konchyliologische Vorbilder in der Gattung Latiaxis Swains. Sie enthält ein Dutzend Arten, von denen mehr als die Hälfte in den chinesischen Gewässern vorkommt. Eine der ansehnlichsten ist Latiaxis Maweae. Dieses Gehäuse wurde zuerst in der 1772 erschienenen deutschen Übersetzung des d'Argenvilleschen Konchylienwerkes abgebildet, aber wegen seiner bizarren Gestalt irrtümlich als »ein von Natur verstümmeltes Stück« angesehen. Ein reiches Anschauungsmaterial für den Bau von Pyramiden, Säulen und Türmen bieten zahlreiche Arten der Gattungen Mitra, Turritella, Cerithium, Tympanotus, Pleurotoma, Fusus, Melania u. a. Seit mehreren Jahrhunderten war den Konchyliologen der »Babylonische Turm«, Pleurotoma babylonia L. aus Ostindien und der »Javanische Turm«, Pl. javana L., bekannt. Nur beiläufig sei erwähnt, daß die oberen Windungen der im Mittelmeer vorkommenden großen Faßschnecke, Dolium galea L., das Vorbild für das Kapitell der ionischen Säule abgegeben haben soll. Die von andern geäußerte Ansicht, daß nicht diese Schnecke, sondern das Solarium perspectivum vorbildlich gewesen sei, kann nicht zutreffen, da die Heimat dieser prächtigen Konchylie mit dem perspektivischen Nabel, den Linné ein erstaunliches Kunstwerk der Natur (stupendum naturae artificium) nannte, Ostindien ist, während das Mittelmeer und die angrenzenden Gewässer nur einige kleinere, unscheinbare Arten von Solarium beherbergen.

Daß die auf zahlreichen Konchylien vorkommenden, mehr oder weniger deutlichen Schriftzeichen irgendwelchen Einfluß auf die Gestaltung der Schrift gehabt haben könnten, ist höchst unwahrscheinlich. Erwähnenswert ist aber immerhin die Tatsache, daß manche Schneckenarten, lange bevor der Mensch auf der Erde erschien, ihre Gehäuse mit Schriftzeichen verzierten. Eine große, ziemlich seltene Helmschneckenart, Cassis tenuis Gray, von den Galapagos-Inseln, ist völlig mit zu Zeilen geordneten Schriftzeichen in Textgröße bedeckt, die an die Missalschrift Gutenbergs erinnern. Die Zeilen sind durch weiße Linien voneinander getrennt. Auf der Oliva funebralis erblickt man mehrere lateinische Buchstaben, so z. B.: A, B, C, E, J, L, O, P und W; auf der Oliva scripta sieht man die Schriftzeichen A, W, VII, α, χ, ι, während die Oliva tigrina stellenweise syrische Schriftcharaktere aufweist. Eine Porzellanschnecke, die Cypraea arabica, ist ganz mit arabischen Schriftzeichen bedeckt, und eine Kegelschnecke, der Conus leoninus, hat auf weißem Grunde eine braunrote, der Keilschrift ähnliche Zeichnung. Eine andre Kegelschnecke, der Conus characteristicus Chemn., ist mit drei Reihen hellgelber, etwa 2 cm hoher Zeichen versehen, die wie die Majuskelschrift einer Urkunde aus dem 12. Jahrhundert aussehen. Auch unter den Zweischalern (Bivalven), besonders unter den hübschen Venus-Muscheln, findet man Proben von der »Schreibkunst« dieser seltsamen Tiere.

So manche Anregung für künstlerisches und kunstgewerbliches Schaffen könnte man angesichts der Mannigfaltigkeit in Färbung, Zeichnung und Form der Konchylien, deren Artenzahl heute die 50000 weit überschritten hat, erhalten, wenn man ihnen wie ehemals mehr Beachtung schenken wollte. Die vielen Verwendungsmöglichkeiten der Konchylien als Vorbilder sind nicht von ihrer Größe abhängig, die zwischen dem Umfange eines Stecknadelknopfes (Vallonia pulchella) bis zu einem Gewichte von 5 bis 6 Zentnern (Tridacna gigas) variiert. Gerade die kleineren Arten sind meist die am lebhaftesten gefärbten und gezeichneten und in ihrer Gestalt gleich bewunderungswürdig; auch von diesen Geschöpfen gilt also der Satz: In minimis natura maxima est (Im Kleinen ist die Natur am größten).





Georg Hänel: Ziegenhirt im Hochgebirge




Oberammergau

Von Dr. Aloys Dreyer (München)

Mit sechs farbigen Abbildungen von Franz Siegele



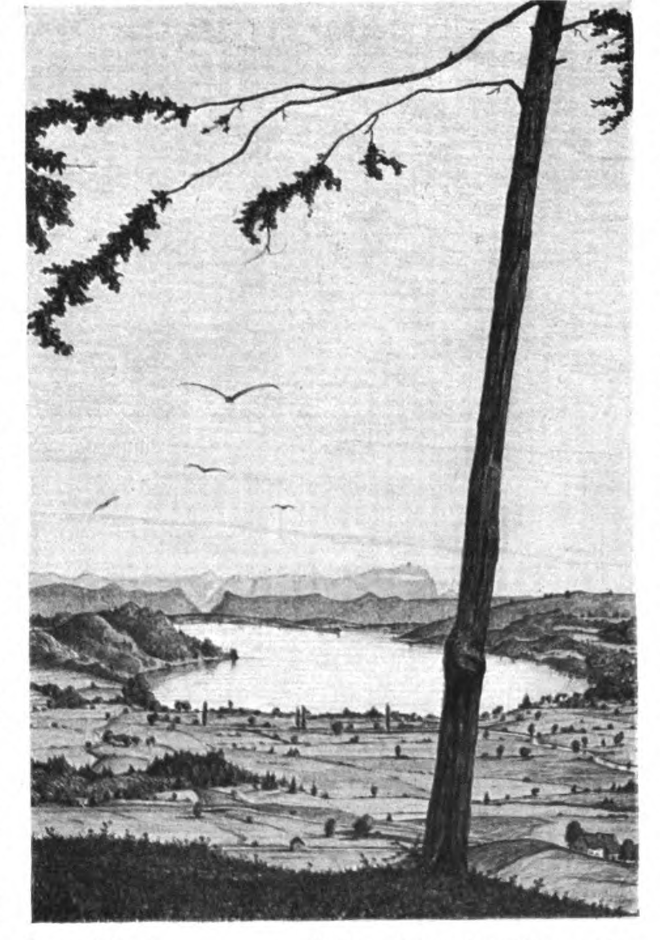
Mit dem Namen Oberammergau ist die Erinnerung an das Passionsspiel unlösbar verknüpft. Das »Passionsdorf« pflegt man sie zu nennen, diese Stätte erbaulicher und erhebender Volkskunst im Rahmen schlichter Natürlichkeit. Oberammergaus Beispiel spornte auch andre Orte (namentlich Erl in Tirol) zu anerkennenswertem Wetteifer an; erreicht hat es jedoch keiner von diesen.

Den Weltruhm, der Oberammergau heute umstrahlt, hat es weder gesucht noch gewollt; er ist ihm ganz von selber zugefallen. Seine Darstellungskunst hat sich zwar im Laufe der Zeit veredelt und vertieft, aber doch nichts von ihrer frischen, anmutenden Natürlichkeit eingebüßt.

Den Bewohnern ist »der Passion« — so sagt man in Oberammergau — nicht eine bloße Erwerbsquelle, sondern Herzensbedürfnis. Mit derselben inbrünstigen Hingabe, mit dem gleichen gläubig-frommen Sinn wie ihre Väter und Urväter spielen sie auch heute noch das große Mysterium vom Leiden und Sterben Christi.

Ein Stück Mittelalter taucht hier vor unsern Augen auf, wie Eduard Devrient betont, »eine Erscheinung, so altdeutsch kerngesund und jugendfrisch, als wäre sie erst gestern entstanden«.

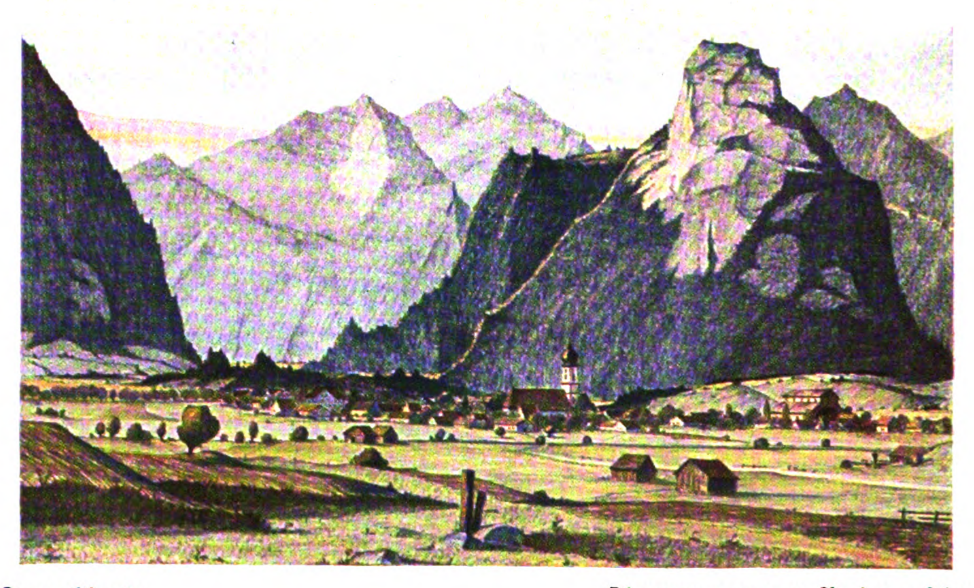
Fast drei Jahrhunderte weit geht dieses geistliche Spiel zurück, in die Nöte und Wirrsale des Dreißigjährigen Krieges, der uns in seinen traurigen Begleit- und Folgeerscheinungen lebhaft an die Gegenwart gemahnt. Der Würgeengel der Pest war 1633 auch in den stillen Ammergau eingekehrt und hatte dort zahlreiche blühende Menschenleben vernichtet. In ihrer Bedrängnis gelobten die Oberammergauer zur Abwendung dieses Unheils, zur Versöhnung der »zürnenden Gottheit« die Aufführung des Passionsspieles. Ein alter Ammergauer Spruch verkündet: »In schwarzen unheilvollen Tagen, von Pest und Seuche schwer geschlagen, wollt' einst des Volkes kleiner Rest in dieses heil'ge



Franz Siegele: Blick auf den Starnberger See

Spiel sich teilen: O, möge von der Sünde Pest der Tod des Gottversöhners heilen!«

Aus den Nachbarorten strömten anspruchslose Zuschauer herbei. In Bayerns Hauptstadt kümmerten sich nur wenige um diese Passionsaufführungen. Erst der Naturforscher Oken lenkte durch einen begeisterten Bericht in einem Münchner Blatte die allgemeine Aufmerksamkeit darauf. Bahnbrechend hierfür jedoch wurden erst Jahrzehnte nachher der Mystiker Guido Görres und Eduard Devrient. Dessen plastische Schilderungen reizten die Neugier vieler, und so kein Fuhrwerk auftreiben oder bezahlen konnte, der mußte (noch im Jahre 1890) von Oberau aus den steilen Ettaler Berg im Schweiße seines Angesichts hinaufkrabbeln. Auf der Höhe grüßt den Wanderer die stattliche Wallfahrtskirche von Ettal mit ihrer mächtigen Kuppel, auf die der Felszacken des Ettaler Mandls herniederschaut. Das Innere der Kirche mit ihrem Bilderschmuck von Martin Knoller und ihrer Marmorpracht übt auf jeden Besucher eine überwältigende Wirkung aus, namentlich wenn die große und weitberühmte Orgel durch



Franz Siegele: Oberammergau von Norden gesehen

beginnt von 1850 an ein steigender Besuch der Oberammergauer Passionsspiele. Allerdings erließ noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Ludwig Steub in der »Allgemeinen Zeitung« als »freiwilliger Herold«, wie er scherzhaft bemerkt, einen feierlichen Aufruf an ganz Deutschland, sich zu den Vorstellungen zahlreich einzufinden. Noch lebhafter wurde die Teilnahme nach der Eröffnung der Bahnlinie, die von München aus — an den hügeligen, mit Landhäusern und Wäldern bedeckten Gestaden des anmutigen Starnberger Sees vorüber — in das Loisachtal führt. Murnau am lieblichen Staffelsee bildete lange Zeit hindurch den Endpunkt dieser Bahn, und erst später wurde Oberau die Eingangspforte zum Passionsdorf. Wer die im Barockstil ausgestatteten Hallen braust.

Der Sage nach verdankt Ettal seinen Ursprung dem Kaiser Ludwig dem Bayern, der ein wundertätiges Marienbild vom Welschland in seine Heimat trug. An dem Orte, wo heute die Kirche steht, sank sein Roß in die Knie und war nicht mehr zum Weitergehen zu bewegen. Der Kaiser betrachtete dies als ein himmlisches Zeichen, hier eine Kirche und ein Kloster zu bauen. —

Doch unsers Bleibens in Ettal ist nicht lange. Ein einstündiger Spaziergang am Ufer der silberklaren Ammer führt an das ersehnte Ziel.

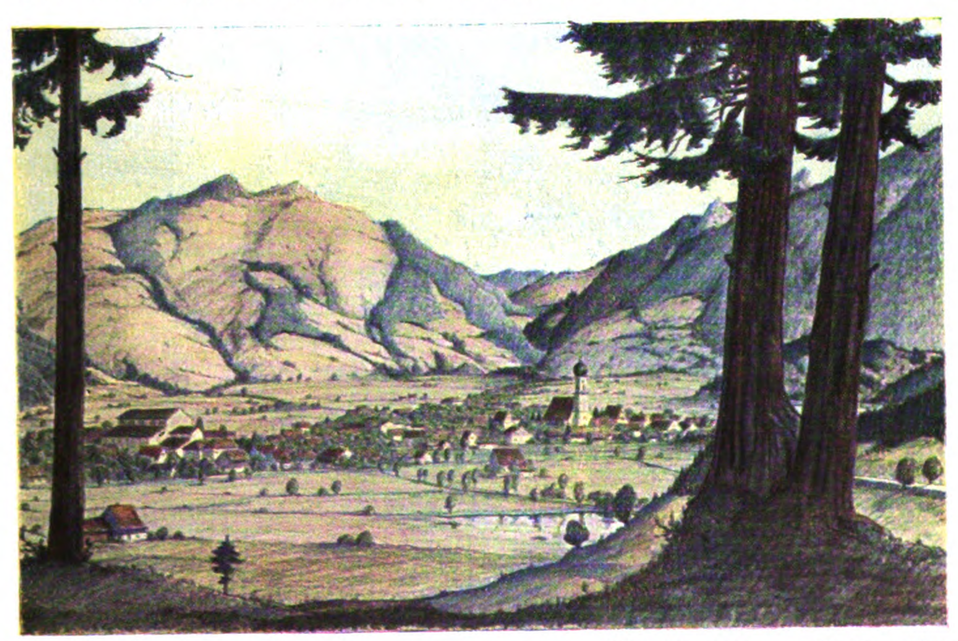
Seit dem vorletzten Passionsspiel (1900) zweigt von Murnau eine elektrische Bahn



Franz Siegele: Oberammergau von Süden gesehen

westlich ab, die zu dem bergumrahmten Bad Kohlgrub ansteigt und bei Saulgrub südwärts in das Ammer- oder Graswangtal zieht. Oberammergau ist von mäßig hohen Bergen umschlossen, deren größtenteils sanft sich abdachende Rücken Wiesen und Wälder tragen. Weithin sichtbar ragt der Eckpfeiler des Tales, der steile Kofel, empor, von einem 15 m hohen Kreuze gekrönt.

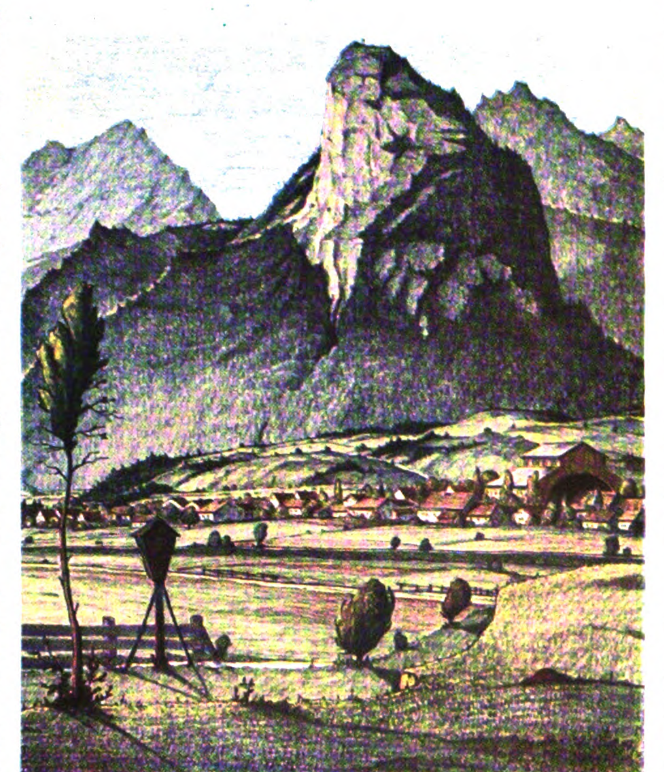
An seinen breiten Fuß schmiegt sich das stattliche Dorf Oberammergau. Das ganze liebliche Landschaftsbild mit dem freundlichen Grün seiner saftigen Matten gleicht einem »über den Lech verirrten Stück All-



Franz Siegele: Oberammergau von Westen gesehen



gäu«. Die reizvollen alten Bauten mit ihren Fresken sind gottlob der törichten Neuerungssucht noch nicht zum Opfer gefallen. Wie in Mittenwald sind auch hier noch viel Wandmalereien erhalten, von denen die Figuren am Forsthaus (dem ehemaligen Richterhaus von Ettal) die Blicke der Fremden besonders auf sich ziehen. Ein zweiter »Paolo Veronese« erstand diesem idyllischen Orte, ein ländlicher Rokokomaler, Schüler Martin Knollers: Franz Zwink, der wohl die meisten Häuser seines Heimatortes mit wohlgelungenen Gestalten aus dem Alten und Neuen Testament schmückte. Wegen der rasenden Schnelligkeit seiner Kunst taufte ihn der Volkswitz den »Lüftelemaler«. Allerlei komische Erzählungen gehen über ihn noch heute um. Einst wettete er mit einer Bäuerin, er könne ihr schneller eine Madonna über ihre Haustür malen, als sie es vermöchte, Butter auszurühren, und er errang tatsächlich den Sieg. Leider haben einige Brände nicht wenige der Schöpfungen Zwinks zerstört; der farbenfrohe Sinn der Ammergauer hätte es nicht übers Herz gebracht, sie von der Wand zu tilgen.



Franz Siegele: Oberammergau mit Kofel

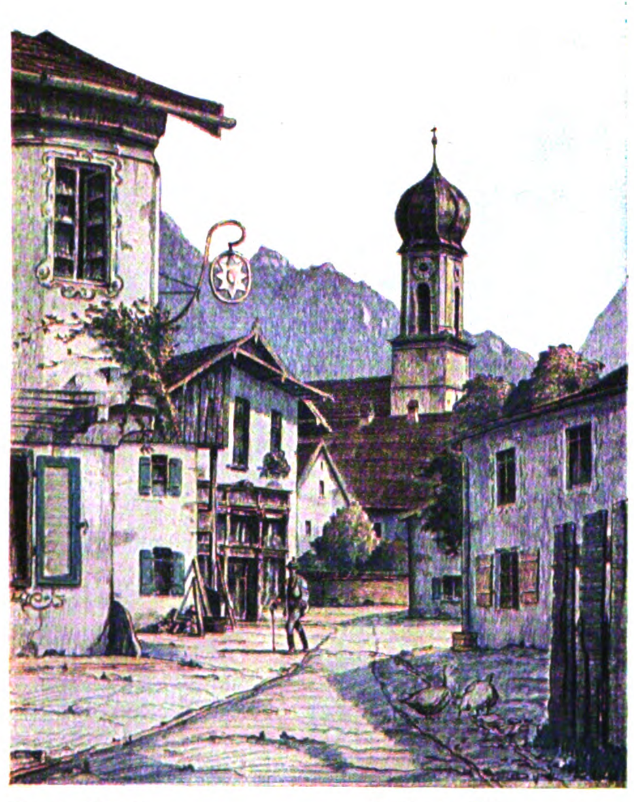
Ackerbau und Viehzucht reichten nicht aus, das emsige Ammergauer Völklein zu ernähren. Da ward ihnen die Holzschnitzerei, die zu Beginn des 12. Jahrhunderts von Mönchen des nahen Klosters Rottenbuch hierher verpflanzt worden war, eine Retterin aus harter Not. Freilich, zu Wohlstand brachten es auch die »Herrgottschnitzer von Ammergau« nicht, obwohl sie (wie früher die Grödner) mit ihren Heiligenfiguren und andern geschnitzten Sachen bis in die entferntesten Orte wanderten. Erst die Handelszüge deutscher Kaufleute von Augsburg nach Venedig, die über Oberammergau gingen, führten einen wahren Goldregen dahin, leider nur für kurze Zeit.

Während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges und des spanischen Erbfolgekrieges verödete diese wichtige Handels- oder »Rottstraße« bald wieder. Aufs neue zog das Elend ein. Was frommte den Oberammergauer Schnitzern ihre Kunstfertigkeit, die der schwäbische Gelehrte Jakob Althammer schon um das Jahr 1500 laut gepriesen hatte! Zum Helfer wurde ihnen nun der ehrwürdige Volksbrauch der Passionsspiele, das treue Festhalten an dem Gelöbnis der Vorfahren. Mit Recht betont Hermine Diemer: »Der fromme Glaube eines starken, tiefen Bergvolkes hat den Gedanken an dieses Spiel geboren, und die naive und doch edle Kunst hat ihm Gestalt verliehen.« Die städtischen Zuschauer erquickten sich an diesem Quell echter, bodenständiger Volkskunst, und die Spieler selbst empfingen von den

Fremden nicht nur Wohlstand, sondern auch allerlei schätzbare Anregungen.

Jetzt ist Oberammergau in der Passionsspielzeit zu einem internationalen Ort geworden, in dem die verschiedensten fremden Sprachen durcheinanderschwirren. Was es heißt, allen, auch den verwöhntesten und seltsamsten Ansprüchen zu genügen, kann der Uneingeweihte kaum begreifen. Andre hätten aus ihrer Kunst, aus dem Weltruf ihres Ortes längst reiches Kapital geschlagen. So »geschäftstüchtig« aber waren die Oberammergauer nicht. Noch vor 60 Jahren kostete der letzte Platz bei den Passionsspielen 24 Kreuzer, der beste 2 Gulden 12 Kreuzer. Den Oberammergauern war eben ihr Spiel immer eine Gefühls- und Ehrensache. Bei der Wahl der Darsteller sah man nicht allein auf ihre künstlerische Befähigung, sondern auch auf tadellosen Lebenswandel. Die Entschädigung für den großen Zeitaufwand und den empfindlichen Verlust an Verdienst fiel gewöhnlich so bescheiden aus, daß jeder mittelmäßige Schauspieler die Nase darüber gerümpft hätte.

Der Ausspruch König Ludwigs I.: »Bayern, zu verderben seid ihr nicht!« paßt in hervorragender Weise auf die Ammergauer. Die Schattenseiten der hier eingedrungenen »Kultur« gingen an ihnen fast spurlos vorüber. Die überschwenglichen Huldigungen, die namentlich den Christusdarstellern dargebracht wurden, prallten wirkungslos ab. Würdevoll bleibt das Gehaben der Spieler auch in dieser Zeit. Dazu trägt schon ihr Äußeres bei: sie lassen sich Haare und Bart wachsen, wie ihre Rolle es erfordert, und verschmähen Schminke und Perücke.



Franz Siegele: Gasse in Oberammergau

Der älteste noch erhaltene Passionsspieltext trägt am Schlusse den Vermerk: »Wiederum renoviert und beschrieben worden im Jahre nach der Gnadenreich Geburt Christi 1662.« Wie die verdienstvollen bayerischen Forscher Hartmann und Holland nachwiesen, stammt er jedoch aus dem 15. Jahrhundert, und zwar aus dem Stift St. Ulrich und Afra in Augsburg. Zweifellos wurde das Passionsspiel auch in Oberammergau schon vor dem Gelübde der Bewohner zur Abwehr der Pest von 1663 gepflegt, sonst hätte die erste Aufführung nicht schon dreiviertel Jahr nachher (im Frühling 1634) stattfinden können. Bis zum Jahre 1680 wurde das Spiel alljährlich wiederholt, von da an beobachtete man eine Pause von zehn Jahren.

Der älteste Passionstext wurde im Laufe der Jahrzehnte immer und immer wieder verbessert und allmählich auch von possenhaften Elementen gereinigt. Die naive Auffassung der ursprünglichen Dichtung spiegeln u. a. die Verse des Judas in der Abendmahlszene:

»Sag' an, Meister, meinst du mich?
Soll ich nun verraten dich?«

Die ganze Tiefe religiöser Empfindungen bricht zu verschiedenen Malen auch hier schon — wenn auch in schlichter Form — hervor. Vor der Grablegung sagt Joseph von Arimathäa zu Maria:

»Gott grüße dich, Maria hochgebor'n,
Deines Kindes Tod tut mir Zorn,
Und deines Herzens Bitterkeit
Ist mir in meinem Herzen leid.«

Um 1740 wurde der Text von einem Mönch in Ettal in Alexandriner umgegossen und mit allegorischen Zutaten nach Art des Jesuitendramas versehen. Vier Jahrzehnte später nahm man Kürzungen vor, um — wie der Theaterzettel gestand — die Geduld der Zuschauer nicht zu sehr zu mißbrauchen.

Zwei Dichter im geistlichen Gewande gaben dem Passionsdrama seine gegenwärtige Gestalt und befreiten es von allen unkünstlerischen Anhängseln des 17. und 18. Jahrhunderts: P. Othmar Weiß und Pfarrer Daisenberger, während Lehrer Dedler die Begleitmusik schrieb.

Wie bei allen geistlichen Handlungen des Mittelalters, spielte sich die Handlung zunächst auf dem Friedhofe ab. Erst 1830 wurde sie auf eine Wiese am Nordende des Dorfes verlegt. Das gegenwärtige Passionstheater erstand erst am Ausgang des vorigen Jahrhunderts. Früher vertraten seine Stelle einfache Bretterbauten. Die Zuschauer saßen im Freien, vor sich den Kofel und — auf dem Osterbühel über dem Orte — die mächtige, leider nun schon etwas verwitterte Kreuzigungsgruppe von Halbig (Christus, Maria und Johannes), die König Ludwig II. den »kunstsinnigen und den Sitten der Väter treuen Oberammergauern zur Erinnerung an die Passionsspiele im Jahre 1875« schenkte.

Später wurde der Zuschauerraum bedeckt, die Bühne jedoch nicht. Bei ihrer Umgestaltung durch Lautenschläger in München diente die Bayreuther Bühne (mit den ansteigenden Sitzreihen für die Zuschauer, dem verborgenen Orchester u. a.) teilweise als Vorbild. Sie zerfällt in eine Vorbühne mit dem Hause des Pilatus und Annas (links und rechts) und zwei Torbogen, die einen Blick auf die Straßen Jerusalems eröffnen. Auf der Mittelbühne spielen sich außer verschiedenen Hauptszenen die lebenden Bilder ab, die jeder größeren Handlung vorausgehen und den Zusammenhang mit den Weissagungen des Alten Testamentes herstellen. Darüber spannt sich der blaue Himmel, und den wirksamen Hintergrund bildet der Felsobelisk des Kofels. Die Handlung umfaßt die Leidensgeschichte Christi von seinem Einzug in Jerusalem bis zur Himmelfahrt. Sie dauert mit einer eineinhalbstündigen Mittagspause von 8 Uhr morgens bis in den Spätnachmittag. In feierliche Stimmung versetzt den frommen Zuhörer der Prolog:

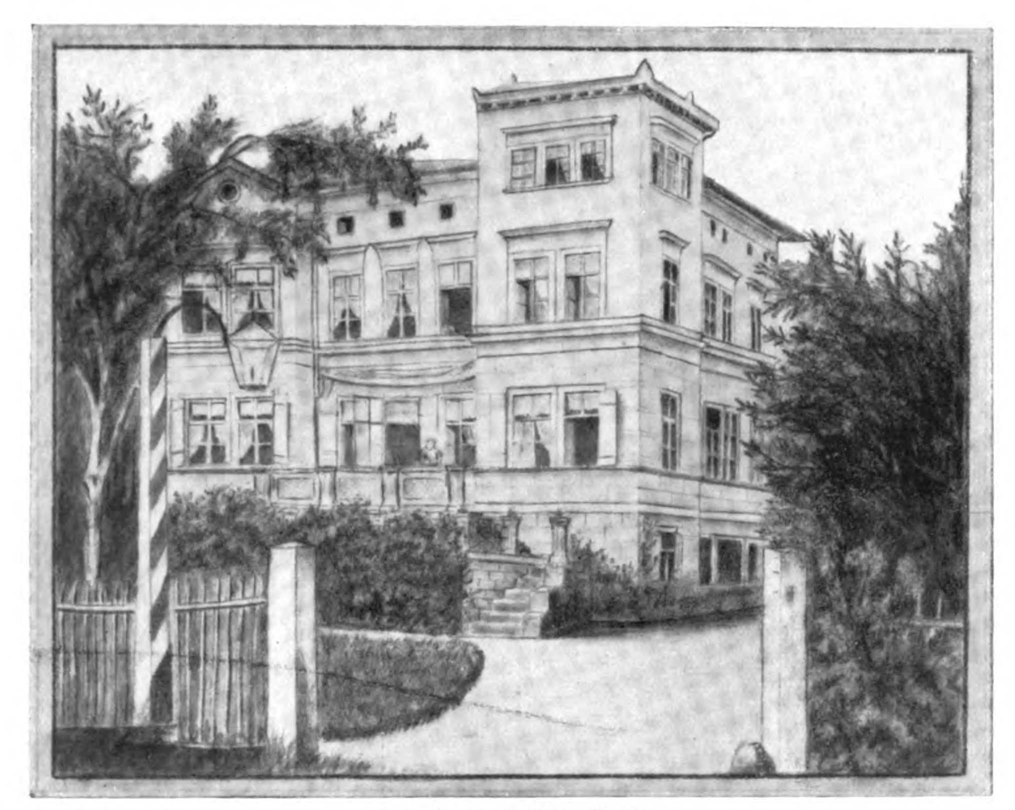
Wirf zum heiligen Staunen dich nieder,
Von Gottes Fluch gebeugtes Geschlecht!
Friede dir! Aus Sion Gnade wieder!
Nicht ewig zürnet er,
Der Beleidigte, ist sein Zürnen gleich gerecht . .

Der Inhalt des Passionsdramas ist den Zuschauern wohlbekannt, dennoch verfehlt er selten seine tiefe Wirkung. Man fühlt wohl, daß die Darsteller mit ihrem Spiel völlig verwachsen sind. Den Höhepunkt bildet die packende und erschütternde Kreuzigungsszene, die an den Christusdarsteller auch hohe physische Anforderungen stellt. Gegenüber diesem hochdramatischen Akt der Leidensgeschichte des Herrn muß das Schlußbild verblassen: die Auferstehung und Himmelfahrt, der versöhnende Ausklang des Spieles. Segnend erscheint Christus in der Mitte seiner Getreuen und fährt langsam zum Himmel empor. Der Chor aber frohlockt:

»Singet ihm in Jubelpsalmen!
Streuet ihm des Sieges Palmen!
Auferstanden ist der Herr!«

In der zehnjährigen Ruhepause führte das Passionsdorf ein beschaulich-stilles Leben, nur von wenigen Fremden besucht. Nun ist es längst zum vielbegehrten Sommerfrischorte geworden. Dichter, wie Joseph Ruederer, verbrachten hier einen Teil des Jahres, andre, wie Wilhelmine von Hillern, wählten es zum ständigen Wohnsitz. Diese schildert in einem ihrer bekanntesten Romane die Bewohner des Passionsdorfes in sehnsüchtiger Erwartung des Augenblicks, »wo sich das Wunder in ihrer Mitte erneuert, das die Arme siegreich ausbreitet über eine ganze büßende Welt — des Augenblicks, der der kampfesmüden, verzagenden Menschheit den Frieden und die Versöhnung gibt — am Kreuz.«





Haus Holtzendorff in Gotha

Gustav Freytag als Hausfreund

Briefe Gustav Freytags aus den Jahren 1858 bis 1887

Mitgeteilt von Sara von Janson, geb. von Holtzendorff

III

Leipzig, 4. Mai 1865.

Lieber Freund!

Wenn Sie diesen Brief erhalten, werden Sie die Ansicht nicht zurückhalten, daß er eine Entschuldigung und Nichteintreffen verkündet. Er soll Ihnen aber nur sagen, daß ich immer noch den Wunsch hege, daß ich aber einen Brief aus Naumburg hier vorgefunden, der mir wahrscheinlich nötig macht, auf einige Stunden hinzureisen. Ich würde von dort mit dem Mittagszug wieder abreisen, aber die Veranlassung der Reise ist so traurig, daß ich, abgesehen von meiner Stimmung, es fast wie ein Unrecht betrachten würde, wenn ich von einem scheidenden Leben mich an den Tisch eines neu erblühenden setzte. Der junge Hans v. Zerboni ist seiner Auflösung nahe, und meine Schwägerin hat durch Maßlosigkeit ihrer Pflege sich selbst in einen Zustand versetzt, der ein ernstes Einschreiten notwendig macht. So lautet ein flehender Ruf meiner Nichte. Davon, wie ich die Sachen finde, wird abhängen, ob ich kommen darf. Denn ich hoffe, morgen früh von hier mich lösen zu können.

Sagen Sie unterdes Ihrem Gemahl, daß unter keinen Umständen beim Mittagessen auf mein Kommen Rücksicht genommen werden möchte. Geht's noch, so finde ich immer noch eine Ecke. An Wanda aber und den Bräutigam meine innigen Glückwünsche; ich lasse um Erlaubnis bitten, in ruhigeren Tagen der Frau Professorin meine Empfindungen schriftlich darzulegen.

Die Gläser würden Sie, lieber Freund — ein Kistchen ist an Sie auf der Post — vielleicht dem neuen Ehepaare zu ihrem Kuvert stellen. Ich hatte mich darauf gefreut, ihnen den ersten Trinkspruch dazu zu sagen als Professorsleuten; das ist mir unsicher geworden.

Ich werde in jedem Falle bei Ihnen sein, wenn nicht in corpore, doch mit Gedanken.

Komme ich nicht zu Ihrem Tisch, so komme ich am Freitag überhaupt nicht nach Gotha. Ich stelle mich ein, sobald ich vorhanden bin.

In alter Freundschaft

Ihr Freytag.

Siebleben, 19. Juli 1865.

Meine teure Frau Professorin und Kollege!

Wie unsre innigen Wünsche um Ihr Hoch-



zeitsfest schwebten, so haben sie seit der Zeit auch oft Ihr neues Stilleben in Jena begleitet. Ich zweifle nicht, daß Ihnen gelungen ist, die ersten Wochen, wo das Ungewohnte des neuen Lebens auch einer gehobenen Stimmung Ihrer Seele entgegentrat, in froher Erwartung zu durchschreiten. Und ich denke mir, daß Sie häufig in der Stimmung des Eroberers gewesen sind, der neue Menschen und ein neues Reich für sich zu gewinnen hat. Eine ruhigere Würdigung des eignen Glückes wird folgen. Wenn Sie eingewöhnt sind in Haus und Umgebung, wenn der Reiz geschwunden ist, den es immer hat, mit neuen Menschen, welche freundlich anmuten, zu verkehren, wenn die nüchterne Luft des Werkeltags sie umgibt, dann erst fühlt der Mensch um — — und so weiter kann das noch lange fortgehn in schön gedrehten Redensarten. Da aber dieser Brief nicht zur Zeit, wo er geschrieben wurde, in Ihre Hände gekommen ist, so füge ich ihm heut dasjenige Schwänzchen zu, welches die dringende Frage des heutigen Tages nötig macht.

Werte, insbesonders hochverehrte Frau Hofrätin! Es wird Ihnen aus früheren Jahren nicht unbekannt sein, daß Ihr Geburtstag die Eigenschaften des magnetischen Pols hat, seine Lage ab und zu zu verändern. Zu meiner großen Freude ist dies heuer so geschehen, daß derselbe mit den kombinierten Geburtstagen andrer Hausautoritäten koinzidiert. Nehmen Sie deshalb am heutigen Tage freundlichst die Glückwünsche des wilden Sieblebens, welches mit seiner Blumenkeule Sie triumphierend umtanzt, um Ihnen darauf Keule und Huldigungen zu Füßen zu legen. Haben Sie die Güte, Ihren lieben Eltern auszudrücken, daß ich mir die Glückwünsche für sie beide vorbehalten muß, bis zur ersehnten Stunde. — Also 3 Uhr, warum so spät? Freilich ist bei der Hitze der Appetit überhaupt schwach.

Heil, Heil, Heil Ihnen, dem Geburtstagskinde, der gelehrten Frau, der Kollegin, welcher ich mit bekannter treuer Gesinnung verbleibe

Ihr alter Freytag.

Leipzig, 18. Februar 1866.

An meinen Schwager Professor Gerhard.

Sehr verehrter Herr Professor!

Nehmen Sie unsern innigen Glückwunsch zum Erstgeborenen und alle guten Wünsche für das Befinden der Gemahlin und des Stammhalters. Es ist doch hübsch, daß der Anfang mit einem wackern Jungen gemacht wurde, und ich finde, daß diese Wahl ein taktvoller und liebenswürdiger Einfall von Frau Wanda ist, gewissermaßen eine Artigkeit, die sie zunächst Ihnen, dann uns Männern überhaupt erweist. Bin auch überzeugt, daß dieselbe mit angeborenem Takte für spätere Abwechslung und die bunte Reihe des Hauses sorgen wird. Denn wenn Unparteilichkeit irgendwo schätzenswert ist, so doch gewiß bei der Mutter und Hausfrau.

Indem ich Sie artigst bitte, nicht nur Ihrer Frau Gemahlin, auch Frau von Holtzendorff, unsrer lieben Gönnerin, meine und meiner Gattin herzliche Empfehlungen auszurichten, bleibe ich, mein teurer Herr Professor, mit größter Hochstachtung und teilnehmender Freude

Ihr ergebenster Freytag.

Leipzig, 27. Mai 1866.

Lieber Freund!

Großen Dank für Ihre freundliche Zustimmung. Die Übernahme der Grünen war längst beschlossene Sache, aber wie in großen Dingen, so ist auch in kleinen der Moment abzuwarten. Hier waren Schwierigkeiten, die in den Kontrakten und Besitzverhältnissen liegen, zu lösen, und mit kurzem Durchhauen war nichts zu machen ...

Da wäre ich nun wieder, wo ich vor fast zwanzig Jahren begann. Ich habe in dieser Zeit zuweilen versucht, meinen treuen Deutschen die Wahrheit zu sagen, soweit ich dazu befähigt war. Aber niemand merkt deutlicher als der Journalist, daß der Unsinn nicht tot zu kriegen ist; kaum ist er an einer Stelle gebändigt, bricht er an einer andern herauf. Unterdes verrinnt das eigne Leben langsam in dem großen Strom. Wie auch einmal eine stärkere Zeit über uns urteilen wird, das eine wird sie uns doch lassen müssen, daß wir uns den Forderungen unsrer Zeit hingegeben haben, ohne für uns etwas andres zu fordern als die allgemeine Wohlfahrt, die freilich auch das beste Glück der Einzelnen ist.

Es war doch unbequem, daß ich mit meinem Mittelalter nicht ganz fertig werden konnte. Es sind noch sechs Bogen zu schreiben, das wird sich schwer machen lassen ...

Meine Huldigungen Ihrem Gemahl! Bleiben Sie gut

Ihrem Freytag.

Leipzig, 16. Juli 1866.

Meine lieben Freunde!

Tausend Glückwünsche zum Doppelfest! Wir dürfen nicht wünschen: alle Jahre wie heuer, denn der Mensch soll zwar sein Herz offen halten für eine so große Zeit, als wir jetzt durchleben, aber in der Größe liegt auch etwas Beengendes. Das einzelne Leben wird sehr klein, und eine ganze Bande von kleinen hübschen Familiengefühlen wird durch den Kanonendonner gescheucht und harrt im Versteck der Rückkehr stillerer Zeit.

Mir wird dies Jahr nicht die Freude, Ihnen persönlich Glück zu wünschen. Es soll nachträglich geschehen, hoffentlich im Herbstlicht eines guten





Arthur Schlubeck: Frau von C. und Sohn

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1921



Friedens. Bewahren Sie unterdes bewährte Freundschaft!

Diese Wochen haben auch Sie beide so in Anspruch genommen, daß ich mir auf Ihren lieben Brief zum 13. doppelt etwas einbilde. Lebhaft wünsche ich dem Behagen Ihres Hauses, daß die Lazarettwirtschaft bei Ihnen nicht dieselbe Intensität bewahren möge, die sie in der ersten Woche hatte und die auch den Leipzigern zuteil wurde. Bei uns sind fünf Lazarette voll, und der milde Sinn der Bürger hat auch hier gute Gelegenheit, sich zu bewähren. Es ist die einzige politische Teilnahme, deren die Sachsen fähig geworden sind, seit ihr König und Heer ihnen abhanden gekommen. Die Gesinnung ist hier in der Masse noch sehr antipreußisch.

Richter hat den Auftrag, Ihnen vom Garten in Siebleben artigen Gruß zu bringen; es sind nur wenige kurze Augenblicke, in denen man sich jetzt des bunten Kleinlebens in der Natur freut. Denn der Gedanke liegt unablässig in der Seele, daß um unser aller Zukunft gekämpft wird und daß, während wir schreiben oder unter Rosen sitzen, viele tausend unsrer Landsleute im Blut liegen. Möge uns ein gnädiges Geschick über der nächsten Schlacht walten!

Das ist ein schlechter Geburtstagsbrief. Aber er ist an Preußen gerichtet. Glück Ihnen beiden ins nächste Lebensjahr, uns Ihre Freundschaft!

Von Herzen

Ihr treuer Freytag.

Leipzig, 18. Juli 1866.

Lieber Freund!

Zum zweitenmal wird mir die Freude, Ihnen zum kombinierten Geburtsfest gratulieren zu könnnen. Und mit einer Feierlichkeit, welche durch die seit gestern erlangte Gewöhnung an die frohe Stimmung ins Milde und Heitere temperiert ist, rufe ich Ihnen beiden nochmals ein enthusiastisches Hoch zu.

Der Mensch ist unter anderm dazu da, sich nicht nur seines Lebens, sondern auch seiner Mitmenschen zu freuen. Glauben Sie mir, liebe und sehr wertgeschätzte Freunde, daß ich diese Freude sowohl am heut- als am morgigen Tage treulichst zu empfinden mir keineswegs versage. Zunächst in Beziehung auf höhere Weiblichkeit, denn auch in unbefangener Würdigung männlicher wohltuender Qualitäten; welche Empfindungen wie zwiefacher lauterer Wein, vermischt mit dem Zucken der Freundschaft und beträufelt mit der Zitrone wehmütiger Empfindung wegen meiner Abwesenheit zu einer Bowle warmer Gefühle in mir sich zusammenbrauen.

Worauf auch mit großem Dank der militärische Freundesbrief zurückfolgt. Möchte ein freundliches Geschick uns gewähren, mit dem Schreiber recht bald bei gutem Mosel in glücklicher Stimmung zusammen zu sitzen!

Ist Frau Wanda bei Ihnen, so bitte ich Ihr zu sagen, daß ich für ihren freundschaftlichen Glückwunsch ihr in die Professorenstadt meinen Dank sende.

Sie bitte ich um Fortdauer usw. Freundschaft.

In Rührung Freytag.

Leipzig, 21. November 1866.

Lieber Freund!

Nehmen Sie freundlich die beifolgende Sendung auf! Die roten Bücher, welche durch einen nichtsnutzigen Buchbinder den Namen des Autors in traurigem i erhalten haben, bitte ich trotz dieser nicht mehr zu bessernden Schwäche auf Evas Geburtstagstisch zu legen. Das braune Buch sucht einen Platz in Ihrem Bücherschrank. Da Sie den ältesten Zeiten Germaniens immer ein Interesse bewahrt haben, wird Ihnen manches darin lesbar erscheinen; sollten Sie andres darin vermissen, so wage ich auf den nächsten Band zu vertrösten. Die Aufgabe dieses war, das Ausklingen und Wirken ältester politischer Ideale zu erweisen.

Ich bin sogleich nach Beendigung des Druckes zu verspäteter Reise geeilt, war fast 14 Tage abwesend und bin erst seit vorgestern wieder hier. Noch habe ich Crowe nicht gesehen und weiß nichts von ihm und Ihnen. Wohl aber habe ich Ihnen und der Gemahlin viele herzliche Grüße von Mathys zu bringen. Die Antwort auf einen vortrefflichen und gerühmten Brief der Gemahlin an Frau Mathy will er selbst an die Adresse dirigieren. Ich war nicht nur in Karlsruhe, auch in Bonn, wo ich einen Krankenbesuch bei Jahn zu machen hatte.

In Baden habe ich ein wahrhaft leidenschaftliches Preußentum in dem Kreise Mathy, Jolly, Baumgarten gefunden, eine ausgezeichnete Kolonie, welche jetzt souverän das Land regiert. Wie lange? Sie selbst machen sich darüber keine Illusionen. Unterdes sind sie ein tüchtiger Pfahl im österreichischen Leibe Süddeutschlands, Furcht und Grauen der Württemberger und Bayern und wahrhaft verderblich für Dalwigk, über den hinüber sie den Preußen die Hände zu reichen streben, eifriger sich hinzugeben als die Preußen zu empfangen.

Mit Roggenbach war ich die ersten Tage einigemal zusammen. Ich fand ihn über Menschen und Geschäfte sehr gut orientiert, sein Urteil über die Berliner Politik und die Bedenken des eingeschlagenen Weges war das eines mutigen und hochgesinnten Mannes; er gedenkt sich vorläufig in der Rheinprovinz zu domizilieren, um doch in Pr. zu sein.

Über den Inhalt der Unterredungen hoffe ich Ihnen mündlich zu berichten, so viel Sie hören

wollen. Das Interessanteste schreibt sich schlecht. Im ganzen klang das große Jahr aus allen Herzen.

Ich sitze jetzt über vernachlässigter Korrespondenz, das ist immer eine brummige Zeit. Was sagen Sie zu den Militärartikeln in den Grünen? Das war doch Prachtarbeit! Ein sehr achtungswerter Korrespondent! Überhaupt dächte ich, die Grenzboten wären nicht übel; sie feiern nächstes Jahr ihr 25 jähr. Jubiläum.

Ihrem Gemahl lege ich meine getreuen Huldigungen zu Füßen; dem Hause Gruß und Heil, Ihnen, lieber Freund, alle Freundschaft

Ihres treuen Freytag.

Leipzig, 25. Mai 1868.

Mein teurer Freund!

Sie haben recht, ich bin schonungslos in Schlesien umhergeschweift und habe mir die Briefe wegen Wechsels des Aufenthalts nicht nachschicken lassen. So fand ich Ihr freundliches Aviso hier vor, und ich melde mich als zurückgekehrt und bitte um hochgeneigte Zusendung.

Ich habe ein aufblühendes Land im Frühlingskleide gesehen. Daß es meine Heimat war, machte alle Eindrücke herzlicher, und die Baumblüten gaben auch der Ebene ein frohes und festliches Angesicht. Aber auch wenn man dies abzog, blieb viel Gutes übrig. Breslau wird eine sehr schöne und allmählich eine große Stadt, die Arbeiten der Kommune und wohlhabenden Privaten sind wahrhaft erstaunlich, das Jahresbudget ist bereits über 1 Million. Auch Görlitz blüht ähnlich in kleineren Verhältnissen, die Promenade und Stadtbauten einer Kommune von 30—40 000 Menschen sind bewunderungswürdig; freilich ist diese Stadt mit einem Landbesitz von etwa 150 000 Morgen Wald eine der reichsten im preußischen Staate. Auch auf dem Lande gedeiht das Leben — trotz Maikäfer und Regenmangel dieser Wochen sind die Leute hoffnungsvoll. Was würde aus dieser Landschaft von 3 000 000 Menschen erst werden, wenn der Osten geöffnet würde? Ein paar Jahre Frieden mit dem Gefühl der Sicherheit würden dort, wie überall, das Leben des Nordbundes sichern. Ist uns dieser Friede vergönnt?

Herzliche Grüße an Ihr Gemahl und die Familie. Meinen Patenpflichten zu genügen, ist der nächste Zweck meines Lebens. In 8 Tagen hoffe ich Ihnen selbst zu sagen, wie sehr ich von Herzen bin Ihr getreuer Freytag.

Siebleben, 13. Juli 1868.

Innigen Dank im Namen meiner Frau und für mich Ihnen allen. Wir bitten also, heute Sieblebens zu gedenken. Und tiefstes Schweigen! Normann hat sich und die gefährliche Dame um 7 angemeldet, wir hoffen und bitten, daß die jungen Damen und Henning* uns die Freude machen, mitzukommen. Dankbar in treuer Freundschaft Ihr Freytag.

Der kurze Brief vom 13. Juli 1868 würde keine Berechtigung zur Wiedergabe haben, wenn er nicht der Auftakt zu einem der reizendsten Scherze Freytags wäre. Wir waren an dem genannten Tage verpflichtet worden, mit keinem Worte zu verraten, daß s e i n Geburtstag sei, da er sich für Normann etwas Besonderes ersonnen hatte. Dieser war für einige Wochen mit den kronprinzlichen Herrschaften in Rheinhardtsbrunn, wurde von Freytag zu dem bewußten 13., abends, eingeladen und kam in Gesellschaft der Gräfin R., Erzieherin der kronprinzlichen Kinder. Wir aus dem Turmschloß waren rechtzeitig zur Stelle, voller Spannung, was der Abend bringen würde. Pünktlich fuhr auch die Hofequipage vor. Freytag ging an die Gartentür, drückte Normann herzlich die Hand und rief ihm zu: »Das ist lieb von Ihnen, daß Sie Ihren Geburtstag hier bei mir in ländlicher Stille feiern wollen.« Normann machte zuerst ein verdutztes Gesicht (ein noch erstaunteres die Gräfin R.), fand sich aber schnell in den ihm bekannten Scherz und kam, von Freytag geleitet, zu uns andern. Alle Gratulationen nahm der Gefeierte vergnügt auf, aber sein Gesicht wurde doch im Verlauf der nächsten Stunden eine Studie. Freytag setzte den Gast auf einen Sessel in der Mitte des Kreises und stellte sich wie ein Dirigent hinter ihm auf. In Wahrheit dirigierte er das lustige, nun vor sich gehende Spiel in der Vollendung. Auf ein Zeichen erschien Jean Paul an der Spitze der Hausangestellten und gratulierte mit vielen Verbeugungen und großem Ernst, einen mächtigen Blumenstrauß aus dem Garten überreichend. Kaum hatte sich Normann etwas aus seinem Erstaunen herausgewunden, als man Singstimmen vernahm und der Lehrer des Ortes mit einer Schar Schulkinder hervortrat, die nach alter Melodie Freytagsche Verse sangen. Nach Beendigung der musikalischen Leistung verbeugte sich das Oberhaupt der Schule ehrfurchtsvoll, und auf prachtvollem goldgeränderten Sieblebener Bogen übergab er die kunstvoll geschriebenen Verse. Nach kurzer Pause wieder ein leises Zeichen: der Schornsteinfeger nahte unter vielen Bücklingen und brachte sehr komisch, aber etwas verlegen seine Glückwünsche dar. Danach kam die Reihe an den Gemeindeschreiber, der zu Freytags besonderer Genugtuung eigne Poesie vortrug, worauf der Nachtwächter, der neben

* Henning, der noch mehrmals genannt wird, ist mein ältester Bruder. Er trat mit 16 Jahren in die Marine und starb 1919 als Großadmiral der Flotte.

gewählten Worten seinem Horn wunderbare Töne entlockte, den Schluß machte. Während aller dieser Vorträge war Richter beschäftigt, viele bunte Laternen, die an Sträuchern und Bäumen hingen, anzuzünden. Kaum jedoch hatte der Wächter der nächtlichen Ruhe stolz und erleichtert seinen letzten schmetternden Ton von sich gegeben, so erschien Jean Paul mit allen Gratulanten noch einmal auf der Szene und brachte ein dreifaches Hoch auf Normann aus. Der so Gefeierte saß überwältigt und geknickt auf seinem Stuhl; aber er mußte noch weiter dulden.

Als die Vertreter des öffentlichen Lebens Sieblebens entlassen waren, führte uns unser Wirt in den kleinen Gartensaal. Die Tafel und Normanns Stuhl waren bekränzt, und der Herr des Hauses brachte gleich zu Beginn des Schmauses einen von Humor sprudelnden Trinkspruch auf »Karl von Normann« aus (der Name glänzte in herrlichem Transparent über der Tür), in dem er seinen Dank aussprach, daß der Tag in seinem bescheidenen »Häusel« gefeiert würde. Ebenso witzig und hübsch antwortete der Angefeierte, der sich mittlerweile gut und geschickt in die ihm aufgenötigte Rolle gefunden hatte. Unbeschreiblich komisch wurde indessen sein Gesicht, als nun mein Vater aufstand und das wirkliche Geburtstagskind leben ließ. Gab das einen Tumult! Freytag schalt meinen Vater »Verräter«, Normann schwor uns Rache, weil wir geschwiegen hatten. Die Stimmung blieb sehr gehoben, und das fröhliche Necken nahm kein Ende. Sehr niedlich setzte sich der Scherz für Normann noch fort. Als er am nächsten Morgen noch schlafend im Bette lag, klopfte es an seine Tür, und herein traten, mit zwei Riesenbutterkringeln bewaffnet, Prinz Wilhelm (der spätere Kaiser Wilhelm II.) und Prinz Heinrich. »Wir haben gehört, daß gestern Ihr Geburtstag war, da wollten wir auch noch gratulieren.« Gräfin N. hatte bei ihrer Rückkehr den Herrschaften gleich den reizenden Abend geschildert, und diese gingen sofort auf den Spaß ein, ihn weiterspinnend. Als Freytag dies hörte, sagte er tiefsinnig: »In allem sind sie uns über, Butterkringel hat's in Siebleben nicht!«

Siebleben, 18. Juli 1868.
Liebe Freunde!

Eine dargebotene Gelegenheit benütze ich heut nur, um Ihnen meine herzliche Freude darüber auszusprechen, daß Sie beide in dieser irdischen Existenz zu verweilen veranlaßt worden sind. An eine Gratulation irgendwelcher Art denken wir heut nicht; alles, was das rollende Rad der Zeit von Geburtstagsgefühlen im Inneren der Menschenbrust aufrührt, soll und muß morgen an das Tageslicht. Erhalten Sie sich fröhliche Feststimmung bis zu der Stunde, wo auch mir die Freude wird, sie zu teilen! (sie, klein.)

Beifolgender Brief an Stosch ist zum Teil vor der Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft geschrieben; ich bitte, den Gruß an den militärischen Freund zu befördern.

Ich muß schließen, denn ich muß meinen Wunsch für morgen memorieren. Gute Fahrt! Behalten Sie lieb Ihren getreuen Freytag.

Siebleben, 19. Juli 1868.

Die Wachtel singt,
Die Grille springt
Am Freudentag,
Der Sie uns gab.
(Kieselhausen.)

Innigen Glückwunsch Sieblebens und die Bitte, daß Ihre oft bewährte Freundschaft uns dauern möge bis ans Ende der Tage! Nach altem Brauch versucht die Flur ihre Empfindungen zu Füßen zu legen; das Verhängnis, welches um die beifolgenden Töpfe schwebt, bedarf besonderer wehmütiger Erklärung. Auch daß Sie, mein teurer Holtzendorff, die beifolgenden Zigarren rauchen sollen, wünsche ich nicht; dieselben gehören in das Geschlecht der Ungetüme, welche verschlossen und zugeschnallt bleiben müssen, bis man bonhommistisch einen gefährlichen Gegner durch angebotene Zigarren demoralisieren will.

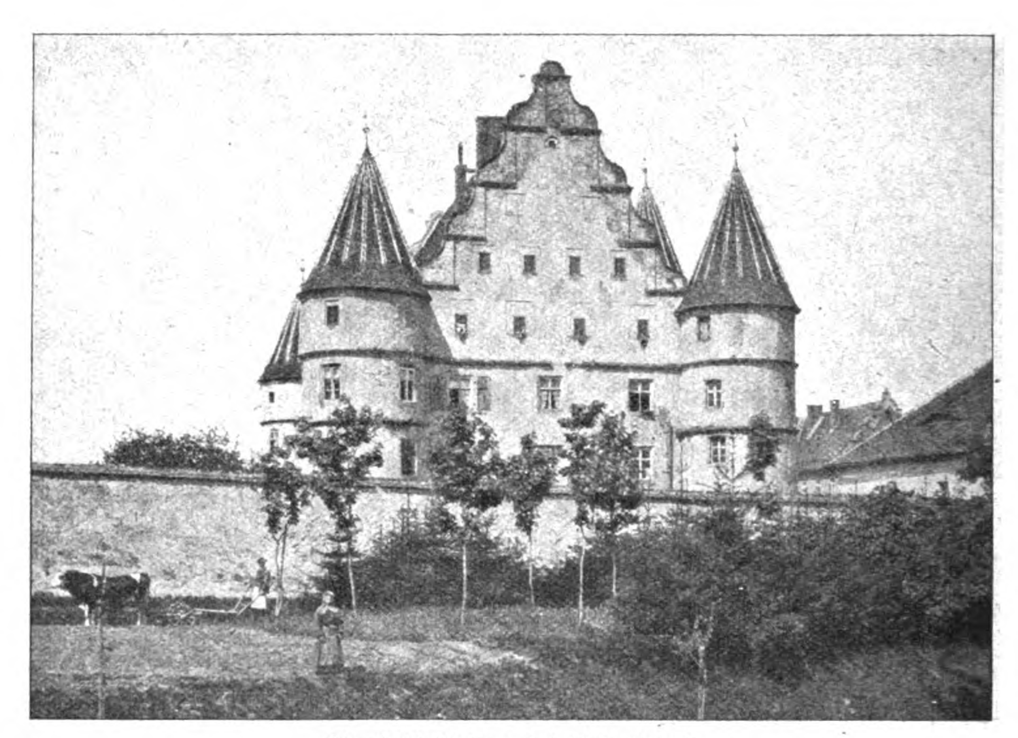
Möge das nächste Jahr Ihres Lebens keine der grauen Wolken bringen, welche im letzten aufzusteigen drohten. Immer aber wollen wir in dem guten Glauben leben, »die Sonne bricht doch durch«, und gute Freunde sollen nicht fehlen an ernsten und frohen Tagen.

Erhalten Sie beide Ihre Freundschaft
Ihrem getreuen Freytag.

Siebleben, 30. Juni 1870.
Lieber Freund!

Ich hause hier seit einer Woche in Regen und Arbeit. Mein erster Ausgang soll zu Ihnen sein. Ihre freundliche Einladung für Sonnabend wage ich nur mit einem Fragezeichen anzunehmen. Ich bin mitten in einer Grenzbotenkrisis, welche entweder mich oder den — unter die Frommen gegangenen Verleger Grunow von dem Blatte zu scheiden droht. Da mag es wohl geschehen müssen, daß ich schon Ende der Woche nach Leipzig muß, um zu kaufen oder zu verkaufen. Eine nette Katastrophe nach 22jähriger Arbeit! Dies liegt mir jetzt im Kopfe. Unterdes nehmen Sie für sich und das Haus herzlichen Gruß Ihres getreuen Freytag.

(Fortsetzung folgt.)



Die Friedrichsburg bei Vohenstrauß

Deutscher Mittelstand

Familienbilder aus fünf Jahrhunderten und Jugenderinnerungen

Von August Sperl

I

Waldleute

1383 bis 1432

Man schrieb das Jahr 1383.

Unabsehbar dehnte sich von der Donau zwischen den uralten Römerstädten Regensburg und Passau nordwärts der Wald — damals wie heute, nur wilder und dichter. Und gleich weltentrückten Inseln hoben sich da und dort aus dem grünen Meere die Höfe und Dörfer, die Städtchen und Burgen.

Im Waldesdunkel, bis hinan zu den Legföhren der Berge im Osten, reifte, glühte und verglühte die Preiselbeere; auf sonnigen Wiesen leuchteten die goldenen Sterne der Arnika; aus einsamen Meilern stieg blauer Rauch über die Wipfel; in geheimnisvollen Tiefen pochte der Specht, aus hohlen Bäumen fauchte der Luchs, und im Äther kreiste der Falke; auf heimlichen Pfaden trottete der Wolf, und in Klüften hauste der Bär. Der Edelhirsch trat auf die Lichtung, Rehe zogen über die Halden, und auf den Angern weidete die kleine braune Gebirgskuh; der Bien summte um die Zeitelhube; die zahllosen Flüßlein und Bäche wimmelten von Fischen, an verschwiegenen Orten baute der Biber sein kunstvolles Haus, und auf dem Grunde brauner Gewässer wuchsen — annoch unerkannt und ungenützt — zwischen unscheinbaren Schalen die köstlichen Perlen.

Vor den Holzhäusern murmelte das Brünnlein, an den Haustüren blinkte der fromme Ablaßpfennig, von der sonngebräunten Altane nickte die Nelke, und unter dem flachen, steinbeschwerten Schindeldach lebten und liebten die Menschen wie heute, machten sich viel vergebliche Unruhe, glaubten, hofften, starben und wurden hinausgetragen — damals wie heute. Blondhaarige, blauäugige, hochgewachsene Menschen mit rauher Sprache, klug, nüchtern, arbeitsam, gottesfürchtig und doch lebensfroh, wehrhaft und rauflustig — zähes, langlebiges, unvermischtes Germanenblut seit den Tagen der Völkerwanderung.

Auf den Wegscheiden und Markgrenzen ragten Bildstöcke, längs den Rainen mahnten düstere Totenbretter, bemalt mit Kreuzen und Zeichen, an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Auf den landverbindenden Straßen klirrte der Huf des Saumrosses, und hinter den blauduftigen Grenzbergen wohnte der Tscheche, mit dem man einträchtig Handel zu treiben oder auch — die Waffen zu kreuzen gewohnt war.

In dem weiten Tale, dort, wo der kleine Chamb sich in den größeren Regen ergießt, an der belebtesten bayerisch-böhmischen Heer- und Handelsstraße, ragte seit den dunkelfernen Tagen der Karolinger die Hauptstadt des Waldes, das feste Cham. Gewaltige Burgen reicher Edelleute, des Landes Wächter, blickten im Halbring von den östlichen Hügeln herüber auf ihre Dächer. Unermeßliche Wälder stiegen hinter diesen Burgen sacht hinan zum Kamme des Hohenbogen, der das Land der Deutschen trennt vom Lande der Böhmen.

Die Hauptstadt des Waldes — obgleich nur etliche tausend Menschen in ihren Ringmauern wohnten. Aber wie eine Großstadt erschien den Waldbauern weitumher dieses Bollwerk am Regen, wo man alles kaufen konnte, was der Haushalt bedurfte und das Herz begehrte, wo an festlichen Tagen der Met in Strömen floß und die dem Stadtwappen nachgebildeten »Kampeln«, das ist »Kämme«, der Lebzelter so fein schmeckten.

Es ist nicht auszudenken, was diese Siedlung je und je der Landschaft gewesen war. Von hier aus hatten schon vor mehr als sechshundert Jahren Regensburger Mönche die Heilsbotschaft tief hinein in die Täler des oberen Waldes, hoch hinan auf die Halden bis in den letzten Einödhof getragen. Denn die Sendboten der christlichen Lehre haben sich je und je, seit den Tagen des Apostels Paulus, auf die städtischen Ansiedlungen gestützt und von diesen aus das offene Land der Pagani, der Gaubewohner, der Heiden erobert. Weit und breit verehrte das Volk die Münsterkirche nahe der Stadt Cham als die Mutterkirche aller Gotteshäuser im Lande, und einmal im Jahre strömten die Gläubigen dorthin zur Kirchweih und ließen sich zwischen den lange dauernden gottesdienstlichen Handlungen aus dem Lindenbrünnlein laben nach uraltem Brauch.

Man schrieb das Jahr 1383.

Eine bedeutsame Epoche, dieses vierzehnte Jahrhundert, diese Geburtszeit des deutschen Mittelstandes.

Die früheren Jahrhunderte kennen keinen Mittelstand. Eigentlich nur eine Oberschicht von geistlichen und weltlichen Herren in verschiedenen Abstufungen mit ihren Knechten, und in fast rechtloser Abhängigkeit unter ihnen die Bauern aller Schattierungen.

Die Stadt, in der »die Luft« den Menschen »frei machte«, die Stadt mit ihrem Bürgertum ist die Wiege unsrer Gesellschaftsschicht. Aber freilich, dieses stolze, wehrhafte Bürgertum ist zunächst keineswegs aus der Masse der bäuerlichen Bevölkerung, der Handwerker und Kriegsknechte erwachsen. Tonangebend war auch hier der Ritterbürtige, der zum Kriegsdienst verpflichtete »mindere« Adel, wie er in einer altbayerischen Urkunde im Gegensatz zum »mehreren«, zum rechten und deshalb wirtschaftlich turnierfähigen Adel genannt wird. »Mehrer« nicht in der Bedeutung von »zahlreicher«, sondern von »höher«. Denn der »mindere Adel« war zahlreich wie der Sand am Meere, bebaute allenthalben im Lande seine oft recht ärmlichen Huben und speiste aus seinem Nachwuchse fort und fort das städtische Patriziat. Deshalb die Wappen-, ja teilweise Turnierfähigkeit dieser städtischen Oberschicht; deshalb die scharfe soziale Gliederung auch in den kleinsten Fürstenstädten von Anfang an; deshalb die strenge Forderung, daß der vornehme Städter »weder an der Elle noch Wage verkaufen, noch an der Maß schenken«, das heißt nicht Kleinhandel treiben dürfe; deshalb das Connubium zwischen den reichen Stadtgeschlechtern und dem niederen Landadel in jener Zeit. Und nur von diesen Gesichtspunkten aus ist es verständlich, wie z. B. unser Wappengenoß Peter der Falkensteiner zu Falkenfels, vermählt mit Dorothea, Tochter des österreichischen Dynasten Hans von Polheim, im Jahre 1422 Bürger, Lederer und Schultheiß in Cham sein konnte. Er ist ohne Zweifel nicht selbstausübender Lederer gewesen — so wenig die Bismarcks in Stendal Gewandschneider im Sinne des Kleinhandwerks waren —, sondern ritterbürtiger Unternehmer im Schutze der Stadt, Angehöriger des aus alten Wurzeln neu emporgekommenen Mittelstandes, der fortan auch dem wachsenden Staate die Beamtenschaft stellte. Und deshalb erscheinen wiederum die Städte gar oft als die Pflanzgärten ritterlicher Sitte und verfeinerter Lebensart — im Gegensatz zu einem verbauerten landsässigen Adel: Als im Jahre 1433 auf dem Rathause zu München in Gegenwart der Herzogin ein Fest gefeiert wurde, fielen die Edelleute in das »feine Gebäck« und »fraßen's wie Säue mit beiden Fäusten«. Da legten sich etliche Bürger ins Mittel und »redeten genug dazu, ob sie sich dessen nit schameten«!

Eine besondere Bezeichnung für diese städtische Oberschicht findet sich in den bayerischen Urkunden jener Zeit nicht. Das Wort »Geschlechter« oder gar »Patrizier« wird auf sie nicht angewendet. Aber die Chamer Dokumente reden oft von »Edel und Unedel« der Stadt.

Edel und Unedel der Stadt Cham hauste unter hohen Giebeln, klirrte in winkligen Gassen, saß im Rate und zu Gericht, hantierte in Werkstätten, rechnete zwischen Warenballen und übte sich auf dem Anger in Waffen; alles auf hergebrachte Weise, jeder an seinem gebührenden Orte, Herren und Knechte, Insassen und Bürger.

Starke Fäden liefen von hier aus zu den benachbarten Handelsplätzen, vornehmlich nach Regensburg, wo die großen, den levantinischen



Handel über Venedig beherrschenden Kaufleute saßen, und nach dem gewaltig emporstrebenden Nürnberg. Wie von der Donau, so rollten von der Pegnitz die Güter zollfrei durch Chammünster nach Osten, und vom Regen gleichermaßen an die Donau, die Pegnitz. Und des zum Zeichen tauschten diese Städte alljährlich in feierlichen Gesandtschaften althergebrachte sinnbildliche Geschenke: ein Pfund Pfeffer, ein Paar weißer Handschuhe und ein weißes Stäbchen.

Und so reich, so mächtig war Edel und Unedel in Cham, daß sie im Jahre 1324 im Bunde mit drei andern Landstädten den verschwenderischen Herzogen von Niederbayern Sparsamkeit predigen und bessere Ratgeber aufzwingen konnten. Nur Landshut und Straubing durften sich mit der Stadt am Regen messen, und Kaiser Ludwig der Bayer, der Bürgerfreund, war ihr so sehr gewogen, daß er sie mit einem Freiheitsbriefe vom Jahre 1343 noch über die andern Städte erhob.

Wenn trotzdem Edel und Unedel nicht im Wohlleben erstickte, so war dies dem Tschechen zu danken, dem unruhigen Erbfeind jenseits der Berge. Schon drei Jahre nach jenem Gnadenbeweise fanden die Chamer Gelegenheit, dem Kaiser im Kampfe gegen Johann von Böhmen mit Geld und gewappneter Hand seine Wohltat reichlich heimzuzahlen. Neue, zum Teil unerhörte Freiheiten waren der Lohn für bewiesene Treue, der Ersatz für erlittene Schäden.

Leider war es aber Edel und Unedel nicht beschieden, sich lange in dieser Gnade zu sonnen: die Geldnot der Kaisersöhne war stärker als ihre Liebe zu der treuen Stadt und zu der fruchtbaren Landschaft. Schon sechs Jahre nach dem Tode des Vaters sahen sie sich veranlaßt, das ganze Besitztum an ihre Vettern vom Rheine zu verpfänden. Da wurden die schönen Freiheiten jählings zunichte, und mit zorniger Hand schrieb einer im Rathaus zu Cham auf die zwei wertlos gewordenen Kaiserbriefe: Gilt nicht. Gilt nicht. Das reiche Gemeinwesen sank zur oberpfälzischen Landstadt herab und empfing fortan seine Befehle von der Regierung zu Amberg, die sich nichts kümmerte um das, was gewesen.

Freilich, das Geklirr der Waffen, das Stampfen und Schnauben der Streitrosse, das Rollen der Reiswagen, das alle die Jahrhunderte hindurch immer wieder den Chamgau erfüllt hatte, war damit keineswegs verstummt und sollte auch in Jahrhunderten nimmer verstummen. Denn es lief ja nach wie vor die Handelsstraße durch das liebliche Tal, und unfern im Osten wohnte immer noch der Erbfeind deutschen Namens, der Tscheche.

Aber trotz allen Wechselfällen gedieh das feste Cham im Laufe der Zeiten, und als Kaiser Karl IV. im Mai des Jahres 1370 für sein zehnjähriges Bübchen um das Töchterlein des Straubinger Herzogs warb, da faßte man als Ort der Hochzeitsfeier unter andern Städten auch das stolze Cham ins Auge. Es wurde zwar damals noch nichts aus dem Plane. Aber die Urkunde des Verspruchs wirft doch ein bedeutsames Licht auf Edel und Unedel in Cham und auf die Geschlechterhöfe und Bürgerhäuser mit ihren geräumigen Gaststuben, Kammern und Ställen, die bereit waren, so vornehmen Gästen und solch gewaltigem Troß die Herberg zu bieten.

Jawohl, Cham war eine Stadt, mit der nicht nur die Bauern im Walde, sondern auch die Großen im Reiche zu rechnen gewohnt waren. Was ihr aber doch nicht das Schicksal ersparte, daß sie bald danach von ihrem huldvollen Landesherrn in einem Anfall von Geldnot schmählich verpfändet wurde an Zutel Reppem, die Jüdin, und Amschel Reppem, ihren ohne Zweifel höchst ehrwürdigen Vater. —

Man schrieb das Jahr 1383.

Unter denen, die sich vergebens auf die Hochzeit Jung-Wenzels gefreut und bald danach über die jämmerliche Verpfändung ihrer Vaterstadt geärgert hatten; unter denen, die auf Gedeih und Verderb mit den Geschicken dieser Stadt verbunden waren; unter denen, die freiten und sich freien ließen, schafften und regierten, stritten und bankettierten, hoffentlich auch für ihr Seelenheil sorgten und unaufhaltsam den Weg alles Fleisches wandelten, haben wir die ältesten uns bekannten Vorfahren zu suchen.

Sie zählten zu den Geschlechtern der Stadt. Aber wer etwa heute im weltentlegenen Landstädtlein gleichen Namens die Spuren ihres Erdendaseins suchen wollte, der unterzöge sich vergeblicher Mühe. Denn nicht weniger als neun Brände, die alles Zerstörbare gefressen haben, werden in der Chronik von Cham aufgezählt, und aus dem geringen Strandgute der Zeit, aus ein paar geretteten Urkunden-Bündeln starren dem suchenden Auge nur da und dort inhaltlose Namen entgegen. Überbleibsel, ähnlich den grinsenden, mit Namen, Kreuzlein und Kränzen bemalten Schädeln in einem jener seltsamen Beinhäuschen altbayerischer Friedhöfe, wo der Überfluß aus dem Umtriebe der Gräber gesammelt und auf Holzgestellen schön reihenweise gezeigt wird.

Man schrieb das Jahr 1383, und dieses Jahr, wo der faule König Wenzel sich immer noch nicht zur Romfahrt entschließen konnte und also die vom Papste so freundlich angebotene Kaiserkrone verscherzte, dieses Jahr war nicht nur für Wenzel und das Reich entscheidend, sondern ist auch von ganz besonderer Bedeutung für unsre ungleich bescheidenere Familiengeschichte gewor-



den. Es ist nämlich gleichsam ihr Geburtsjahr. Über dem hochgiebeligen Dächergewirre der Stadt Cham kräuselte sich der Rauch all ihrer hundert und hundert Herdstätten, aus blauer Ferne blickte der Hohenbogen herüber, und nebeneinander standen die Häuser der Bürger. Anders als die freigelegenen Einödhöfe der Bauern draußen auf den Halden, anders als die Burgen auf den Bergen unter Gottes hochgewölbtem Himmel; hart nebeneinander, in dumpfer Enge eins ans andre geklebt.

So auch die beiden Häuser, die Hartwig der Prager und Ulrich der Sperl vielleicht schon seit Vaters und Großvaters Zeiten ihr eigen nannten. Und zwischen diesen Häusern und Hofraiten zog sich eine Mauer hin, man hatte vergessen oder wollte vielleicht nicht mehr wissen, ob sie hinüber oder herüber gehörte.

Heil dieser Mauer, sagt der Familienforscher, gesegnet sei der echt bürgerliche Streit, der sich um sie entspann!

Die Nachbarn konnten sich in Güte nicht einigen und gingen zum Richter. Sachverständige traten auf den Plan, rechneten, maßen und klopften, und das Ende war ein Vergleich. Peter der Falkensteiner aber, der Schultheiß, drückte zum ewigen Gedächtnis das Falkenwappen seines Petschaftes ins hängende Wachs.

Die ehrbaren Männer und Bürger Hartwig und Ulrich sind längst samt ihrer strittigen Mauer zu Staub geworden. Andre Häuser und andre Geschlechter sind nach ihnen hochgekommen und reihenweise dahingesunken. Aber die unverwischten Buchstaben auf dem grauen Pergament im Staatsarchive zu Amberg haben alle Brände und alle Kriege überdauert und vermitteln uns freundlich die älteste Nachricht von unserm Geschlecht und von dem »ersten« Vorfahren, von Ulrich dem Sperl.

Allerdings jämmerlich wenig. Und nur zweimal noch taucht der ehrbare Mann in den Urkunden der Stadt und der Landschaft auf. Dann, im Jahre 1406, verschwindet er spurlos.

Wer sich derart mit der ältesten Vergangenheit seiner Familie beschäftigt, der blickt gleichsam von einem hohen Berge über weites, von wallenden Nebeln bedecktes Land. Dort aber, wo Himmel und Erde zusammenfließen, ist vielleicht die Nebeldecke doch an einigen Stellen zerrissen, und funkelndes, wenn auch unsicheres Licht fällt auf einen Ortsnamen, der in ein Geheimnis gehüllt ist.

Ein solcher Name — Defern oder Dofern — ist seit Urväterzeiten an unsern Familiennamen — die Koseform Sperilo von einem verlorenen altdeutschen Personennamen Sperhart — geheftet. Warum, wir wissen es auch nicht so recht —: Sperl von Dofern.

Das weist auf ein Dorf, das einige Wegstunden nördlich von Cham liegt und heute Döfering geschrieben, vom Volke aber noch immer Defern genannt wird.

Dort besaß Frau Anna Sperl, eine Geschlechterin, seßhaft zu Cham auf dem Anger vor dem Burgtor, kurze Zeit ein Gut, das sie mit ihrem Sohne Haimeran, einem Mönche im benachbarten Zisterzienserkloster Schönthal, 1422 an dieses Kloster verkaufte. Möglich, daß auch noch andre, ältere Beziehungen zu diesem Döfering bestanden haben, wahrscheinlich sogar im Hinblick auf das treue Gedächtnis, das unsre Vorfahren durch alle die Jahrhunderte dem Namen bewahrten. Aber wir wissen darüber ebensowenig wie über den Zusammenhang unsers Wappens, des goldenen Falken im blauen Schilde, mit andern altbayerischen Wappengenossen derselben Stadt und Landschaft bis hinüber nach Österreich und hinauf an den Fuß der Alpen. Nebel, dichter Nebel überall. —

Im selben Jahre, in dem Frau Anna Sperl den Hof zu Lixendöfering verkaufte, begann für die Lande weit umher eine Leidenszeit, so unerhört, so hoffnungslos, daß alle Fehden und Kriegszüge der vorvergangenen Jahrhunderte im Vergleich zu diesem Jammer ihre grellen Farben verlieren.

Johannes Hus, der standhafte Bekenner des Evangeliums und unbeugsame Feind des römischen Stuhles, besiegelte im Jahre 1415 zu Konstanz seine Lehre mit dem Tode. Aber das Feuer des Scheiterhaufens erlosch nicht über der Asche des frommen Mannes. Flamme entzündete sich an Flamme, und zehn Jahre lang tobte der Religionskrieg mit allen Greueln der Verwüstung über weite Landstriche des Reiches, vornehmlich über die unglücklichen Nachbarlande Böhmens. Aufs kläglichste offenbarte sich wieder einmal die Ohnmacht der in sich uneinigen deutschen Nation. Schon damals, im Sommer 1420, als Kaiser Sigismund die Fahne des Kreuzzuges entfaltete und das erste große Heer gegen die Ungläubigen bis unter die Mauern des goldenen Prag führte. Der Ansturm zerschellte an der Tapferkeit der für ihren Glauben kämpfenden Böhmen; und jetzt gingen diese im Bewußtsein ihrer Stärke mit überlegener Kriegskunst zum Angriff über.

Hatten einst die Kurfürsten die Losung ausgegeben, man müsse im ketzerischen Böhmen alles erwürgen mit Ausnahme der lallenden Kinder, so erklärte jetzt der große Heerführer Zischka: Die Wagenburg wird rasseln, bis dem letzten Deutschen die Hirnschale eingeschlagen ist!

Die schreckliche Wagenburg, diese unerhörte Neuerung, dieses System von schweren, mit Eisenhaken ineinander verschlungenen Kriegswagen, diese rollende Festung mit hölzernen Wänden und Strohdächern, die Zuflucht des vorwärtsstürmenden Fußvolkes. Diese brutalen Streitwagen, den modernen Tanks vergleichbar,



die sich plötzlich aus der Verschlingung ihrer Ketten lösten und einzeln, von Reitern umschwärmt, mit Armbrustschützen bemannt, Tod und Verderben speiend, in unnachahmlicher Taktik vorwärtskrochen und den feindlichen Heerhaufen in Stücke zerrissen.

Mit dem Reinen verband sich das Unreine in schauerlicher Mischung, neben todesmutigem Bekennersinne, neben gerechtem Zorn über den elenden Wortbruch eines schwächlichen Kaisers flammte urväterischer Stammeshaß empor; unter dem Deckmantel der Taboritenlosung: »Verflucht ist jeder Gläubige, der sein Schwert vom Blute der Widersacher Christi fernhält«, verbarg sich die Raubsucht; um große Kriegshelden scharte sich vertiertes Gesindel, das zu Hause und in der Fremde göttliches Recht und menschliche Sitte in Grund und Boden zu stampfen gewillt war. Das weite Böhmen wurde zum Hexenkessel, aus dessen brodelnden Tiefen sich immer wieder die Schrecken der Hölle über die deutschen Gaue ergossen.

In den Jahren 1422 bis 1433 war kaum ein Jahr, in dem der Chamgau von den hussitischen Horden verschont blieb. Immer wieder ging alles ringsumher in Flammen auf, und mehr als einmal pochte der Hunger an die mit Flüchtlingen überfüllte Stadt, die gleich einer Insel mit Schiffbrüchigen aus dem Feuermeer emporragte.

Aber die Bürger saßen durchaus nicht untätig hinter ihren Ringmauern, sondern bewiesen immer wieder, daß sie nicht nur Kaufleute und Handwerker waren, sondern vor allem kampfgeübte Krieger gleich ihren Vätern. Ja, im Jahre 1429 stellten sie sich sogar im Verein mit bewaffneten Bauern den Feinden unweit ihrer Stadt im offenen Felde und brachte ihnen die erste empfindliche Niederlage bei. Und als vier Jahre später Herzog Johann, der Wittelsbacher bei Hiltersried die uneins gewordenen Husiten entscheidend aufs Haupt schlug, kämpften die Chamerauer im Vordertreffen und erwarben sich Ruhm. —

Während dieser ganzen Leidenszeit bis zum Jahre 1432 erscheint in den wenigen auf uns herabgekommenen Urkunden der Stadt nur ein einziger Träger unsers Namens: im Jahre 1425 wirkt Konrad Sperl als Zeuge bei einem Rechtsgeschäfte, und im Jahre vor der Hiltersrieder Schlacht siegelt er als Schultheiß von Cham.

Damit war dem Geschlechte das wichtigste, von alters her dem Stadtadel vorbehaltene Ehrenamt im festgefügten Gemeinwesen zugefallen. Und daß sich die Stimmen der Bürger in so wildbewegter Zeit auf Konrad Sperl vereinigten, läßt vermuten, daß er auch vorher seinen Mann gestellt und sich ihr Vertrauen erworben hatte.

Aber nur diese eine Urkunde zeugt von seinem amtlichen Wirken. Wie er auftaucht, so verschwindet er wieder, und mit ihm für alle Zeiten Familie und Name aus den Überlieferungen der Stadt im bayrischen Walde.

Was die Vorfahren gezwungen hat, die Heimat mit dem Rücken anzusehen und das Elend zu bauen, wissen wir nicht. Die Wogen der allbarmherzigen Zeit sind über die Einzelheiten jener Ereignisse, die dem Gedächtnis der Vertriebenen, ihrer Kinder und Kindeskinder eingegraben und eingebrannt waren, hinweggegangen und haben sie ausgelöscht. Es wäre ja unerträglich, wenn ein Geschlecht nach dem andern sich auch noch schleppen müßte mit dem Erdenleide derer, die überwunden haben.

Verdichtet zu einem lapidaren lateinischen Satze ist die Überlieferung von Jahrhundert zu Jahrhundert zu den Spätgeborenen gewandert: maiores injuria belli Husitici praediis suis orbati sunt, zu deutsch: Das Wirrsal des Hussitenkrieges hat die Altvordern ihrer liegenden Güter beraubt.

Nebel, Nebel bis dorthin, wo Himmel und Erde zusammenfließen. Nein, nicht doch Nebel, sondern lohende Flammen und schwelender Rauch.

Vertrieben

15. und 16. Jahrhundert

Unter einem rauhen Himmel, in dem welligen Lande zwischen den letzten nördlichen Ausläufern des Böhmerwaldes und den Randhügeln der Naab- und Schwarzachtäler, im Lande der alten Narisker, liegt, weithin sichtbar an eine Anhöhe hingebaut, beherrscht von einem grauen fünftürmigen Schlosse, die Stadt Vohenstrauß, vorzeiten Vohendreß genannt.

Es ist uraltes, noch heute bis zur Hälfte seiner Bodenfläche mit dunklen Forsten bedecktes Waldland, und die Siedlung, deren ursprünglicher Name nichts andres bedeutet als Fuchswald, lag wohl ehedem buchstäblich dort, wo die Füchse einander gute Nacht sagen — sie liegt auch heute noch nicht allzu ferne davon. — Länder, Städte, Flecken und Dörfer samt ihren Bewohnern waren im alten Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation im Grunde nichts weiter als Handelsstücke der Großen, Bestandteile des Vermögens, die man mit gewappneter Hand erobert hatte, die man zu verpfänden und zu verschachern oder im Angesichte des Todes unter die Söhne zu verteilen gewohnt war.

So wechselten auch die Herren von Vohenstrauß im Laufe der Jahrhunderte, wie die Wolken aufsteigen und wieder vergehen am ewigen Himmel, und bald in Frost und bald in Hitze, in Ruhe und Sicherheit, in Unruhe, Nöten



Ferdinand von Rayski: Kind mit Spielsachen

und Ängsten wohnten die Menschen vom 12. bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts unter den Hoheitszeichen und Vögten elf verschiedener Dynastien.

Von Angst und Not der Untertanen erzählt auch ein vergilbtes Vohendresser Pergament aus dem Jahre 1412, das für die Geschichte unsrer Familie besonderen Belang hat.

Die Bürger des Marktes waren »durch Krieg und Unfrieden verbrennt, verderbt und zu großem Schaden gekommen«, und damit nun ihre Siedlung »wiedergebracht und gebaut« werde, erlaubte der Herzog von Ingolstadt seinen Lieben und Getreuen, während der nächsten zehn Jahre Flüchtlinge jeder Art bei sich aufzunehmen, auch Schuldner, die in der Heimat ihre »redlichen Geldschulden« nicht hatten bezahlen können; auch Totschläger, die sich ihres Lebens im Notkampf gewehrt hatten — nur keine »Brenner, Mörder, Räuber, Diebe und solch schädliche Leute«.

Ob der Markt dadurch wieder in die Höhe gekommen ist, verschweigt die Geschichte. Man möchte es billig bezweifeln. Denn es war keine günstige Zeit für friedlichen Aufbau. Die Not der Hussitenkriege zog herauf, und bald nach Ablauf der zehn Kriegsjahre wurden die Wittelsbacher mit dem Brandenburger Friedrich in Krieg verwickelt. Vohendreß aber fiel 1427 dem Hohenzollern anheim.

Es ist zu vermuten, daß auch damals noch, in der wilden Hussitenzeit, der Markt als eine Freistätte galt, und in dieser Freistätte haben unsre Vorfahren ihre Zuflucht gefunden.

Bis zu dem großen Brande, der im Jahre 1763 Vohenstrauß von Grund aus zerstört hat, war in seiner alten Marienkirche der Grabstein des Flüchtlings Hans Sperl und seiner Gemahlin Katharina von Malowitz zu sehen, und im Jahre 1709 verewigte der erste Familienforscher des Geschlechts die Tatsache dieses Begräbnisses am Kopfe einer Stammtafel und bat die geistliche und weltliche Obrigkeit des Marktes um Beglaubigung durch Siegel und Unterschrift. Der schwere Grabstein ist längst von seiner Wand gerissen — er mag in der Grundmauer eines neu erstandenen Hauses oder in einem Wasserkanal stecken. Das leichte Papier mit Schrift und Siegel hat allen Wechsel der Zeiten überdauert.

Ort der Bestattung und Name der Frau sind bedeutsam für die Herkunft des Mannes. Denn die Kirche war nach altem Brauche den Priestern und den Vornehmen als Ruhestätte vorbehalten. Die Herren von Malowitz aber gehören zum Uradel des alten Reiches und führen im blauen Schilde ein halbes weißes Roß mit blutigen Zügeln.

An dieses Wappen hat sich im Laufe der Jahrhunderte eine hübsche Sage geheftet. Als Kaiser Rotbart Mailand belagerte, ritt auch der Ahnherr der Malowitze im Gefolge des Königs Wladislaw von Böhmen. Da unternahmen eines Tags die Belagerten einen Ausfall und wurden nach hartem Kampfe wieder in die Stadt zurückgetrieben. An der Spitze der Verfolger jagte auf milchweißem Rosse der Malowitz über die Brücke durchs Tor. Im Gewinkel der Gassen kam es abermals zum Kampfe, die Kaiserlichen wurden geworfen und wandten sich zur Flucht. Malowitz, vordem der Erste, gewann nun als Letzter das Tor. Aber in dem Augenblick, als er hindurchjagte, rasselte hinter seinem Rücken das Fallgitter herab und schnitt sein Roß entzwei. Behend sprang der Gewappnete auf die Füße und zerrte mit Riesenkräften das, was ihm von seinem treuen Tiere geblieben, an den Zügeln ins Lager. Da lobte ihn der Kaiser gar sehr und verlieh ihm das blutige Bild in sein Wappen. Und wenn das Märlein auch sicher nicht wahr ist, so ist's doch ergötzlich zu lesen. —

Auch der schwarzweiß geviertete Schild des Hohenzollern prangte nur kurze Zeit über Vohendreß. Im Jahre 1449 gedieh das Amt wieder an die Wittelsbacher. Und in ihrem Besitz ist es dann durch all die Jahrhunderte geblieben.

Gleich wie sich in alten Familien über lange Zeiten der Armut und Ohnmacht herüber von Geschlecht zu Geschlecht die Sage von einstigem Glück und Glanz vererben mag, so erzählt man sich auch in Vohenstrauß heute noch geheimnisvolle Geschichten von einem alten Vohendreß, das eine große, große Stadt gewesen und im Hussitenkriege verbrannt worden sei.

Daß es sich hier keineswegs um eine leere Sage handelt, daß Vohendreß im Mittelalter tatsächlich eine nicht unbedeutende Stadt gewesen sein muß, beweisen seine uralten Freiheiten, beweist der Wortlaut des zweitältesten auf uns gekommenen, mittelbar auf Kaiser Barbarossa zurückgehenden Freiheitsbriefes vom Jahre 1393.

Eng und armselig aber mochten um 1430 die Lebensverhältnisse in dem herabgekommenen Neste an der Nürnberg-Prager Straße gewesen sein. Eng und armselig blieben sie auch in den folgenden Zeiten. Denn das kleine Amt war von fremder Herren Ländern umschnürt und umschlossen, und weil also der Markt des kaufkräftigen Hinterlandes entbehrte, konnten seine Bürger, wie es in einer alten Aufzeichnung heißt, »schier kein Gewerbe und Hantierung treiben« und sahen sich auf den »lieben Feldbau« und ein wenig Bierbrauen beschränkt. Dazu waren in diesen schindelgedeckten Siedlungen verheerende Brände an der Tagesordnung, und kaum hatte sich der Bürger in Friedenszeiten wieder ein wenig emporgearbei-

tet, so vernichtete auch schon das Feuer ohne Erbarmen den Fleiß von Jahrzehnten.

Was Wunder, wenn unsre Familiennachrichten im 15. Jahrhundert nur spärlich fließen, wenn uns nicht nur die älteste Heimat im Chamgau, sondern zuweilen auch das alte Vohendreß mit unsern Vorfahren in Qualm und Rauch gehüllt erscheinen möchte.

Wir wissen nicht, mit welcher Hantierung sich die Flüchtlinge nährten, wie sie sich ausbreiteten, in welche Geschlechter sie heirateten. Kurz und bündig sagt eine zu Anfang des 18. Jahrhunderts geschriebene Stammtafel: vitam burgensem colere coacti sunt — sie waren ein bürgerlich Leben zu führen gezwungen.

Aber alle Nachrichten, die sich an vereinzelte Träger unsers Namen knüpfen, bezeugen, daß sich das Geschlecht in Vohendreß und in dem benachbarten landgräflichen Leuchtenberg doch bald wieder zu einem gewissen Wohlstande emporgearbeitet hatte.

So erscheint Hans Sperel im Jahre 1493 in einer Gerichtsurkunde der Herrschaft Pfreimd als Urteilssprecher; Peter Sperl gehört um 1495 dem Rate zu Vohendreß an; Görg Sperlin (auch Sperl) ist ebenfalls Ratsbürger in Vohendreß und Probst des Gotteshauses; Matthes Sperl (auch Sperlin) amtiert 1530 als Ratsbürger und Pflegamtsverweser in Leuchtenberg; und Hans Sperl, ein Bürger in Leuchtenberg, siegelt 1568 mit dem Falkenwappen. —

Wenn Vohendreß in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters von einer Hand in die andre gegangen ist und somit des Segens einer stetigen Entwicklung unter einem angestammten, mit Land und Leuten verwachsenen Herrscherhause völlig entbehrt hat, so erlebten seine Bürger als Untertanen der Herzöge von Pfalz-Neuburg von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum großen, alles verheerenden Kriege Zeiten äußeren Friedens und eines glücklichen Daseins, soweit dies eben auf dieser jammervollen Erde überhaupt möglich ist.

Kurfürst Ottheinrich von der Pfalz, der Landesherr von Vohendreß, hat nach Viktor von Scheffel remblem gesagt, eine verächtliche Äußerung über die pfälzischen Weine getan und deshalb eine Fahrt nach Jerusalem unternommen. Damit war aber das Maß seiner Taten keineswegs erschöpft. Denn er hat zum Beispiel auch vier Jahre vor Luthers Tode der Reformation in seinen Landen zum Siege verholfen.

Damals sind auch unsre Vorfahren in Vohendreß lutherisch geworden, und fast alle ihre Nachkommen sind gut lutherisch geblieben bis auf den heutigen Tag. Und deshalb freut es mich immer ganz besonders, daß unter den Abgeordneten der Städte auch mein Ahnherr Hans Sperl zum bedeutungsvollen jungpfälzischen Landtag des Jahres 1555 geritten ist und mithandelnd zugegen war, als Pfalzgraf Wolfgang, Ottheinrichs Erbe, den Ständen in feierlicher Urkunde den Schutz »der wahren christlichen Religion und apostolischen Lehre« versprach und gelobte.

Dieser Hans Sperl war im Jahre 1525 geboren, wurde nicht lange nach jenem Landtage Bürgermeister, später auch Kirchenpropst und Zensor und starb im Jahre 1588. Mit ihm beginnt die ununterbrochene Stammreihe unsrer Vorfahren. Er ist aber auch der erste unsrer Väter, von dem wir bestimmt wissen, daß er einem Wittelsbacher den Treueid geleistet hat. —

Das Leben eines Volkes verläuft nach bestimmten Gesetzen. Aber die Vollstrecker dieser Gesetze sind letzten Endes niemals die Massen selbst, sondern immer nur einzelne Persönlichkeiten. Von solchen Persönlichkeiten gehen geheimnisvolle Wirkungen aus — Wirkungen des Guten wie des Bösen — und strahlen weit über die kurze Dauer ihrer Leiblichkeit in dunkelferne Zeiten hinaus. Und die Wirkungen des Guten erweisen sich zuletzt doch immer als die stärkeren; denn das Ziel des Guten ist nicht das arme diesseitige Leben, sondern das ferne Ufer einer jenseitigen Welt. Und wenn auch im Kampfe zwischen Gut und Böse das Lebenswerk der Rechtschaffenen oft scheinbar elend zugrunde geht — sie haben doch niemals umsonst gelebt noch vergeblich gearbeitet. Die Energie ihres Erdendaseins pflanzt sich fort, löst immer neue Kräfte aus und schafft weiter an einem unsichtbaren Gewebe.

Schon unter Herzog Wolfgang war die Junge Pfalz zu einer Hochburg des Luthertums geworden. Unter seinem Sohne Philipp Ludwig (1569—1614) wurde sie — man darf das ohne Einschränkung behaupten — zum evangelischen Musterstaate.

Freilich blickt uns Spätgeborene dieses mittelalterliche Gebilde protestantischer Prägung seltsam genug an. Auf dem Throne ein mit der weltlichen Wissenschaft seiner Zeit ausgerüsteter, aber vor allem theologisch geschulter und gerichteter Fürst. Ein starrer Anhänger des großen Reformators und ein kindlich frommer Mensch. Hohlem Glanz und Prunk abgeneigt und im Gegensatz zu seinem schwelgerischen Zeitalter von auffallender Mäßigkeit. (Wobei den Zeitgenossen bezeichnenderweise schon die Tatsache auffällt, daß sich ein solcher Herr beim Mittagsmahle mit einer bayrischen Maß Wein begnügt.) Ein Arbeiter, dessen Fleiß alle seine Beamten beschämt. Nicht hochbegabt, aber klug; ernstgesinnt, aber nicht griesgrämig. Immer durchdrungen vom Gefühle göttlichen Auftrages. Seine Gehilfen: die Theologen und Juristen des hohen Kirchenrates, die Pfarrer in den Städten, Märkten, Dörfern, die Amtleute,



Pfleger, Richter, Ungelter und nicht zuletzt die in jedem Gemeinwesen aus freier Wahl hervorgegangenen ehrbaren Sittenrichter, die Zensoren, denen es obliegt, in öffentlicher Weise über das Leben des Volkes zu wachen, die Ehen, die Haushaltungen, den Kirchenbesuch, das öffentliche Leben zu beaufsichtigen. Unter einem derart absoluten Regiment das ständisch gegliederte Volk; das Leben jedes Einzelnen von der Geburt bis zum letzten Atemzuge auf Grund des Gotteswortes und der pfalz-neuburgischen Kirchenordnung geregelt.

Das berührt seltsam genug. Und doch, alle Zeugnisse sprechen dafür, daß das von Luther der weltlichen Obrigkeit übergebene Kirchenregiment in den Händen eines Philipp Ludwig zum Segen für das mittelalterlich rohe Volk geworden ist. Und man darf nicht verkennen: es waren hohe Gesichtspunkte, nach denen regiert wurde, es waren Ideale, die der Vornehme wie das ärmste Bäuerlein als Leitsterne der Staatsräson über sich zu schauen gewohnt war.

Aber freilich, dieselbe auf den Augsburger Religionsfrieden gegründete Rechtsbefugnis, kraft deren ein Philipp Ludwig sein Volk heben und veredeln durfte, hat es hernachmals dem abtrünnigen Sohne ermöglicht, unsägliches Unglück über das gleiche Land zu bringen, aus dem protestantischen Musterstaate den jesuitischen Polizeistaat zu machen nach dem Vorbilde des altbayerischen.

Die Weltabgeschiedenheit, der herbe Reiz der waldumschlossenen Landschaft von Vohendreß, die ragenden Schlösser und Burgen, die Bergesgipfel mit unermeßlichem Fernblick, die tief eingeschnittenen Waldtäler mit den klaren dunkelbraunen Gewässern, die schwermütigen Teiche, alles, was uns Spätgeborenen so lieb ist, hatte für den Menschen des 16. Jahrhunderts, mochte er auch noch so sehr an seiner Heimat hängen, geringen Reiz.

Die Abgeschiedenheit legte ihm Entbehrungen aller Art auf, und die Straßen, die ihn mit der Außenwelt verbinden sollten, waren böse wie alle Straßen im Heiligen Römischen Reich. Zweckloses Wandern aber durch die Wälder, sinniger Naturgenuß war ihm unbekannt. Solches Wandern wäre zudem kaum allzeit ratsam gewesen. Denn waren auch die Straßen böse, so liefen auf ihnen doch zahllose landfahrende Leute, Zigeuner und andres Gesindel. Ja, es hielt sich wohl auch einmal ein »abgesagter Feind« der Bürgerschaft im Böhmerwald auf und bedrohte ihre Siedlung offenkundig mit Brand. Mochte auch aus diesem Böhmerwalde gar oft ein reißender Wolf herüberwechseln; wo doch sogar in der Wildnis bei Flossenbürg noch Anno 1587 solche Schädlinge hausten.

Also begann in gewissem Sinne nicht weit vor den Toren des Marktes die Fremde. Und wenn dieser Markt nur auch richtige Tore und feste Mauern gehabt hätte! Aber da war fast nichts mehr von der alten Wehrhaftigkeit der einstigen Stadt zu sehen, und obgleich die Bürger eifersüchtig darüber wachten, daß man sie nicht etwa für Bauern und ihren Markt für ein Dorf hielte, so mußten sie doch im Jahre 1562, »als sich die Läuft im Heiligen Römischen Reich so seltsam und besorglich erzeigten«, dem Landesherrn klagen, daß sie nicht mehr als acht Doppelhaken und außerdem nur Halbhaken und Handbüchsen besäßen. Sie vermöchten mit dieser Wehr nicht der geringsten Gewalt zu widerstehen. Denn ihr Markt sei ganz bloß gelegen, mit keiner Mauer umgeben, sondern allenthalben offen, zudem auch weder mit Kriegsrüstung noch mit Kriegsvolk ausstaffiert. Die Zahl der Bürger betrage kaum hundert, und von diesen verstünden sich kaum dreißig auf Kriegsbrauch. Sie seien aber in solchen Fällen immer vom Landschreiber in Weiden mit Pulver und Blei versehen worden und bäten, daß man ihnen auch jetzt auf diesem Wege solches zukommen lasse.

Zum Glück blieb der Friede erhalten. Aber mit Genugtuung können wir feststellen, daß unter den mit Kriegsbrauch bekannten und deshalb mit Hellebarde und Harnisch bewaffneten Bürgern in einem Verzeichnisse jener Zeit Philipp Sperl und Hans Sperl der Jung noch außerdem mit einem langen Rohr und einer Seitenwehr, und Hans Sperl der Alte, unser Ahnherr, mit Seitenwehre und langem Spieß aufmarschieren. Also — richtige Spießer.

Das Vohendreß des 16. Jahrhunderts war ein Nest von etwa 130 Herdstätten; ein Ackerstädtchen wie so viele andre auch. Es schwamm bei Regenwetter in Kot und stäubte im Brande der Sonne; denn es entbehrte bis gegen Ende des Jahrhunderts auch des bescheidensten katzenköpfigen Pflasters. Und wenn es sich doch wieder gar sehr von einem großen Dorf unterschied, so waren's die uralten, immerfort erneuerten Stadtrechte, nach denen sich die Bürger regierten; so waren's die regelmäßigen Märkte, die ihnen Geld einbrachten, die mannigfachen Gewerbe, die sie betrieben, vor allem das Bierbrauen, das ihnen gute Einkünfte verschaffte; so war's der ehrenfeste Bürgerstolz, den sie sich über alles Elend der Zeiten hinweg bewahrt hatten; so war's nicht zuletzt ein wohlgeordnetes Schulwesen, das ihren Kindern eine gewisse Bildung vermittelte, ihren Gesichtskreis erweiterte und sie tüchtig machte für den Kampf des Lebens.

Schon Pfalzgraf Wolfgang hatte der Jugend



sein besonderes Augenmerk zugewendet und im Jahre 1558 angeordnet, daß in jedem größeren Dorfe eine deutsche Schule bestehen müsse.

Daneben finden wir in allen jungpfälzischen Städtchen und Märkten Trivial- oder Lateinschulen, die unstreitig nicht nur als Pflanzstätten einer Gelehrtenbildung, sondern vornehmlich als Bürgerschulen von großem Einfluß auf weite Volksschichten geworden sind.

So besaß auch Vohendreß eine deutsche und eine lateinische Schule.

Eine Schulordnung vom Jahre 1597 stellt für die deutsche Schule in der Form von zehn Geboten Grundsätze auf, unter denen besonders bezeichnend das neunte Gebot ist: »Es soll kein Schüler ohne Erlaubnis des Schulmeisters spielen. Auch im Sommer nicht im kalten Wasser baden, noch im Winter auf dem Schlitten oder Eis fahren oder rentscheln. Wer hiewider handelt, soll gezüchtigt werden.«

Für die Wandervogel-Bewegung hätte demnach den Leuten des 16. Jahrhunderts das Verständnis vollkommen gefehlt.

Die lateinische Schule führte die Schüler in drei Klassen bis zum Verständnis der Episteln Ciceros und zur Lektüre des Terenz, und der Unterricht wurde in der Oberklasse schon in lateinischer Sprache erteilt. Was sagen dazu die modernen Philologen?

Freilich stak trotz Schule und Kirche das Volk noch tief im Aberglauben, und nicht nur in den Hütten der Kleinen, sondern auch in den Köpfen der Vornehmen spukte es zuzeiten gewaltig.

Deshalb bildete die Frage nach Zauberei und dergleichen einen immer wiederkehrenden Bestandteil der jährlichen Kirchenvisitationen. Und bei solchen Gelegenheiten kamen gar seltsame Dinge zutage.

So hörte man wiederholt, daß in Frauenberg, drüben im Böhmischen, etliche »Segnerinnen und Zauberinnen« wohnten, die von den Leuten in Notfällen um Hilfe angelaufen wurden — namentlich von solchen, die durch Diebstahl geschädigt waren.

Weiter: Eines Tags sah die Frau des Schulmeisters im benachbarten Altenstadt, wie ein Weib, die Schüsselhenslin genannt, auf verdächtige Weise eine Flüssigkeit vor das Türlein am Pfarrhof schüttete. Als hierauf ihr Mann zum Pfarrer wollte, bat sie ihn, er möge doch nicht zum Türlein, sondern beim Brunnen hineingehen. Der Fall kam vor den Visitator, und die Schüsselhenslin gestand, sie habe allerdings den Harn ihres kranken Mannes am Pfarrhaustürlein in Form von drei Kreuzen auf die Erde geschüttet, damit der Priester daran vorbeigehen müsse. Ein gewisser Hans Wilhelm habe ihr solches als Mittel zur Genesung ihres Mannes geraten. Der Pfarrer aber bekannte, er habe seitdem mit »einer derartigen Krankheit« zu tun, daß es auch nach Meinung der Leute »allerdings nicht recht zugehe«!

Und was wollte man von einer Schüsselhenslin erwarten, wenn sogar von einer vornehmen Frau wie der alten Schirndingerin, der Hausfrau des edeln und vesten Pflegers Schirndinger zu Flossenbürg, solch ein Geschichtchen erzählt wurde: Als diese im Jahre 1587 mit ihrem Manne nach Püchersreut abziehen wollte, kam ihr beim Einpacken ein Stückchen Leinwand abhanden. Da zündete sie in des Teufels Namen unter freiem Himmel ein Feuer an, setzte eine Pfanne darauf, warf einen Knollen Schmalz hinein und ließ das ganze Gesinde, etwa elf Manns- und Weibspersonen, sich im Kreise aufstellen. Dann warf sie jeweils unter namentlichem Aufruf eines der Anwesenden ein geheimnisvolles »wintergrünes« Kräutlein in das siedende Schmalz und wartete, bei welchem Namen es wieder herausspringe. Aber sie wartete vergeblich. Da rieten ihr die Umstehenden, sie möge doch auch auf ihren eignen Namen ein Kräutlein hineinwerfen lassen. Und siehe, sogleich sprang das Kräutlein heraus, und als sie näher nachsuchte, fand sich die Leinwand unter den schon eingepackten Gewändern.

Einen unerbittlichen Kampf gegen solchen Blödsinn führten die Visitatoren. Es war vergeblich. Er wurzelte allzu tief in der menschlichen Natur. Und heute? Die Vohendresser liefen zu den Segnerinnen nach Böhmen. Leute des 20. Jahrhunderts laufen zu den Spiritisten, lesen in den nur ihnen und Rudolf Steiner sichtbaren Urkunden des Weltenäthers. Und sehen, wie weiland Wallenstein die Sterne, um so heller, je dunkler die Zeit ist.

Eine Obrigkeit, mit deren Zustimmung den Kindern zur Sommerszeit das Baden im Freien und im langen nordgauischen Winter das Rodeln und Rentscheln untersagt war, bewachte selbstverständlich auch die Vergnügungen der Erwachsenen mit scharfen Augen.

Wie allerorten, so kam in Vohendreß die erwachsene Jugend zur Winterszeit in den Rockenstuben zusammen, und es lag in der Natur der Sache, daß bei diesen Gelegenheiten mancher Unfug geübt wurde. Daher befahl die Obrigkeit, auch diese alte Sitte auszurotten. Da unternahm die Gemeinde im Jahre 1585 einen schüchternen Versuch, die Wiedereinführung zu erwirken: »Wollte gern, daß man ließ' etliche Maid zusammengehen wegen der Licht.« Und wenn auch der Visitator pflichtgemäß auf der Abschaffung beharrte, so war doch die Gewohnheit zu tief eingewurzelt, und treuherzig berichteten im folgenden Jahre die Zensoren, man habe nicht gehört, daß sich dabei etwas Be-



sonderes zugetragen hätte. Nun ging der Visitator schärfer vor, und im Jahre 1588 wurde allen, die solche Zusammenkünfte in ihrem Hause begünstigt hatten, die ungeheuerliche Strafe von zehn Gulden auferlegt, dem nachsichtigen Richter Georg Sperl aber eine Buße von fünfzig Gulden angedroht. Da verschwanden die Rockenstuben allerdings aus den Visitationsberichten. Ob sie tatsächlich verschwunden sind, wissen wir nicht.

Auch Tanzbelustigungen waren im allgemeinen verpönt. Dafür lief dann das Gesinde wohl auf einen fremden Tanzboden ins »Ausland«, etwa eine halbe Stunde weit nach Waldau ins Kurpfälzische hinüber. Und in der nüchternen Erkenntnis, daß man die Tanzlust doch nicht ganz unterdrücken könne, genehmigte der Richter von Zeit zu Zeit einen Sonntagstanz in Ehren. Weshalb er sich im Jahre 1599 vor den Visitator gezogen und strengstens an seine Pflicht erinnert sehen mußte.

Für den Druck und den Zwang, der auf dem Alltagsleben lastete, entschädigte sich aber die Menschheit bei festlichen Gelegenheiten, namentlich bei Hochzeiten, mit unmäßigem Essen und Trinken, Tanzen und Spielen. Besonderen Aufwand trieben hierbei die Bürger des benachbarten Marktes Floß. Aber ähnlich ging es auch in Vohendreß hoch her. Schon zum Heiratstag, das ist zur Verlobungsfeier, lud man zwei, drei, vier und noch mehr Tische voll ein und bewirtete die Gäste zwei bis drei Tage lang. Die Hochzeit selbst aber mußte vier, ja fünf Tage währen, und es kam vor, daß die Menge der Geladenen an acht bis zehn Tischen kaum Platz fand. Sogar Kindstaufen wurden wenigstens zwei Tage und Nächte hindurch gefeiert. Außerdem gab es noch besondere »Ladschaften«, die man Krolaß nannte, und auch bei diesen war Völlerei gang und gäbe. Wurde aber ein Bürger zum erstenmal in den Rat gewählt, dann fühlte er sich zur Spendung eines zweitägigen »Ratsmahles« verpflichtet. Am ersten Tage kam der Bürgermeister mit den Ratsbürgern des Inneren und Äußeren Rates, kamen der Geistliche, der Richter und der Gerichtsschreiber zum Essen und Trinken zusammen. Am andern Tage tafelten die Weiber, denen sich auch wieder ein Teil der Männer beigesellte, bis tief in die Nacht. Wurde endlich zu Michaelis die gewöhnliche große Ratswahl abgehalten, dann versammelten sich die Ratsbürger zu einem »Ratswahlmahl«, dessen Kosten man klugerweise aus Gemeindemitteln bestritt.

All das kam bei der Visitation zur Sprache und wurde teilweise gar ernstlich gerügt.

Freilich, die oberste Schicht der Bevölkerung gab auch nicht immer das Beispiel einfacher Lebensführung. Als Herzog Friedrich, der Landesherr von Vohendreß, in Ansbach Hochzeit feierte, verzehrte die geladene Gesellschaft, zu der auch Richter und Gerichtsschreiber von Vohendreß gehörten, 129½ ungarische Ochsen, 1421 Kälber, 694 Kapaunen, 385 Lämmer, 96 Mastschweine, 89 Spanferkel, 133 Hirsche, 246 Rehe, 23 Wildschweine, 26 432 Schock Eier (1 585 920 Stück), 4292 Nürnberger Pfefferkuchen; und die Tag und Nacht brennenden Herdfeuer verschlangen 132 Klafter Holz. — In einem Visitationsprotokoll des Jahres 1599 aber heißt es: »Die Edelleut von Reitzenstein vertun in diesem Markt (Vohendreß) viel Geld, führen einen sehr großen Pracht, also, daß sie oft drei Trompeter bei sich haben.« Weil jedoch beide »beheiratet«, das ist verlobt waren, gab man sich der tröstlichen Hoffnung hin, sie würden sich bessern und in Zukunft gehorsamer sein.

Im Jahre 1585 trat Pfalzgraf Friedrich unter der Oberhoheit seines Bruders Philipp Ludwig von Neuburg die Regierung seines Ländchens an. Er residierte zunächst im Schlosse zu Weiden. Aber noch vor seiner Vermählung begann er, sich ein Schloß in Vohendreß zu bauen.

Es war von vornherein anzunehmen, daß dem kleinen Markte aus diesem Vorhaben ganz bedeutende Vorteile erwachsen mußten. Deshalb leisteten auch die Bürger mit Spann- und Handscharwerk fünf Jahre lang Menschenmögliches — freilich nicht ohne Murren und zuweilen unter hartem Zwang. Und sie waren doch sehr stolz, als endlich eine gewaltige, dreigeschossige Burg im Stil der deutschen Renaissance mit hohem, steilem Dach und wellenförmigen Treppengiebeln den sanft ansteigenden Markt krönte, vornehm anzusehen mit ihren vier runden Ecktürmen und dem überragenden Frontturm, wohlbefestigt mit Ringmauern und Türmen. Und als der Herzog mit seiner jungen Frau und zwei unvermählten Schwägerinnen seinen Einzug hielt, kamen im Gefolge der Fürstlichkeiten: ein Hofmeister, ein Kanzleirat, ein Burgvogt, drei Hofjunker, zwei Kammerjungfrauen (Hofdamen), vier Kanzleibeamte, dreißig Diener, Knechte, Mägde und Handwerker — der ganze Troß einer kleinen Hofhaltung.

Der Markt war fast über Nacht ein herzoglicher Residenzort geworden.

Wie sich das Leben an diesem Höfchen abgespielt hat, wissen wir nicht. Aber da kommt uns eine Hofordnung zu Hilfe, die der ältere Bruder Herzog Friedrichs, Herzog Ottheinrich von Sulzbach, im Jahre 1583 seinem auch nicht sehr viel größeren Hofstaate gegeben hat. Dort ist manches Ergötzliche zu lesen, wie zum Beispiel:

Das Hofgesinde hatte sich mit den herzoglichen Amtleuten und Prädikanten, desgleichen mit der Bürgerschaft, den Inwohnern und Untertanen friedlich zu halten. Das Hofgesinde, Edel



und Unedel, sollte sich enthalten, »nachts unzüchtiglich auf den Gassen zu gehen, sonderlich nach neun Uhr mit Pfeifen, Trommeln und dergleichen, auch mit Juchzen und andern Geschreien sich auf der Gasse nicht finden lassen«. — »Item wir wollen auch, daß sich ein jeder nicht allein in unsrer Eßstuben oder Saal, sondern auch anderstwo, da man zu essen pflegt, ob den Mahlzeiten züchtig halte und nicht allein in Zeit des Vor- und Nachgebets, sondern auch am Aus- und Eingehen züchtig und still sei. Und so einer mit dem andern zu reden hätte, soll er das heimlich und ohne laut Geschrei verrichten und sonderlich sich ein jeder enthalten, von dem Tisch, da er sitzt, über einen andern Tisch zu reden. Es soll auch ein jeder seinen Rock über Tisch anbehalten und des Schreiens, auch Hochmutens, als mit Zerstoßung des Silbergeschirrs, Zinns, Blechs und dergleichen, auch mit Hin- und Widerwerfen der Bein und Verschüttung des Getränks sich gänzlich enthalten, und so der Hofmeister, Küchenschreiber oder ein Wächter nach der Danksagung klopfen würde, solle jedermann alsobald vom Tisch aufstehen und sich zu seinem Dienst oder Geschäften verfügen.«

Der Bürgermeister Hans Sperl, der im Jahre 1555 dem Landtage zu Neuburg beigewohnt hatte, war einer der behäbigeren Bürger von Vohendreß. Er besaß siebzehn Tagwerk Felder und Wiesen, einen »Holzwachs« und etliche Weiher. In seinem Stalle standen zwei Pferde und dreizehn Stück Hornvieh. Drei Dienstboten halfen im Hause und auf dem Felde.

Er hinterließ drei Kinder: zwei Söhne, Georg und Hans, und eine Tochter mit Namen Helene.

Hans, der jüngere Sohn, war verheiratet, ließ sich aber von seiner übel beleumundeten Frau scheiden, verfiel in eine langwierige Krankheit, erlitt dauernden Schaden an seiner Gesundheit und »wußte nit allemal, was er tat«. Im Jahre 1620 erlöste ihn der Tod.

Helene Sperl war mit dem Landsassen Martin Haubmer auf Schloß Altenstadt bei Vohendreß vermählt. Das ehrwürdige, in seiner schlichten Art reizende Dorfkirchlein birgt heute noch ein Grabdenkmal, das die Witwe Helene ihrem frühverstorbenen Gatten gestiftet hat. Es zeigt kniend zur Rechten und Linken eines Kruzifixus den Landsassen mit sechs Söhnen, seine beiden Frauen und sechs Töchter. Das Kreuz wächst zwischen dem Haubmerschen und Sperlschen Wappen empor. Der für das Todesjahr der Stifterin ausgesparte Raum im Texte ist für immer frei geblieben. Sie mag in den Wirren des großen Krieges gestorben sein. Im Giebelfelde des Denkmals ruht ein schlafender Genius, der den rechten Arm auf einen Totenkopf stützt und in der linken Hand ein Stundenglas hält. Darüber steht:

Heut mir Morgen Dir.

Darunter:

Vier Ding, o Mensch, trag stets im Hertzen
Dein Tod das letzt Gericht ohn schertzen
Der Hellen Qual deß himmels Freud
O ewig wie eine lange Zeit! Bedencks End.

Georg Sperl war im Jahre 1560 geboren, besuchte vermutlich die Lateinschule und betrieb zunächst ein bürgerliches Gewerbe, wahrscheinlich die Tuchmacherei. In einem Alter von achtundzwanzig Jahren wurde er vom Herzog Friedrich zum Richter ernannt.

Der Kreis seiner Amtspflichten umfaßte die Rechtspflege und die Handhabung der Polizei, namentlich die Aufsicht über die Fleischer und Bäcker. Er bezog kein festes Gehalt, sondern war nach mittelalterlichem Herkommen auf Bezüge verschiedener Art angewiesen. Er wohnte in einem Amtshause, und vier Höfe in Altenstadt mußten ihm jährlich 16 Laib Käse, 120 Eier und 4 Gulden 30 Kreuzer bares Geld liefern. Zu Weihnachten gab ihm jeder Fleischer 9 Heller oder einen Schweinebraten, jeder Bäcker eine Weihnachtssemmel, jeder Krämer ein halbes Lot Pfeffer, jeder Pfragner ein Huhn und drei Pfennige. Die Bürgerschaft leistete ihm bei der Bestellung seiner Felder Spanndienste. Von allen Gerichtsgefällen aber, das heißt Strafgeldern, floß ein Drittel in seine Tasche. Das Ziel seiner Tätigkeit war also ohne Zweifel die Verminderung der Übeltaten. Aber je rechtschaffener die Untertanen wandelten, desto knapper wurden seine Einkünfte; je wackerer sie sündigten, desto reicher blühte sein Weizen. Seltsamer Zwiespalt im Dasein eines Richters der guten alten Zeit!

Georg Sperl war ein tatkräftiger Mann, er ist der erste unsrer Vorfahren, von dessen Persönlichkeit wir nähere Kenntnis haben.

Vor der Kirchenvisitataion des Jahres 1604 lobten die Zensoren seine wahre Gottseligkeit und bezeugten, »daß er über guter Ordnung steif halte, die Gerechtigkeit fördere und dem Pfarramte die Hand biete«. Er geriet aber auch zuweilen als herzoglicher Beamter mit der Bürgerschaft in schwere Kämpfe, die er ausfechten mußte, obgleich das Recht augenscheinlich nicht auf seiten der Herrschaft war. So sah er sich schon während des Baues der Friedrichsburg dann und wann gezwungen, die Widerspenstigsten der mit Frondiensten überladenen Untertanen ins Gefängnis zu stecken. Und als nach Herzog Friedrichs Tode seine Witwe ihren Viehstand ins Ungemessene vermehrte und das Weideland der Gemeinde ungebührlich beanspruchte, kam es zur offenen Empörung, und die Bürger warfen vorübergehend Sperls Schwager zum Richter auf.

Bei Herzog Friedrich stand Georg in hoher Gunst, und seiner Fürsprache verdankte er, daß ihm Herzog Philipp Ludwig im Jahre 1594 eine Wappenbefreiung und damit die Siegelfähigkeit verlieh. Aber freilich konnte und wollte der Landesherr seinem Richter, der eben doch halb Beamter, halb Ackerbürger war, nicht ohne weiteres das alte, nur leider bös verblaßte Wappen des Geschlechts, den goldenen flugbereiten Falken auf dem Dreiberg im blauen Schilde, mit dem Georg Sperl noch seine Bittgesuche gesiegelt hatte, bestätigen. Und so verwandelte sich in der Hofkanzlei zu Neuburg der Falke in einen bescheidenen Sperber, der »mit zugetanen Flügeln und gegen den Schild gerichtetem Leib« verärgert auf einem Zwerchbalken steht. Diese Stellung des Wappentieres widerspricht allen Regeln der Heroldskunst. Aber man mußte sich wohl oder übel mit einer Verschlechterung abfinden und legte ihr später sogar, vielleicht nicht mit Unrecht, etwas Geheimnisvolles unter. So heißt es in einer alten Familienchronik, das solle »die Verlassung derer Güter von denen Vorfahren anzeigen«.

Es gäbe aber auch noch eine andre, freilich etwas derbere Deutung des der Welt den Rücken kehrenden Wappentieres. Und ich gestehe, daß ich mir den daraus abzuleitenden Wappenspruch schon in manchen Lebenslagen zu eigen gemacht habe.

Mit dieser Fürsprache waren die Gunstbezeigungen Herzog Friedrichs noch nicht erschöpft. Er verlieh seinem Richter auch einen goldenen Gnadenpfennig — was etwa einer Ordensverleihung vierter Verdünnung der späteren Zeit entsprach — und hob ihm einen Sohn aus der Taufe. —

Es ist eine merkwürdige, traurige Erscheinung, daß in früheren Jahrhunderten der Verbrauch der Frauen ein ungleich stärkerer als heutzutage gewesen ist. Die hygienischen Ursachen liegen auf der Hand und bedürfen keiner weiteren Erörterung.

Georg Sperl war viermal vermählt, und seine drei ersten Frauen entstammten sehr angesehenen Geschlechtern. Mit Margareta Ebenburger, Tochter des landgräflichen Pflegers in Keimling, zeugte er eine Tochter und zwei Söhne. Sie starb 1594, und nicht ganz neun Monate danach führte er eine Tochter des oberpfälzischen Kommissarius und Bürgermeisters von Amberg, Leonhard Graf, als Gattin heim. Auch diese starb nach vier Jahren. Vermutlich an Tuberkulose. Denn ihr einziger Sohn, eben derjenige, den Herzog Friedrich aus der Taufe gehoben hatte, erreichte auch nur ein Alter von 23 Jahren und starb an der Schwindsucht. Die Ehe mit der dritten Frau, Elisabeth Urban, der Witwe eines Sulzbacher Ratsbürgers namens Wirnhirn und Schwester eines Magisters in Lengenfeld, gestaltete sich unglücklich. Die Stiefmutter behandelte seine Kinder unfreundlich, und in der Kirchenvisitation wurde ihm vorgeworfen, er hause übel und schlage tapfer zu, weshalb er auch von der Herzoginwitwe durch Hofmeister, Pfleger und Superintendent einen scharfen Verweis erhalten habe. Zugleich aber wurde betont, daß er Predigt und Abendmahl fleißig besuche und »scharfe Disziplin« halte. Im Jahre 1607 bekam er dann eine bessere Ehe-Note. Es heißt, der Richter fürchte sich vor der angedrohten Strafe und hause etwas freundlicher mit seinem Weibe. Aber trotzdem hatte die Ehe keinen Bestand, und Frau Elisabeth zog sich nach Sulzbach zurück, wo sie nach langer Zeit starb. Zwei Jahre nach ihrem Tode griff der alte Mann noch einmal in die Urne der Ehe-Lose und führte eine Pfarrerswitwe heim. Ob er das Glück endlich bei der vierten gefunden hat, wissen wir nicht zu sagen.

Das neue Wappen der Familie Sperl vom Jahre 1594

Sophia Sperl, eine Tochter des Richters, war um das Jahr 1622 mit Susanne Pirckh aus dem alten oberpfälzischen Geschlecht der Pirckher von Pirckh Hofjungfrau bei der Herzogin von Sulzbach — Hofdame würde man heute sagen. Und um das Jahr 1630 diente einer ihrer Vettern, Hans Sperl, als Leutnant in der Garde des Herzogs.

Es war eine seltsame Mischung von Erdgeruch und Hofluft, in der die einzelnen Glieder dieser Familie bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein ihr eng umfriedigtes Dasein führten — vitam burgensem colere coacti.

Sommergedichte

Von Albert Sergel

Sommerwind

Rote Rosen blühn im Garten.
Fährt daher der Sommerwind,
Und die losen Blätter treiben
Ihr zu Füßen sanft und lind.

Eines hebt sie zart zum Munde,
Bläst darauf ein Kinderstück,
Und auf roten Rosenblättern
Kommt die Jugendzeit zurück.

Die Rose

Wie war sie schön, da sie am Strauch erglühte,
Im vollen Kelch des Morgens Frührotschein
Und regenbogenfarben-traumentstiegne
Glasklare Tränen Tau's: so sei sie dein!

In deiner Vase fühlt sie neu sich leben,
Von deines Atems Nähe still beglückt,
Und reich und froh, wenn im Vorüberschreiten
Nach ihr dein sonnenvolles Auge blickt.

Gebet

Wie Busch und Baum in Blüte steht,
Steht meine Seele im Gebet:

Sie blüht und lodert hell dir zu,
Du Großer, Unbegriffener du,

Der Busch und Baum in Güte hält,
Die Liebste und die ganze Welt.

Und sie und ich und Busch und Baum
Ein liebetiefer Gottestraum.

Reisespruch

Schenk' dich dem lockenden Gefild,
Hab' lieb die Menschen, die du hast;
Ich weiß, du bist
Bei ihnen allen nur zu Gast,
Wissend, wo deine Heimat ist.

Wie weit die Welt auch leuchten mag,
Dir Täler blühn und Bergesfirst:
Es kommt der Tag,
Da du die Heimat brauchst als Schild
Da du nach Hause finden wirst.

Heidemärchen

Ein goldener Tag geht über die Heide ...

Sie waren am frühen Morgen von Haus.
Nun ruhen sie rastend im Mittag aus.
Ein alter Wacholder behütet sie beide,
Und um sie webt die Marienseide.

Ein goldener Tag geht über die Heide ...

Da faßt sich der alte Wacholder ins Haar:
Die treu ich bewahrte dem treuesten Paar,
Euch beiden sei die Krone gegeben;
Nun tragt sie königsgemut durchs Leben!

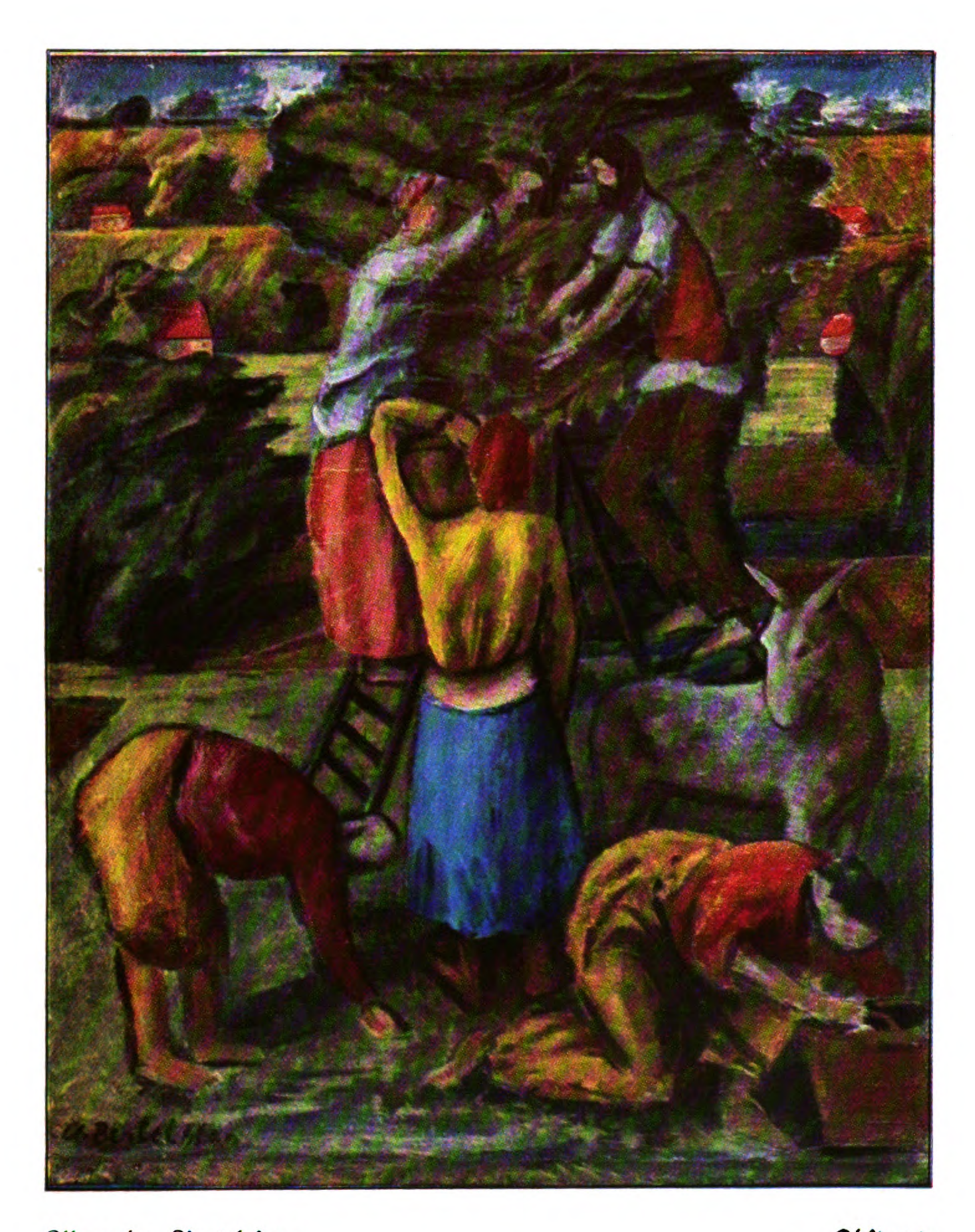
Ein goldener Tag geht über die Heide ...

Und als sie erwachten, der Knabe kniet hin:
Du meines Herzens Königin!
Wir sind uns eigen in Lust und Leide!
Wie leuchtet im Haar dir das Königsgeschmeide!

Ein goldener Tag geht über die Heide ...







Alexander Bertelsson: Obsternte



Landschaft mit Reiter

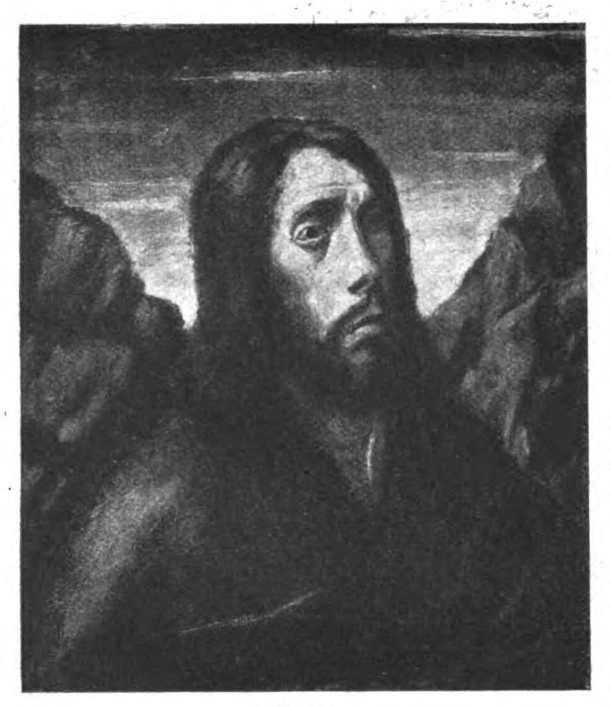
Expressionistischer Realismus

Von Alexander Bertelsson (Dresden)

Mit acht Abbildungen nach Gemälden des Verfassers

Vorbemerkung der Schriftleitung. Wir weichen hier von der geläufigen Behandlung künstlerischer Dinge und Fragen einmal ab, indem wir statt eines kritischen Kunstschriftstellers den Künstler selbst über seine Kunst sprechen lassen. Die Ausnahme — die eine Ausnahme bleiben soll — rechtfertigt sich dadurch, daß der zur Feder greifende Künstler eine Entwicklung durchgemacht hat, der eine heute schon für weite Kreise kennzeichnende Bedeutung zukommt, und die berufen zu sein scheint, eine fruchtbare, von vielen Wirren und ungesunden Übertreibungen befreiende Versöhnung zwischen den beiden nur scheinbaren Gegensätzen des Realismus und des Expressionismus anzubahnen. Die Bilder begleiten den Text als stillschweigende Belege und Beispiele; für den, der zu sehen vermag, werden sie deshalb doch nicht stumm bleiben.

Während man früher am Werdegang der einzelnen Künstler die Beobachtung machen konnte, daß sie sich aus einer herkömmlichen realistischen Kunstauffassung zu immer freierer persönlicher Gestaltung entwickelten, kann man heute die umgekehrte Erscheinung beobachten. An die Stelle einer im Verlaufe der Tradition mehr und mehr übertriebenen »freien« (und doch wiederum durchaus formelhaften) Modeauffassung tritt schließlich in den Werken selbst der radikalen heutigen Künstlerpersönlichkeiten eine gewisse solidere Realität und gefestigte Form. Die Erklärung und zugleich die Bedeutung dieser Erscheinung liegt wohl im Wesen und Ursprung der künstlerischen Tätigkeit selbst. Aus einer Anhäufung verschiedener Zeiterbschaften gelangt die Persönlichkeit immer an den Punkt eigenwilliger schöpferischer Gestaltung. Inmitten allgemeiner Verwirrung haben diese Einzelnen immer wieder, trotz größter Selbständigkeit, doch auf bestimmte gleichartige Ziele des künstlerischen Strebens hingewirkt. Konzentration der Anschauung, warmes Lebensgefühl, organische Einheit zwischen Gesehenem und Gedachtem, zwischen Wirklichkeit und Idealität — oder modern ausgedrückt: zwischen Realität und Expression — sind die gemeinsamen Züge dieser Unabhängigen, deren Kunst-



Christus

langt zu sein, daß die Wirklichkeit, die Realität eine mehr oder minder bedeutungsvolle Rolle in der bildenden Kunst spielen müsse. Paul Westheim, einer der regsamsten Apostel der neuen Kunst, schreibt in seinem sehr aufschlußreichen Werk »Die Welt als Vorstellung« (Verlag von Kiepenheuer in Potsdam): »Alles das, was als Sehnsucht der neuen Generation den Willen strafft, ist noch nicht damit erreicht, daß man kurzerhand den sinnlich faßbaren Teil der Welt negiert. Die Negation an sich ist noch kein Schaffensprogramm. Von diesem Irrtum mag wohl der Kreis um Kandinsky, der doch nur eine episodäre Rolle zu spielen berufen scheint, zehren« ... Es beginnt zu dämmern. Auch unter den Künstlern. Man beginnt einzusehen, daß mit dem Rufe: »Los von der Natur!« eigentlich noch nichts getan ist. Man beginnt zu verstehen, daß der Künstler letzten Endes doch an die Realität gebunden sein müsse, und daß, wie Westheim weiter sagt, »die Frage eigentlich nur die ist, was jeweilig als das Wesentliche an den Dingen angesehen wird.« Rembrandt ist heute, Gott sei Dank, nicht mehr der »langweilige Lichtbildner« und Dürer nicht mehr der

auffassung sich annähernd durch das Schlagwort »Expressionistischer Realismus« kennzeichnen läßt: Realismus, weil sie in erster Linie auf die Gestaltung der Realität ausgehen; und expressionistisch, weil die Kunst als Frucht geistiger Tätigkeit nur immer eine Realität schaffen kann, die zugleich Idealität ist, d. h. in der Vorstellung des Einzelnen sich wiederfindet.

Man hat diesen Künstlern, solange man sie als Zeitgenossen betrachtete, zum Vorwurf gemacht, daß ihre rücksichtslose Zurückweisung alles dessen, was ihnen Zeit und Zeitrichtung als Belehrung oder Anregung zu bieten hatten, in einem gewissen Phlegma des Empfindens zu suchen sei. Ein geistreicher deutscher Kunsttheoretiker soll einmal darauf erwidert haben: »Die Künstler sollen gar keinen Zeitinhalt zum Ausdruck bringen, sondern vielmehr der Zeit einen Inhalt g e b e n.«

Auf dem Umweg über den Kubismus, Futurismus und andern modischen Dogmatismus scheinen die Expressionisten heute bereits zu dem Bewußtsein ge-



Christus und Barabbas



Obdachlose

die Dinge wirklich und außerhalb des betrachtenden Subjekts, demnach gänzlich unabhängig von ihm bestehen sollen. Demgegenüber hat Kant festgestellt, daß die sichtbare Natur etwas gar nicht im gewöhnlichen Sinne Reales ist, daß die Erscheinungswelt der Dinge durch die Anschauungsformen unsers Denkens hindurchgeht, durch sie gewissermaßen gesiebt, geprägt, neugestaltet wird. Aber zwischen begrifflicher Fixierung und künstlerischer Anschauung besteht ein Unterschied. Künstlerisch gedacht ist der Realismus kein philosophisches System, sondern nichts andres als die Bezeichnung für eine künstlerische Anschauung, die sich auf die sinnliche Wahrnehmung der

»spießbürgerliche Pedant«, ja sogar Lovis Corinth wird nicht mehr mit einer Handbewegung unter die »elenden Impressionisten« verwiesen.

Man sieht, die Parteimeierei in der Sphäre **der bildenden Kunst erlebt jetzt** eine entscheidende **Krise. Man beginnt bereits einzusehen, daß zwischen der Parteimeierei, neben ihr, querdurch und darüber hinaus eine Kunst lebt, die nie etwas andres war und sein wird als Produkt der Persönlichkeit, deren Träger sich niemals bereit finden werden, dem Programm** — sei es in akademischen Lehrmeinungen oder in dogmatischen Manifesten unverantwortlicher Kunstmacher niedergelegt — die Priorität einzuräumen vor dem frei und unmittelbar sich auswirkenden Leben künstlerischer Zeugungskraft. Gewiß, Kunstausübung ohne leidenschaftliche Anteilnahme in Dingen der Kunst führt zur Halbheit; aber auch der Fanatismus der Parteidoktrin kann in seiner Einseitigkeit, in seinem zähen Beharren auf vorgefaßten Meinungen als Kunsthemmnis wirken. Es ist grundfalsch, daß der fanatische Realist nur ein mitleidiges Lächeln für alles hat, was sich Expressionismus nennt, oder der fanatische Expressionist verächtlich die Achseln zuckt, wenn er das Wort Realismus hört. Die ausschließliche Wahrheit liegt weder da noch dort. Jede wirkliche Kunst ist nicht nur eine expressionistische, sondern notwendigerweise auch eine realistische.

Was ist aber künstlerischer Realismus?

Unter Realismus versteht man gewöhnlich jene philosophische Weltanschauung, wonach



Bildnis eines Bauern



Zeitungsverkäufer

ren, um zunächst einzusehen, daß er nicht die Natur, sondern seine Auffassung über die Natur kopiert. Er richtet fester seinen Blick auf das, was er Natur nennt, um schließlich zu erfahren, daß er, um sich einen Begriff über die Außenwelt, das Sichtbare zu machen, zuerst das Gesetzmäßige des Sichtbaren, also das Sichtbare selbst nach allen Seiten hin erforschen müsse.

So sieht er sich, obgleich anscheinend vor einem Endlichen stehend, am Ende doch vor eine Unendlichkeit gestellt, und so gelangt er zu der Überzeugung, daß seine Tätigkeit kein Kopieren der Natur, auch kein ästhetisches Spiel sein kann, sondern die Befriedigung eines tiefen Bedürfnisses des menschlichen Geistes — des Erkennen-, Erfassen-, Begreifenwollens der sichtbaren Welt. So sieht er endlich, daß er nicht dazu da ist, die Menschheit mit schönen Bildern zu erfreuen oder den photographischen Apparat zu ersetzen, sondern in die Gehirne und Herzen Klarheit zu bringen über das sichtbare Weltbild. Er versteht nun, daß die bildende Kunst immer eine realistische sein muß, insofern sie nicht etwas Künstliches, Erdachtes sein kann, sondern eine geistige Tätigkeit, die zur Hervorbringung der unendlichen Seiten der künstlerischen Wahrheit des Sichtbaren hinleitet.

Außenwelt stützt; konzentrierte Versenkung in die Erscheinung, die sogenannte Realität, im Gegensatz zu allem, was spekulativ erfunden, erdacht und erkünstelt ist.

Man könnte sonach künstlerischen Realismus als die naturgebotene Form einer vernünftigen künstlerischen Anschauung bezeichnen. Jeder bildende Künstler ist sich dessen wohl bewußt, daß die Außenwelt, ob wirklich bestehend oder nur Vorstellungsobjekt, doch erst durch das Erschauen eine gewisse feste Form annimmt. Er möchte dieses Erschaute festhalten und beginnt zuerst zaghaft die Natur zu kopie-



Familie Leitner

So ist der Realismus in der bildenden Kunst nicht der naiv-realistische Standpunkt des Naturalisten, auch nicht eine philosophische Welt-

anschauung, sondern die Ausdrucksform einer Erkenntnistätigkeit, die neben der wissenschaftlich-spekulativen auch die mit dem Auge wahrnehmbare Welt, die sogenannte Realität, erfassen will und letzten Endes darauf ausgeht, alle Seiten, Formen und Gesetzmäßigkeiten der Außenwelt zu ergreifen und gestaltend zum Ausdruck zu bringen. Ein Realist in der bildenden Kunst ist daher jeder Künstler, der sich vor diese Unendlichkeit unbefangen hinstellt, sich sagt, daß das begriffliche Erkennen des Denkens nicht ausreicht, um das gesamte Gebiet der Erkenntnis zu umfassen, daß zu dieser Erkenntnistätigkeit des Denkens die künstlerische Wahrheit des Sichtbaren hinzutreten muß, die nur von dem forschenden Auge des bildenden Künstlers geschaut, nur von seiner gestaltenden Hand hervorgebracht werden kann. Ein Realist in der bildenden Kunst ist ein Matthias Grünewald so gut wie Greco oder Courbet oder Delacroix oder Kokoschka. Der einseitige Fanatismus ist's, der blind macht, die Formel ist's, die den Geist tötet. Alle Künstler werden sich darüber einig sein, daß es nicht darauf ankommt, die Welt mit schönen erfundenen Bildern zu erfreuen, sondern mit gefundener künstlerischer Wahrheit: nicht mit Kenntnissen hervorzutreten, sondern mit Erkenntnissen, nicht künstlerische Affektiertheit anzustreben, sondern künstlerische Realität. So aufgefaßt, ist der künstlerische Realismus in der bildenden Kunst der Ausgangspunkt jeder wahren und echten künstlerischen Tätigkeit im Gegensatz zu jeder andern, dem ästhetischen Bedürfnisse und der modischen Affektion dienenden Kunst.

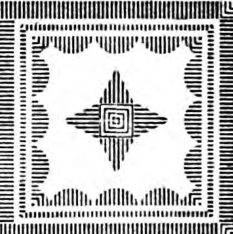
Flüchtlinge

Expressionismus oder Realismus?

Nein, beides zugleich. Das Prädikat »künstlerisch« verdienen — nach Konrad Fiedler — nur diejenigen Eigenschaften eines Kunstwerkes, die sich mit Notwendigkeit ergeben aus dem Streben nach immer weiterer Entwicklung des durch die Mittel der bildnerischen Darstellung zu erzielenden Ausdrucks der Naturvorstellung.

Man hat guten Grund, anzunehmen, daß auf die Zeit profaner Phantasterei, bizarrer Linien- und Kurvenschnörkelei eine Zeit ernsteren Wollens und Könnens, daß auf eine Periode irrationaler Konstruktionswut eine Periode rationaler Konzentration und Erstarkung des Eigenwillens der Einzelnen folgen wird. Dann wird man sich jener Künstler erinnern, die, unbeirrt von allem Modegeschrei, mit zäher männlicher Energie an der Grundaufgabe alles künstlerischen Strebens festgehalten haben, die in der Hochblüte des Impressionismus ebenso wie heute unbeirrt ihrem heißen Streben nach Durchgeistigung der Realität, nach Vertiefung und Verinnerlichung der Form treu geblieben sind: die Welt, wie sie geistig-sinnlich erfaßt, erlebt, erschaut werden kann, durch bildnerische Mittel zu klarem Ausdruck zu bringen.



Das Geständnis

Eine Novelle aus Japan

Von Margarete Kannengießer

Vor dem Hause des reichen Lo-Tai schaukelten Bambusstäbe im leichten Abendwind. Auf jeder Seite der Tür standen drei der »glückbringenden«; sie waren mit Kiefernzweigen und Strohseilen umwunden, wie es japanische Sitte zum Neujahrsfeste gebot, und ihre hellgrünen, zierlichen Blätter flatterten als kleine Freudenwimpel hin und her. Im Hause waren einige der vielen Gemächer erleuchtet, aber der Hausflur stand noch offen, und im schwachen Schein der Dämmerung glühte blutrot der festliche Filzteppich, auf dem einladend ein riesiges schwarzes Lackbrett schon auf die zahlreichen Neujahrskarten wartete.

Lo-Tai war bereits im Schlafgemach. Er lachte zuweilen halblaut vor sich hin. Es klang sehr behaglich, und er hatte auch alle Ursache dazu, sich an diesem Abend vor Neujahr behaglich zu fühlen. Die Rechnungen waren so pünktlich bezahlt worden wie noch nie; er hatte nicht einmal zu mahnen brauchen. Und der Reiswein, den er heute abend schon einigen Gästen vorgesetzt hatte, war so vorzüglich geraten wie kaum einmal seit dem Tode seiner Frau. Das war nun zehn Jahre her, seit sie ihn mit den beiden Kindern allein zurückgelassen hatte; bald wurde er ja aber die Sorge um Sohn und Tochter los. Der Junge hatte ausgelernt und durfte in der zweiten Neujahrswoche das alte Geschäft übernehmen, und gleichzeitig sollte die Hochzeit seiner einzigen Tochter, Cho-San, mit einem würdigen und wohlhabenden Manne gefeiert werden.

Dann hatte er, Lo-Tai, einen schönen Lebensabend vor sich. Ruhe vor Geschäftssorgen, gemütliche Feste mit seinen alten Freunden und vielleicht bald Großvaterfreuden. Von allen geliebt und geehrt als Ahn des Hauses — wieder gluckerte behagliches Lachen aus Lo-Tais Kehle. Er reckte schwerfällig den etwas zu behäbigen Körper aus dem niedrigen Schaukelstuhle, nahm vorsichtig vom Taburett das silberne Schälchen mit Reiswein und schlürfte zierlich und gemeßend ein paar Tropfen.

Von irgendwoher aus dem leichtgebauten Haus tönte Lachen und Gesang. Lo-Tai runzelte die Stirn, aber die Falten glätteten sich rasch wieder. Weshalb sollte auch die schöne Cho-San nicht mit ihren Dienerinnen vergnügt sein? Er selbst hatte ihr ja soeben die kleine gesellschaftliche Verfehlung verziehen, die sie in allerdings unbegreiflichem Leichtsinn begangen hatte. Wie konnte sie nur vorhin beim Gesellschaftsspiel vor allen Gästen einen andern jungen Mann als ihren Verlobten bevorzugen! Nun immerhin — es war mehr gedankenlos gewesen, aber nicht böse Absicht. Cho-San war siebzehn Jahre alt und bei jedem Vergnügen von ihrer eignen Jugend so leicht berauscht, als hätte sie süßen Reiswein getrunken. Lo-Tai gönnte sich noch einen Schluck des köstlichen Getränks und klatschte dann in die Hände.

Bald darauf schoben sich die Wände lautlos auseinander, und der alte Diener Han-Li, der schon über zwanzig Jahre Lo-Tai in den inneren Gemächern versorgte, trat mit leise gleitenden Bewegungen in ehrerbietiger Haltung herein. Er begann sofort, ohne Aufforderung, die Fußbekleidung des Herrn aufzuschnüren. Dann nahm er aus einem niedrigen Lackschränkchen eine reichverzierte, ganz weiche, schneeweiße Bürste, legte die bloßen Füße Lo-Tais vor sich auf ein hochgepolstertes Kissen, kniete nieder und fing an leicht und nach besonderer Methode die wohlgepflegte Haut zu bürsten.

Lo-Tai badete nur noch einmal am Tage, seit er älter wurde, und ließ sich dafür abends eine Stunde bürsten, damit das Blut warm und sein Schlaf ruhig werde. Diese abendliche Stunde war es, die als einzige in der Hast des Tages zum Nachdenken und Überlegen verlockte.

In einer Ecke des engen Raumes stand eine große bunte Laterne. Ihr Licht glitt zitternd über die Wände und faßte dann verweilend die seltsame Zweisamkeit der beiden Menschen ein. Von fernher tönte das Rollen der Wagen und undeutliches Geschrei der Straßenverkäufer. Ab und zu klang dazwischen Cho-Sans zarter Gesang.

Lo-Tai gab sich ganz der letzten wachen Stunde des Jahres hin. Bilder zogen schmeichelnd vor seinem Auge vorbei; er sah sich im Kreise der Freunde und ging noch einmal in Gedanken mit seiner schönen Tochter, auf die er so stolz war, durch die geschmückten Straßen. Sie betrachteten die Verkaufsbuden und die Auslagen der Geschäfte, wie sie es immer am Tage vor Neujahr zu tun pflegten. Cho-San hatte ein blühendes Pflaumenbäumchen in geschnitztem Kübel erwählt und ließ es vor ihnen her nach Hause tragen. Das stand nun gewiß schon in ihrem Gemach und versüßte die Träume mit Wohlgeruch.

Gerade wie ihre Mutter! ging es Lo-Tai



durch den Sinn. Obwohl Cho-San sie ja kaum gekannt hatte. Genau so freute sich ihre Mutter an diesen Neujahrsherrlichkeiten. »Cho-San ist ihrer Mutter sehr ähnlich,« bemerkte Lo-Tai leichthin zu Han-Li.

In dieser Stunde fielen oft die Schranken, die sonst die Sitte zwischen Herrn und Diener errichtete, und auch der Alte wagte dann ein offenes Wort.

»Cho-San ist schön, und die Herrin war auch schön!« entgegnete Han-Li, und es schien Lo-Tai, als ob die Bürste ein wenig zu scharf seine Haut reizte.

»Ich meine im Wesen, Alter. Cho-San ist fröhlicher als alle ihre Gespielen, sie lacht und singt den ganzen Tag, wie ihre Mutter es auch zu tun pflegte. Das Lachen wird uns nun bald sehr fehlen.«

»Wie die Herrin uns fehlte, die gütig und heiter war,« sagte Han-Li kurz.

Lo-Tai lehnte sich bequemer zurück. »Ich hatte heute sehr ernst mit Cho-San zu reden. Es war wegen ihres Betragens bei den Spielen. Sie würdigte einen andern Mann, der nicht ihr Verlobter war, der Aufmerksamkeit.«

»Ich glaube, Herr, sie kann nichts dafür. Cho-San ist ihrer Mutter zu ähnlich.«

Betroffen über den herben Ton, versuchte Lo-Tai mit den Blicken die Lichtstrahlen zu durchdringen, die das geneigte Haupt des Dieners umspielten. »Wie meinst du das, Han-Li?«

»Ich denke, jeder geht den Weg, der ihm vorgezeichnet ist, jeder hat nicht nur sein Blut, sondern das seiner Vorfahren in seinen Adern.«

Stille. Das Licht flackerte, Han-Li fuhr mit der Bürste gleichmäßig auf und ab. Lo-Tais Gedanken glitten heute merkwürdig leicht dahin, als hätte der Reiswein sie beschwingt. Er nahm noch einen vorsichtigen Schluck und fragte dann in einer neuen Ideenverbindung: »Liebte nicht auch Cho-Sans Mutter die blühenden Pflaumenbäume?«

»An jedem Neujahrstage stand ein blühendes Pflaumenbäumchen unten im Hausflur auf dem roten Teppich. Es lag eine Besuchskarte auf dem geschnitzten Kübel, aber die Herrin warf sie immer sogleich auf das große Lackbrett zu den unzähligen andern Karten. Niemand wußte dann, von welchem der vielen Besucher das blühende Bäumchen kam.« Es war, als ob der Alte für sich sprach.

Lo-Tai aber war wach geworden. Was er hier vernahm, war ihm etwas völlig Neues. »Das Pflaumenbäumchen stand denn immer, solange es blühte, am Kopfende ihres Lagers — ist es so gewesen, Han-Li?«

»So war es, Herr. Es blühte aber das ganze Jahr in ihrem Herzen weiter, bis am nächsten Neujahrstage auf dem roten Teppich im Hausflur ein frisches Bäumchen stand.«

Lo-Tai zog die Füße zurück und setzte sich mit einem Ruck aufrecht. Er starrte den Alten an. In dessen faltigem Gesicht verzog sich kein Muskel, ruhig hielt er den Blick seines Herrn aus, der angstvoll zu fragen schien.

»Herr, du gabst mir heute morgen die große Geldsumme und das kleine Haus am Ende deines Gartens als Belohnung für meine treuen Dienste. Ich soll weiter für dich sorgen, aber selber sorgenlos sein. Die Gabe ist zu groß, Herr! Ich habe dir nicht immer treu gedient, da ich dich, um der Herrin zu gefallen, betrog.«

Lo-Tai faßte sich an den Kopf, der ihm vom Weine glühte. Was war das alles, was sollte das ihm in der letzten Stunde des Jahres? Was für eine Wolke zog drohend hier auf am Beginn eines neuen, friedlichen Lebensabschnitts? Am liebsten hätte er den Alten, der so ungebeten mit kargen Worten allen Menschen und Dingen neue, verzerrte Gesichter verlieh, zugerufen: Halt, halt ein! Nichts erzählen, nichts erwecken, was lange verborgen schlummert!

Aber er wagte nicht, feige zu sein, es stand ihm nicht an, ihm, dem Herrn des reichen Hauses, dem Ahn zukünftiger Geschlechter. Er mußte Klarheit haben! So richtete er denn die vor Erregung funkelnden schmalgeschlitzten Augen auf Han-Li.

Der Alte fuhr fort, eintönig zu reden, es klang wie auswendig gelernt; und wie er so ein Wort nach dem andern hervorstieß aus dem fast zahnlosen Munde, hörte auch nebenan wie gelähmt das Singen und Lachen auf.

»Die Herrin war so viel frischer und lebenslustiger als du, denn du warst älter und würdiger. So wird auch Cho-San nun einen älteren und würdigeren Mann bekommen. Herr, du bist ihr Vater, aber sie ist in allem die Tochter ihrer Mutter. Du darfst nun nicht länger in Unkenntnis darüber leben, was ohne dich und gegen dich geschah. Es kann, obwohl es unentdeckt blieb, Schatten auf das Glück deines Hauses werfen, und deshalb will ich sprechen. — Sieh, Herr, es kam früher oft ein Besucher in dein Haus, den du kanntest und besonders ehrtest, weil er vom Hofe war. Wenn er am Neujahrstage sich tief verbeugte und dir und der Herrin ‚Omedeto!‘ (viel Glück) wünschte, ahntest du nicht, daß er der Spender des blühenden Bäumchens war, das zu Häupten ihres Lagers stehen durfte. Wenn du verreistest — und du verreistest oft, Herr, und ließest die junge Herrin lange allein —, erschien der hohe Gast um die Abendzeit, wenn jeder still im Schlafgemach sich auf die Nacht vorbereitete. Ich verstand schon damals, die Wände lautlos und unhörbar auseinanderzuleiten zu lassen. Meine Ehrfurcht vor dir verbot mir, deine Gemahlin zu überraschen, ihre Schönheit und Güte machte mich schließlich zum Mitschuldigen. Ich ließ

viele Monate hindurch den Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, zu ihr ein, wenn du fern warst.«

Lo-Tai umklammerte die Armlehnen seines Stuhles, bis ihm vor Anstrengung die Stirnadern hervortraten, und sagte heiser: »Weiter, sprich weiter!«

»Dann starb sie in einer kurzen, schweren Krankheit, und er ging in die westlichen Länder und ist nie zurückgekehrt. Es ist niemand mehr da, den du strafen könntest, als ich, Herr. Ich erwarte geduldig die Schale deines Zorns und bitte dich nur um das eine: laß meinen jüngsten Sohn, der bei mir lebt und gerade erst erwachsen ist, nicht die Schuld des Vaters entgelten!« Han-Li lag flach auf die Erde gebeugt und verharrte in der demütigen Stellung auch noch, als Lo-Tai aufstand, den Stuhl zurückschleuderte und in seine Schlafschuhe schlüpfte. Er dachte nicht anders, als der Herr würde den schöngeschwungenen, edelsteinbesetzten Ehrensäbel des Mikado vom Prunkgestell zu Häupten seines Lager reißen und den elenden, schuldbeladenen Wurm, der hier vor ihm im Staube lag, damit vom Leben zum Tode senden.

Als aber nichts geschah und Lo-Tai nach ein paar heftigen Schritten vor der bunten Laterne in der Ecke stehenblieb, wagte es Han-Li, den Kopf zu heben. »Cho-San ist ebenso schön wie ihre Mutter, Herr, ebenso warmherzig, ebenso leichtsinnig. Sie folgt gehorsam dem Manne, den du ihr ausgewählt hast. Ach, Herr, verzeih, daß ich dich mahne in dieser schwersten Stunde meines Lebens: sie weiß noch nicht, daß ein Herz über Nacht in Liebe erblühen kann wie ein Pflaumenbaum zur Jahreswende.«

Der leise, zarte Gesang setzte jetzt ganz fern wieder ein, als ob irgendwo ein Reisvogel halb tonlos im Traume sang.

Lo-Tai schritt auf den Alten zu und hob ihn auf. »Laß die vergangenen Zeiten, Han-Li! Sprich nie mehr davon, hörst du? Ich gebe dir drei freie Tage nach Neujahr, in dieser Zeit ziehst du in das kleine Haus am Ende meines Gartens und kommst dann wie gewöhnlich zu deiner Arbeit hierher.«

»Ich wollte dir meinen Sohn anbieten, Herr. Er wird dich besser bedienen als sein alter Vater.«

Lo-Tai legte seine Hand mit festem Druck auf die Schulter des Alten, und seine Stimme schwankte ein wenig von der Süße des Reisweins, der so gut geraten war, als er sagte: »Deinen Sohn, Han-Li, gebe ich meiner schönen Tochter als Diener mit in das neue Heim. — Wie sagtest du doch vorhin? Jeder geht den Weg, der ihm vorgezeichnet ist, jeder hat nicht nur sein Blut, sondern auch das der Vorfahren in seinen Adern. Dein Sohn soll meiner Tochter so treu dienen, wie du einst ihrer Mutter dientest, die du schön und gütig genannt hast. Ich aber werde in der Frühe des kommenden Morgens den zukünftigen Gatten meiner Tochter aufsuchen. Erschrick nicht, Alter, er soll nur einiges wissen von dem, was du mir eben erzähltest, und dein Geständnis wird ihm Warnung und Mahnung zugleich sein. Er ist ein kluger und gütiger Mann und wird es seiner Gattin nicht verübeln, daß sie das Ebenbild ihrer schönen Mutter zu sein scheint. Als Wissender aber wird er Cho-San besser zu hüten verstehen, als ich ihre Mutter bewahrte, die ich oft vernachlässigt habe. Dein Sohn — die Freude deines Alters, Han-Li — soll von dem Zwiespalt der Treue verschont bleiben, der dich viele Jahre quälte; Cho-San wird es lernen, dem Gatten ihr zärtliches Herz zu erschließen, weil er in der Sorge um den möglichen Verlust ihrer Liebe nicht aufhören wird um sie zu werben.«

Lo-Tai setzte sich wieder in den Schaukelstuhl. Behagliche Ruhe überkam ihn nach der ungewohnten Erregung. Er nickte noch einige Male mit dem Kopfe, wie um den Entschluß, den er soeben dem Alten kundgetan hatte, auch für sich zu bekräftigen. Dann ergriff Han-Li von neuem die weiche Bürste, da noch eine knappe Viertelstunde an der festgesetzten Zeit fehlte, und fuhr fort, die Füße seines Herrn gleichmäßig und nach besonderer Methode zu bürsten.

Die bunte Laterne warf einen rosigen Schein auf die beiden, die nun ganz schweigsam und in tiefen Gedanken in das neue Jahr hinüberglitten, und nur dann und wann hob Lo-Tai das silberne Schälchen zierlich zum Munde, um von dem süßen Reiswein zu nippen.

Juniabend

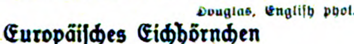
Wenn längst die Abendglocken ausgesungen,
Im Schalloch droben schon das Käuzchen hockt,
Dann schreiten plaudernd durch das Dorf die Jungen
Und äugen wohl, ob nicht ein Mädchen lockt.

Die Alten schlendern zu den Gartenbeeten
Und gießen; doch der bleiche Mondenschein
Führt sie, betört vom Ruch des frischgemähten
Duftstarken Heu's, gar bald ins Kämmerlein.

Ein Schwatzen noch, ein Kichern vor den Toren —
Fern kläffen Hunde — leis der Froschteich sirrt —
Und wenn dann alles schlaf- und traumverloren,
Schleicht heim die Maid, zerzaust und glückverwirrt.

Georg Thiel





Douglas, English phot.

Europäisches Eichhörnchen



Douglas, English phot.

Europäisches Eichhörnchen

Kleine Nagetiere unsrer Heimat

Von Prof. Dr. Martin Braeß (Dresden)

Mit dreizehn Naturaufnahmen aus dem Werke »Lebensbilder aus der Tierwelt Europas« (Verlag von R. Voigtländer in Leipzig)



Der Tiere König, verstrickt in den Fangseilen — was nützt ihm alle Kraft, was hilft ihm sein gewaltiges Gebiß! Das Mäuschen nur kann ihn retten, indem es mit winzigen Zähnchen die heimtückische Hanfschlinge zernagt. In der Tat, der Nagetierzahn ist das sinnreichste Werkzeug, dem nichts widersteht, keine Fessel, kein Kerker. Zwei meißelförmige, gekrümmte Schneidezähne in beiden Kiefern. Nur ihre nach außen gewölbte Vorderfläche ist mit Schmelz überzogen, der sich beim Gebrauch weit weniger abnutzt als das übrige Zahnbein. So bleiben die Schneiden stets messerscharf. Ohne Wurzel, tief eingesenkt in der Kiefernhöhle, wachsen diese Zähne fortgesetzt nach, zu neuer Raspelarbeit immer bereit, während die Backenzähne, an Zahl verschieden, unabhängig von jenen ihr Mahlwerk betreiben. Treten sie in Tätigkeit, so schiebt sich der Unterkiefer so weit zurück, daß die Reibung der Schneidezähne vermieden wird. An unsern Hauskaninchen kann man dies wechselnde Spiel der Kauwerkzeuge gut beobachten. Die Eckzähne fehlen.

Die artenreichste Ordnung der heimatlichen Säugetiere hat die Natur mit solch wunderbarem Rüstzeug ausgestattet; denn abgesehen von Fledermäusen, Spitzmäusen, dem Maulwurf und Igel, gehören alle kleineren Säugetiere zu den Nagern, so verschiedenartig sie in Gestalt und Lebensweise auch sein mögen. Es gibt unter ihnen laufende, springende, kletternde, schwimmende, grabende Formen, ausgesprochene Boden-, Wasser- und Baumtiere. Die einen lieben den Tag, die andern die Nacht, jene die lichtumfluteten Wipfel, diese dunkle Höhlen und unterirdische Kanäle. Strengste Vegetarier, daneben Allesfresser in des Wortes vollster Bedeutung; Winterschläfer, die sich sprichwörtlicher Berühmtheit erfreuen, und solche, die nichts nach der Jahreszeit fragen, im Herbst und Winter ebenso lebhaft wie im Frühling und Sommer; Allerweltslieblinge, an denen sich jung und alt nicht sattsehen können, und verabscheute Bestien, Ungeziefer, von jedem gehaßt und verfolgt.

Die niedlichsten sind entschieden die Eichhörnchen. Sie beleben den Wald in anmutigster Weise. Immer munter und fidel, schwingen sie sich von Ast zu Ast, von Zweig

zu Zweig; kein Stamm ist zu glatt, sie laufen an ihm empor dank der nadelspitzen Krallen, die knisternd in die Rinde einschlagen. Knabbernd kosten sie hier von den frischgrünen Trieben, dort von den Zapfen der Fichte, sammeln im Herbst Bucheckern und Nüsse, daß sich die Vorratskammern zwischen dem Wurzelgeflecht der Buche oder unter der abgeblätterten Kiefernborke mit Winternahrung anfüllen. Markolf, der Eichelhäher, macht's ebenso, und höchst lustig ist's, wie sie einander bestehlen, der befiederte »Hamsterer« und der bepelzte. Die Winterstürme verträumt das Eichhorn in einem dickwandigen, kugelförmigen Nest, das aus Würzelchen, Gras, Moosbüscheln und Laub zusammengefilzt ist; ein Zwieselast droben im Baumwipfel trägt den massigen Bau — »ein Krähenhorst,« sagen die Leute, die's nicht genau kennen. Aber ein wirklicher Winterschläfer ist unser lebhaftes Tierchen durchaus nicht. Zwei, drei Tage, länger hält es in seiner Burg nicht aus; dann schlüpft es hervor, wippt von einem Baum zum andern, daß der Schnee von den Ästen stiebt, löst hurtig aus einem Fichtenzapfen sämtliche Samen, verspeist ein paar Mehlbeeren, nagt das vertrocknete Fruchtfleisch der Schlehe vom Stein oder scharrt am Boden den Schnee weg, nach Buchekern suchend; auch Kerbtierpuppen, die unter dem Laub schlummern, werden stets dankbar als Zukost begrüßt. Erst dann, wenn tagelanges Schneetreiben alle Nahrungsquellen verweht hat, hält sich unser Sparmeister an seine Vorratskammern.



Rowitz — Aufn. R. Zimmermann

Siebenschläfer, sichernd

Im Frühjahr bringt die Eichkatze fünf oder sechs Junge zur Welt; bisweilen liegen ein paar schwarze Geschwister neben den roten im Neste. Jetzt ist die Zeit, wo das Räuberleben beginnt. Kein Vogelnest im Gezweig ist vor dem flinken Kletterer sicher; man muß nur keine Furcht haben, wenn auch die Vogeleltern aufgeregt zetern. Im Herbst aber herrscht Überfluß; außer der reichen Ernte im Laub- und Nadelwald köstliches Obst in den Gärten der Menschen, Äpfel, Birnen und Nüsse. Kein Wunder, daß Obstzüchter und Förster auf die Eichhörnchen ebenso schlecht zu sprechen sind wie die Vogelfreunde, zumal da sich fast überall ihre Zahl stark vermehrt hat, seitdem der Wiesel und Marder, Habichte, Falken und Käuze immer weniger geworden sind. Kurz halten soll man die Eichhörnchen, aber nicht ausrotten, schon der Freude wegen, die sie dem Naturfreund bereiten.

Weniger allgemein verbreitet ist der Siebenschläfer, einem kleinen Eichhörnchen mit buschigem Schwanz vergleichbar. Er führt eine mehr nächtliche Lebensweise, worauf schon die großen Augen hindeuten. In Sachsen trifft man das zierliche Tierchen bisweilen in Laubwaldungen und Obstgärten an; auch in Hannover, Westfalen und dem Harz ist es bekannt, während es in Ost- und Westpreußen gar nicht und in Brandenburg nur ein paarmal nachgewiesen worden ist. Aber wer will das Verbreitungsgebiet des versteckt lebenden »Bilchs« so genau feststellen! Er verläßt eigentlich nur während der kurzen Sommernächte seine Baumhöhle, in der er tagsüber träumt, und den Winter verschläft er so tief und fest wie all die andern aus der Sippe der »Schlafmäuse«.



Vivarium — Aufn. Karl Soffel

Gartenschläfer

Zu dieser Verwandtschaft gehört auch der Gartenschläfer, von dem das südliche Europa mehrere Arten beherbergt, während im mittleren Deutschland nur eine Form, die sogenannte »Große Haselmaus«, vorkommt. Von der schönen vollen Behaarung, wie sie der Schwanz des Eichhorns und des Siebenschläfers aufweist, ist bei ihm nicht mehr viel zu sehen; nur das letzte Drittel des Langschwanzes erscheint dürftig behaart. Aber ein hübsches Tierchen ist der kleine Kerl mit dem dunklen Augenstreifen, der auch das Ohr mit umfaßt, trotzdem, und an Zierlichkeit und Lebhaftigkeit übertrifft er noch die Genannten. Wer einmal eine Gartenschläferfamilie in herbstlicher Mondschein-



Aufn. Stephainsky

Ziesel, zu Bau flüchtend




Rittergut Linz   Aufn. Graf Wunster

Hamster vor dem Bau

beinahe ein Fremdling ist. Nur im südöstlichsten Deutschland kommt es vor, in Schlesien, auch ganz vereinzelt im Osten Sachsens. Wie das Kaninchen, so gräbt sich das Ziesel einen unterirdischen Bau in den leichten Boden. Oft wohnen in der Steppe Hunderte von Familien beieinander, daß die ganze Fläche mit einem Netz von Gängen durchzogen ist, die sich zu vielen unterirdischen Kesseln erweitern. Hier wächst die zahlreiche Jugend heran, die dann an warmen Sommerabenden gar lustig vor dem Bau spielt, bis der helle Warnungspfiff der Alten sie erschreckt, daß alle hastig nach dem Röhreneingang flüchten. Es gibt ja so viele Feinde, die dem kleinen Wildbret nachstellen: Wiesel und Marder, Raubvögel, Krähen, Katzen und Menschen. Als »pontische Maus« war das Ziesel schon den Alten bekannt; wie sehr es in manchen Jahren die Getreidefelder brandschatzt, wußte man damals schon.

nacht beobachtet hat, wie die flinken Geschöpfe, mit leisen Pieptönen einander rufend, im Geäst der Obstbäume oder am Weinspalier der Hauswand herumklettern, bald hier und bald da die süßen Birnen, die reifen Beeren kosten, der weiß, daß es gewandtere Luftgymnastiker nicht gibt. Sie springen und jagen umher, daß es eine Lust ist, halten sich mit ihren weißen Pfötchen an den dünnsten Trieben fest, knabbern und nagen ohn' Unterlaß und verderben durch das fortwährende Probieren des Obstes mehr, als sie eigentlich verzehren.

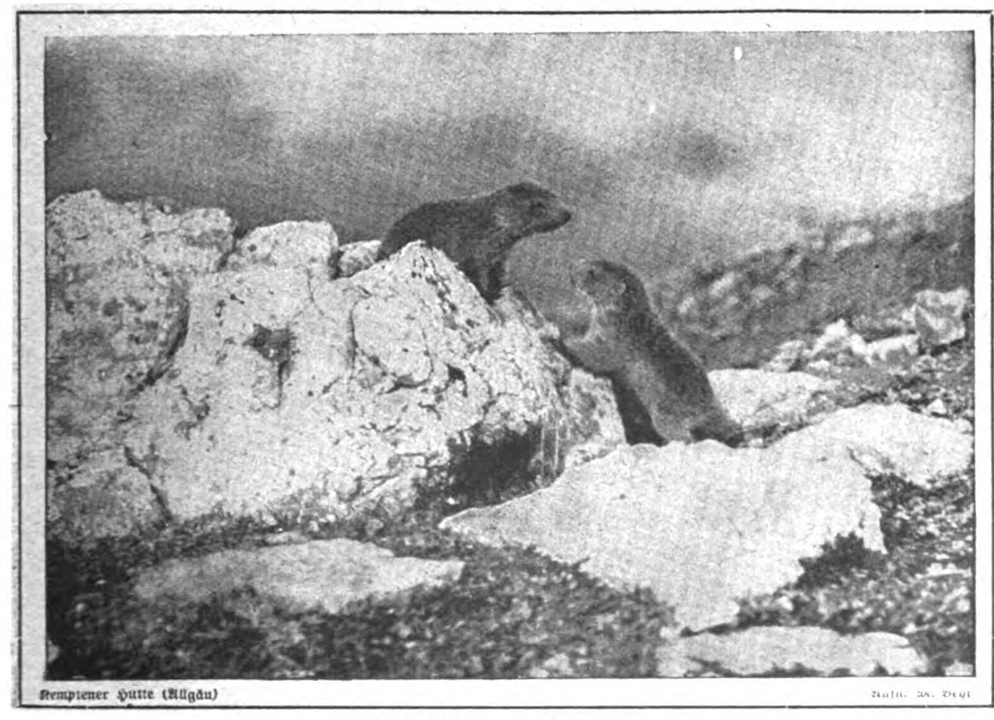
Ganz anders das Ziesel; es vermag nicht zu klettern. Die baumleeren Steppen, die nur von Getreidefeldern und kurzrasigen Grasflächen unterbrochen werden, liebt es vor allem. In den weiten Ebenen Südrußlands und Ungarns hat das Ziesel seine Heimat, während es für unser Vaterland

Ein andrer unterirdischer Feldbewohner, der Hamster, ist weitverbreitet, vom Rhein an bis zum äußersten Osten, von der Wasserkante bis zum Fuß des Hochgebirges; doch fehlt er ohne erkennbaren Grund in einzelnen Gegenden fast völlig, z. B. in West- und Ostpreußen, ebenso in großen Teilen Bayerns, oder er tritt nur ganz vereinzelt auf, während er in andern deutschen Gauen, z. B. in der Provinz Sachsen, fast alljährlich zur Landplage wird. Der Hamster trägt solche Mengen von Getreide in seine Speicher, daß es sich lohnt, danach zu graben. Wenn die Frucht reif auf den Halmen steht, dann sind die Sparmeister den ganzen Tag mit der Ernte beschäftigt. Sie biegen die Roggen- oder Weizenhalme nieder, beißen die Ähren ab und dreschen sie gewissermaßen aus, indem die Vorderpfötchen sie hurtig hin und her bewegen. Die ausgehülsten

Körner werden dann in die Backentaschen geschoben und so nach der Wohnung gebracht. Im Winter, wenn Schmalhans Küchenmeister ist, zehrt der Hamster davon; denn einen eigentlichen Winterschlaf hält er nicht. Als Pelzwerk erfreuen sich die Hamsterfellchen großer Beliebtheit. Sie sehen auch wirklich recht nett aus: der Rücken rostgelb, mit graubraunen Haaren gemischt, die Augen- und Ohrengegend bräunlichrot, Schnäuzchen und Füße weiß, und die Seiten, die den Bauch decken, tiefschwarz.

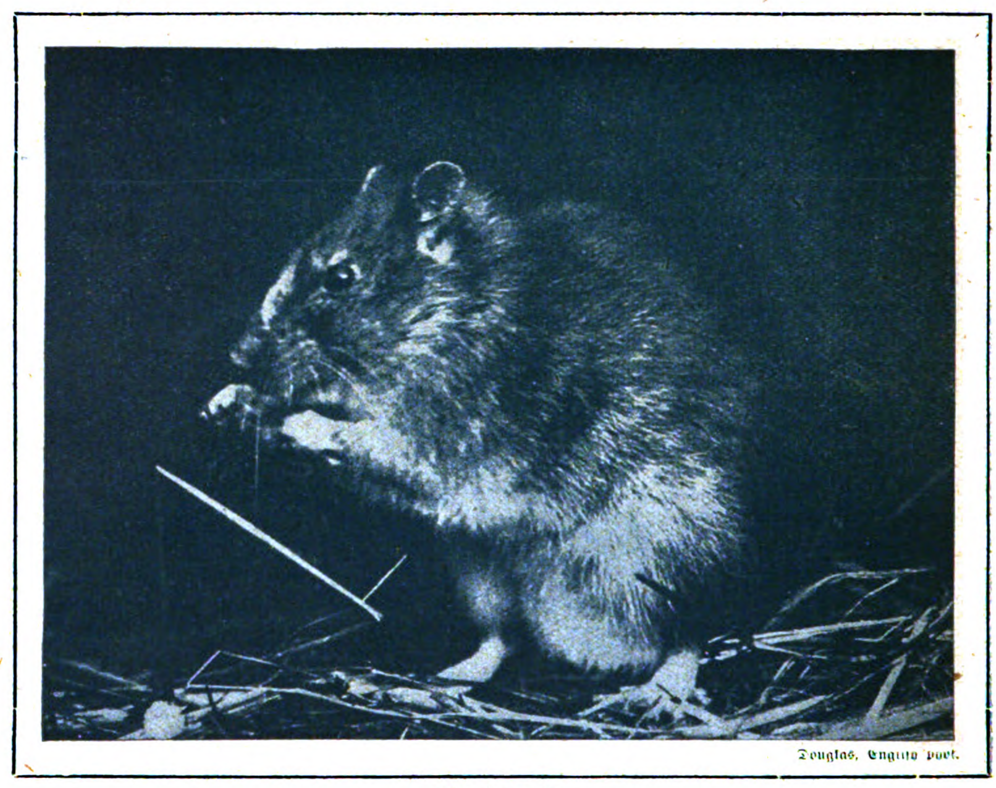
Im Hochgebirge sind die Murmeltiere die bekanntesten Höhlenbewohner. Wohl jeder Hochtourist erinnert sich der scharfen Pfeiflaute, die von den kahlen Talhängen herabschallen, wenn man sich nähert, und an den lustigen Spielen der Jungtiere im Steintrümmermeer hat gewiß schon mancher seine Freude gehabt. Jetzt ist die Zeit, wo die unerfahrenen Dinger vom Hirtenbuben ergriffen oder in Fallen gefangen werden; beim Klange der Drehorgel sollen sie Städtern und Dörflern ihre bescheidenen Künste im Tanzen und Hüpfen zeigen. Wenn im Herbst der Senne das Gras haushälterisch erntet, das in Büscheln zwischen den Felsblöcken an den Steilhängen steht, unzugänglich dem Vieh, dann schreitet auch das Murmeltier zur Mahd; es beißt mit scharfen Schneiden das Gras ab und zerrt ganze Haufen davon in seine Höhle als wärmende Unterlage während des Winterschlafes. Familienweise vereinigt man sich in der dunklen Behausung, verschließt mit dem letzten Heubündel den Eingang und läßt nun unbekümmert die Schneestürme daherbrausen, die das Hochgebirgstal unter weißer Decke begraben. Träg geht die Atmung, langsam schlägt das Herz der dicht aneinandergedrängten Tiere. Sechs Monate ungefähr schlafen sie, so tief und so fest, wie eben nur Murmeltiere schlafen.

Auch seine Wohnung muß der Mensch mit Nagetieren teilen, eine unwillkommene Gesellschaft. Besonders die Ratten sind widerliche Geschöpfe, ja gefährlich; denn die Trichinose wird hauptsächlich durch Ratten verbreitet, und die Pest, wie sie z. B. in den Grenzgebieten Chinas und Indiens alljährlich auftritt, ist als »Rattenseuche« bekannt. Auf Schiffen wurde die fürchterliche Krankheit schon nach Havanna, Alexandria, Odessa verschleppt, ja solche Pestschiffe haben selbst Stockholm, Kopenhagen und Hamburg schon erreicht. Es ist nur zu begrüßen, wenn



Kemptener Hütte (Allgäu)

Murmeltiere vor dem Bau



Wanderratte

die Behörden der großen Städte in regelmäßigen Zwischenräumen eine allgemeine Vernichtung der schädlichen Nager anordnen, wie das kürzlich erst wieder in weitestem Umfange in Groß-Berlin geschehen ist.

Unsre graue Ratte, die Wanderratte, ist ein böses Geschenk des Orients. Wenn es vielleicht auch nicht zutreffend ist, daß sie auf ihrem gewaltigen Vorstoß von Osten her im Jahre 1725 zum erstenmal europäischen Boden betreten hat, so scheint doch von der Mitte des 18. Jahrhunderts an die Rattenplage in Deutschland, namentlich aber auch in Frankreich, stark zugenommen zu



Hausmaus

haben. Freilich, unser Vaterland beherbergte von jeher eine Rattenart, die Hausratte; diese ist kleiner und schwächer, trägt ein dunkleres, fast schwarzes Fellchen und bewohnt mehr Dachböden, Speicher, Kornkammern, während jene am liebsten im Dunkel feuchter Keller und unterirdischer Gewölbe, unter Viehställen, in Abzugsgräben, Senkgruben und Schleusen haust. Zwischen beiden Rattenarten hat sich ein furchtbarer Kampf auf Leben und Tod abgespielt, der die schwarze Hausratte so ziemlich vernichtet zu haben scheint; wenigstens wurden vor kurzem nur noch ein paar Orte genannt, wo sie noch vereinzelt auftreten soll, wie Frankfurt a. d. O., Krimmitschau i. Sa., Mörs, Köln, Straßburg. Neuerdings aber hat man die schwarze Ratte wieder häufiger angetroffen, z. B. auf dem städtischen Schlachthof in Dresden.



Douglas, English phot.

Waldmaus

Die Hausmaus, ihre nächste Verwandte, ist ein viel unschuldigeres Tierchen, mit dem man sich sogar anfreunden könnte — so lebhaft die Äuglein, so zierlich das schnuppernde Schnäuzchen, so sauber die rosigen Pfötchen —, wenn nicht die Naschhaftigkeit der kleinen langschwänzigen Nager der Hausfrau viel Ärger bereitete. Im Garten, an Waldrändern und in lichten Wäldern wohnt eine etwas größere, gleichfalls langschwänzige Base von ihr, die Waldmaus, deren längere Hinterbeine das Tierchen befähigen, recht hurtige Sprünge zu machen; auch klettert die Waldmaus ganz vorzüglich. Mit der Feldmaus ist sie nicht zu verwechseln; jene gehört einer ganz andern Familie an. Ihr Schwänzchen ist kurz, das Ohr tritt nur wenig aus dem Pelz heraus, und der Kopf erscheint wegen des kürzeren Schnäuzchens viel runder. Es gibt sogenannte »Mäusejahre«, wo die Riesenmenge der graufelligen Nager für unsre Getreideernte geradezu verhängnisvoll werden kann. Dann scheint auf den Feldern alles zu leben; wohin man blickt, huscht es vorüber, und bei einem Gang über die Stoppeln hundert Mäuse niederzutreten oder mit einer Gerte zu Boden zu schlagen, ist dann kein Kunststück. Ausnahmsweise zeigt sich auch einmal ein licht isabellfarbiges, ja sogar ganz weißfelliges Tierchen mit roten Augen, ein Albino, wie



Douglas, English phot.

Feldmaus



Douglas, englisch phot.

Zwergmaus

man's unter Ratten und Hausmäusen noch weit häufiger findet.

Der kleinste unsrer Nager, die Zwergmaus, die nur 6—7 cm lang wird, gehört wieder zu den echten Mäusen. Mit Vorliebe bewohnen diese Liliputaner Gärten und Felder mit hohem Graswuchs, auch die Nähe des Wassers; sie bauen sich ein kunstvolles Nestchen zwischen die Halme oder das Schilf, und wenn dann die Mutter mit ihren Kleinen auf den Weizenähren, die sich unter der leichten Last kaum neigen, leise piepend herumturnen, gibt's ein Bild fröhlichsten Lebens.



Douglas, englisch phot.

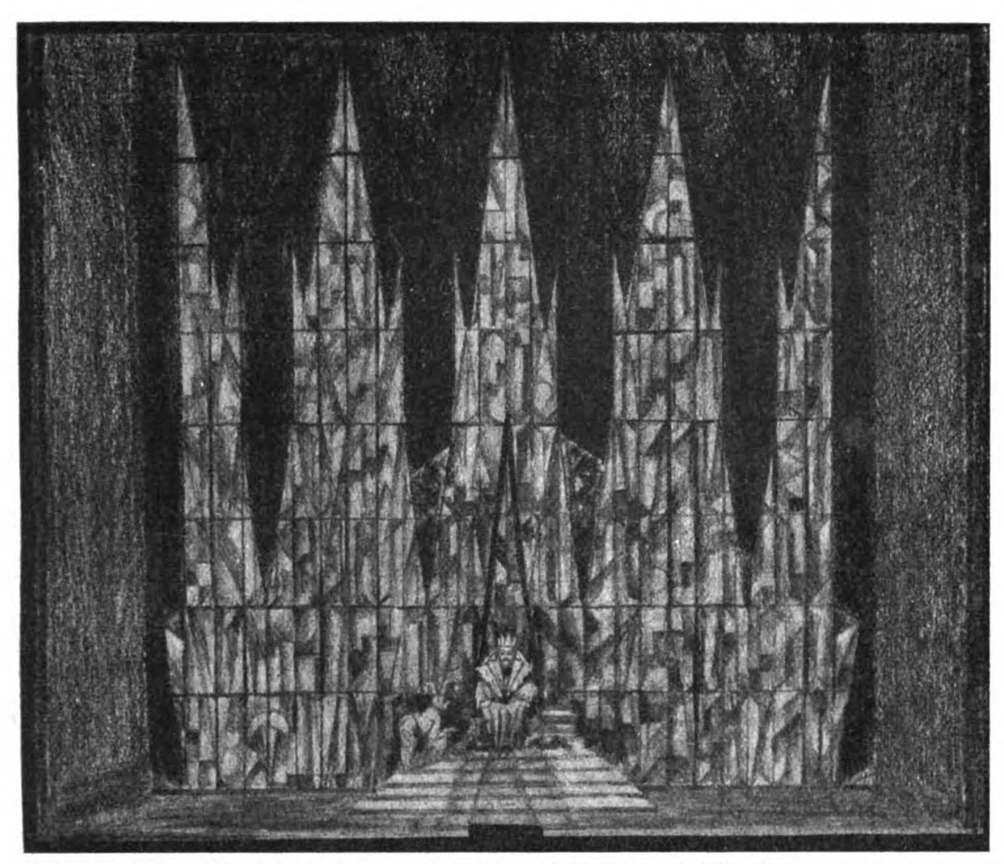
Feldmaus-Albino



Jos. Rolf Knobloch: Das Moor

Aus der Münchner Kunstausstellung vom Sommer 1921





Bühnenbild zum Vorspiel von Franz Schrekers Oper »Der Schatzgräber«. Entworfen von Emil Pirchan (Staatsoper in Berlin)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Paul Gurk: »Persephone« — Arnold Kübler: »Schuster Aiolos« — Moritz Heimann: »Armand Carrel« — Alfred Brust: »Der singende Fisch« — Charles Vildrac: »Das Paketboot Tenacity« — Louis Verneuil: »Der Frechdachs« — Max Kempner-Hochstädt: »Die Hausdame« — Alte Bekannte: Shakespeares »Verlorene Liebesmüh«, Grillparzers »Traum, ein Leben«, Sardous »Madame Sans-Gêne«, Hauptmanns »College Crampton« — Emil Pirchans Bühnenbilder und Figurinen zu Schrekers Oper »Der Schatzgräber« — Ernste und heitere Theaterliteratur

Seien Sie mir nicht böse, verehrte Leser und Leserinnen, wenn ich Sie in diesen Tagen arg erschwerter Reiseverhältnisse so weite Wege führe. In der letzten Dramatischen Rundschau sind Sie mir auf dem Gange zu Sternbergs »Gaphna« in vorsintflutliche Zeiten gefolgt, so werden Sie jetzt auch den Mut aufbringen, mit mir in die Unterwelt hinabzusteigen. Ich verbürge mich dafür, daß wir heil und gesund zurückkommen werden. So trübe es auch hier oben sein mag, beim Hades und der Persephone — doch entscheiden Sie selbst!

Aber erschrecken Sie nicht. Denn er sieht anders aus, der Orkus, den uns Paul Gurk in seinem Drama »Persephone« vorstellt, anders als der »schauervolle Schlund«, als die »endlosen Trauergefilde«, die uns Schiller in der »Klage der Ceres«, Goethe in dem kleinen beweglichen Monodrama »Proserpina« ausmalt, das später so »freventlich« in den »Triumph der Empfindsamkeit« verschachtelt wurde. Bei Gurk erwartet uns ein mit Förderschacht, Fahrstuhl und Fernsprecher ausgerüstetes Kohlenbergwerk, der Höllenhund Zerberus ist ein zweibeiniger, grün uniformierter, schon etwas invalider Türhüter namens Lux (nicht Styx!), und zu Pluto müßten wir wohl »Herr Generaldirektor« sagen, denn er ist ein mächtiger Grubenherr, der mit seinen Kontoristen und Kontobüchern umgeht, als wären's nicht Seelen, sondern Schecks und Wechsel. Aber freilich, glücklich ist er auch nicht, dieser bis oben zugeknöpfte, von Arbeitswut und Herrschbegierde knirschende Machthaber. Ein Schreiber, in dem ein Dichter verborgen ist und der deshalb aus diesem Reiche der Rechenweisheit davongejagt wird, weckt ihm

mit seinen goldenen Träumen von Lebens- und Liebeslust den Gram über seine Einsamkeit und das Verlangen nach dem Weibe, dem heiteren Schmuck eines düsteren Daseins. Und er läßt seinen »goldenen Wagen« anspannen, kutschiert an die Oberwelt und raubt sich unter Blitz und Donner aus dem Kreise ihrer Gespielinnen die liebliche Tochter einer — Waldschulvorsteherin, die, statt wie Ceres die Blumen und Früchte, kleine Hosenmätze und Abcschützen betreut. Wie Pluto sich da unten an »des Orkus schwarzen Flüssen« als Gemahl der Proserpina benommen hat, wissen wir nicht; unser Kohlengrubenherr jedenfalls wird seines Lebens auch als junger Ehemann nicht froh. Der Bürgerstochter von oben imponiert sein stolzes Reich ganz und gar nicht, und seine höchste Lebenswonne, sich alles untertan zu machen, immer nur zu befehlen und zu herrschen, ist nicht die ihre. Drum setzt sie ihm so lange zu, bis er sie endlich — nach einem langen Kuß, den sie ihm zum Abschied noch gewährt — wieder zu Mutter und Freundinnen in die »blumenreichen Täler« entläßt. Da herrscht nun eine Weile eitel Freud' und Lust des Wiedersehens, und der finstere Orkus scheint abgetan und vergessen zu sein. Als aber die Bäume sich entlauben, die Kräuter und Blumen absterben und der Winter seine Boten schickt, kommt eine seltsame Unruhe über das junge Herz, in dem nun mal der uns allen eingeborene »schlafende Gegensatz« aufgerüttelt worden ist, und die vorher dort unten zu ersticken glaubte, kehrt nun freiwillig dorthin zurück. Wie Proserpina durch den unvorsichtigen Genuß des Granatapfels den Parzen und der Unterwelt verfallen war, so sie durch den Kuß, der nicht nur Liebe und Weibtum, nein, auch das Verlangen nach Pflicht, Arbeit und Opfertat in ihr geweckt hat. Der Kohlenherr ist außer sich vor Glück und Jubel, und es wird ihm gar nicht schwer, nun auch seine letzte mythologische Pflicht an der wiedergeschenkten Gattin zu erfüllen, nämlich ihr als Morgengabe die unwiderrufliche Erlaubnis zu einem zwischen unten und oben geteilten Dasein zu gewähren. So wird auch Mama Waldschulvorsteherin sich hinfort trösten können:

Gleich in ihre Pflege teilet
Sich des Styx, des Äthers Macht.

Kein Zweifel, daß das alles symbolisch gemeint ist. Nicht pflanzlich-philosophisch wie bei Schiller, der zu seinem Gedicht durch nüchterne Versuche Goethes über das Wachstum der Pflanzen im Finstern angeregt worden ist, auch nicht so schlicht naturhaft und menschlich wie bei Goethe, der sich begnügt, mit wunderbaren Seelenlauten das Heimweh der »tiefverlorenen« Tochter des Jupiters nach »des Ahnherrn froher Wohnung« in den »lieben Gegenden des Himmels«, nach den Gespielinnen, ihren Kränzen und freundlichen Geschichten zu schildern. O nein, eine Dichtung der Gegenwart muß mit einem Tropfen sozialen Öles gesalbt sein, oder sie wird **nicht** sein. So haben wir uns auch bei Paul Gurk unter dem Reich des Kohlenherrn das Reich der strengen Pflicht und Notwendigkeit, der nüchternen Arbeit und des kühlen Verstandes vorzustellen, an das wir alle mit der Hälfte unsers Daseins — und glücklich, wenn **nur** mit der Hälfte! — gebunden sind, während wir oben bei der Frau Waldschulvorsteherin das helle, freundliche Reich des Spiels und der Freiheit, des Lichtes und der Phantasie zu suchen haben, von dem uns allen ein Teil gebührt, das aber vielen für immer vorenthalten wird. Deshalb die bei allem expressionistischen Stilwillen peinlich naturalistische, um nicht zu sagen sozialistische Ausmalung der düsteren, von einem Gewaltwillen beherrschten Arbeitshölle, in die auch das heitere Seelchen von oben nicht viel Sonne bringen wird.

Doppelweltlich wie das entführte Bürgermädchen, das — bildlich gesprochen — bald ein Schneiderkleid, bald das lose Faltengewand der Mythe trägt, ist der Stil der Dichtung. Ab und an blitzt ein dramatischer Funke auf, etwa wenn der Schwärmer mit seinen Träumen und Idealen dem hartgeschmiedeten Tat- und Willensmenschen gegenübertritt, aber diese Funken verlöschen, ehe sie gezündet haben; ab und an strafft sich der Ausdruck zu Druck und Gegendruck, etwa wenn der Grubenherr Arbeitern und Beamten sein Quos ego! zudonnert, aber dann wieder kommen Gefühlsseligkeiten und Schönrednereien, die höchst epigonenhaft, keineswegs aktivistisch anmuten. Bald bohrt ein grimmig verbissener Realismus in die letzten Gründe sozialer Gegensätze, bald hüpft eine hyazinthenblaue Romantik über alle psychologischen Fäden und Folgen hinweg. Möglich, daß eine weniger auf den obligatorischen Expressionismus erpichte Spielleitung, als sie Paul Günther im Neuen Volkstheater übte, dem Stücke zu seinem Vorteil mehr Naturnähe und Lebenswärme gegeben hätte, zur einheitlichen dramatischen Wirkung wäre es auch dadurch nicht geführt worden: die Halbheit liegt in ihm selber.

Immerhin ist hier eine Begabung hervorgetreten, die auf der lebendigen Bühne erzogen zu werden verdient, und das will unter all den geschraubten Experimenten von heute schon etwas heißen. Deshalb soll man es auch dem diesjährigen Vertrauensmann der Kleiststiftung nicht verargen, daß er bei seiner Preiskrönung dieses Berliner Magistratssekretärs halbes Gelingen für ganzes Wollen gelten ließ, zumal da er mit der Auszeichnung nicht dies einzelne Stück, sondern das ganze vielschichtige dramatische Schaffen Gurks gemeint hat, das sich freilich der Öffentlichkeit noch verbirgt.



Auf derselben Bühne erschien wenige Wochen später noch einmal die Antike, diesmal nicht mehr mythologisch-symbolisch, halb ober-, halb unterweltlich, sondern in Fleisch und Blut und um tausend Jahre jünger. Wenn man nach einem literarischen Ahnen für den jungen Schweizer **Arnold Kübler** sucht, der da zum erstenmal — nicht als Person, denn er ist Schauspieler, wohl aber als Stückeschreiber — auf die Bühne kam, so mag man ihn in Ludwig Fulda finden, der ja in seinen jungen Jahren gleichfalls eine Vorliebe für »Stücke mit nackte Füß'«, wie Heyse zu sagen pflegte, an den Tag legte. Auch Kübler zeigt ein leichtes, spielendes Formtalent, das zuweilen an den »Talisman« erinnert, aber auch er scheint noch geneigt, Witz für Humor, Keckheit für Originalität, Sentiment für Gefühl gelten zu lassen. Sein aus Athen nach Rom verschlagener »**Schuster Aiolos**« — so hieß bei den alten Griechen der Gott der Winde — ist gewiß ein flotter, liebenswürdiger und lebenslustiger Bursche, aber die Theaterleidenschaft und Schuldenmacherei, die ihm vertrauter sind als sein Schusterschemel, beglaubigen ihn noch nicht als den Attiker, den er in der nüchternen Stadt der Geschäfte und Gesetze vorstellen soll. An Gelegenheit, dies Attikertum zu bewähren, fehlt es ihm nicht: ein Meister Knieriem, dem sein Schöpfer erlaubt, sich für ein Stündchen auf den just verwaisten römischen Kaiserthron zu setzen, könnte wohl genug attisches Salz in die römische Wassersuppen streuen. Aber was er da anstellt, ist doch nicht mehr als eine zuweilen unterhaltende, zuweilen aber auch alberne Hanswursterei, gewürzt mit ein bißchen Satire auf Imperatorenwürde und Cäsarenglanz, Zuckerbrot für heute, das mehr nach 1918 als nach 305, den letzten Tagen des freilich recht pomphaften Diokletianischen Kaisertums, schmeckt. Aber vielleicht war es gerade dies Gebäck, was den Zuschauern so gut mundete, daß sie dem Verfasser einen mächtigen Lorbeerkranz auf die Bühne schickten. Windmacher wie Aiolos haben es jetzt leicht, auf der Aolsharfe der Volksgunst zu spielen.

1530 Jahre später, und wir sind im jungen Bürgerkönigtum Louis Philipps, dort, wo **Moritz Heimann** sich mit seinem Drama »**Armand Carrel**« angesiedelt hat. Da blüht der Weizen der Politik und der Presse, und aus diesem nun schon von zwei Revolutionen genährten Boden holt sich Heimann seinen Stoff und seinen Konflikt.

Es sind geschichtliche, zudem durch ihre eignen Schriften hinlänglich beleuchtete Persönlichkeiten, die er in Widerstreit geraten läßt. Armand Carrel hieß jener französische Publizist, der nach seiner militärischen, mit längerer Gefangenschaft gebüßten Teilnahme an der spanischen Revolution der zwanziger Jahre nach Paris kam und sich dort 1830 mit Mignet und Thiers zur Herausgabe des »National« verband, eines Blattes, das er bald an die Spitze aller Oppositionsjournale brachte. Während die beiden Mitbegründer zur Regierung abschwenkten, hielt er, den man den Ersten Konsul, die Säule und die Hoffnung aller Republikaner Frankreichs nannte, seine Grundsätze unter den heftigsten Anfeindungen und Verfolgungen fest und verfocht auch nach dem unglücklichen Ausgang der republikanischen Schilderhebung vom April 1834 kühn die Freiheiten der Nation. Dabei geriet er äußerlich einer geringfügigen journalistischen Entgleisung, innerlich des tiefbegründeten politischen und menschlichen Gesinnungsgegensatzes wegen in einen Konflikt mit Emile de Girardin, der schon eine recht bewegte und bunte Vergangenheit hinter sich hatte, als er, 1834 zum Abgeordneten in die Kammer gewählt, das Journal »La Presse« gründete und es zum Organ der Hofpartei machte. In diesen beiden Männern stehen sich nun zwei grundverschiedene Typen des Journalismus, des Pressewesens überhaupt gegenüber. Girardin, der schon vor und während der Julirevolution allerlei der Mode, der leichten Unterhaltung und der oberflächlichen Bildung dienende Blätter ins Leben gerufen hatte und die Reklame vor seinen Wagen zu spannen wußte, ist eine Art Vorläufer jener unparteiischen, »eunuchenhaften« Presse, die die Zeitung ihrer selbst wegen, »aus eigner Vitalität« will, das geistreiche, witzige Feuilleton züchtet, den sonderlich die Frauenwelt fesselnden Fortsetzungsroman einführt und den Anzeigenteil zum bestimmenden Faktor des Zeitungswesens macht. Ganz anders Carrel. Wie er selbst durch und durch Überzeugungs- und Gesinnungsmann ist, so gilt ihm auch die Zeitung nur als Werkzeug seiner Ideen und Ziele: Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit. Jener hat die Massen hinter sich, die Aktienzeichner und Abonnenten laufen ihm in Scharen zu, dieser hat oft nur sich selbst, sein gutes Gewissen und wenige Freunde um sich, weil er für sich selbst alle berauschende Macht verschmäht. Das Bewußtsein dieses publizistischen Zwiespalts durchtränkt auch die politischen und menschlichen Gegensätze und bringt die beiden schließlich auf Tod und Leben aneinander. Das Duell, wie gesagt, durch eine lächerliche Bagatelle heraufbeschworen, wäre nach der persönlichen Aussprache, die Carrel durch einen Schritt freier, natürlicher Menschlichkeit herbeigeführt hat, leicht zu vermeiden, wenn Girardin den Politiker in sich unterdrücken könnte, den Mann des Augenblicks und der Gelegenheit, der sich kein Mittel, dem Gegner einen Pfeil durch den Flügel zu schießen, entgehen lassen mag, oder wenn Carrel, der durch freie, kameradschaftliche Liebe an eine ihm nicht angetraute Frau, die Gattin seines ehemaligen



Bataillonskommandeurs, gebunden ist, es über sich gewinnen könnte, den Politiker und Schriftsteller auch nur für einen Augenblick von dem Manne und Menschen zu trennen, wenn er nicht durch seine Blöße vor einem »heuchlerischen« und »lächerlichen« Gesetz — das Frankreich von damals kannte keine Ehescheidung — doppelt empfindlich, doppelt leicht verwundbar wäre. So verschärft eine zweite, diesmal von Girardin gesuchte Zusammenkunft, in der dieser auch die geheimsten Schwächen des Gegners, den Nerv seines persönlichen Empfindens bloßlegt, den Konflikt nur noch mehr. Jetzt, wo Carrel jeden Augenblick darauf gefaßt sein muß, die geliebte Frau, die er vor dem leisesten Anhauch der »pestilenzialischen Zeit« bewahren möchte, mit frivolster Offenheit in den Staub der politischen Arena geschleppt zu sehen, ist das Duell unvermeidlich. Es endet mit der tödlichen Verwundung Carrels. Zwei Tage, und der Sechsunddreißigjährige wird mit seinem den höchsten Ideen und reinsten Herzensgefühlen gewidmeten Leben zu Ende sein, während seinem Gegner eine noch fast fünfzigjährige, von Glanz und Glorie bestrahlte, freilich in den gewagtesten Zickzacklinien auf- und abschnellende Laufbahn vorbehalten ist. Dafür verstummt er für die Dichtung in dem Augenblick, wo seine wohlgezielte Kugel den Weg in den Leib des andern gefunden hat, während diesem sein Schöpfer reichlich gibt, zu sagen, wer und was er war, wie er dachte und fühlte. Carrel wird mit seiner Todeswunde zu einem ihm aus den Tagen von St. Cyr befreundeten royalistischen Hauptmann getragen, der — und das ist nicht die einzige beredte Parallele zu unsern Tagen — seine unfreiwillige Zivilmuße damit verbringt, Kommentare zu den Feldzügen Napoleons zu schreiben, indes seine Mutter auf das Ende dieser bösen Zeit der Empörung, der Unwahrheit, der Herz- und Gottlosigkeit wartet, wo ihr Sohn von seinem wahren König gerufen werden wird. Bei diesem Luis de Paira erwarten den Verwundeten seine Frau und seine Freunde. Und nun, dem Kampfplatz der Politik und Presse in eine Sphäre reiner Menschlichkeit entrückt, öffnet Carrel sein Herz, ohne Bitterkeit, ohne Groll, ohne Selbstverschönerung, in einer leisen Schwermut, schon angehaucht von jenem Allesbegreifen und -verzeihen, wie es die Nähe des Jenseits gibt, mit dem er ohnedies stets vertraut war wie mit der »unentrinnbaren, liebevollen Gegenwart der Natur«. Was ist die Zeit? Womit man sie erfüllt. Voll und reich und schön, wenn man Gehalt in sie tut. Was ist Schwäche und Todesnähe? Ein erhelltes Wissen um das Zukünftige, um das wahre Wesen der Dinge und Menschen. Torheit, mit einem Girardin anzubinden! Ein Streich ins Leere! Er ist unverletzlich, unsterblich, wie das Massenhafte, Gemeine, und ebenso notwendig. Es gibt nur eine Brücke über den Abgrund, der die Überzeugungen und damit auch die Menschen trennt: die Ritterlichkeit. Und es gibt für Carrel nur einen Gott, der sieht aber denn doch etwas französisch aus, denn es ist — der ewige Stolz in seiner Brust. Die Morgenzeitungen möchte er freilich noch nicht entbehren; man soll nicht vergessen, sie ihm zu besorgen.

So stirbt oder bereitet sich zum Sterben — ein Journalist von 1836? Mir scheint, das, was Heimann seinem Carrel in den von einem feinen, leisen Lächeln verklärten Mund legt — und es ist wert, in der Buchausgabe (Berlin, S. Fischer) nachgelesen zu werden —, sind mehr Gedanken und Empfindungen seiner selbst. Man fühlt es dem Pulsschlag dieser drei Akte an, daß darin das Herz eines Menschen von heute schlägt, der trotz seiner republikanischen Leidenschaften immer ein Aristokrat geblieben ist. »Sie ist keine schöne Frau, die Freiheit, aber sie hat so wunderbare Augen« — »Aristokratisches Gelüst — ja, aber jeder ausgesprochene Gedanke ist ein Demokrat« — »An die Stelle des Degens ist der Geldbeutel geschlüpft, nur eine veränderte Methode, um das wahrhafte Volk, das arbeitende, auszupressen« — »Das Gegenwärtige ist mir zuwider, aber das Vergangene ist mir irgendwie verwelkt« — »Gerade die Lage von unsereinem zeigt, wie nötig für ein Volk Kontinuität ist«: das sind Worte, teils aus Carrels Munde, teils aus dem Pairas, seines politisch auf dem entgegengesetzten Flügel stehenden Freundes. Aber sind es nicht mehr noch — wofür schon die versöhnte Gegensätzlichkeit spricht — Worte aus dem Herzen des Dichters? Denn das läßt sich nicht übersehen: wir haben hier ein höchst geistiges, aber auch ein höchst subjektives Werk vor uns. Zu subjektiv für ein Drama, das doch nicht ohne kühle Gestaltungen auskommen kann. Alle diese Menschen, unter denen kaum ein unbedeutender Platz findet, selbst die Frauen, insbesondere Eliza, Carrels stolzes weibliches Widerspiel, sind mehr oder minder getreue Abdrücke des einen Prägestocks Heimann, sie alle denken mit seinem Hirn, reden in seiner Sprache. Dadurch kommt in das Werk etwas Narzißhaftes, etwas Sichselbstbespiegelndes, etwas Isoliertes, was mehr lyrischen als dramatischen Wert hat und ihm mit der Lebensechtheit auch die Blutwärme und Körperlichkeit nimmt. Es war ein gedankenträchtiger, in uns nachklingender Abend, den uns das Staatstheater mit dieser Aufführung gab, aber die Menschen werden uns, gleich Sternen der Vorzeit, längst verblaßt sein, wenn die Gedanken, die sie ausstrahlen, noch ihren Weg zu uns finden.

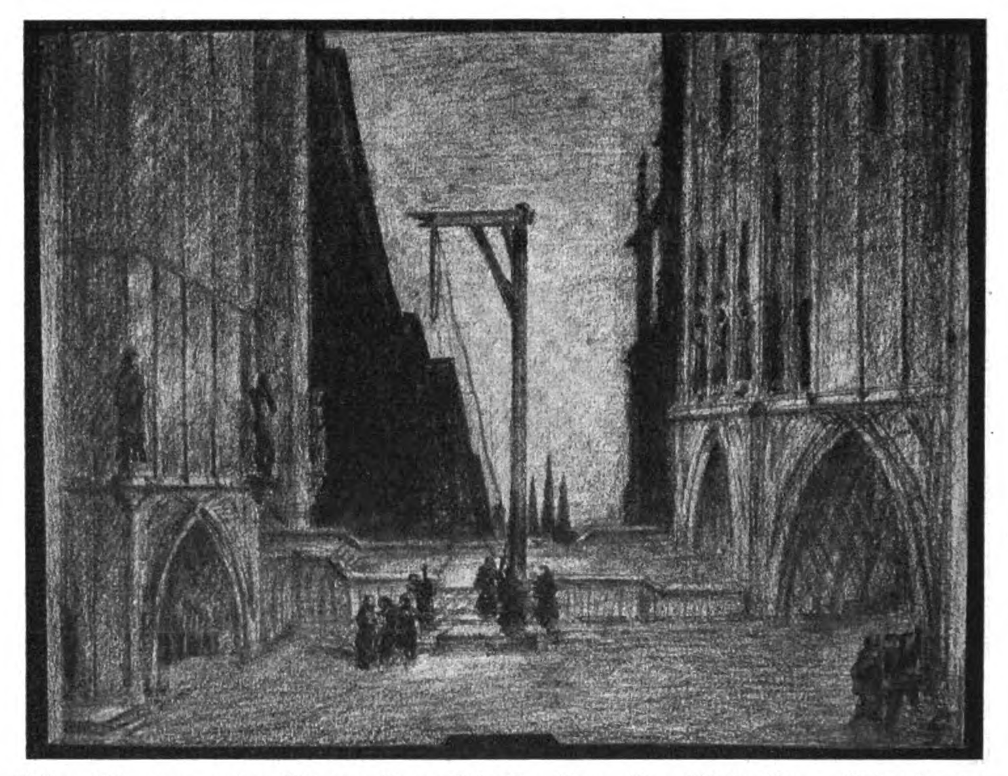
Die zweigesichtige Doppelwelt aus Gurks »Persephone« kehrt wieder in dem Werk eines andern dramatischen Neulings, dessen sich die



neugegründete Dramatische Gesellschaft »Heut und morgen« mit einer Sonntagmittagsaufführung im Deutschen Theater annahm. Nur daß sie hier, in dem Drama Alfred Brusts, ins Erotische statt ins Soziale hinüberspielt und der »schlafende Gegensatz«, der da aufgeweckt wird, nicht mehr oben und unten, Sonne und Dunkel, sondern Sinnenglück und Seelenfrieden, Geist und Fleischeslust heißt. Ein junges bräutliches Mädchen in einem einsamen Küstendorf Litauens liest in der Bibel und erschrickt vor den Nacktheiten und Natürlichkeiten, die darin stehen; ein andres gesteht die Entzückungen, die es, eine neue Maria Magdalena, in Gedanken an den himmlischen Bräutigam durchlebt. Das hebt an wie eine Legende, und auch die Sage von dem »Singenden Fisch«, die der auf zerbrochenem Schiff an diesen Strand verschlagene junge Nordländer den Alten und Jungen bei abendlicher Lampe erzählt, hat etwas Mystisches. Die Seele des Heilands, heißt es da, habe sich auf ihrer letzten schmerzlichen Irrfahrt in einen Fisch geflüchtet, dem Gott seitdem die Gabe des Gesanges verliehen habe. Diesen überirdisch schönen Gesang zu vernehmen, werde aber nur die reine unbefleckte Jungfrau gewürdigt, der damit alle Glückseligkeiten zuteil würden. So der schier religiös gestimmte Auftakt. Bald aber mischt sich mehr und mehr das schwül oder derb Sinnliche ein, bläht und spreizt sich, züngelt und schwelt, daß die irdische, allzu irdische Liebe die himmlische fast verzehrt. Schließlich entwindet sich Anatolie, die Bibelleserin, den Armen ihres Bräutigams oder jungen Gatten, vor dem sie längst eine zitternde Scheu hatte, aber nur, um dem Fremden in sein Schiff nachzueilen; während umgekehrt Veronika ihr heißes Blut in der durch Trug und Trunkenheit erlisteten Umarmung des verlassenen Mannes kühlt. Fehlt es schon hier nicht an argen Verzerrungen des Gefühls, so trägt die an den Versuchungen ihrer Töchter kreuzweise teilnehmende seelische und sinnliche Liebesglut der Mutter vollends Pein und Ekel in die Handlung, ganz zu geschweigen von den brüsk betonten Trieben, die der Chor der Männer, hier stärker als anderswo an das Elementare gebunden, mit bedürfnisstillenden Verrichtungen auf die offene Szene trägt. So entpuppt sich der wohl noch recht junge Verfasser als ein neuer Anhänger jener nicht mehr spärlichen Gilde, die das Reine und Keusche nicht anders zu sehen vermag als in unentrinnbarer Verschlingung mit dem Fleischlichen und Brünstigen, und die sich wunders wie mutig dünkt, wenn sie alles das, was man sonst gern verhüllt oder dämpft, wie krachende Trümpfe ausspielt. Es soll nicht verkannt werden, daß hier streckenweise ein sich aus wunder Seele hervorringender Erlebnisschmerz mitschwingt, aber um dies schicksalhafte Gewebe von zarter Seelenhaftigkeit und nackter Begierde dramatisch zu gestalten, hätte der Dichter eine höhere Stufe der Lebensreife abwarten müssen. Kaum der Pubertät entwachsene Knaben können uns darüber nichts sagen. Wie sein zwitterhaftes Gebilde jetzt dasteht oder vielmehr taumelt, bleibt es vor Zusammenstößen mit dem Lächerlichen so wenig bewahrt wie vor der Berührung mit dem Rohen.

Niemand wird erwarten, daß wir der Erotik entfliehen, wenn wir — woran uns Stolz, Würde, ja selbst das simpelste Anstandsgefühl hindern sollten! — die Franzosen zu Gaste laden. Der neueste dieser Kostgänger heißt Charles Vildrac, und natürlich wird er uns bei seinem ersten Erscheinen in den Kammerspielen gleich als eine »Weltberühmtheit« vorgestellt, ohne die kein Hund länger leben möchte. Es heißt sogar — und das zieht immer, wenn es über die Grenzen schallt — der Krieg mit seinem seelenaufwühlenden Erleben schatte in sein Schauspiel »Das Paketboot Tenacity« herein. Sehen wir zu, was darin verfrachtet ist.

Zwei junge Schriftsetzer, die der Krieg aus der Bahn geschleudert hat, wollen sich »mit Entschlossenheit« — man beachte die symbolische Übereinstimmung ihrer Seelenverfassung mit dem Namen des Schiffes — von ihrer Heimatscholle losreißen, um in Kanada ihr Glück als Ansiedler zu versuchen. In der Hafenstadt aber erfahren sie, daß die »Tenacity« erst geflickt werden muß, ehe sie in See sticht. Es heißt also warten, und warten heißt für zwei zur Untätigkeit verdammte junge Männer, die durch den Krieg und seine Entbehrungen gegangen sind, sich verlieben, zumal da das willige Objekt dafür in der hübschen Kellnerin der Hafenschenke so verführerisch nahe zur Hand ist. Der Jüngere, ein Flaumbart, der aus kameradschaftlichem Vertrauen zu dem Älteren eigentlich nur so mitgegangen ist und noch das Heimweh im Herzen trägt — auf unsrer deutschen Bühne sah er gerad' wie ein Wandervogel aus —, bringt es dabei nur zu zager, scheuer Annäherung. Der andre, scheinbar erst durch dies stümperhafte Werben in Feuer gebracht, geht rascher und schärfer ins Zeug. Tenacity, Entschlossenheit, Zielbewußtheit! Ein paar Gläser Champagner, nach Feierabend mit der Kellnerin allein in der Schenkstube — am andern Morgen macht sich das Pärchen auf und davon. Aber nicht nach Kanada. Dahin mag das Muttersöhnchen gefälligst allein fahren! Dem zuckt es nun wohl ein wenig im Herzen ob des doppelten Verrats, den Kamerad und Liebste an ihm begangen haben, dann aber rafft er sich zusammen und geht entschlossen seinem Geschick entgegen — auf die »Tenacity«. Dabei begleiten ihn die mütterlichen Segenswünsche der gutmütigen Wirtin und die skeptischen Lebenssprüche des alten



Bühnenbild zum zweiten Akt von Franz Schrekers Oper »Der Schatzgräber«. Entworfen von Emil Pirchan (Staatsoper in Berlin)

Schwätzers und Tagediebes Hidoux, eines echt französischen Räsoneurs, die freilich stärker nach Schnaps als nach Weisheit duften.

Es ist französisches Mousseux in dem Stücke, was sich namentlich in dem nächtlichen Tete a Tete der beiden bald zum Letzten entschossenen Ausreißer zeigt, und das vorangegangene Liebesszenchen zwischen der Kellnerin und dem kleinen Segard hat sogar etwas von dem Duft erster unbeholfener Jungenzärtlichkeit, die nicht weiß, wohin mit ihren Gefühlen. Aber Gehalt und Erdgeschmack sind nicht in dem Wein. Höchst überflüssig auch diesmal, solch Pariser Asphaltgewächs zu kredenzen in einem Augenblick, wo die sadistische Vernichtungswut der Franzosen beginnt nicht bloß uns Deutsche anzuwidern.

Der neue Verneuil — denn der darf in einem Berliner Theaterbericht so wenig fehlen wie der Schimmel bei Wouvermann — heißt höchst unfranzösisch »Der Frechdachs«, ist gezähmt von Rud. Wilde und wird gespielt im Theater am Kurfürstendamm. Sie ist noch langweiliger und leerer als die früheren sechs oder sieben Verneuils, diese Geschichte von dem dickfelligen, in immer neuen Verkleidungen, unter immer neuen Vorwänden wiederkehrenden Liebhaber, der die »anständige Frau« schließlich doch mit seiner »Anständigkeit« zu Fall bringt. Nur wir Tölpel von Deutschen lassen uns weismachen, daß unsre Müller und Schultze das nicht auch könnten.

Da sahen wir z. B. im Steglitzer Schloßparktheater einen neuen Schwank von Kempner-Hochstädt, einem gewiß bescheidenen Autor. Hieß »Die Hausdame«, war in seinen Mitteln so harmlos wie in seiner Fabel: eine abgedankte Frau weiß sich auf wirtschaftlichem Wege wieder in das Herz des immer noch geliebten Mannes zu schmuggeln, und dennoch ungleich wertvoller als so ein Verneuil, schon weil man über einen hartnäckig verschnupften, seine Mitmenschen noch hartnäckiger mit seinem Tenor beglückenden Musikstudenten herzhaft lachen kann, ohne, noch eh' es verklungen, vor solchem Lachen erröten zu müssen.

Im übrigen gab es um Quasimodogeniti viel Wiedersehensfreude und auch ein wenig Wiedersehensärger über alte Bekannte aus vieler Herren Ländern. Das Steglitzer Schloßparktheater, zu gediegen, um sich länger als von einer Kastanienblüte bis zur andern selbst in einem westlichen Berliner Gelehrten- und Beamtenvorort halten zu können, verabschiedete sich für seine bisherige verdienstvolle Direktion mit einer sauberen und munteren Aufführung von Shakespeares selten gespieltem Jugend-

lustspiel »Der Liebe Lust und Leid«. Das Stück, noch zum guten Teil im Euphuismus, dem damaligen von »taftenen Phrasen« und »Samthyperbeln« starrenden Modestil, befangen, ist in seiner eigentlichen Liebesfabel nicht viel wert, und man ist wohl heute noch versucht, dem Lyriker Robert Tofte zuzustimmen, der es 1598 mit ungehaltenen Versen bedacht hat:

Ach, nichts vom Herzen, alles war nur Mache,
Der Kummer falsch, erheuchelt das Gefühl,
Von allen trug ich wahren Schmerz allein,
Die andern äußerten ihn nur zum Schein.

Aber die Masken- und Rüpelspiele, die den ganzen fünften Akt füllen, künden schon den Dichter des »Sommernachtstraums« und verfehlten denn auch im Schloßpark des alten Papa Wrangel ihre humoristische Wirkung nicht.

Im Volkstheater am Bülowplatz führte sich der neue Spielleiter Richard Révy, der sich seine Sporen in Steglitz verdient hat, mit einer phantasiebeschwingten Inszenierung des Grillparzerschen Märchendramas »Der Traum ein Leben« ein, dieser glänzenden, bilder- und farbenreichen orientalischen Phantasmagorie, in der — echt grillparzerisch — ein stürmischer, tatendurstiger Jüngling durch eine Reihe von verbrecherischen Traumerlebnissen zu einem friedlichen, beschaulichen Leben bekehrt wird. Hans Strohbachs malerische Bühnenbilder unterstützten Darsteller und Spielleiter wesentlich.

Weniger erfreulich war im Lessingtheater das Wiedersehen mit Sardous »Madame Sans-Gêne«, dieser von unverfrorenstem französischem Kulissengeist erfüllten Geschichte der vom Pariser Wäschermädel zur Herzogin von Danzig aufsteigenden Cathérine Hübschér, die nicht nur die bisherigen Schwestern Napoleons gehörig abkanzelt, sondern schließlich auch dem Empereur selbst nach Noten die Wahrheit geigt. Wäre nicht die prächtige Käthe Dorsch, eine Natur und ein Temperament, der Rolle mit ihrer saftigen, volkstümlichen Frische beigesprungen, man hätte vermuten können, der verschwenderische Beifall des Hauses gelte den demokratischen Zeitparallelen, an denen es hier nicht fehlt.

Auf derselben Bühne spielte kurz zuvor Eugen Klöpfer, der sich immer mehr zum Erben Bassermanns ausbildet, Gerhart Hauptmanns Crampton, dies von begeisterter Schülerliebe und warmer, tatkräftiger Menschenliebe gerettete »verkommene Genie«. Leider betonte er dabei, gern zu Übertreibungen und Vergröberungen geneigt, mehr das Adjektiv als das Subjektiv und verscherzte sich und uns dadurch den Glauben an den göttlichen Funken und die unverdorbene Kindhaftigkeit, die diese Gestalt von Cramptons um 25 Jahre jüngerem, von Apoll und allen neun Musen verlassenem »Kollegen« Peter Brauer unterscheiden müssen.

Die Staatsoper brachte — längst nicht als erste deutsche Bühne — unter Leo Blechs und Dr. Hörths Leitung Franz Schrekers »Schatzgräber«. Das Werk ist seiner motivenreichen Handlung wie seiner kühnen und starken Musik nach von einer brennenden und funkelnden Romantik erfüllt, die im einzelnen zu würdigen nicht zu meinem kritischen Beruf gehört. Wir begnügen uns damit, zwei Bühnenbilder und zwei Kostümfigurinen von Emil Pirchan zu zeigen, die in ihrem wesensverwandten und ebenbürtigen Nachfühlen dessen, was der Tonkünstler gewollt hat, wohl eine bildhafte Vorstellung von dem Ganzen geben.

Ein Blick in den Zuschauerraum unsrer Theater genügt, um erkennen zu lassen, wie gründlich sich das Publikum gegen das der Vorkriegsjahre verändert hat. Auf den teuersten Plätzen gewiß nicht zu seinem Vorteil. Anders auf den Stehplätzen, den hinteren Reihen und dem »Olymp«. Dort wächst dem Theater augenscheinlich ein Stamm von Besuchern heran, dem Drama und Schauspielkunst erst jetzt ein erschwinglicher Genuß geworden ist. Man soll sie ehren,



Die Königin. Kostümfigurine von Emil Pirchan zu Franz Schrekers Oper »Der Schatzgräber« (Staatsoper in Berlin)

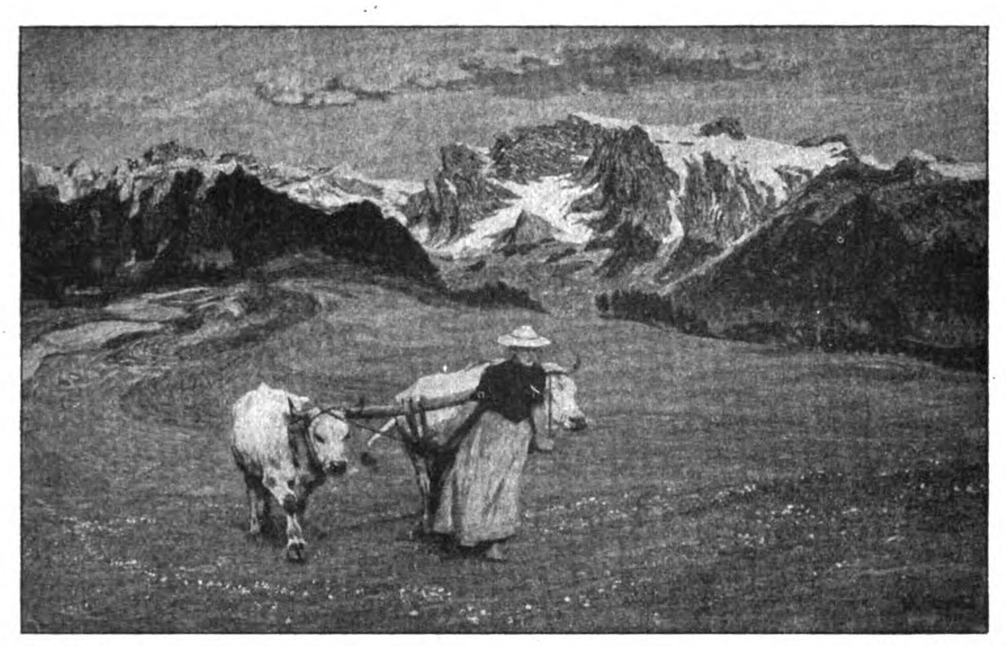


Die Elf' beim Festmahl. Kostümfigurine von Emil Pirchan zu Franz Schrekers Oper »Der Schatzgräber« (Staatsoper in Berlin)

denn sie könnten ihr Geld für materiellere Genüsse anwenden, aber auch lehren, denn strebende Menschen sind ein kostbares Gut, und »ein Werdender wird immer dankbar sein«. Diesen Neulingen im Theater, aber auch all denen, die nicht so dumm sind, nicht noch hinzulernen und ihren künstlerischen Genuß vertiefen zu wollen, gilt ein junges Unternehmen des Schneiderschen Verlages in Berlin: Franz Schneiders Bühnenführer. Da soll nach und nach jedem bedeutenderen auf der lebendigen Bühne heimischen Dramatiker ein eignes Heft gewidmet werden, das zunächst über seine Persönlichkeit sowie sein künstlerisches Werden und Wachsen unterrichtet, sodann aber — und das ist der Hauptinhalt und das Hauptziel der Bändchen — in den Stoff, die Handlung, den Gehalt und den Geist seiner wichtigsten Bühnenwerke einführt. Rund zehn Bändchen liegen schon vor. Nicht alle dienen ihrer Aufgabe gleich gut. Völlig untauglich für den Zweck ist z. B., was der Bearbeiter Büchners in einem von Fremdwörtern strotzenden Kauderwelsch zu Markte bringt. Vorzügliches dagegen hat Karl Strecker in den beiden Heften über Hebbel und Ibsen, Fritz Engel in denen über Shaw und Rolf Lauckner geleistet. Ferner sind Björnson, Tagore und Gött vertreten. Ich selbst habe Tolstoj, Gorki und Tschechow übernommen.

Neues von und über Josef Kainz — wer möchte danach nicht die Hand ausstrecken, der nur noch einen leisen Ton dieser berauschend schönen Sprache, einen Schimmer dieser dionysischen Bewegungen im entzückten Gedächtnis bewahrt! Nun wohl, es ist ein neues Buch mit Briefen von Josef Kainz erschienen (Wien, Ricola-Verlag), darin wird er noch einmal mit seinem ganzen Feuer, Glanz und Zauber lebendig. Sie beginnen mit einem Briefe des Zwanzigjährigen, der ein für den Onkel Schuldirektor, einen Aquariumliebhaber, bestimmtes Geschenk (»getrocknete Tiere« aus dem Aquarium in Frankfurt a. M.) begleitet, schwingen sich dann aber bald in die Sphäre der Kunst, zumal seiner Kunst auf, dehnen sich nach allen Seiten aus in den achtziger, vertiefen sich in den neunziger Jahren, gewinnen ihren vollen Klang, ihre heiterste Freiheit und ihre schönste Reife aber erst in den letzten zehn Lebensjahren dieses erstaunlich vielseitigen Geistes. Hermann Bahr hat als Einleitung dazu seine Erinnerungen an Kainz geschrieben, der Verlag hat für ein paar künstlerische Bildnisse gesorgt.

Etwas Lustiges, Erheiterndes zum Schluß: Richard Alexander, der uns einst so oft das Zwerchfell, manchmal auch das Herz erschütterte, erzählt seine »Streiche beim Theater« (Berlin, Aug. Scherl; mit Bildnis und 14 Rollenbildern). Dabei dürfen wir nicht gleich an Wilhelm Busch denken, es steht auch allerlei Ernstes und Nachdenkliches in dem Buche, wie dieser Alexander im Grunde ein nicht weniger ernster, gediegener und tüchtiger Künstler war, als er Mensch ist. Er hat streng und nachhaltig an sich gearbeitet; er hat seiner Kunst und seinen Kollegen immer Treue und echte Kameradschaft bewiesen; er hat, auf der Bühne ein »Treubruchvirtuose«, ein musterhaftes bürgerliches Leben geführt: »Gott sei Dank, daß ich wieder eine Frau mit geschlossenem Kleide sehe«, pflegte er zu sagen, wenn er abends nach neune in sein eheliches Heim zurückkehrte; er hat für Menschenleid und -not immer ein warmes Herz und eine offene Hand gehabt, und die Träne quoll ihm, wie allen echten Komikern und Humoristen, leicht aus dem Auge. Dennoch: am liebsten hören wir ihm zu, wenn er selbsterlebte Theater- und Kulissenanekdoten erzählt, denn er erzählt gut, fast dramatisch, am besten, wenn der unsterbliche Siegmund Lautenburg der »Held« ist. Wer machte sich nicht heute flugs wieder ins Berliner Residenztheater auf, wenn es hieße, Richard Alexander spielt wieder; da er das aber verschworen hat, vergnüge man sich mit seinen »Streichen«.



Georg Hänel: Ausgespannt

Von Kunst und Künstlern

Ferdinand von Rayski: Kind mit Spielsachen (vor S. 373) — Arthur Schlubeck: Frau von C. und Sohn (vor S. 365) — Otto Rasch: Zimmer der Herzogin (vor S. 309) — W. Wolfgang Breuer: Nachtstimmung (vor S. 325) — Otto Altenkirch: Am Waldgut (vor S. 317) — Jos. Rolf Knobloch: Das Moor (vor S. 397) — Georg Hänel: Ziegenhirt im Hochgebirge (vor S. 357) und Ausgespannt (S. 405) — August Schreitmüller: Die Wehr (vor S. 341) — Alexander Bertelsson: Obsternte (vor S. 381)

Der Maler des Kinderbildnisses, das dieses Heft in Doppeltondruck zeigt, ist als künstlerische Persönlichkeit eigentlich erst auf der Deutschen Jahrhundertausstellung des Jahres 1906 entdeckt worden. Wohl kannte man auch vorher schon Bilder genug von ihm, die Respekt und Bewunderung erregten, aber die ganze Vornehmheit und charaktervolle Geschlossenheit Ferdinand von Rayskis ging den Kunstfreunden erst auf, als in den Räumen der Berliner Nationalgalerie zwanzig Bilder von ihm nebeneinander erschienen. Nur daß der »Entdeckungen«, d. h. der neuen Erkennungen und Würdigungen bisher übersehener Malerpersönlichkeiten damals so viele waren, daß man kaum zu rechtem ruhigem Genuß der einzelnen kam. Da erwarb sich die Galerie von Ernst Arnold in Dresden im darauffolgenden Jahre ein nicht geringes Verdienst, als sie Rayskis Werk gesammelt und gesondert, gruppiert und gegliedert zur Schau stellte. Etwa hundert Gemälde waren da beisammen, und seitdem stand das Urteil fest, daß wir in Rayski, dem Sproß eines altadeligen böhmischen oder polnischen Geschlechts, einen der hervorragendsten Porträtmaler aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zu ehren haben.

Das geschah 17 Jahre nach seinem Tode, rund hundert nach seiner Geburt. Denn Rayski hat ein hohes Alter erreicht und eine große Zahl von Bildern hinterlassen, ohne in seinem Schaffen eine merkbare Ermüdung zu zeigen, ohne bis zuletzt seine Persönlichkeit und seine Eigenart zu verleugnen. Und hier gebührt einmal dem deutschen Adel, der sonst manche Sünde an der deutschen Kunst auf dem Gewissen hat, das Lob, früh schon einem Maler Verständnis und Teilnahme entgegengebracht zu haben, der wohl von Hause aus mit einer aristokratischen Menschenauffassung und einem »distinguierten« Geschmack für Zeichnung und Farbe ausgerüstet war, aber sich durchaus nicht gewillt zeigte, durch glatte Herkömmlichkeiten oder gutwillige Anpassungen den Bestellerwünschen des Durchschnitts zu schmeicheln. Freilich fehlte auch die gefährliche Kehrseite dieser Bevorzugung nicht: zu viele und gerade die schönsten der Rayskischen Gemälde, insbesondere Bildnisse, blieben in Privatbesitz auf einsamen Schlössern und Herrensitzen verborgen — wie ganz anders hätten sie in öffentlichen Sammlungen wirken und schulen können! Denn selten nur hat es in Deutschland einen neueren Porträtmaler gegeben, der durch die Ausgeglichenheit seiner Kunst besser und fördernder auf das junge Geschlecht der Maler hätte wirken können als Rayski. Nicht kühne, eigenwillige Genialität — die schlechthin unnachahmbar und unübertragbar ist — zeichnete seine Bilder aus, sondern jene durchgebildete, fein abgewogene Kultur, jene dem Gegenstand harmonisch angepaßte Auffassung und vollendete

Handwerkskunst, die von jeher die glücklichsten und fruchtbarsten Lehrmeister von einer Generation zur andern abgegeben haben. Die Vorherrschaft bei ihm hatte das Männerbildnis, obgleich die berühmten Stielerschen Frauenbildnisse in der Münchner Residenz offenkundigen Einfluß auf seine junge Palette ausgeübt haben; keins seiner Werke — das bewies die Jahrhundertausstellung und bestätigte die Gesamtschau bei Arnold — konnte sich mit dem glänzenden Bildnis des Domherrn von Schroeter vergleichen. Aber auch den Aufgaben des Frauenbildnisses war Rayski im Persönlichkeitsausdruck wie in der Koloristik durchaus gewachsen. Man braucht nur das Ovalbild seiner Schwester Minna Pompilia mit seiner etwas müden und verträumten, aber unendlich vornehmen, verhaltenen Schwermut zu kennen, um zu wissen, was Rayski der Frauenmaler als Psychologe und Kolorist bedeutete.

Man sollte denken, daß ein Porträtmaler, der sich so viel Sinn für das Unbewußte bewahrt hatte, vom Kinderbildnis besonders angezogen worden wäre. Aber gerade diese Gattung ist überraschend spärlich, wenn nicht etwa zum größten Teil verborgen geblieben. In Dresden sah man damals nur zwei wirklich fertig gewordene Kinderbildnisse Rayskis. Das eine stellte den etwa zehnjährigen Konrad von Posern dar, der breitspurig, die Hände in den Hosentaschen, mit scheinbar schon recht gut entwickeltem Standesbewußtsein dasteht, ein aristokratisches Gegenstück zu dem Dorfprinzen von Ludwig Knaus. Das andre war das hier erscheinende »Kind mit Spielsachen«. Zunächst störte da wohl das viele Drum und Dran ein wenig. Nun, da lag offenbar ein Wunsch der lieben Eltern vor: Mama wollte dies, Papa jenes vom täglichen Umgang ihres Lieblings mit verewigt sehen. Rayski wußte solche Bestellerwünsche sonst mit glänzendem Geschick seinen eignen malerischen Absichten dienstbar zu machen; hier hat er sich dadurch fast etwas zertreuen lassen. Sonst freilich ist ihm der kleine Pausback auf seinem hochlehnigen Thronsessel in der Vereinigung von Kindlichkeit und Würde prächtig gelungen, und auch in der Farbengebung — das zeigt selbst unsre doppeltonige Wiedergabe, z. B. bei den Schuhen und Strümpfen — steht dies Gemälde hinter den Bildnissen der Erwachsenen mit den stolzen Namen nicht zurück.

Die letzten Lebens- und Schaffensjahre dieses namentlich in den Adelskreisen seines sächsischen Heimatlandes stark in Anspruch genommenen Porträtkünstlers waren fast ganz dem Studium der Natur gewidmet, insbesondere dem ihm als Jäger liebgewordenen Wald und seinen Bewohnern. Bis kurz vor seinem Tode (23. Oktober 1890) hat er Tiere, zumal das Reh, mit ungebrochener künstlerischer Kraft gemalt.

Es ist nicht leicht, unter den zeitgenössischen Porträtmalern einen zu finden, der Rayskis Nachbarschaft verträgt und sich da wohlfühlen möchte. Für die starken Temperamente sind seine Wege zu zahm; andre, die sich mehr im Zaume halten, wirken in seiner Nähe glatt oder unvornehm. Auch wenn wir in diesem Heft neben das Rayskische Kinderbildnis ein Doppelporträt von Arthur Schlubeck: Frau von C. und Sohn stellen, so soll damit weder zwischen den Werken noch zwischen den Malern eine Parallele gezogen werden. Aber eine gewisse Verwandtschaft scheint mir unverkennbar, und sie braucht nicht bloß auf der gesellschaftlichen Eleganz zu beruhen, auf der Tatsache, daß beide Maler ihre Porträtaufgaben hauptsächlich in den aristokratischen Gesellschaftskreisen gefunden haben. Auch die eigentümlich irisierende, gern ins Pastellartige hinüberschweifende Farbengebung, die sich bei Schlubeck aus seinen leidenschaftlichen Lichtstudien erklärt, zeigt bei beiden verwandtschaftliche Züge. Das tiefgetönte Lila, wie es Schlubeck auf diesem Doppelbildnis mit gedämpftem Silbergrau und dem emailartigen Grünblau zusammengestellt, erinnert an die Farbenkomposition auf manchen Rayskischen Gemälden, besonders an das vielbewunderte seidig schillernde Rosaviolett des hochlehnigen Sessels, auf den sich der Domherr von Schroeter stützt. Das tiefe Schwarz freilich, das Rayski, darin ein Sohn seiner Zeit, neben den dunklen Ateliertönen bevorzugt, sehen wir bei dem Maler des 20. Jahrhunderts durch helle, leuchtende Farben bis auf den letzten Rest überwunden.

Der Weimarer Otto Rasch hat im März d. J. seinen 60. Geburtstag gefeiert. Reich und mannigfaltig ist das malerische und graphische Werk, auf das er zurückblicken kann, und was mehr bedeutet: es hat Geschlossenheit und Charakter. Denn so vielseitig sich Rasch auch als Bildnis- und Genremaler versucht und bewährt hat, das Beste, Markanteste und Bleibendste hat dieser Schüler des Meisters Thedy, seit seinen Jünglingsjahren in Weimar heimisch, doch als Maler jener denkwürdigen Innenräume geleistet, durch die Weimars klassische Vergangenheit gewandelt ist. Seine Bilder aus dem Goethehause am Frauenplan, aus dem Schillerhause, dem Schlößchen in Tiefurt, namentlich aber dem Wittumspalais in Weimar, dem Musenheim der Herzoginwitwe Anna Amalia, schließen sich heute schon zu einer kleinen Galerie dieser historischen Stätten zusammen, die viel dazu beiträgt, uns mit ihrem Lebensstil auch etwas von ihrem Geist und ihrer schlicht-vornehmen Kultur zu vergegenwärtigen. Dabei hat sich Rasch nie mit dem billigen Ruhm eines nüchternen Kopisten der Wirklichkeit begnügt, sondern immer den Ehrgeiz des schöpferischen Malers festgehalten, der keinen andern Herrn

über sich kennt als Licht und Luft und sich für die Komposition seiner Bilder — worauf bei Interieuren so viel ankommt — nur von seinem Auge und seinem Geschmack beraten läßt.

Aus der vornehmen Zurückgezogenheit des alten Weimar führt uns Wolfgang W. Breuer in seiner Radierung »Nachtstimmung«, die auch ohne Farbe starke malerische Wirkungen anstrebt, in das nervöse, erst um Mitternacht recht erwachende Kaffeehausleben der modernen Großstadt. Der Lyriker, als den wir Breuer aus dem seine Graphik behandelnden Aufsatz von Albert Lorenz im Februarheft 1921 kennengelernt haben, verleugnet sich selbst hier nicht ganz, aber er macht nicht gern bei bloßen Stimmungen halt, er weiß auch zu erzählen, zu schildern und in einer Szene, wie dieser, einen ganzen Gesellschaftsabschnitt unserer Zeit zu charakterisieren.

Wie Breuer, ist auch Otto Altenkirch unsern Lesern schon bekannt. Im Märzheft 1920 haben wir zu dem Aufsatz von Robert Grötzsch eine ältere Variante seines Gemäldes »Am Waldgut« gebracht. Die beiden Bilder liegen nur ein Jahr auseinander, und die Freude am spielenden und kosenden Licht ist dort wie hier dieselbe. Aber uns dünkt, Altenkirch ist seitdem freier geworden. Dafür spricht nicht nur die Beobachtung, daß er jetzt bei dieser Baumlandschaft ganz auf Staffage verzichten kann, das glaubt man auch an der leichteren und lockereren Behandlung des mittleren, früher noch verdunkelten, jetzt von Licht und Sonne durchwobenen Bildteils zu erkennen.

Strebt der Dresdener Altenkirch in seinen Landschaften nach dem Intimen, so der Münchner Jos. Rolf Knobloch nach dem Monumentalen. Ein Stück Erde, ein Stück Welt mit seinem eingeborenen Schicksal möchte er dem Beschauer zeigen. Kleinlichen Einzelheiten, wie sie etwa die Münchner Schule der achtziger Jahre liebte, ist er immer gerne aus dem Wege gegangen. Wenn er auch keinen bestimmten Lehrer nennen könnte, an den er sich angelehnt hat, so fühlt er sich doch den großen Landschaftsmeistern von Barbizon für tiefgehende Anregungen zu Dank verpflichtet, am meisten freilich für die, ihn auf die unerschöpfliche Meisterin Natur mit all ihren Skalen organischen Farbenreichtums hingewiesen zu haben, auf sie, die bei aller Beweglichkeit der Formen und Lichter doch nie ihre gesammelte harmonische Kraft und damit ihren »monumentalen Stilwillen« einbüßt. Im »Moor«, das in unsrer Wiedergabe leider auf die Farbe verzichten muß, hat Knobloch das dramatische Schicksalpathos zu gestalten versucht, das über solchen Landschaften liegt und das auch die Dichtung, zumal die Ballade, oft und gern ergriffen hat.

Georg Hänel, dem dies Heft das Einschaltblatt »Ziegenhirt im Hochgebirge« und das Textbild »Ausgespannt« verdankt, lebt und malt, wie Altenkirch, in Dresden. Aber während sich dieser seine Motive gerne in der landschaftlich bescheidenen Umgebung Dresdens gesucht hat, am liebsten in der Dresdner Heide, hat Haenel, kaum daß er seine akademische Ausbildung unter Bantzer und Bracht beendet hatte, seine Studienreisen ins bayrische, Salzburger, tirolische und schweizerische Hochgebirge gelenkt, und auch hier ging er früh auf ein bestimmtes künstlerisches Ziel aus, nämlich auf die malerische Zusammenstimmung von Mensch und Tier mit den großen Formen der Landschaft. 1913 erhielt er in München für eins dieser Bilder, die »Ochsen am Pflug«, die Goldene Medaille. Dann zeigte ihm der Krieg in Mazedonien ein ganz neues landschaftliches Gesicht, das ihm mancherlei Anregungen gab, sich aber im Drang der Ereignisse künstlerisch nicht recht bei ihm auswirken konnte. Der »Ziegenhirt im Hochgebirge« verwendet Motive aus den Salzburger, »Ausgespannt« (Abbild. S. 405) eins aus den Südtiroler Alpen.

In der Plastik dieses Heftes, der »Wehr« von August Schreitmüller, begegnen sich die beiden Kunststädte München und Dresden. In München als Sohn eines Bildhauers, eines Freundes von Leibl und Feuerbach, geboren, kam Schreitmüller mit seinem Vater, der zum Lehrer an der Dresdner Kunstgewerbeakademie ernannt worden war, schon als Schüler in die sächsische Hauptstadt, teilte seine akademischen Studien dann aber zwischen München (Eberle) und Dresden (Robert Diez). Früh wurde er mit öffentlichen Aufträgen betraut: in Buchholz i. Sa. steht sein Denkmal Friedrichs des Weisen, in Mittweida sein Friedensbrunnen, das neue Dresdner Rathaus ist mit nicht weniger als zwölf Figuren von seiner Hand geschmückt, und die Staatliche Skulpturensammlung bewahrt von ihm eine noch größere Anzahl von Arbeiten in Stein, Marmor, Holz, Bronze und Wachs. Das hier in Doppeltondruck wiedergegebene Bildwerk, ein in ruhiger, entschlossener Haltung den Feind erwartender Jüngling, dessen Rechte das Schwert gezückt hat, dessen Linke den schon flugbereiten Adler noch zurückhält, ist für das Grabmal eines Gefallenen bestimmt.

Das farbige Einschaltbild »Obsternte« von Alexander Bertelsson, ein Werk des realistischen Expressionismus, also einer noch viel umstrittenen Kunstrichtung, aus der wir aber gerade deshalb unsern Lesern ab und an eine Probe schuldig zu sein glauben, begleitet den Aufsatz, in dem der Künstler selbst mit gewandter Feder über seine malerische Entwicklung Rechenschaft ablegt. F. D.



Literarische Rundschau

Da sage noch einer, unsern Verlegern fehle es an Mut und Unternehmungslust! Bringt da ein junger Verlag (J. Michael Müller in München) knapp zwei Jahre nach dem Frieden von Versailles Karl Henckells Gesammelte Werke in vier stattlichen schön gedruckten und gebundenen, mit vielen Noten-, Kurst- und Selbstschriftbeilagen geschmückten Bänden heraus. Und dieser Dichter, was schrieb er? Keine Romane, keine Novellen, keine Kinotexte — Lyrik, nur Lyrik. Das poetische Lebenswerk eines Fünfzigjährigen oder vielmehr: die Auswahl aus den zwanzig Gedichtsammlungen, die dieser liederreichste aller modernen Sänger seit dem »Poetischen Skizzenbuch«, seinem »lyrischen Konfirmationsbrevier« (1884), über uns ausgeschüttet hat. Außer den neuen Gedichten aus den letzten Jahren sind das nur etwa zwei Drittel der von Henckell bisher erschienenen Verse. Aber so, wie er sich nun in den vier Bänden darstellt, möchte der Dichter hinfort betrachtet werden, so möchte er vor Mit- und Nachwelt kommen. Denn was er aus Gründen der Selbstkritik und künstlerischen Gesamtwirkung ausgeschieden hat, würde nach seiner eignen Meinung an dem Bilde seiner dichterisch-menschlichen Persönlichkeit kaum wesentliches ändern.

Und wie sieht dieses Bild aus, in großen Zügen festgehalten? Henckell selbst hat, den vier Bänden entsprechend, seine Lyrik in vier Gefühls- und Gestaltungskreise geschieden: Buch des Lebens; Buch des Kampfes; Buch der Liebe und Natur; Buch der Kunst. Natürlich greifen diese Kreise ineinander über, aber sie umschreiben doch die verschiedenen Sphären, unter deren Anhauch die Harfe dieses Lyrikers vornehmlich erklingt: wie sich ihm alles äußere und innere persönliche Erleben zu Versen kristallisiert, die sich nun gleichsam zu einer poetischen Selbstbiographie runden; wie sich die letzten fünfunddreißig Jahre mit ihren öffentlichen, besonders den sozialen Bewegungen ein lebhaftes, oft leidenschaftliches Echo bei ihm schaffen; wie die Liebe, das Weh der Jugend, die himmelstürmende Erobererlust der ersten Mannesjahre den Ball seines Herzens hinauf- und hinabschleudern, und wie die Natur, der Wechsel der Jahreszeiten und Landschaftsstimmungen die Begleitmusik dazu spielt; endlich: wie eignes und fremdes Schaffen, Werke der Dichter, Maler, Bildhauer und Musiker bei ihm widerklingen, sein anbetungsfreudiges Gemüt zur Begeisterung entzünden oder, wo es sich um fremdländische Dichtungen handelt, ihn zur Nachdichtung locken.

Im Vorwort zu dieser »ersten kritischen Ausgabe eigner Hand« zeichnet Henckell selbst die Kurve seines Lebens, und wie er es tut, ist schon kennzeichnend. Nur ein paar Sätze daraus: »Als die Preußen die Düppeler Schanzen stürmten, kam ich in der Residenzstadt des damaligen Königreichs Hannover zur Welt ... Mit zwei Jahren wurde ich dem expansiven Nachbarstaate einverleibt. Ich bin also eigentlich Mußpreuße ... Mit sieben Jahren gab es Siegesjubel mit Sedanfeier, Monstre-Konzert und große Illumination. So wuchs ich in kindlicher Hurrastimmung und Reichsbegeisterung heran ... Als Studiosus der Philologie ging ich nach Berlin, wohin mich früh angesponnene literarische Fehden und Fäden zu den kritischen Waffengängern Heinrich und Julius Hart zogen ... Das Elend und die Kontraste der Welt griffen mir ans Herz und drängten nach Ausdruck ... Im Gefühl keimten die Samenkörner auf, die der Wind der modernen Welt geheimnisvoll daherwehte.« Weiter: Heidelberg, Hannover (widerwilliges Freiwilligenjahr!), München (M. G. Conrad), abermals Hannover und dann Zürich als literarisches Hauptquartier. Von hier flogen seit dem Ende der achtziger Jahre in rascher Folge die Gedichtbände aus, auf ihren Schwingen leichter Liebesfrühling und schwere soziale Gewitterstimmung. Die preußische Regierung erachtete einiges davon als »gemeingefährlich« und verbot es. Aber ob sich Henckell nicht täuscht, wenn er meint, dieser »Boykott« habe ihm geschadet? Der Bach seines poetischen Lebenslaufes hätte sonst vielleicht ganz der Felsbrocken entbehrt, daran die Welle emporschäumt. Er sollte der »wilhelminischen Epoche« danken, daß sie es ihm ein wenig »schwergemacht«. Jedenfalls hat sie ihn nicht untergekriegt. Als Dichter nicht und als Deutschen nicht, obgleich er seit 1890 republikanischer Bürger im Kanton Zürich geworden war. Reisen erweiterten den Horizont und befreiten aus quälenden Herzensketten; Natur und Liebe lockten ihn in ihr träumerisch versonnenes Nest; die Kunst übte ihre kampfverklärende Gewalt; aus Liebesgrund wuchs Lebensbund; aus Lava blühte der Wein des »Neuen Lebens«. 1902 löste das geräuschvolle Charlottenburg das idyllische Züricher Seeheim ab und trieb den Dichter, der in der Schweiz sein eigner Verleger geworden war, mit Vorträgen und poetischen Flugblättern in die weitere Öffentlichkeit. Dann, im Herbst 1908, winkte München, und dort, an der Isar, gegenüber dem Englischen Garten, faßte der neu Erfrischte, den nichts so sehr schreckt wie das Stockigwerden, festen Fuß auf dem Boden einer Welt, »die Schmach und rohe Gewalt nicht so leicht mehr ins Schwanken bringen«. Auch der Ausgang des Weltringens nicht, das

ihn doch von neuem die unbedingte Mitverbundenheit am Schicksal seines Volkes gelehrt hatte: das Ideal der Freiheit, wie es so manchen seiner Kampfgesänge durchdringt, hat für ihn nicht Schiffbruch gelitten, das Neuland taucht wieder im Nebel auf. »Wir wollen wie das Heimchen sein, das an Bord des Kolumbus auch der irregewordenen Mannschaft in tiefster Verzagtheit die Nähe der gesuchten Erde verkündet.«

Ja, wer zu hören versteht, vernimmt schon aus solchem Curriculum vitae die Melodien, die durch die Saiten dieses Lebens gehen. Ein in Verse verwandeltes Menschenleben aus unsrer Zeit der Götterdämmerung. Ein Leben und Dichterwerk voll Wahrheit, Irrtum und Widerspruch, voll Sehnsucht, Glauben, Verzicht und Erlösung, voll Empörung und Frieden, voll Sonne und Gewitter, Klage und Jubel, voll Quellenrauschen und Gipfelhauch, voll Stille und Sturm der unergründlichen Seele. Nicht eigenwilliger Schöpferdrang, sondern die immer offene Empfänglichkeit für alle Töne und Stimmen der Zeit und Umgebung scheint mir die Hauptader dieses Dichterherzens. Mit tausend Masten schifft der Zwanzigjährige in den Ozean der Welten, und wenn ihm einer gekappt wird, setzt er zwei neue auf. Gewiß bleibt auch er nicht von Anwandlungen der Schwermut, der Verzagtheit oder gar der Verzweiflung verschont, aber sein gesteigertes Lebens- und kosmisches Allgefühl sind unzerstörbar, namentlich seit Zürich. Ohne dem Alltag auszuweichen, sonnt er sich doch gern in festlichen Gefühlen, freut sich der Rosen und gönnt auch dem Schalk sein Recht. Mit einem Schlachtfeld, häufiger und überzeugender mit dem Meer, dem stets veränderten, das eben silbern alle Himmel spiegelt, dann wieder brütend schwarz und schwer daliegt, bis es der Sturm aufwiegelt, hat er sein Herz verglichen; als einen schaumgekrönten Überschwang voll hellem Jubel und stillem Schluchzen ist ihm sein Leben erschienen. Dithyrambisch hat sich dieser Überschwang zunächst oft erlöst, bald aber sich in wohlgebildete Verse und schöngegliederten Rhythmus eindämmen lassen, wenn auch letzte Formvollendung, gehämmerte Knappheit nie seine Stärke war und irgendwo im Winkel immer ein bißchen burschikose Originalitätssucht lauert: »Doch da ich mal Karl Henckell bin und leider nicht Hans Meier, so führ' ich meinen Extrasinn und meine Extraleier.«

Früh mischen sich soziale Klänge in seine persönlichen Leiden und Freuden. Im impressionistischen Stil der achtziger Jahre malt er naturalistische Großstadtbilder aus dem Dasein der Bettler, Spielleute, Dirnen und Vagabunden. Aufreizend oder gar aufrührerisch sind diese Töne eigentlich nicht. »Volksführer? Nein! Die Toga paßt mir nicht, um auf dem Markte Politik zu treiben ... Aus Mitgefühl sing' ich mein Lied der Not, mein Menschheitslied aus Höhentrieb der Seele, doch dem Parteigetriebe bin ich tot. Nun hängt mich auf — empfehle mich, empfehle!« Ein Bekenntnis, das die Sozialdemokratie nicht gehindert hat, den Dichter des »Steinklopferliedes« und des »Liedes vom Eisenarbeiter« früh zu den Ihrigen zu rechnen, wozu damals schon die Kampfansage gegen die drei großen M: Mammonitis, Militarismus und Machtpolitik genügte. Daß gerade in diesen sozialen Dichtungen Henckells viel blanke Prosa steckt, störte sie nicht; für die Gedanken sorgten die beschworenen Mitkämpfer der Geschichte, Hutten, Giordano Bruno, Lassalle, Heine, Herwegh, Freiligrath. So sehr aber Henckell, anders als Carducci, den Krieg haßt, vor Bismarck, dem »Recken und Torentstammer«, behält er auch während des Sozialistengesetzes Respekt; so besinnungslos er dem »roten Vogel« der Revolution von 1918 zujubelt, vor der Diktatur des Volkes, der »roten Krone des Klassenstaates«, wird ihm bange, wie vor manchem Zerrbild der Freiheit, das uns in den Umsturztagen entgegengrinste.

Es ist gut, daß diesem künstlerisch schwächsten Bande das »Buch der Liebe und Natur« folgt, wo wieder die reine, zweck- und absichtslose Poesie, die Innigkeit des Gefühls und die Schlichtheit der Form herrschen, wo hinter Kuß und Umarmung die Welt versinkt und Morgenduft, Amselruf und Sternenglanz das »Getös' verworrener Zeit« verscheuchen. Ein völlig liebhaftes, rein lyrisches Gefühlsgedicht, wie es Goethe, Mörike und Storm gesungen haben, ist Henckell freilich nur selten gelungen — trotz den vielen Vertonungen, deren seine Lyrik sich rühmen darf.

Der letzte Band (»Buch der Kunst«) ist stark eklektisch. Da wird einem manchmal fast bange, so viele und so gar verschiedene Geister von heut und gestern lädt dieser »zukünftwinkende Poet der Gegenwart« zu sich herein, um ihnen den Kranz aufs Haupt oder den Bruderschaftspokal in die Hand zu drücken. Sich seiner Ahnen und Verwandten zu freuen ist ein Zeichen von erhöhtem Welt- und Lebensgefühl, aber die festen Züge des eignen Bildes erblassen manchmal in solcher Bildergalerie.

Allerdings danken die Bände gerade diesen weitverzweigten Freundschaftsbeziehungen Henckells die vielerlei Beigaben, die Kunstblättet nach Bildwerken und Gemälden, die Vertonungen Henckellscher Gedichte, die Briefe und Verse in Selbstschriften. Sie sind es, die den vier Bänden ein Gesicht geben, das sie von allen bisherigen lyrischen Gesamtausgaben unterscheidet und ihnen auch einen Liebhaberwert sichert.



Geschichte war uns lange, allzu lange gleichbedeutend mit Erforschung und Darstellung der Vergangenheit. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts ist mit dieser Theorie gebrochen worden, so gründlich hat aber zuvor kaum jemand damit aufgeräumt wie Dr. Fritz Wuessing in seiner »Geschichte des deutschen Volkes vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart« (Berlin, Franz Schneider). Die drei Leitsterne, die ihm auf diesem Wege vorangeleuchtet haben, benennt er selbst im Vorwort seines »sozialpsychologischen Versuchs« als »Ehrfurcht vor dem Leben, Ehrfurcht vor dem Menschen und Drang, zu erforschen wie es geworden ist«. Also ein Versuch, in erster Linie den treibenden und hemmenden Kräften der geschichtlichen Entwicklung nachzuspüren. Aber daraus ergab sich bald weiterhin die schwierige Aufgabe, der sittlichen Forderung, die zu aller Zeit gilt, und dem historischen Urteil über die Möglichkeit und Notwendigkeit einer politischen Maßnahme gleichermaßen gerecht zu werden. Dieses Streben führte den Verfasser zu den Tiefen des menschlichen Lebens überhaupt und gab ihm den Mut, das sittliche Urteil neben das historische zu stellen, denn beide, erkannte er, schließen sich nicht aus, sondern sind notwendige Ergänzungen zueinander. Das geschichtliche Urteil wird gefällt von der Vergangenheit her, sucht den tragischen Gebundenheiten des Lebens gerecht zu werden; das Sittliche legt einen Zukunfts-, eine Art unbedingten Maßstab an die Ereignisse. Jenes beleuchtet die Grenzen menschlichen Vermögens, das andre schürt das Streben, nie zu rasten bei dem Bemühen, die Fesseln des Blutes und der Umwelt zu sprengen. Es handelt sich dabei nicht um »Gesinnung« — die gehört dem Einzelnen, der Persönlichkeit, also in die Biographie, und ist meist nur psychologisch-dichterischer Einfühlung zugänglich. Sondern hier heißt es, die soziale und politische Ideenentwicklung zu verfolgen, Leitlinien des geschichtlichen Lebens aufzudecken, seinen Baugedanken zu erfassen. Man darf deshalb keine Geschichtserzählung um ihrer selbst willen erwarten, die Tatsachen erscheinen nur, soweit ihnen ein innerer Sinn und eine Bedeutung abzugewinnen ist, und diese wiederum haben nur dann Wert, wenn sie das Wesen einer wirtschaftlichen, sozialen, politischen oder rein geistigen Epoche oder das geschichtliche Leben überhaupt erhellen helfen. Es wird ferner der Versuch gemacht, Geschichte als gewachsenes Leben, als sich entfaltendes organisches Dasein zu erfassen und darzustellen. Das Buch will und muß deshalb im Zusammenhang gelesen werden, weil hier mehr als sonst in einer Geschichtsdarstellung Zahn in Zahn greift. Die Grundstimmung solcher Historie nennt der Verfasser selbst »tragisch-heroisch«, und an mehr als einer Stelle des Buches setzt er an sozialphilosophischen Betrachtungen, die sich aber immer eng an den Stamm halten, auseinander, was damit gemeint ist und wie dieser Geist aus dem Erleben gewachsen ist. Und überall das ernste Bestreben, Subjektivität mit Sachlichkeit, Persönlichkeitsgefühl mit Gemeinsinn zu versöhnen, d. h. das Bewußtsein in uns zu wecken, daß wir bei aller Wertschätzung des Ichs, des eignen Lebens, Erfahrens und Wirkens auch die andern achten müssen, weil auch sie als echte Sprossen vom Baum des ganzen Lebens ihr Dasein haben: nur so kommt der Begriff der Nation, der Geschichts- oder der Menschheitsepoche zustande.

Das Buch reicht bis an die Schwelle der jüngsten Gegenwart. Das vorletzte Kapitel behandelt in gedrängter Form und mit starker Betonung der sozialpolitischen Erscheinungen und Bewegungen den Weltkrieg, das letzte den Kampf um Demokratie und geistige Erneuerung bis zum Friedensvertrag. Ein sehr ausführliches Namen- und Sachverzeichnis (über 1000 Stichwörter), worin alle weniger geläufigen Fremdwörter und schwierigen wissenschaftlichen Begriffe nach Möglichkeit verdeutscht und schlagwortartig erläutert sind, macht das Buch auch als Nachschlagewerk tauglich, jedoch erst, wenn man es sich als Ganzes seinem Geiste und seinem Inhalte nach angeeignet hat. Um zu ihm hinzulocken, setzen wir die Schlußworte her: »Wir nehmen unser Schicksal an unsre Brust und tragen es stumm. Wir sind jung, Söhne eines jugendlichen Volkes. Gott gab uns die Gnade, Kraft zu schönem Aufschwung in uns zu tragen. Und wo Kraft ist, ist auch Glaube. So glauben wir denn unterschütterlich an die Auferstehung unsrer Heimat, an den zukünftigen deutschen Menschen.«

Der Domverlag (Berlin, früher: Verlag der Täglichen Rundschau) verwirklicht den glücklichen Gedanken, in einer Sammlung von Neudrucken unveraltete, aber verschollene oder schwer zugängliche Werke der schönen und der wissenschaftlichen Literatur wieder aufleben zu lassen. »Der Domschatz« heißt diese Sammlung, und der Schlüssel, den sie als Erkennungsmarke trägt, wird bald als ein sicheres Zeichen für das gelten, was den Hauptwert solcher Neudrucke ausmacht: zuverlässige Texte, geschulte Herausgeber, gute Einführungen (oder auch Nachworte), zeitgenössische Abbildungen (wo der Text sie fordert oder das Original sie hatte), hauptsächlich aber die Gewißheit, daß solche Wiederbelebung an einem Werke vollzogen wird, das auch der Gegenwart noch etwas zu sagen und zu bedeuten hat. Unter den bisherigen Erscheinungen verdienen drei hervorgehoben zu werden: Zunächst und vor allem die Einlei-

tung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts von Gervinus (mit Rankes Gedächtnisrede auf ihn), eine großzügige Darstellung der weltgeschichtlichen Entwicklung des Abendlandes, von den Tagen des alten Griechenlands bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, ein in der zusammenfassenden Kraft der Anschauung unvergleichliches Werk, worin sich zugleich Gervinus' historische Grundanschauung offenbart: den Faden der gesetzmäßigen Entwicklung soll der Geschichtschreiber aufspüren, Ideen soll er finden, die aus dem mit historischem Sinne betrachteten Stoff selbst hervorgehen, und praktisch nutzbar soll er schreiben. Der Leser, dem die nackten Tatsachen der Weltgeschichte einigermaßen vertraut sind, wird aus diesem Bande (224 Seiten), den Dr. Hans Körnchen als Herausgeber ebenso kundig wie geschickt betreut hat, reichen Gewinn an geschichtlicher Erkenntnis davontragen. — Sodann: Wilhelm Scherers »Jacob Grimm« (besorgt von Sigrid v. d. Schulenburg) — ein Band, dem alle Germanistenherzen, deutschkundige und deutschfreudige, mit dem Jubel der Wiedersehensfreude entgegenschlagen werden. Denn hier ist mehr als die Lebensgeschichte eines großen Mannes, hier ist die Geschichte unsrer Wissenschaft von deutscher Sprache und deutscher Art, vorgetragen mit der umfassenden Kenntnis, dem dichterischen Nachfühlen und der sprachlichen Meisterschaft, die Scherer eigentümlich waren. Und drittens als Eröffnungsband der ganzen Reihe: Robert Griepenkerls Ausgewählte Werke, herausgegeben von Heinz Amelung. Daß der Dramatiker »Robespierres« und der »Girondisten« noch mal in einen »Domschatz« käme, wird er sich schwerlich haben träumen lassen. Denn heilig oder fromm ist an seiner Persönlichkeit so wenig wie an seinen Dramen und Novellen. Aber wenn wir seinem Zeitgenossen Büchner ein vielstufiges Piedestal bauen, warum nicht ihm wenigstens einen Sockel in Gestalt eines Auswahlbandes von 350 Seiten? Darin findet man außer den beiden Revolutionstragödien, die übrigens weit abgerundeter und bühnengerechter gebaut sind als »Dantons Tod« von Büchner und sich aus dem Schlinggewirr von Metaphern manchmal zu einem hinreißenden Schwung der Sprache erheben, drei Novellen, die sämtlich zuerst in unsern Monatsheften erschienen sind (Oktober 1861, Februar 1863 und April 1867): »Bella«, eine höchst spannende Zirkusgeschichte, »Der dreizehnte Dezember«, eine in Schlesien spielende vaterländische, stark dramatisch zugeschliffene Erzählung vom Vorabend der Freiheitskriege, und »Ein Überlebender«, eine Seenovelle. Fast möchte man bei diesen Geschichten meinen, ihr Verfasser habe schon etwas vom Expressionismus oder doch von der Kinotechnik der heutigen Novellestik vorweggenommen, so weit eilen sie ihrer zahmen Zeit voraus.

Herders Konversations-Lexikon (Freiburg, Herder & Co.) hat sich von ähnlichen Unternehmungen früh durch ganz bestimmte Eigentümlichkeiten, man möchte sagen Charaktereigenschaften unterschieden, vor allem durch glückliche Auslese dessen, was zur Allgemeinbildung und zum Allgemeininteresse gehört, dann aber auch durch die Genauigkeit, Schärfe und bündige Kürze des Ausdrucks und durch Bevorzugung der inneren Charakteristik vor der Überfülle lebloser Zahlen und äußerer Daten. Nicht das Gerüst eines Gegenstandes, nicht das Gerippe einer Persönlichkeit wurde uns hier gezeichnet, sondern die Sache trat plastisch vor uns hin, der Mensch nahm sozusagen Fleisch und Blut an. Dieser außerordentliche Vorzug wurde durch einen für den Begriff des Konversationslexikons kühnen und neuen Entschluß erzielt: Herder brach mit dem Gebot, keine Urteile abzugeben. Man hat ihm das zum Vorwurf gemacht und ihn in den Verdacht einer einseitigen katholischen Tendenz gebracht. Unverdientermaßen! Denn wie will man ohne ein Urteil kennzeichnen und würdigen, und weshalb sollte die katholische Welt Deutschlands nicht das Recht haben, all die vielen Erscheinungen unsrer Kultur, die irgendwie im Katholizismus wurzeln, von ihrem Standpunkt aus und mit ihrer näheren und vertieften Kenntnis darzustellen.

Doch wir wollen uns hüten, unsre religiöse Spaltung etwa auch in ein so neutrales Reich wie das des Nachschlagewerkes zu übertragen. Der Herder behauptet sich auch durch seine rein »realen Werte«. Da ist jetzt ein neuer Ergänzungsband erschienen (2., 1. Hälfte A—K), eine Fortführung des zehnbändigen Grundstockes auf den seit dem Jahre 1910 erreichten Stand des Lebens und Wissens. Wie ereignisreich und entscheidungsvoll diese zwölf Jahre für uns waren, wissen wir. Weltkrieg und Wiederaufbau! Die alten Fundamente sind erschüttert, die alten Maßstäbe gründlich verändert. Neue Materien, neue Schlagwörter tauchen auf. Bei den Kriegsereignissen und -erscheinungen waren sie wohl leicht zur Hand, für die durch sie geschaffene neue Volks-, Wirtschafts- und Weltgeschichte sollten sie erst gefunden und geprägt werden. Wir greifen ein paar auf gut Glück heraus: Jugendbewegung, Angestelltenversicherung, Bolschewismus, Imperialismus, Atomtheorie, Elektrizitätswirtschaft, Kohlenwirtschaft, Ersatzstoffe, Expressionismus, Flugpost, Flugdichtung, Einheits- und Arbeitsschule, Betriebsrat, Koch- und Gassparapparate, Feurungs- und Heizungsanlagen — schon diese paar Stichproben deuten an, welch wertvolles Hilfsmittel fürs tägliche Leben wir in diesem

mit Bildschmuck sparsam, mit erläuternden Bildskizzen desto reichlicher ausgestatteten Bande von über 900 Seiten haben (Preis geb. 175 Mark). Es wird auch für sich unter dem selbständigen Titel »Herders Zeitlexikon« abgegeben und ist schon deshalb für sich brauchbar, weil sehr viele Artikel hier zum ersten Male auftreten. Band 2 (L—Z) soll in Jahresfrist folgen.

Seit Reclams Universalbibliothek nach langem Sträuben endlich auch gezwungen wurde, ihre Preise entsprechend der allgemeinen Geldentwertung zu erhöhen, hat sich der Kreis ihrer Sammlung beträchtlich erweitert, hat sie sich weit entschlossener als zuvor auch der zeitgenössischen Literatur und Wissenschaft zuwenden können. Ein paar Titel ihrer neueren Erscheinungen mögen das bezeugen. Da finden wir die kulturphilosophische Skizze »Weltbild und Weltanschauung« von Dr. Viktor Engelhardt, keine Geschichte der Wissenschaft nach ihrem »Inhalt«, wohl aber eine treffliche Anregung, den Fragen nach all den Kräften nachzugehen, die unser Weltbild schaffen und formen, von der Urzeit bis auf Einsteins Relativitätstheorie. Sodann Plutarchs vergleichende Lebensbeschreibungen (1. Band: Theseus, Romulus, Lykurg, Numa) und in den Büchern für staatsbürgerliche Erziehung Lord Bolingbrokes »Bild eines patriotischen Königs« und »Brief über den Geist des Patriotismus«. Aus der älteren englischen Literatur ferner: Laurence Sternes »Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien«, ein für die Gefühlsweise eines ganzen Zeitalters bedeutsames Werk; aus dem Italienischen die erste vollständige Übertragung von Giacomo Leopardis »Gedanken« (über den Charakter der Menschen und ihr Betragen in der Gesellschaft). Aber auch die deutsche Literatur, die ältere wie die neue und neueste, wird nicht vernachlässigt. Es begegnen uns Karl Stielers Gedichte (im 7. Bändchen auch das schöne »Winteridyll«); der Märchenstrauß »Was sich der Wald erzählt« von Gustav zu Putlitz; ein stilles, feines, in seiner weltfreudigen Lebensfrömmigkeit an den alten Wandsbecker Boten gemahnendes Betrachtungsbuch von Karl Christian Reh (»Traum im Tag«), das Herm. Bahr begeistert eingeleitet hat; Novellen und Gedichte (»Dem ewigen Olymp«) von Albert Ehrenstein, eine stark pessimistisch und satirisch gestimmte Probe der jüngsten Zeitdichtung; und endlich Josef Pontens Novelle »Die Insel«, die zuerst in unsern Monatsheften stand, bei Reclam aber von einem Nachwort W. Schreibers begleitet wird, das gut in das Wesen dieses spröden, nicht allen gleich zugänglichen Dichters einführt und den Genuß der Novelle erleichtert. F. D.

Verschiedenes

In tausend und aber tausend deutschen Häusern wird in den Herbst- und Wintertagen der dritte Band der Bismarckschen Gedanken und Erinnerungen gelesen worden sein, dies deutsche Schicksalsbuch, durch das allen vernehmlich die Stürme und Ströme der Weltgeschichte rauschen. Und in manchem Leser wird das Verlangen nach einem historischen Kommentar entstanden sein, der die Lücken füllt, Begründungen und Belege gibt und das Ganze, diesen grandiosen Subjektivismus einer überragenden Einzelpersönlichkeit, an der kühlen geschichtlichen Objektivität mißt. Ein solches Buch ist da, war sogar, dank dem um einige Monate verfrühten Erscheinen der schwedischen Ausgabe der »G. u. E.«, gleichzeitig mit diesem da: das Werk »Bismarcks Sturz« von dem Frankfurter Privatdozenten Dr. Wilhelm Schüßler (Leipzig, Quelle & Meyer). Hier werden alle Quellen, alte und neuerschlossene, über den verhängnisvollen Vorgang zusammengefaßt, werden alle Darstellungen aneinander abgewogen und zusammengefügt, werden Schuld und Notwendigkeit, Tragik und Konsequenzen mit möglichster Gerechtigkeit, der vornehmsten Tugend des Historikers, aus den Tatsachen und Dokumenten herausgeläutert.

*

Mitteilung.

Im nächsten Heft (Juliheft) beginnen wir mit der Veröffentlichung einer novellistischen Arbeit von Rudolf Hans Bartsch. Diese Erzählung, »Der Meister« betitelt, zeigt den Dichter der »Zwölf aus der Steiermark«, des »Deutschen Leibs« und des »Schwammerl« von einer so feinen und liebenswürdigen humoristischen Seite, das auch die Kenner seiner Werke davon freudig überrascht sein werden und alle Leser sich eine innere Erheiterung versprechen dürfen.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Edward Cucuel: Auf dem See

Aus der Kunstausstellung von Eduard Schulte in Berlin





Meister

Novelle von Rudolf Hans Bartsch

I

Das ist der Rautenstrauch. Der, der sich vom See abhebt und hinunterschaut; der nachdenkliche alte Herr.«

»Der? Der im Vorjahre wieder nach Wien zurückgekommen ist?«

»Ja; und aus Amerika! Ich möcht' wissen, was den von der Valuta weg nach unsrer wimmelnden Ruine gebracht hat.«

»Vielleicht die schönen Mäderln.«

»Er hat dort Kreolinnen zu Schülerinnen gehabt und, wie immer, aussuchen gekonnt, was er wollte.«

»Er muß doch schon hoch in den Fünfzig sein. Oder Anfang der Sechzig?«

»Künstler bleiben ewig jung. Aber dazu ist grad er noch ein feiner Kerl! Komm, gehn wir'n aus der Näh anschauen!«

Johannes Rautenstrauch fühlte wohl die vorüberstreichenden Blicke der beiden Herren aus Wien und hörte ein Tuscheln, das ihn aber kaum störte; er war es so gewohnt und spürte auch, daß es nicht feindselig war. So war er gleich wieder völlig bei sich und in sich.

Er betrachtete sinnend den See, der mit einem feinen Schummerton heute fast scheu und seelenvoll verhohlen aussah; ein zartes Matt übersilberte sein Blau, das man noch vor wenigen Tagen an ihm so nicht gewohnt war. Da klatschte förmlich sein aufreizendes Azur an die Augen; es zerspielte, es lähmte und wirbelte die Sinne. Viel blauer als der Himmel war es; irritierend blau; herausfordernd blau, und lebendig wie huschende Wiesel wimmelte die Wolkenherde. Heute war er blaß und still; wie von verschossener Seide in bleu mourant bedeckt. Und fern. Und ganz leise. Es war auch kein Klatschen der Barken, kein Badegekicher, kein rudernder Lustschrei. Der See zog die Menschen in den Bann seiner eignen, gewählten Stimmung, so daß sie gesittigt einhergingen und gedämpft, feinfarbig und leise wurden wie er.

»Der See, der sich zu versagen beginnt.« Johannes Rautenstrauch nickte. »September. Der Erfüllungsmonat. Und darum der Entsagemonat.«

Er ging gegen den Wald. Ferne krächzten herbstlich die Krähen. Ein Nußhäher rätschte im Walde auf; schlemmerisch und übermütig. Diese Töne gehören zum Septembermorgen wie der Dreitakt der Dreschflegel, wie das fallende Aufklopfen der ersten Waldfrüchte.

Es hatte zu Nacht einen feinen Regen gegeben; jetzt schien eine milde Sonne, welche behutsam war wie eine gütige Krankenschwester. Sie faßte ganz leise an; sie mahnte

zur Vorsicht, zur Stille. Sogar Rautenstrauch trat leise auf den gemähten Boden des Wiesenweges. Noch vor Tagen war er rasch und resolut geschritten. Jetzt tat ihm das vorsichtige Sinnieren wohl.

Er wußte gar nicht, wie eins er mit all dieser Behutsamkeit des Septembers war und daß ihm eben wegen solcher Ausgewogenheit und Hingabe so unbändig liedhaft, so gefährlich süß zumute war.

Am Waldrande erlöste sich langsam der gefallene Regen wieder zum Himmel empor. Ein Sonnenstrahlenband strich leise hinter ein paar blassen Wolken her und lief dann längs des Waldsaumes hin. Da erstanden die Duftgestalten des Nebels und legten sich erst gehorsam zu Füßen der Bäume. Wie müde Herden umsäumten sie die Büsche. Nun kam aus dem Walde Schäfer Morgenwind, sehr vorsichtig und abgedämpft in seiner Bewegung. Der trieb sie empor. Langsam wallte das erste Geschwader über die hellgelbliche Wiese, über den grüneren Kleeacker, verfing sich da und dort, bildete Gestaltungen und trieb dann wieder lautlos dahin. Nach einer Weile kam eine zweite solche sachte Welle über die Wiese.

Rautenstrauch stand und sah sich das alles reinklingenden Herzens an.

Im Walde tropfte das feuchte Laub. Wieder rätschte der nahe Häher.

Der Musikant fuhr zusammen. »Soll ich all dieses Abscheiden noch mitmachen? Soll ich hierbleiben?«

Er sah lange Zeit dem verblaßten See ins matter gewordene Auge und sah den Nebeln nach, den kleinen Nebeln, die oft so niedrig über die gemähte Wiese trieben, daß die besonnten Herbstzeitlosen noch über sie hinweg in die Luft herausstachen.

»Jetzt kommen die frühen Abende, und in Wien brennen die Lichter. Ich höre ferne, versonnene Musik. Der Hofrat van den Bosch sitzt hinter den altväterischen Vorhängen am Klavier ... Das sterbende Wien singt ...«

»Ich habe Heimweh. Irgendein Heimweh.«

Der Zug rollte langsamer über den Häusern von Penzing dahin, die ihm fast alle, so altmodisch und zurückgehalten sie auch waren, ihre kleinen Höfe zur Einsicht freigeben mußten. Man blickte da in eine grauverschindelte Großvaterwelt, welche jetzt nicht mehr so richtig lebte. Bewohnt war sie noch, beseelt nur mehr da und dort. Man erfuhr es genau: von den frischgrün gestrichenen Jalousien, weißen Fenstern, freundlichen Hofbrunnen, Blumen. Jede Vorstadt hat ihr Leben, das sich ehedem um irgendeine feine oder erregende Gelegenheit sammelte und dann abstarb. Das Palais der verbannten Cumberlands mit seinem alten Park! Aber heute gab es keine Dynastien mehr in Wien; — keine regierenden, keine exilierten. Dort unten das herrenhaft leuchtende, geordnete Schönbrunn! Und droben der unendlich klare und theresianisch stolze Schattenriß des Gloriettenbaues ließ den blaßblauen Abendhimmel ebenso verloren und wesenlos durch seine Säulenreihe schimmern wie ein entgötterter Tempel aus dem vierten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung. Wie ferne all diese Tage schon geworden schienen!

Rautenstrauch fröstelte leise. Ein sterbendes, altes, ein völlig unverständliches neues Wien, das aus Schönbrunn eine Kinowerkstätte machte, das seine Musik durch die ganze Welt hin verhandelte und wie ein bankrotter Aristokrat seine Gobelins, sein ablig schweres Silber, seine Teppiche und Vitrinen an den Trödeljuden weggab ... Und dennoch Wien.

Er war in Paris gewesen. Es war die Stadt der herrlichsten Lebenssitten, aber auch der stupidesten Revolutionen. Es war das Paradies Molières und Voltaires, aber auch der verknöcherten Antikisierungsbühne. Es ließ leichtlebig aufatmen, es stimmte zu erhöhtem Leben; aber es machte nicht erschauern, wie Rom, wie Florenz, wie Weimar. Das sind tief ernste Städte.

Und hier war mehr als Weimar. Viel mehr. Und zugleich so viel wie Paris.

Von Gluck, Haydn und Mozart an, über Beethoven und Schubert, vom hellen, kleinen Lortzing bis zu Wagner, der hier seine leuchtenden Meistersinger schrieb, bis zum schweren Atmen der deutschen Musik unter Brahms, Bruckner und Wolf; von ihren Kinderliedern bis zu ihrem Schwanengesang hatte die jetzt ersterbende deutsche Musik hier und beinahe nur hier vielleicht zu leben, ergreifend zu sterben vermocht. Hier jubelte sie, hier stürmte und grollte sie, hier klagte sie in Schubert auf und zuckte in den Qualen Wolfs und Mahlers, versuchte sich zurückzuretten

durch Brahms und Bruckner und leuchtete noch ein letztes Mal auf in der italienisch-deutschen Mischung von Sinnenschönheit und gründlichem Können des Josef Marx.

Es ist geweihte Erde. Kaum Athen hat dieser Welt so viel gegeben wie dieses gelästerte Wien. Selbst Rom im Verein mit Florenz könnte kaum eine solche Fülle von Namen, von Lust, von Schönheit und von Erlösung emporhalten.

Darum hatte es ihn hergezogen; hergezogen wie Mahler, der nirgends sterben zu können meinte als in Wien, der ebenso wie Rautenstrauch aus Amerika zurückgeflohen war, die Seele voll Todesangst. In Wien, im leidenden Wien war vielleicht noch ein Winkelchen Menschentum zu retten!

Und so fuhr er in die rätselhafteste aller Städte ein, welche einen Typus von Deutschen zu bilden gewußt hatte, der feinsinnig und taktvoll, frohsinnig und leichtblütig und dennoch tief und wehmütig war.

So einer war van den Bosch, und den suchte er zuerst auf. Das feine, glattrasierte Alteherrengesicht leuchtete ihn klug und blauäugig an: »Rautenstrauch? Na, was denn?«

»Ich will mit dir alte Winkel suchen gehen.« Und beide schritten besinnlich los.

Wo Wien Großstadt ist, da ist es jämmerlich wie eine Provinzsparkasse. Wo Wien Wien ist, da ist es wie seine Musik. Rautenstrauch, der noch nichts an der ferienstillen Akademie für Musik zu tun hatte, ging mit dem Hofrat durch die kühlen Gassen der Wieden und der Inneren Stadt und freute sich mit van den Bosch an den südartig zum Laden herausgestellten Lebensmitteln. Daß es das wieder gab in einer Stadt, die so gerne und feinsinnig ißt und trinkt! Es war spätsommerlich heiß, Rautenstrauch kaufte eine saure Gurke, sah sich um, ob es niemand übelnähme, und stand dann lächelnd und schlürfte. Sein Durst war gestillt, sie gingen weiter und schauten in all die großen und halbschattigen Höfe hinein, aus deren tiefen Toren es ihnen kellerkühl entgegenwehte. Freie und sonst leere Vormittage verbrachte er stets gerne damit, in alte Haustore hineinzusehen, es gab da ein Entzücken nach dem andern.

Bei einer solchen neugierigen Halsvorstreckung war es denn, daß van den Bosch den Freund auf der andern Straßenseite mit einem leise entzückten »Ah!« mahnte.

Aus einem dieser Tore kam ihnen ein junges Mädchen entgegen, und während Rautenstrauch, der Architektur meinte und suchte, dort die Loggiengänge entlang sah, grüßte es ihn, erschreckend, beinahe angstvoll.

Er blickte hin, und ein leises Zucken, als ob da was Unwirkliches, Traumhaftes in seinem Herzen vorginge, durchfuhr ihn. Er holte Atem und richtete seine Sinne zurecht.

»Sie sind das nun wirklich, Maria,« sagte er langsam und noch tiefer atmend.

»Ja; ich habe mich hier in die Musikakademie einschreiben lassen.«

»Aber was kann Sie denn vermögen, aus Ihrem unvergleichlichen Rheinland herzukommen?«

»Ich möchte mehr lernen als dort. Beethoven ist auch aus Bonn hergereist,« schloß sie schüchtern.

»Warum das nur? Warum?« sagte er halb in Gedanken, als er bei dem verhaltenen und hauchleisen Mädchen dieselbe Antwort fand, die er sich selber in Amerika gegeben hatte.

Maria antwortete nicht. Sie war geängstigt, schon weil van den Boschens Mundwinkel unmerklich spielten, stand aber und sah erst den Freund, dann aber den Meister mit seltenen, von unten her schüchtern beginnenden und schnell wieder niedergeduckten Augenblitzen an.

»Musikakademie? — — Sie werden viel Konkurrenz haben und viel Gedränge,« begann Rautenstrauch wieder. »Denn das ist seltsam, wie voll es hier wird, und erinnert an das zerstörte Athen. Erst als es seine Macht verloren hatte, kamen die Fremden so recht und lernten dort leben, reden, denken. Seit dieser zerstörte Weingarten keine starke Hand mehr hat, die ihn pflegt, kommen die Amerikaner, die Engländer, ja sogar die Romanen, gerührt und andächtig, zu der von ihnen verschuldeten Ruine und holen sich Stimmungen voll Efeu, Wein und Verwitterung. Ja, Maria; Sie werden arg ins Gedränge kommen. — Dort auf der Akademie wimmelt's von fremden Schülern.«

Das Mädchen trank an seiner Stimme, wie sie es drüben schon getan, als der Krieg ihre Eltern an der Rückfahrt nach Deutschland gehindert hatte und sie in Seelennot und Heimweh zu dem geflüchtet war, der

dort allein das unzerstörte Deutsche Reich in Händen hielt: das der Musik. Als dann er fortgegangen, da waren ihm beinahe ein Dutzend Schüler und Schülerinnen nachgefahren, darunter auch Maria. Den Sommer war sie wohl noch bei ihren Eltern am Rhein gewesen. Jetzt aber, schon lange vor Ferienschluß, hatte es sie von Strom und Rebenjubel mächtig fortgezogen, ehe noch in den blasseren Lüften das letzte, stahlblaue Schwalbenblitzen verfunkelt war.

Wien! Ach, manchmal reute es sie wohl. Nirgendwo auf Erden kann man so grauenhaft allein sein wie in der Großstadt. Sie hatte hier keinen Vertrauten. Manchmal war ihr so bange, daß sie sich am liebsten auf der Gasse von einem guten Jungen hätte anreden lassen, um nur ein Antlitz zu sehen, das sie kannte, einen Mund zu hören, der sagte: »Maria!« Geschah es aber dann wirklich, daß das schöne und so behutsam schreitende Mädchen einen Bewunderer fand, der dreist genug war, sie begleiten zu wollen, dann erstürmte ein Grauen ihr Herz — zumeist sogar ein nicht zu heilender Ekel vor dem fremden, eitlen Menschen, der doch genau so dachte und redete wie alle und trotzdem glaubte, sie würde ihn für was ebenso Besonderes halten wie er sich selber.

Dann abends saß sie schon seit Tagen, unsagbar verwaist, in ihrem Zimmer und weinte, weil noch Ferien waren und Wien so häßlich, so leer, so banal!

»Wohnen Sie denn hier?« fragte ihr Lehrer nach einer Pause, während der beide van den Bosch nachblickten, der sich taktvoll interessiert drüben den Hof besah.

»Ja, Meister! Ganz oben, und ich sehe über den Dächern den Stefansturm.«

»Sorgt denn jemand für Sie?«

»O ja; meine Quartiermutter. Wie eben solche Frauen sind. Dann und wann und nicht oft, aber auch nicht aufdringlich.«

»Und Sie haben keine Sippschaft und keinen Bekannten?«

»Leider nein. Ich bin immer allein.«

»Aber das ist ja gräßlich! Ich bin alt. Ich habe die überwältigende Gesellschaft der Weingärten von Sievering; und dennoch, seit mich der einzige Mensch verlassen hat, der, grämlich wie Charon, meine Reise in die Nacht der Einsamkeit und des Alters begleitete, seitdem wird mir oft so angst wie einem Kinde, das in einem Keller eingesperrt ist, wenn der Abend kommt. Sehen Sie, aus lauter Bangigkeit habe ich mir den alten Freund dort geholt; so leer wäre es sonst um mich —«

»Ist Ihnen wer gestorben, Herr Professor?« fragte das Mädchen erschrocken.

»Aber nein. Meine alte Wirtschafterin hat hier gleich zwei Teufel in den Leib bekommen: den Goldteufel und den Heiratsteufel. Beide finden ihr Reich nicht bei mir, so ist sie davongezischt.«

Das Mädchen bekam endlich Mut zu einem leisen Lachen.

Er aber fuhr fort: »Nun aber gar, wie muß das bei Ihnen sein! Sie stecken mitten in den rußigen Ziegelmauern. Kein Grün, keine freie Minute auf der Gasse, ohne daß man von frechem Volk gehudelt würde. Sie können es ja nicht einmal wagen, zu Fuß in den Prater zu gehen! Und der ist allein schon schwermütig genug, jetzt, mit seinen Schieberautos! Ich muß mir Ihretwegen was überlegen. So kann ich Sie als Ihr Lehrer und alter Freund nicht lassen.«

»Oh, nun kommt ja bald der Schulbeginn!«

»Ist verschoben; wegen der Messe! Also da wohnen Sie? Bäckerstraße. Na, gut. Vielleicht fällt mir was ein. Oder noch besser, es wäre hübsch, wenn Sie am Sonntag Bange haben, Sie fahren zu mir aufs Land hinaus. Weingärten gibt's dort so viel wie am Rhein. Aber obendrein — von Mozart, Beethoven und Schubert an bis auf Brahms sind alle Musikanten dort, und beinahe nur dort, prachtvoll gediehen. Mir macht's Freude, Ihnen das mal zu zeigen.«

Dem Mädel kamen Tränen in die Augen, und beinahe hätte sie dem väterlichen Lehrer die Hände geküßt; er mußte das wirklich abwehren.

Er machte kehrt, winkte dem Freunde. Sie aber flog ins Haus zurück, die Treppen empor, warf sich auf das alte Sofa und schluchzte vor Glück. Dann, lange nachher, trat sie ans Fenster. Wie war das jetzt anders! Wie verstand sie jetzt die graue Schönheit der alten Rückwände unter ihren verwinkelten Dächern! Mit was für einem neuen Herzen entdeckte sie jetzt Efeu dort drüben, und wie begriff sie erst die schlanke, einsame Höhe von Sankt Stefan, der noch über die Schwalben hinaus in den Himmel griff!



Döbling! Der Beethovengang! Schuberts Sievering! Und all das mit ihm, der ihnen schon drüben in guten Stunden vom Rebensonnezittern erzählt hatte; von Tagen, an denen die Wespen um römerglasklare Trauben summten, die Donau ins Morgenland zog und das Kuhhorn des Hüters durch die Mittagsverzauberung tutete! Damals war das Wiener Heimweh in ihnen allen dort drüben entstanden; damals, in Chikago. Jetzt kam späte, milde Erfüllung.

Sie versank in Erinnerung an jene junge Sehnsuchtszeit ...

Damals hatten sie sich dort alle die Wiener Radierungen von Luigi Kasimir und Scherer gekauft. Sie waren dann zusammengesessen, hatten den Duft der Weingartenfernen, den Wienerwaldsaum, die alten Paläste und die kleinen Heurigenschenken betrachtet und hatten leise gesagt: »Wien ... Wien ...« Die jungen Musikanten.

Dann, als der Meister fortgegangen, war die große Leere gekommen. Und da waren sie ihm nachgefolgt: »Durch Wälder und Meer.« Und dann war es hier zuerst doch nur gewesen wie überall. Nur ein verödetes, banges, junges Menschenherz mehr schlug hier in diesen gleichgültig düsteren Mauern. Jetzt aber — jetzt!

Johannes Rautenstrauch stand vor der kleinen Veranda, die hinten an seinem Häuschen in der Agnesgasse nach Sonnenaufgang sah. Er blickte in die Weingärten auf der Höhe, wo es »Am Himmel« heißt. Wo hinter dem feinlinigsten aller Reben- und Bergwiesenkämme die Zinnen des Schlosses Bellevue hervorguckten. Droben links, über den Steinbrüchen der römischen Vindobona, lag hoch ein Waldkloster; dann kamen die Gärten, die einsamen Höhenhäuschen, eins sogar mit dem hellen Holzstern einer Windklappermühle, und überall die Rebengelände. Ein Bäumchen wuchs aus dem Buschwerk, das griff mit schlankem und nacktem Stamme, beängstigend vom Winde gebogen, in die Luft hinaus; bloß ganz oben war ein Büschel Laubes wie an einem Maibaum. Das war sein Barometer. Bog es sich tief gegen die Stadt hernieder, dann gab es Westwind und damit feuchtes Wetter. Arbeitete es aber mit vielen leichteren Verneigungen gegen die Berge zu, so sagte es denen: »Wir kriegen blauen Himmel und süße Trauben.« Heute nun war Ostwind, und nachdem Rautenstrauch so sein geliebtes Baumsilhouettchen mit den Augen gegrüßt hatte, machte er sich auf den Weg. Er war wieder so einsam. Über ihm die goldsonnige, kleine Hausfrau war auch ausgegangen. Es litt ihn zu Hause nicht. Bei den Bäumen, bei den Reben war er nicht einsam, er gehörte zu ihnen, und er gehörte zu allem, was reif und wehmütig war.

Zu Hause hatte er, seit er allein war, seinen Tee selber kochen gemußt und hatte ihn, stehend, in der kleinen Küche ausgetrunken; er wußte längst nicht mehr, wie etwa ein kleiner gedeckter Morgentisch bei ihm aussähe, denn seine brummige Wirtschafterin hatte ihm auch früher die Teetasse stets mit einem grellen Klirren auf den Nachttisch hingestellt. Es wäre sonst so heimelig und altmodisch bei ihm gewesen — beinahe wie bei van den Bosch. Die geblümte Tapete war von Zufalls wegen schon dagewesen, als er einzog, und der weiße Kachelofen ebenfalls. Die kleine, madonnenstille Hausfrau droben hätte es anders nicht gelitten. Als er dann seine ehemaligen Möbel aus der Kaiser-Franz-Zeit vom Dachboden des Freundes holen ließ, wo sie die ganze lange amerikanische Valutaepoche verträumt hatten, da paßten sie und die ovalen Bilder in ihren Blaßgoldrahmen und die Uhr mit den Delphinen so in die niedere Stube, als wären sie immer dagewesen. Immer — seit der großen Stille, welche der Kongreßzeit folgte und in welcher, ganz leise und lockend, Schuberts Freudigkeit, Schuberts zurückgedämmte Wehmut erklungen.

Das alles war jetzt abgestorben, wie es ihm schien — so verstaubt! Der Lavendelduft machte ihm bange; er kam sich selber wie ein Gespenst vor, das diese Dinge alter Tage nur deshalb bewohnen müßte, damit sie eine Seele hätten. Es redete hier nichts als die tröpfelnd eilige Uhr, dieser sein Schrittmacher auf dem Wege in die Grube. Ihm war bange geworden. Aber als er vor die Veranda getreten war, als er die feine Höhenlinie mit den Augen gestreichelt und dem kleinen Bäumchen belustigt zugesehen hatte, wie es, voll lauter Schönwetterwind, sich vor Lachen bog, da lachte auch er wieder und ging zum wundervoll verhohlenen kleinen Höhenwege empor, der das Sieveringer Tal vom Hackenberge scheidet, auf dessen

Höhe er zuweilen in solch gedrängter Enge zwischen den Gartenzäunen dahinführt, daß nur ganz schlanke Leute weiterkommen und Liebespaare hintereinandergehen müssen. Kamen solche und ging manchmal er voraus, dann erlebte der alte Herr dort in der Enge zuweilen die Freude, daß sie, trotz des Freundes, einen Blick auf das zartgeistige Gesicht des alternden Herrn warf, das schon halb Rührung und noch halb Verliebtheit erweckte, so frisch, fein und bedeutsam war es, und so jung und klar waren die Musikantenaugen.

Daß seine Schülerinnen sich alle in ihn verliebten, ist nun ja schon so Wiener Tradition; Leschetitzky und Sauer hatten es auch nicht anders. Aber wenn ihn Mädchenaugen anblitzten, die ihn nicht als den Berühmten kannten, dann freute er sich so sehr, daß er bis zu Mittag guter Laune war. Es war ihm das unglaublich! Er begriff es auf keine Weise, und es war natürlich ein unverdientes Geschenk; aber eben darum freute es ihn so sehr. Ja, die liebe, leise Angst, daß auch das einmal vorübergehen müßte, machte ihm den offenkundigen Gruß fremder Frauenaugen nur noch teurer.

Da oben am geheimen Weglein, das am Friedhof vorüber gleich zu einer großen Kinowerkstätte führt, deren hinterste Konstruktionen, in Föhrenbäume gehüllt, gar nicht unmalerisch sind, wechselt alles von Minute zu Minute. Sogar der Boden, aus dem links und rechts die Reben und die Gärten ihre vollen Hände emporheben, wechselt. Zuerst Lehmerde, dann Sand. Da holst du dir Vogelsand und kaufst dir für deine Einsamkeit einen klugen Star, dachte er sich.

Der Wein lag schon lauter und durchsichtig in den Trauben; es war ein gutes Jahr. Und das viele schwere Obst! An einem Eckchen Bergheide hatte er sich früher, wo der Weg noch weit und fernschauend war, ein paar Purpurwicken gepflückt, die dufteten wie Alpenveilchen. Es war dort ein außerordentliches Gedränge allerletzter Blumen, das er froh durchwandert hatte.

Jetzt, in der Enge der Gartenzäune, blieb er wieder stehen. Eine lebensgroße steinerne nackte Mädchengestalt sah nach dem Tale. Sie kehrte ihm den Rücken; aber ein kleiner Weg führte nach Nordosten hinunter, so daß er ein wenig um sie herumgehen und sie auch von der Seite sehen konnte. Als Jüngling schon war er sehnlich, aber ohne häßliche Gedanken vor jedem solchen Frauenbildnis stehengeblieben, das, still wartend auf das nie Erfüllte, in Gärten träumte und weg von ihm, weit weg von ihm in eine Ferne sah. In kühler Nacktheit.

Nie hatte er eine Frau so sehr geliebt — kam ihm heute vor — wie jene Mädchen in den abgezäunten fremden schönen Gärten, zu denen man niemals gelangt. In sie dichtete er alles, was in seinem törichten Herzen auch heute noch an Sehnlichkeit zu Hause war. Auch jetzt stand er im bienendurchsummten Sonnenschein, sah nur flüchtig die schönen Wespen an den Zäunen und an den Früchten, hörte das Plätschern irgendeines ganz kleinen Springbrunnens oder eines Wasserfadens, der in einen versenkten Gartenbottich lief, — und liebte sehr.

Das Mädchen aus Stein war vielleicht ein Donauweibchen, denn es hielt Fische im bloß vorn gerafften, sonst hinabfallenden Gewande. Er sah die lieben Formen lange und umduftet wie von Ambrosia und Nektar an. Ja, das war die Göttin, die kein Sterblicher jemals erringt. Eine Göttin, von Seele und Augen erfüllt, die niemals erfüllen kann.

Er war viel geliebt worden. Er hatte viel geliebt. Immer jedoch hatte es ihm mehr gegolten, wenn er liebte, als wenn er geliebt wurde. Und jetzt endlich war die Zeit, wo ihm die nie gefühlte, die höchste und schmerzlichste aller Gnaden beschieden schien: selber noch lieben können! In Angst, in Selbstablehnung, im schwermütigen Auskosten aller Zuckungen des wehetuenden Herzens — und nicht wiedergeliebt.

Bald war die Zeit da, so standen alle Mädchen für ihn so wie jene steinernen nackten Göttinnen in den Gärten. Fern hinblickend, kühl, ohne ihn zu bemerken, ja, ohne Scham vor ihm zu empfinden und auf irgendwas andres wartend, als was er bedeutete. Auf alles, nur nicht auf ihn.

In der Ferne heulte das Kuhhorn des Rebenhüters. In halbtönigen Modulationen, in Quarten tutete es Eindringlinge in fremde Weingärten an und mahnte sie. Aber auch wenn es, wie heute, keiner Seele einfiel, den schläfernd sonnigen Werktagsvormittag in den Reben zu verbringen, es jaulte der Wächter dennoch auf seinem Horn, immerzu — um in alle Weiten zu verkünden, daß er da sei. Vielleicht auch, um es sich selber zu beweisen.



Ein sonderbarer antiker, urwüchsig alter Ton; herbstlich, heulend, immer ganz fern oben, und ahnungsvoll wie Gott Pans groteskes Flötenträumen.

Immer ging dieses Kuhhornheulen aus der stillen Bergrebenferne herüber, während Johannes Rautenstrauch das schöne, kühle, steinerne Mädchen ansah und sich alle Unerfüllbarkeiten ins Herz preßte.

Endlich kam ein Augenblick, in dem er sich selber nicht recht gefiel, sich auslachte und kurzhin umdrehte.

Auf der andern Seite wohnte der Wasserwächter, und darum waren Gartenauslässe so reichlich vorhanden, daß es über zwei, drei spielenden kleinen Spiegeln, die im Gärtchen umher verteilt lagen, gluckste und tropfte. Hier brannte schmerzlich rot der wilde Wein. Hier glühte die Kapuzinerkresse, und späte Ringelblumen beteten zur Sonne. Ihm war zumute, als wäre hier alles uralt und völlig ohne Zeit. Er hörte auf das Hüterhorn, auf das zimperlich kleine Wässerchen, das in den Bottich träufelte, sah die lodernden Farben des Herbstes an, empfand das heiße Reifen ringsum und war wie gelähmt.

Bis nahe an Mittag genoß er so die Erfüllungen und den Abschied des Lebens. Dann ging er ganz langsam, die Hände auf den Rücken gelegt, denselben lieben Höhlenweg wieder zurück nach Hause.

Er hatte nicht geahnt, daß er einem Mädchen ebenso ferne gewesen war wie ihm das schöne steinerne Bild auf der letzten Höhe des Bergobstgartens.

Maria hatte ihn besuchen gewollt, hatte, durchs Haustor spähend, ihn besinnlich nach dem feinen Höhenrande blicken gesehen, wo der Wald am Kloster aufhört, der schöne alte Steinbruch beginnt, wo die Zinnen von Bellevue herüberguden, die Rebenrieden sich ausdehnen und das kleine Eschenbäumchen wie ein Maibaum winkt.

Da hatte sie sich nicht in seine Nähe getraut, aber sie war ihm, in einer Mischung von hypnotisch lähmender Neugierde und Heidenangst, nachgegangen.

So teilte sie wenigstens mit dem Meister die gleichen Empfindungen, sah alles an, was er betrachtete, pflückte von denselben Purpurwicken wie er, sog deren Duft ein und stand still, als ihm die Gestalt des steinernen Mädchens Halt gebot. Während er die Gartengöttin betrachtete, nahm sie ihre Augen ebenso voll von dem Bilde des schlanken, feinknochigen Künstlers, dessen charakteristisches Profil ihnen allen für das schönste galt, das sie an einem Manne denken konnten. Das ergraute und dichte Haar umbuschte es, denn er hatte den breitrandigen Hut in die Hand genommen, und so sah er aus wie sein eigen Denkmal in Bronze. Dunkelbraun stand er gegen den blassen Himmel, von Reben und Bäumen umrahmt.

Ihr Herz zitterte. Sie wußte nicht, wo heute in ihr Ergriffenheit und Verehrung an Sehnlichkeit und Liebe grenzten. Immer war sie darauf stolz gewesen, daß sie an dem seltenen Manne, der aus seiner Lehre eine frohe Botschaft zu machen wußte, tiefer gehangen hatte als die Backfische, die von ihm Klavier oder gar Kompositionslehre ablauschten und ihn alle heiraten wollten — auch wohl nur auf einen Tag, wenn er's verlangt hätte. Sie aber vermeinte ihn völlig erfaßt zu haben und war stolz auf die Reinheit und ruhige Kraft ihrer Gefühle.

Jetzt entdeckte sie aber, daß er die unnahbar steinerne Göttin dort in den Obstgärten so lange ansah. Eine namenlose und unerklärbare Angst durchfuhr ihr junges Herz. Das war ja Eifersucht! — Was sah er an ihr? Was legte er in die hinein? Sahen seine Augen unrein? Entsann er sich des Körpers einer andern? Vielleicht einer von vielen? Als er dann um die Ecke des Weges bog, huschte sie, was bei der beinahe nur fußbreiten Lücke leicht geschehen konnte, an ihm vorüber und stand wenige Schritte von ihm, diesmal aber hinter ihm, still. In dieser beängstigenden Nähe, in der sie sogar seine Uhr ticken hörte, fürchtete sie zwar, er könnte ihr Herz pochen hören. Es war die verbotenste und frevelvollste Minute ihres ganzen jungen Lebens, aber sie konnte nicht los aus seinem bannenden Stillhalten und sah ihm wie gelähmt zu.

Er sagte nichts. Er sah lieb und traurig aus, einmal schüttelte er leise seine ergrauenden Künstlerlocken. Ob verneinend? Ob kritisch? Ob erinnerlich? Sie hatte Mühe, ihren schweren Atem zu verhehlen.

Und immer noch schaute er das Mädchen an, welches sie zu hassen begann. War sie denn nicht ebenso schön? Was suchte er hier bei der da, wo in den Städten das junge



Leben ihn aus blauen, aus braunen Augen umschmachtete? Ja, was seufzte er da zu einem Steine? Denn das hatte sie jetzt gehört. Einen ganz leicht geatmeten, aber doch einen Seufzer.

»Sie müssen diesen Akkord verschweben lassen, als weihten Sie ihn aus dem Konzertsaale heraus der Ferne; aus der Menschennähe heraus dem Unerreichbaren. Fort von allem, was Sie liebt und was Sie lieben, muß er gehen — wie ein Wanderer, der in einen ewigen und grenzenlosen Abend wegstrebt.« Solche Worte fand er manchmal, wenn er sie unterrichtete. Damals, als er das gesagt, war sie so erschüttert gewesen, daß sie die Tränen hinunterzwingen gemußt. Blickte er wirklich auch jetzt nach dem Steinbilde, weil es ihm das einzige galt, das sich ihm versagte?

In diesem Augenblick drehte er sich so jäh um, daß sie sich entdeckt glaubte. Nur ihre lähmende Schreckstarre rettete sie; denn hätte sie jetzt die leiseste Bewegung gemacht, er hätte nach ihr hingelauscht. So aber sah er die Bottiche und die tröpfelnden Auslaßhähne an und lächelte lieb, wie sie es nur selten an ihm kannte. Endlich wendete er sich wieder ab und ging zurück. In einer Verliebtheit ohnegleichen folgte ihm die Schülerin. Ihr ganzes Innere surrte wie ein Elektrizitätswerk; jeder Nerv hatte seinen Strom und seinen eignen Ton; es war unbeschreiblich! Am liebsten hätte sie jetzt, gleich und frisch, das Ungeheure dieses Erlebnisses in den Busen einer Freundin gestürzt. Denn das allein zu tragen war unmöglich! Sie wußte wohl, was für ein lachenswerter Backfisch sie damit geworden war, aber es war unerhört, so hingerissen sein zu dürfen! Sie hätte am liebsten geweint vor Glück und Weh, und wenn sie gewußt hätte, daß sie den Meister beinahe erraten hatte, sie wäre in solcher Stimmung wohl ganz still von ihm weg und in ein tiefes Wasser geschlichen, in dem sie niemand mehr fand ...

So aber war es nur ein Blitz gewesen, dieser Gedanke: »Liebt der Verwöhnte überhaupt nur mehr das Unerfüllbare?« Immerhin, die Angst, ihn verstanden zu haben und damit hoffnungslos geworden zu sein, trieb in ihr sehr lange Schosse. Und damit war in ihr ein Gedanke auferstanden, ganz frech und jäh. Sie entsetzte sich vor ihm; der Gedanke aber stand da und fragte: Wie gewinnst du ihn dir?

Maria war starr über sich selber.

Wie gewinnst du ihn dir?

Das ging doch über alle Grenzen, Mädel! Denk doch bloß, wie du, an seiner Seite, in seinem Salon Herzoginnen und ähnliche scharfe Damen, ironische Kritiker und englische und amerikanische Originale empfangen sollst! Arm in Arm durch einen Ball- oder Festsaal mit ihm, du kleindeutsches Nichts! Aber es half nichts, der Gedanke war nicht mehr auszutreiben: Wie erringst du ihn dir?

Dann ging sie wieder hinter ihm her, verlorener als je. Sie strauchelte, denn es war ihr erbärmlich schwach in den Knien geworden. Jetzt begann ihr vor lauter Schreck und Jammer sogar übel zu werden, und sie fing an zu beten. Zuerst als rechte Rheinländerin zur Himmelsmutter. Aber von der war ja für sie in einer so verfänglichen Sache nichts zu erwarten. Da rief sie in ihrer Angst das Gedächtnis der eignen Mutter an. Mutter war kerngesund gewesen; sogar ein bißchen nüchtern. Was hätte Mutter dazu gesagt?

Ja, was hätte Mutter gesagt? Maria stand, als hätte es vor ihr eingeschlagen. Denn ihr fiel ein Wort Mutters ein: »Ah was! Schiller oder Goethe! Sie alle sind kirre zu machen — je älter, je sicherer! Die Liebe des Mannes geht durch den Magen.«

Eine Gotteslästerung.

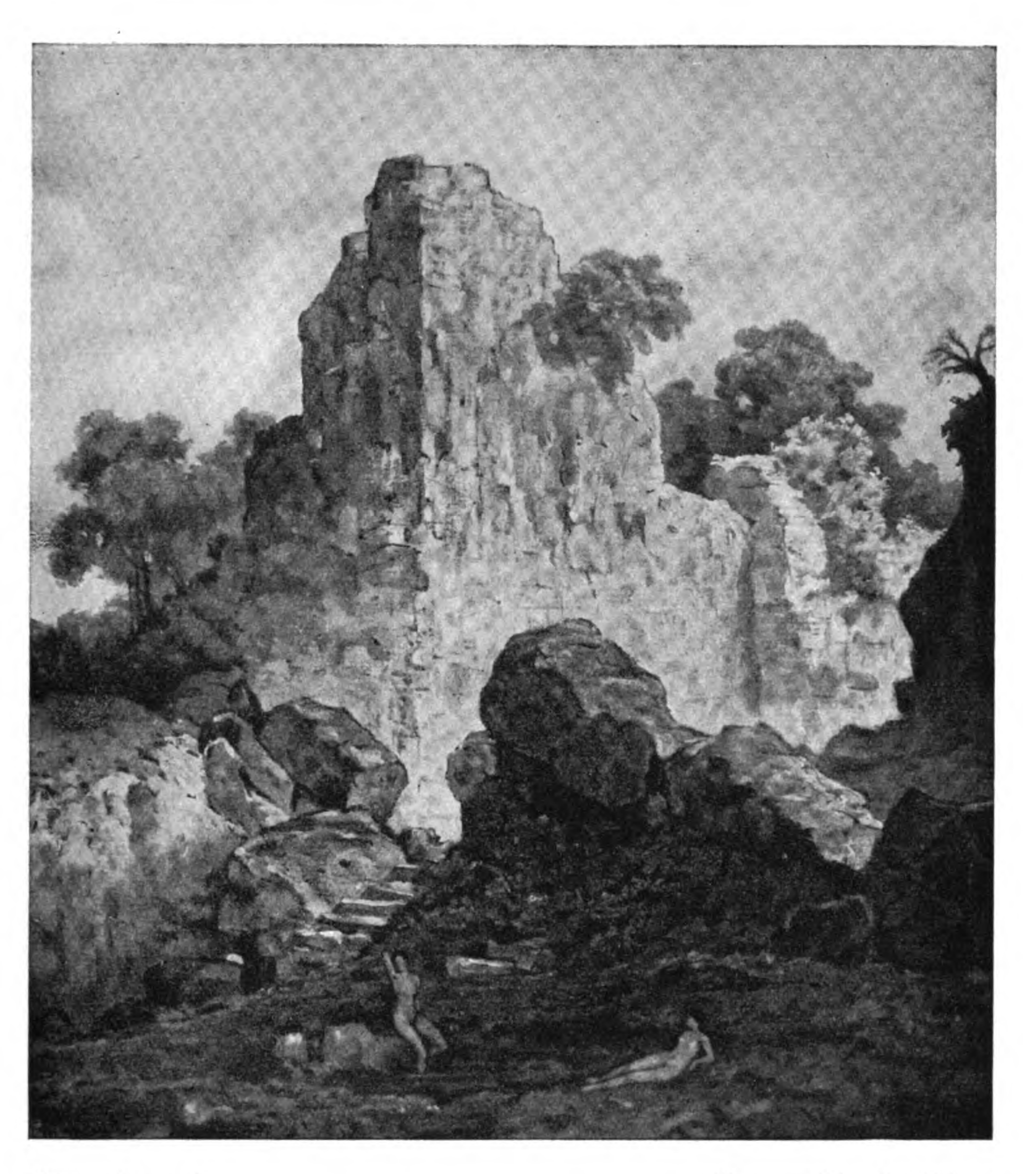
Aber — schließlich? — Er hatte keine Haushälterin und war bestimmt sehr einsam und hilflos! Vielleicht nur für zwei oder drei Tage, bis seine Verehrerinnen das wußten. Heute noch wußte sie es allein, denn er war erst wenige Tage in Wien.

Ach was! Wenn er auch unerreichbar blieb und unerweichbar, sie hatte ihm dann doch eine liebe Stunde bereitet, hatte ihm in seiner Verlegenheit beigestanden und ihm einen Freundschaftsdienst erwiesen.

Sie wollte ihm ein Mittagessen kochen.

Wie er dort so langsam den Höhenweg dahinstand und immer wieder Fernen ansah, Hörnertuten abhorchte und späte Blumen beschaulich an sich nahm, konnte er erst in einer halben Stunde unten sein. Unten hatte sie, beim Aussteigen aus der Straßenbahn, einen Schlächterladen und einen Gemüsestand gesehen. Flink jetzt: damit die nicht zum Zwölfeläuten geschlossen würden! Und





Willy Preetorius: Romantische Landschaft

nun lief sie, was ihre zitternden Knie halten wollten, durch den schmalen Hauersteig in den Sieveringgraben hinunter zu den Freßzeugläden.

Er, für sein stilleres Teil, machte noch einen langen Weg. Er fand am Auswege des kleinen Höhenpfades, daß da ein wunderschöner Bildstock seiner Betrachtung entgangen wäre, und sah sich ihn ausführlich an, ging dann sogar ein wenig an der Zierleiten hinauf, und ohne das böse-werdende Tuten des Wächterhorns, das nun ihm, und zwar ganz nahe, allerpersönlichst und gar nicht mehr stimmungsvoll galt, wäre er selig wie ein verklärter Geist mitten durch die eifersüchtig gehüteten Weingärten dahingewallt. So stutzte er, überlegte, wo und wie er heute essen wollte, fand, daß all das immer noch in ein, zwei oder drei Stunden im Gasthause »Zur guten Agnes«, wo man ihn wie ein Hausgöttl behandelte, behaglich abzutun wäre, und sagte sich, daß dieser chrisolithklare, durchsichtige und golddurchsonnte Vormittag nur mit Musik abgeschlossen werden dürfe. Mit ebenso kristallkonstruktiver und durchlauchtiger, also ganz alter Musik.

Er kam, bedächtig wählend, durch die Agnesgasse herunter und hoffte gerade, das Eisengitter zu seinem Hause möchte offen stehen, denn natürlich hatte er seinen Schlüssel dazu vergessen. Da erstarrte er.

Ihm gegenüber stand, ebenso prallstill, seine schöne kleine Schülerin. Maria. In Heidenangst. Von da her hatte sie den Meister nicht erwartet. Eben hatte sie anklingeln wollen, und da war er schon.

Er hatte inzwischen ohnedies zuviel an sie gedacht. Ob sie wohl zu ihm herauskommen würde? Sie war so, wie schon seit langem keine Mädchen mehr wuchsen. Sie ging schmal und scheu; sie redete schmal und scheu; sie saß und spielte sogar am Klavier ebenso. Diese Zeit gab solche Mädel längst nicht mehr her. Er hatte sie immer schon aufmerksam betrachtet. Das war ganz was Apartes und sehr Poetisches mit dem Frauenzimmerlein. Wem die wohl einmal anheimfiel? »Schade!« hatte er sogar einmal geseufzt. Dann war sie ihm nach Wien nachgezogen, beschäftigte seine Phantasie also noch mehr und erbarmte ihm in ihrer Einsamkeit und Bedrohtheit über die Maßen. Jetzt war sie gar in ihrer Seelenangst und Vereinsamung zu ihm herausgeflüchtet. Er wußte ja schon seit einiger Zeit, wie Vereinsamung tut — selbst wenn man viel gesucht und berühmt ist. Oft hatte er gedacht: ... und mit ihr?

Da stand jetzt das ganze kleine Ding.

Sie schämte sich fürchterlich. Sie hatte rohes Fleisch in einem Papier, auf dem Logarithmen gedruckt waren. Sie hatte Paradiesäpfel und Kartoffeln und Suppengrün, kaum zusammenzufassen — es starrte nach allen Seiten und sprengte das elende Papier. Und darüber hatte man ihr Pfirsiche, Nüsse, gelbe Birnen, Pflaumen und Trauben getürmt, die sich zentrifugal benahmen wie habsburgische Völkerschaften: sie waren nicht mehr beieinander zu halten! Maria spannte die eine Hand darunter, sie spannte die andre darüber. Immer entwischte tropfend oder klopfend eine Traube oder eine Nuß. Und er stand, schaute und half ihr nicht.

Er stand, schaute! Freilich. Er schaute diese kleinen bebenden, angespannten und behütenden Hände an. Niemals sind Frauenhände schöner, als wenn sie festhalten und behüten. Er hatte, gegen seinen Willen, am Klavier ob diesen ausgespannten blassen Mädchenhänden manchmal die Noten und die Auffassung zusamt der Fassung verloren. Jetzt lagen sie über dem Herbstreichtum auseinanderstrebender bunter Früchte und versuchten zu retten. Es war rührend schön und so rührend vergeblich. Die Pflaumen prallten herunterrollend gegen ihre kleine Brust, die Nüsse krochen zwischen ihren Fingern empor und hüpften von hinnen — es war reizend.

Sie hätte so gern gesagt: Aber helfen Sie mir doch. Und doch: sie fühlte ganz glücklich, daß er was Besseres zu tun hätte, als Zwetschken oder Nüsse aufzulesen. Er war wunderbar in Gedanken verloren. So standen sie sich gegenüber. Erst hätte sie fast zu weinen begonnen, aber irgendwas kroch jetzt wie ein Streicheln über ihre Desparation. Dazu der Blick seiner blauen, strahlenden Augen!

Und er hätte am liebsten gehabt, daß sie eine Stunde so vor ihm gestanden hätte.

Damit kam es auch über ihn. Er sah sie an; sie hielt in Angst und stummer Bitte seinen Blick aus. Immerzu fragten ihre Augen. Damit geschah der Kurzschluß. Er

fühlte, was er in seiner maßlosen Verwöhntheit seit langem nicht mehr kannte, ein in ganz junge Tage zurückzuversetzendes Angstgefühl, ein Erbeben der Hände, der Arme, der Brustmuskeln, der Knie. Ein zerrendes Bangigkeitsgefühl in den Eingeweiden, wie es ein Junge vor der Prüfung hat, aber dennoch ganz anders, nämlich grauenhaft schön! Jede Lebenszelle in ihm vibrierte und flimmerte.

Sein ganzer, sonst sehr legitim organisierter Staat war in Aufruhr. In jenem Stadium, wo der Kronprätendent durchgeht. Denn jetzt verlor Meister Rautenstrauch Kopf und Herz zugleich.

Er wollte, zu spät, dem Mädchen ritterlich von seiner Last helfen, an der er das Fleisch gar nicht bemerkte, sondern bloß die schönen Früchte. Er griff wohl hinein, griff aber bloß an die geliebten Hände, und nun kugelte es von dem Herbstreichtum erst recht verschwenderisch auf der Gasse umher.

Das gab eine vorübergehende Erlösung. Denn nun suchten beide mit bebenden Händen, den Körper auf ebenso bebende Knie gestützt, wie Sünder nach dem davonrollenden Obst. Maria hatte ihren ganzen Packen auf die sauberen Steine der Stützmauer gelegt, und weil immer noch genug da war, nahm er ihre Last an sich. Und jetzt merkte sie mit einem kleinen und mehr angstvollen als triumphierenden Erschauern, daß seine Hände zitterten.

»Was wollen Sie denn damit?«

»Meister, ich habe gedacht, Sie sind einsam, und ich auch. So, hab' ich gedacht, kochst du ihm ein Mittagessen.«

»Ja, Mädel, das wäre wirklich königlich!«

»Bitte, zeigen Sie mir, wo ich kochen kann.«

»Wie lange dauert's? Da könnte ich ja inzwischen was arbeiten?«

»Dreiviertel Stunden; eine Stunde.«

»Da wollen Sie was ganz Gutes machen?«

»Nein; aber ich muß doch alles selber herzusuchen.«

»Ich werde Ihnen helfen.«

»Bitte, Meister, arbeiten Sie!«

»Wenn mir aber das andre mehr Freude macht?«

»Bitte, Meister — arbeiten Sie!«

Das war mit solch wirklicher Angst gesprochen, daß er brav wurde. »Es ist gut und recht. Hab' ohnedies was Hübsches vor.«

Und dann schaffte sie in der kleinen Küche, in der er ihr das Notwendige gezeigt hatte, bis sie flink Bescheid gewonnen hatte. Und er saß drinnen am Flügel; saß lange ohne Bewegung, weil er das unerhört köstliche Beben all seiner Nervenzellen ausschwingen lassen wollte. Lange dauerte es, bis er zu Ende genossen hatte, was so spät und dennoch jung über ihn gekommen war, und bis er seine Hände auf die Tasten des Klaviers legen konnte.

Eine Sarabande von Rameau also.

Als sie zuerst erklungen war, damals unter dem vierzehnten Ludwig, hat sie paradegroß und ausgebreitet wie ein Pfau gewirkt. Heute rinnt sie durch unsre Ohren schmal wie ein versiegendes Wässerlein. Ihr prachtvoll prahlender Geist ist geblieben; aber die Harmonik ist dünn geworden. Das spätere Ohr faßt viel mehr und reichere Chromatik; es kann wonnig einen zehnfachen Akkord einschlürfen. — Und den legte er nun von Takt zu Takt zärtlich und ehrfürchtig zwischen die schütter gesäten alten Noten. Er füllte sie aus, aber er ließ ihnen die volle, alte Pikanterie, die fremdartige alte Kraft. Maria in der Küche horchte auf.

Sie hörte den angebeteten Meister drin in der schönen Stube, in der nur der Flügel neu, sonst aber alles zärtlich behütete alte Zeit war, die kapitale Sarabande zuerst ganz leise im alten Satze spielen. So spärlich die Stimmen zugemessen waren, unter seinen Händen quollen sie dennoch reich und so großartig, daß sie sich unwillkürlich in Tanzpositur stellte, obwohl sie die Küchenschürze umhatte und die Hände voll Mehl. Denn sie bereitete gerade das, was der Österreicher eine »Füll« nennt. Das ist eine Mischung von erweichter Semmel mit viel Ei, Petersilie, feingerösteter Leber und Gewürz, welche in starkbusiger Rundung zwischen Brustfell und Brustfleisch eines Kälbchens geschoben wird, um dann mit diesem zusammen gebraten zu werden.

Beinahe wäre jetzt Frau Musika die Stärkere gewesen. Das Mädel hätte am liebsten alles liegen und stehen gelassen und wäre zum Meister hineingerannt; denn so moderne Ohren sie hatte, sie konnte sich niemals dem eigenartigen Reiz alter Klangfarben entziehen und lauschte hochauf, wenn eine äolische oder lydische Tonart erklang. Mit der bloßen dorischen Kadenz war sie



schon zu lähmen, und Palestrinas Kirchentonalität, von der ihr der Meister drüben in Amerika einmal erzählt und aufreizend schöne Beispiele vorgespielt hatte, war vielleicht der erste Kuppler für ihr reines und ehrfürchtiges Herz geworden. Dazu kam die Ferne, die unüberwindbare Ferne des Krieges vom alten Europa, die Frömmigkeit, in die sich damals mehr als früher jedes gute Menschenkind zu flüchten versuchte. So geschah das erste Zusammenkrampfen eines jungen Herzens. Seit jenen Tagen war sie mit dem »alten Ton« völlig zu hypnotisieren.

Sie erkannte sofort Zeit und Stimmung, riet sogar wegen der großen Parade auf einen Franzosen und wußte nur nicht, ob Couperin le grand oder Rameau dahintersteckte. Mit zitternden Händen füllte sie jedoch die Kälberbrust weiter.

Drinnen der Meister begann nun auch zu füllen. Er setzte Ripien ein. Er griff mit allen zehn Fingern in die dünnen Akkorde und machte sie gewaltig, überschwenglich, barockhaft platzend vor Inbrunst. Es klang jetzt, wie wenn nach einem Hahnenkrähen ein großes Raubtier brüllte, so löwentatzig fuhr der Meister in die Tasten und füllte alle Zwischenräume aus. Es bedurfte des ganzen Verständnisses der kleinen Musikantin, um trotz des Sturmangriffes auf die bürgerliche Position älterer Tage die verliebte Ehrfurcht, ja Ekstase zu erkennen, mit welcher der Meister die alte Tonart ehrte.

Mit einem kläglichen und vernichteten Augenaufschlag legte sie den fertiggewordenen und gefüllten Braten in das Herdrohr und ging daran, dem Meister, der eine gute Fleischbrühe lieben mochte, etwas Ähnliches zuzubereiten; denn Rinderfleisch hatte sie keins bekommen, wohl aber Leber. So röstete sie denn Zwiebeln und Petersilie, Sellerie und Möhre in Fett zusammen mit den Knochen und Fleischabfällen, welche der Braten ergeben hatte, und den Fasern der ausgeschabten Leber, aus der sie früher schon mit allem Liebesaufwand Klöße bereitet hatte. Leberknödelsuppe heißt's dann in Wien.

Solange sie und der Meister zu gleicher Zeit »füllten«, erging es den beiden seltsam. Zwei Elektrizitäten kämpften miteinander. Immer mußte der reizend betreute Johannes Rautenstrauch an seine kleine küchenschürzige Schülerin da draußen denken, und nur die hierdurch erhöhte Begeisterung entlockte ihm eine so gewaltige Tonfülle. Während er aber niederschrieb, was er da aus den ganzen Klangmitteln des zwanzigsten Jahrhunderts zu den spärlicheren Behelfen Rameaus hinzugeschüttet hatte, drang der Duft gerösteter Leber zugleich mit jenem der klassisch gebräunten Zwiebel bis an sein Herz hinan. Er sog ihn ein und sank glückselig in sich zusammen. Dann griff er noch einmal mit letzter Kraft in die Tasten und spielte die alte Sarabande in ihrer erhabenen und verjüngten Kraft. Aber schon ließ er die Wiederholungen aus. Da und dort hatte er noch etwas einzusetzen; aber zaubergewaltsam kam von der Küche her die Sinnenkraft.

Da unterlag der Meister der Schülerin. Es unterlag das Ohr der Nase. Es unterlag dem Magen das begeisterte Künstlerherz. Es war nicht mehr auszuhalten.

Er kam hinaus zu ihr in die Küche.

Sie hatte die Ärmel ganz hochgekrempelt, und ihr Gesichtchen war heiß und rot. Mit einem hilflos seligen Blitz sah sie ihn an.

Er aber fühlte jenes köstliche Schwächegefühl entsetzlicher Verliebtheit noch einmal.

Es war eine gefährliche Sekunde. Maria sank merklich mit dem Köpfchen nach rückwärts und wäre ganz gern gestützt worden.

Der Meister, endlich: »Brauchen Sie irgendeine Handreichung?«

Maria sah ihn rehbraun an und sagte nichts. Ihre zärtlichen Augen schwammen vor Erfüllung und Erwartung. Sie hätte jede Handreichung ertragen.

Er, in jenem unermeßlichen und gefährlich süßen Schwächegefühl, rettete sich mit einer Modulation ins Zarte und fragte: »Ob Sie mich als Küchenjungen brauchen können, meine ich.«

»Meister,« sagte Maria leise, »das wäre doch ein Frevel.«

»Nein,« widersprach er unbeholfen, »o nein. Das nicht. Ich würde gern ...«

»Aber ich bin schon bald fertig,« bat Maria. »Wenn Sie mir beim letzten Zurichten in die Kasserollen sehen, verderbe ich alles.«

Da löste er sich mit einem wahren Jammerblick von ihrer zierlichen Gestalt los, sah sich noch einmal abschiedsaugend die bloßen Arme an, sodann die sanften, ergebungsschimmernden Augen, die zurückgeneigte Gestalt, die sich füllig und dennoch zart in den



Hüften einen Schwerpunkt suchte, nachdem ihn kein stützender, geliebter Arm außerhalb verlegt hatte, und ging, frevelhaft zitternd, in sein Studio zurück.

Maria horchte lange. Es drang keiner der herrlichen Töne mehr heraus. Seine Niederlage war vollkommen. Er saß am Klavier und bebte so sehr in Händen und Knien, daß er einen Augenblick daran dachte, dieses Erlebnis hätte zugleich die Anzeichen eines entstehenden schweren Herzleidens in ihm geweckt.

Was es, in andrer Übersetzung, denn auch war.

Endlich kam Maria herein und deckte den Tisch. Ihr wieder erquicktes Körperchen hatte das Hingeworfene verloren, und sie bog sich sehr federnd über den großen runden Kirschholztisch; sie strich das Linnen glatt, und zaghaft half er ihr beim Decken. Sie ließ es leise lachend geschehen und war sehr glücklich.

Mit Freude lernte sie die Geographie seiner Kredenz und nahm sich alles, wessen sie bedurfte, heraus; fragte nach Untertassen und fand dabei ein gesticktes Milieu; wohl die Gabe einer zärtlichen Schülerin? Das legte sie mitten auf das Tischleinen, stellte eine Weinkaraffe hin und wehte dann hinaus, um gleich wieder mit der festlich dampfenden Suppenschüssel hereinzukommen.

Er ließ es geschehen, als wäre er schon im Himmel und könnte nichts mehr gegen die überviele Seligkeit tun.

Dermaßen gut und schön war's ihm nie ergangen, so berühmt und beliebt er immer gewesen.

Stets war er an die Quellen der Behaglichkeit dann erst geraten, wenn er dem Küchenpersonal ein Trinkgeld zu geben hatte oder wenn er, in jungen Tagen, voll düsterglosender Gefühle vom Klavier weg verhohlene Wege zu einer Küche wandelte, welche ein Paradies war im Verhältnis zur kunstzerrütteten Hausfrau und deren augenaufschlagenden Gastinnen, mit denen er eingeladen war.

Jetzt war alles in einem an ihn geraten. Eva an sämtlichen Quellen des Lebens. In aufgekrempelten Ärmeln und mit Küchenschürze, kräftegebend und schwächend in einem.

Maria sprach wenig. Sie sagte nur, während sie ihm die Suppe mit sehr vielen kleinen Leberklößchen in den Teller schöpfte: »Mein Gott, war das schön, was Sie da gespielt haben!«

Er schlürfte schon längst mit der Nase den köstlichen Duft ein. Es war spät gewesen, als sie zu kochen angefangen hatte, und mehr als anderthalb Stunden waren zur Bereitung der Mahlzeit nötig gewesen. Er, der gar nicht daran gedacht hatte, schrieb all seinen kräftigen Appetit der Köchin zu, machte sich über seinen Teller her und antwortete nur mehr mit vollem Munde bejahend: »M! — H!« Es sollte »Mh! — ja!« heißen.

Sie nahm sich nur wenig, aß zierlich wie eine Katze und fragte nur einmal: »Schmeckt's, Meister?«

»Schmeckts?« sagte er erzürnt. »Was ist das für ein Wort? Ich möchte in einem fort sakramental hinknien. Weil es ein Mißbrauch ist, dergleichen überhaupt sitzend zu essen!«

»Und ich hatte schon gefürchtet, alles zu verderben: so schön haben Sie gespielt und alles aufblühen lassen. Was war es, was Sie da neu harmonisiert haben?«

»Rameau; Sarabande,« sagte er und hatte schon wieder den flinken Löffel im Munde. Sie sah ihm zärtlich erheitert zu.

Er war von der gefüllten Kalbsbrust aus ihren Händen ebenso ergriffen, wie sie von seinen Ripien. Als er sich endlich zurückzulehnen vermochte und das Weinglas gegen die kleine Künstlerin erhob, fand er erst Haltung und Rede wieder.

»Wenn ihr Mädel, da unter dem Katheder, wüßtet, welche Ehrfurcht uns diese Kunst abzwingt, ihr würdet von uns keine andre lernen wollen. Maria, Sie werden mir sehr bald fortgenommen werden!«

»Nur, wenn Sie mich fortschicken, Meister; — sonst niemals im Leben.«

»Mädel, das sagen alle. Und dann gehen sie von Klavier und Meister fort an den Herd; für den Mann zu kochen, den sie lieben.«

Maria ließ den Kopf sinken. Sie hätte um ihr Leben nicht gewagt, zu sagen: Das habe ich ja eben getan.

Er sah sie an, und sein alterndes und immer noch so junges Künstlerherz krampfte sich schlimm zusammen: »Ja ... Marie? ... Haben Sie wen?«

Sie wurde dunkelrot, und das deutete er sehr übel, für sich selber. Er faltete langsam



seine Serviette. Der Herbstwind wehte ein schönes, rotgelbes Blatt auf den Tisch; zerstreut nahm er es auf.

»Ja, ja!« sagte er und wurde nachdenklich. Natürlich mußte geschehen, was immer geschah. Sie hatte ihn angeschwärmt, und nun, da Herbst war, ließ sie ihn graziös und geruhig fallen und in Schönheit den Todesweg des aufgekündigten Blattes suchen.

Es tat wehe! Sehr wehe. Aber so mußte es einmal kommen im Leben des Allzuvielgeliebten. Wenn nur diesmal nicht Ernst gewesen wäre!

Er rang seinen wütenden Schmerz nieder. »Zum Dessert erzählen Sie mir dann von ihm,« sagte er mit bemühter Fassung.

Sie lief hinaus. — Ja, richtig, das Dessert! Mit bebenden Händen erfaßte sie eine Schüssel und ordnete Trauben, Pfirsiche, Nüsse und Pflaumen um ein paar honiggelbe Birnen. Sie war fassungslos. Sah er nichts? Sollte jetzt in wenigen Minuten alles zu Ende sein? Hastig, wie ein zur Eile gescholtenes Kind, brachte sie die Herbstherrlichkeiten herein und sah mit ihren Früchten so hinreißend schön aus, daß er ihr hastig die Hand entgegenstieß, damit sie noch einmal innehielt, und er sich noch einen langen Abschiedsblick von alledem nehmen konnte, was fortan für immer vorüber war.

»Halt!«

Er sagte es mit so leidenschaftlichem Schmerz, daß sie die Schüssel mit dem Unglücksobst nun ganz fallen ließ. Sie zerschrillte am Boden; der Teppich färbte sich vom Safte der Trauben, weit umher rollten die schönen zerplatzten Früchte. Da begann das Mädchen fassungslos zu weinen.

»Aber, Maria, jetzt war doch ich schuld! Maria! Ich hab' Sie ja nur ein letztes Mal in Ihrer Schönheit ansehen wollen, bevor Sie für immer gehen! Zum Andern, zur Jugend! So muß es ja sein! Verzeihen Sie mir altem Kerl doch meinen Schönheitssinn! Ich hab' Sie nur einmal noch so stehen sehen wollen, bevor Sie — —«

»Aber ich wollte ja gar nicht gehen!«

»Nicht heute, das weiß ich.«

»Auch zu keinem andern,« sagte sie in ihrer Angst noch schnell.

»Aber Sie haben mich doch annehmen lassen, Sie gehörten schon wem —«

Da sah sie ihn bloß einmal an. Er glaubte, das Glück zerbräche ihn.

Aber dann nahm er das Dessert von ihren Lippen.

Am Nachmittage war Rautenstrauch wieder allein; allein wie noch nie. Er hatte selber Maria fortgeschickt, damit seine Torheit ihn und sie nicht noch zu andern Dingen verleiten sollte, als diese langsamen Küsse waren, welche er mit dem ganzen Schmerze eines Abschieds von Leben und Jugend, mit dem Gefühl des Unverdienten gab und nahm, während sie sich von seinen Lippen wie erlesen und gekrönt unter vielen Tausenden vorkam.

Sie wußten nicht, daß sie damit das einzige Geheimnis besaßen, welches eine Liebe unsterblich macht und unantastbar für alle Verführungen; das Gefühl jedes der beiden: Ich verdiene ihn ja gar nicht.

Als sie fort war, ging Rautenstrauch stundenlang wie betäubt in seinem Zimmer auf und nieder. Etwas hilflos sah er ringsum, sah die Alteherrensachen überall an und sagte sich: Du gehörst weder in diese Zeit mehr, noch darfst du, selber eine Antiquität, dir mit einem kecken Griffe aus ihr so was Junges und Unbelehrtes nehmen.

Aber die Einsamkeit um ihn war jetzt so groß, daß er geradezu fühlte, wie sie ihn einspann; geradeso, als ob eine große Spinne langsam graue, unentrinnbare Fäden um ihn wickelte. Die Spinne Verlassenheit.

Ihm wurde so bange, daß er noch einmal hinauslaufen und Trost bei der geliebten Landschaft suchen wollte. Es war spät; es wurde abendlich, und je mehr sich Dunkelheit aus den Nischen und Möbelwinkeln seiner Stube bis in die Mitte des Zimmers weiterwagten, desto größer wurde die Angst. »Ein Glück; nur noch ein kurzes Glück!« Zuletzt schien ihm, daß ein junges und frisches Wesen hier sogar dann noch begrüßenswert sein müsse, wenn es ihn ab und zu betröge. Nur nicht mehr so in altkirschene Winkel schauen müssen und zuhören, wie ihm die Uhr das Vertröpfeln seiner sich neigenden Tage peinlich genau und eilig vorzählte.

Eben, als er die Türe aufriß, um sich an der abendlichen Straße nach Salmannsdorf, am beleuchteten Waldwege nach Neuwaldegg hinüber zu trösten, kam sein alter Freund.

Rautenstrauch atmete tief auf. Er wäre jetzt sogar froh gewesen, mit einer derben Wäscherin übers Heiraten reden zu können.

Van den Bosch aber kam ihm daher wie ein Orakel. Hatte nicht auch er eine allzujunge Frau geheiratet und in ihr alle Verzückungen und alle Schmerzen gefunden, wie sie Menschenkindern beschieden sind, welche das Ungeheuerliche unternehmen, die Zeit zu recken? Die Zeit, welche sich unerbittlich dafür rächt!

»Van den Bosch! Dich schickt mein Verhängnis oder mein Glück!«

»Na, na, Rautenstrauch! Alles, was geschieht, geht normal zu.«

»Gerade dagegen sündige ich ja! Denk' dir, ich möchte heiraten!«

»Die Kleine aus der Bäckerstraße wohl. Na ja.«

»Van den Bosch! Friedel! Ich kenne dich. Wenn du ‚na ja' sagst, so heißt das: ‚Da kann man nichts mehr machen'.«

»Mein alter Musikus, aber! Geh grad' heraus und sag mir lieber, was du für dich zu hoffen hast und was du fürchtest. Ich werd' dann auf der einen und auf der andern Seite dazulegen, was ich sehe, und so können wir die ganze Geschichte in Ruhe abwägen. Also, du alter Kerl heiratest ein junges Mädel, das natürlich in dich verliebt ist.«

»Friedel, ich bitt' dich, ich bin so nervös: machen wir das im Freien weiter aus. Es strömt von den Bäumen dann immer was in uns hinein, was gesünder und ewiger ist als wir.«

»Ich hab' dich grad' zu einem Abendspaziergang abholen wollen.«

Die beiden alternden Herren, die so gut zusammenpaßten, schon weil sie vom Schicksal jene entzückend tröstliche Gabe erhalten hatten, um so durchgeistigter und schöner zu werden, je bejahrter sie wurden, sie schritten also, der eine ruhig und gesichert, der andre jünglingshaft erregt, ihren Weg durch die endlos scheinenden Weingärten, die an der Agnesgasse beginnen und sich übers ganze Neustift am Walde und Salmannsdorf hinziehen.

»Du bist als Fünfziger einer Siebzehnjährigen verfallen; ich als Sechziger einer Zweiundzwanzigjährigen. Das war schon bei dir eine böse Geschichte. Was erst wird es bei mir werden?!«

»Rautenstrauch: ich gäbe all meine Schmerzen und Verluste dabei um nichts in der Welt her. Es scheint, daß wir Männer erst dann lieben, wenn wir beständig zittern. Und daß wir lieben, nicht, daß wir geliebt werden: darauf kommt es an.«

»Du sagst also: Heirate, und du wirst alle Martern erdulden, aber eben darum sollst du heiraten.«

»So ähnlich. Aber vorher wollen wir diese Martern erwägen. Sei nicht bös, wenn ich jetzt ein bisserl materialistisch werde. Ich tu's selten, aber immer dann, wenn's notwendig wird. Also: bist du frisch geblieben?«

»Hätte ich mich sonst so rasend verliebt?« fragte Rautenstrauch.

»Weißt du: die Freunde, die dem alten Goethe von der Minna Herzlieb und der Willemer und der Levetzow abrieten, waren doch ...«

»Warum?«

»Weil sie nicht die kleinste Kultur fühlten. Wie immer es ausgegangen wäre, Goethe mußte siegen. Liebte ihn eine treue kleine Frau ohne Makel, dann hatte er recht, sie geheiratet zu haben. Betrog sie ihn, so wären wir alle durch sein Verbluten zu so brennend roten Blüten gekommen, wie sie das Alter sonst nie mehr reichen kann.«

»Du sagst also, ein Künstler dürfe?«

»Er soll beinahe. Und er darf auch, aus zwei Gründen.«

»Schnell, schnell, van den Bosch!«

»Nein; langsam. Also!«

»Seit wann sagst du immer ‚also'?«

»Also nein. Betrachte dich und mich. Ich bin Hofrat gewesen, als ich die kleine Hannerl zu gewinnen strebte. ‚Hofrat': das bloße Wort ist für alle jungen Mädel eine artikulierte Alterserscheinung. Ich habe dennoch gewonnen, was zu gewinnen war. Und ich habe gewonnen durch das, was die prachtvollen Deutschen mit dem Worte ‚Wesen' bezeichnen; ein Ding, das nicht unterzukriegen ist. Nicht, weil ich gewählt und fein war, sondern weil ich jung im Herzen war, hab' ich sie mir gehalten und immer wieder gewonnen, so durchgeherisch das entzückende kleine Frauenzimmerl auch geartet war! Nun bist du da, und bist nicht Hofrat, sondern Künstler. Man entehrt deine Mannesfrische durch keine Rangklassenbezeichnungen. Du hast ferner den ungeheuren Vorzug der Multiplikation, den jeder Professor und Schauspieler mit dir teilt. Sind einmal drei Schüler begeistert oder drei Mädel verliebt, so ist es die ganze Klasse und sehr bald danach die ganze Welt.



Deine kleine Frau wird also auf dich alten Kerl immer eifersüchtig sein, was allerliebst und sehr wichtig ist. Im Konzertsaal, unter Freunden, am Lesepult bist du so jung wie irgendeiner; es bleibt nur übrig, zu Hause nicht übellaunig, lächerlich, kleinlich, knauserig, kurz: alt zu sein.«

»Aber sie! Von ihrer Seite aus drohen ja die Gefahren!«

»Nicht, wenn du deine Gefahrenhälfte wegnimmst. Oder wenigstens nur, wenn sie ein Tierchen ist. Der Stumpfsinnige freilich bekommt immer ein solches. Ihm bangt ja vor dem Weib, das alles will oder nichts. Ich hab' mir dein kleines Mäderl nur einen Augenblick ansehen können, aber ich kann gut in Gesichtern lesen. Da sind keine neugierigen Abenteuer drin. Da ist drin: Alles, oder nichts.«

»Friedel, nimm nur du mir sie nicht einmal weg,« sagte Rautenstrauch lächelnd.

»Ich werde mich bestimmt in sie verlieben. Aber ich betrachte Liebe an sich für Tage, wie sie uns alten Herren noch beschieden sind, als die köstlichste Sensation, die man noch wünschen und durchgenießen kann. Du wirst ja wohl deine Verlegenheiten mit ihr haben; gib nur acht! Denn eben in der Erfüllung liegen Fallstricke ohne Zahl. Du wirst manchmal sehr verlegen sein, wenn du zu schnell verliebt warst — und sie ist noch ausgebreitet und bereit. Laß dir da sagen, daß ein Weib, das nicht gerade durch Roßknechte erzogen worden ist, unendlich dankbar für bloße Zärtlichkeit und Zartheit ist. Damit mußt du die Zeit zwischen Flut und Ebbe füllen, und alles ist gut. Die Frau, wie sie Gott uns gegeben hat, ein Wunder ohnegleichen, liebt nämlich völlig anders als wir! Immer vorausgesetzt: ohne Roßknechterziehung. Wir lieben auch im verfeinertsten Falle, also als Künstler, das bestrickend Werbende, den erotischen Wesensreiz nur im elastisch jungen Körper! Der und seine Form gehen uns voran, dem Weibe nicht! Keineswegs! Das Weib ahnt Jugend noch da, wo die Form schon herbstlich wird. Das Weib geht aufs Wesen. Ja, es scheint sogar den Herbst mehr zu lieben als den Frühling, aus einer ganz wunderbar komplizierten Mischung von Erntelust, Nutzensfreude und Kindesgefühl heraus, welches nach Überlegenheit sucht. Es geht auch gern Numero Sicher und sieht lieber, was ist, als was werden könnte. Das ist nicht Berechnung; das liegt in ihm. Unsereinem ist es dann überlassen, es nie durch die Fehler des Alters zu erschrecken und zu verstimmen. Du hast überdies noch den Vorteil, daß vor ihr niemand wagen wird, dich herabzusetzen, so daß sie sich stets nur für beneidet hält. Deine Rechnung also stimmt, und mit mehr will ich dich nicht langweilen. Freilich, ich hätte noch viel zu sagen; aber abraten kann ich dir nicht. Denn was immer gegen meine Wahrscheinlichkeitsrechnung geschehen möge, es bleibt dir noch dein Künstlerherz. Erhalte nur das jung, so endet alles gut, auch wenn dein reizendes Mädel in Roßknechtshände fiele.«

Van den Bosch konnte einen gewissen Robulja nicht vergessen.

Rautenstrauch drückte seinem Freunde die Hand und sah dann getröstet rings umher. Er bemerkte die übrige Welt wieder.

»Sieh, wie alles gut auf Erden wird, nach dieser ungeheuren Fieberblase, dem Weltkrieg. Sogar in der unglücklichsten Stadt dieser kleinen Sternenkugel, dem bisher so unentdeckten, unheilig heiligen Wien! Hier ist Herbstmesse, und ein Gewimmel drängt sich, als wäre der Wiener Kongreß von Anno Vierzehn. Alle Völker zieht es nach der besiegtesten, geschmähtesten, frauenhaftesten und süßesten der Städte. Und das wird anschwellen, bis Wien mehr gilt als Athen und Florenz! Ja, von hier aus werden die heiteren Gesetze eines künftigen Menschentums diktiert werden. Neue, andre Männer, beseeltere Frauen. Gib nur acht.«

Van den Bosch blieb stehen. »Ja und nein,« sagte er. — »Manchmal könnte ich verzweifeln.«

»Ich habe drin in der Stadt eine reizende kleine Base meiner unvergeßlichen Hannerl, und manchmal glaube ich, an ihr müßte man verzweifeln für das ganze Weibervolk. Jene meine Hannerl war das Wiener Mädel vor dem Kriege. Die kleine Lisi ist scheinbar das Wiener Mädel nach dem Kriege. Bereit, mit jedem Schieberschwein dem nachzugehen, was diese Emporkommenschaft Vergnügen nennt. Ich sage mir aber, in Athen war das ebenso, und doch blieb Athen Athen. Aber weißt du, durch wen? Durch seine ewig jungen alten Herren! Durch die unsterblichen Gewesenen. Wie wir beide hier im Walde vor einer Laterne stehen, unsre Schatten betrachten und uns nebenher freuen,



daß die Straße gut, die Waldeinsamkeit trotz der Armut Wiens beleuchtet und für einen fleißigen und lebenskräftigen Menschen alles zu haben ist, was im Frieden nicht geradezu Übermut hieß, das fühlen sie anderswo kaum. Am innigsten lebt man in einer Stadt, welche stirbt. Dies unser Sterben, welches gerade wir alten, durchfeinten Kerle so virtuos abgestuft mitzumachen wissen, dieses Sterben, welches zum Leben gehört, wie der Seufzer zur Erfüllung, es wird uns alte Wiener berühmter machen als jemals ein Volk. Die Juden Jerusalems und die Karthager starben — nun, wie gereizte Wespen. Wir allein sterben wie das Abendrot. Nie ist ein Volk schöner hinabgesunken als der Deutsche in Wien, nachdem niemals ein Volk einem ganzen Planeten entsetzlichere Anstrengungen und Verzweiflungen abgefordert hatte als der Deutsche in Berlin. Das beides zusammengetan müßte ein Volk von Göttern geben.«

»Ach, Friedel, ich kann nicht mit. Ich für mein schwaches Teil denke an nichts als an meine Angst um das junge Mädel, das ich vielleicht nur für Monate erobert habe.«

»Guter Kerl, und hast dir das frische Amerika erobert! So sei doch mutig und halte fest. Gib ihr zu tun. Mach sie zur Mitarbeiterin!«

»Du mahnst mich gut,« sagte Rautenstrauch. »Wer es im Leben zu dem gebracht hat, was allzufreundliche Menschen Meister nennen, der muß es im Allerengsten erst recht sein können, ehe er sich sagt: Du hast dem Einzigen was gelehrt, der niemals lernen wollte: dich selber.«

Drei Tage lang ging Rautenstrauch noch nachdenkliche Wege über dem unerhört verlorenen und versteckten Sievering, das beinahe die letzte Seele des alten Wien bewahrt, und fragte sich und die segnende Landschaft um Rat. Die Liebe in ihm aber ging auf und ab wie Pendelschlag einer Uhr. Das Herz war gespannt und aufgezogen; nun mußte es ablaufen, wie immer es ginge.

Und als November wurde, stieg er mit Maria aus einem bescheidenen Einspännerwägelchen so unmerklich und ängstlich als möglich vor der alten gotischen Kirche in Sievering aus. Niemand sah hin. Van den Bosch kam gleich nachher und mit ihm noch ein fröhlicher, zukunftsfroher und berühmter Musikant, kräftig, dick und zuversichtlich.

Die junge Braut sah ihren großen blaßgewordenen Mann angstvoll an. Die beiden Freunde waren ihr noch zu fremd. Van den Bosch aber nahm sie am Arm und erzählte ihr leise von seiner selig-unseligen Ehe mit der kleinen Hannerl.

Es waren nur wenige Worte. In dieser kurzen Zeit, während deren sie auf den Pfarrer warteten, fragte Rautenstrauch den zweiten Zeugen seiner lieben Torheit: »Was denken Sie denn, mein lieber junger Kollege, daß ich alter Kerl noch solche Dummheiten mache?«

»Schaun S' mich an,« sagte der kraftvolle, junge Tondichter. »So dick ich bin — und das ist im Grunde noch schlimmer als alt: Glauben S', ich hätt Angst? Nur erst einmal liebhaben müßt' ich wen können!«

Der Pfarrer kam. Eine Frömmigkeit ohnegleichen beugte die junge Frau nieder. »Vielleicht nur, weil ich so jung bin, gibst du mir, Gott, die Kraft, ihn zu halten, ihm gutzutun, ihm alles zu sein, der so vielen allzuviel ist!«

Er aber fühlte: Was mir da geschenkt wird, geht über mein Verdienst, über mein Erwarten; über alles, was erlaubt ist. Ich will nie vergessen, daß dieses herrliche Geschöpf mir nur geliehen ist und ich sie jeden Tag zurückgeben können muß. An Gott ebenso wie an das niedrigste seiner wollustschnaubenden Tiere. Es ist entsetzlich schwer und entsetzlich schön.

Damit drückte er dem Freunde neben sich den Arm und ging in die Kirche.

Mit dem Gefühl, mit dem jeder junge Ehemann hineingehen müßte.

Denn nur so soll das Sakrament sein. Jeden Tag sich neu um die Geliebte ängsten. Jeden Tag neu das größte Gnadenbrot Gottes erkämpfen: Liebe.

(Schluß folgt.)







Willy Preetorius: Das Leiblhaus in Schongau



Hirtin am Hang

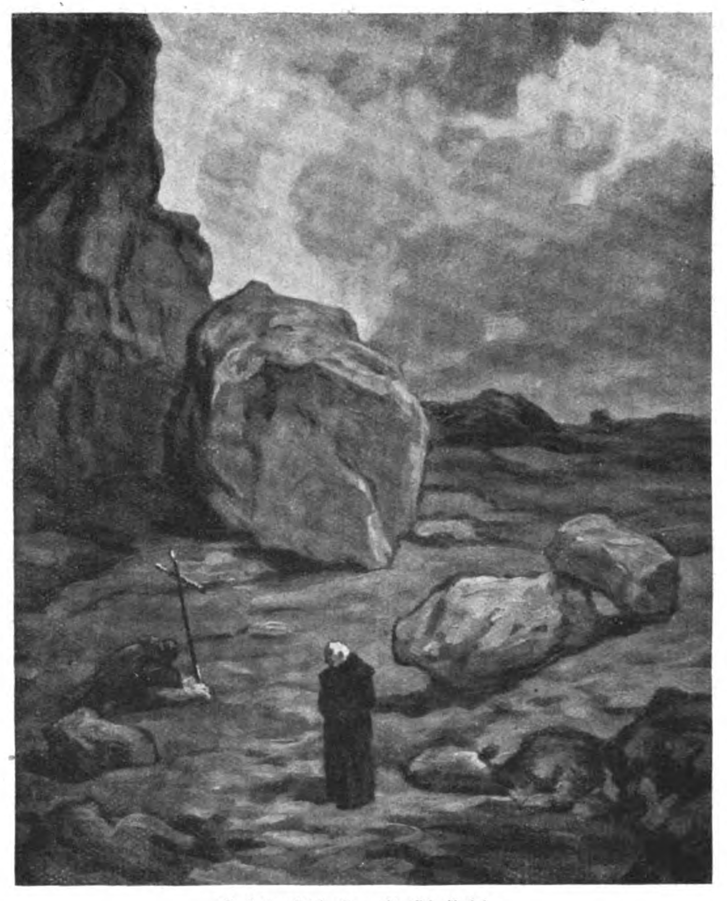
Willy Preetorius

Von Dr. Lothar Frede

In Weimar gab es zu Beginn der Regierung des letzten Großherzogs, der 1901 dem feinsinnigen, aber naturgemäß in der Kunstanschauung früherer Geschlechter befangenen Carl Alexander gefolgt war, so etwas wie einen neuen Kunstfrühling. Zu vielen Hoffnungen schien er zu berechtigen. Graf Keßler wurde damals als Leiter der Kunstmuseen berufen und zeigte in zahlreichen Wechselausstellungen noch nie in Weimar gesehene, auserwählte Dinge: französische Impressionisten, Gauguin, Rodin, Maurice Denis, Munch, Karl Hofer. Van de Velde gründete damals mit fürstlichem Gelde eine verheißungsvolle Kunstgewerbeschule und bekam sogar vom Hofe kleine Aufträge. An die Kunstschule wurden Ludwig von Hofmann und Sascha Schneider berufen. Der prächtige alte Theodor Hagen, mit der Landschaft von Weimar schon lange eng verwachsen, kam damals, wenigstens in seiner Wahl-Heimat, endlich zur vollen und verdienten Geltung. Was es bedeutete, daß Klinger zu jener Zeit am weimarischen Hofe ein gern gesehener Gast war, auch das kann man heute kaum mehr ermessen. Der neugegründete Deutsche Künstlerbund



Bildnis Hans Pfitzners



Felslandschaft mit Einsiedler

Kunsthochschule, schon damals einer besonders auf: Willy Preetorius. Auch er brachte Landschaften, deren lockere, tonige Malerei die Schulung des Impressionismus verriet. Aber sie zeigten vor den andern bedeutsame Eigenart. Es waren Kompositionen, landschaftliche Kompositionen. Dieser Begriff hatte damals leicht etwas Anrüchiges. Gerade in Weimar. Erinnerungen nicht nur an den einst in Weimar tätigen Komponierer Genelli, sondern auch an den älteren Preller mußten im Zeitalter des Impressionismus gerade hier etwas peinlich sein. Aber der junge Preetorius wagte trotzdem Kompositionen zu bringen, sogar solche mit entschieden romantischem Einschlag. Er nannte manche Bilder sogar einfach »Romantische Landschaft«. Aber — und das gab ihm ein Recht zu seinem Wagnis — diese landschaftlichen Kompositionen waren gemalt. Sie waren in erster Linie gute Malerei und nicht, wie man es früher hier und anderwärts gewohnt war, schüchtern kolorierte Phantasien eines unsinnlichen Zeichners. Sie waren mit breitem Pinsel, der die Konturen der Bäume und Berge mit der Luft des Himmels in feinen Abtönungen vermischte, hingesetzt. Die Romantik hatte auf diesen Bildern nicht den Maler übermannt, sondern das Malertemperament erwies sich so stark, daß es den Bildgehalt bestimmte. Die Romantik steckte nicht im Gegenständlichen, sondern klang aus Farbtönen, Flächen, Linien, Massen.

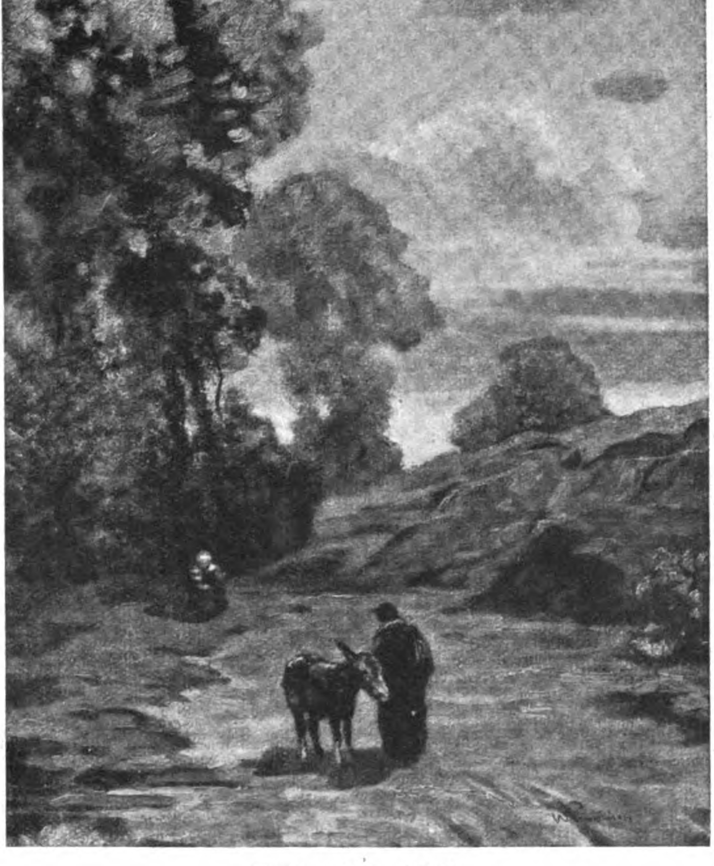
Von diesen Anfängen des damals Zweiundzwanzigjährigen aus hat sich der Maler Willy Preetorius bis heute, wo er sich den Vierzig nähert, folgerichtig weiter entwickelt.

konnte so mutig sein, seinen Sitz in der kleinen Residenz zu nehmen. Seine erste Ausstellung in dem zu diesem Zwecke ausgeräumten staatlichen Museumsgebäude gab dem Frühlingssprießen weitere Kraft.

Daß bald schon, kurz nachdem die junge schöne, von der Bevölkerung so geliebte Großherzogin Caroline, die ein feines Verständnis für die moderne Kunst hatte, nach kurzer Ehe gestorben war, auch in diesen Frühling der Kunst erstarrender Reif fiel, scheint vorbestimmtes Schicksal. Ehe er, tödliche Kälte verbreitend, kam, waren auch die Ausstellungen der weimarischen Künstler im Museum am Karlsplatz beachtenswert. Sie standen naturgemäß — Sascha Schneiders gewaltsame Art konnte keine Schule machen — im Zeichen eines lebensfrohen hellen Impressionismus, in das sich von Ludwig von Hofmann her manches Arkadische einmischte.

Auf diesen Ausstellungen fiel unter den jungen Malern, zumeist noch Schülern der





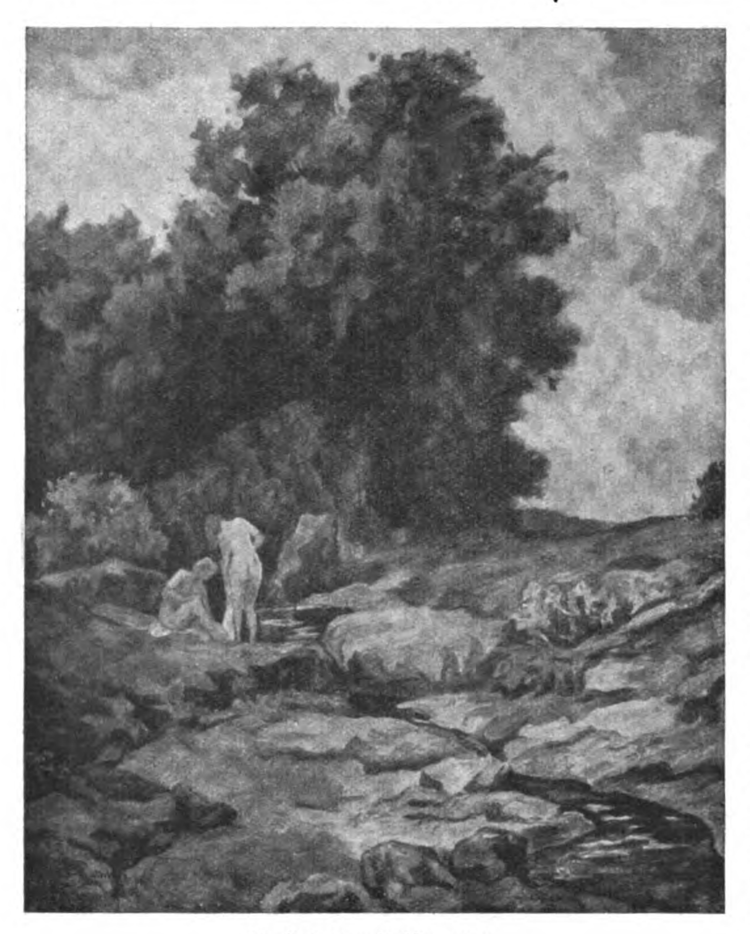
Ruhe auf der Flucht

Das ist heutzutage schon etwas. Denn es ist jetzt für einen Maler nichts schwerer, als sich selber treu zu bleiben und, unbeirrt durch die Tagesströmungen ringsumher, nur der Stimme in der eignen Brust zu folgen. Es gehört dazu außer Talent vor allem Charakter. Die künstlerische Entwicklung ist heutzutage mehr denn je Sache des Charakters. Dem damals noch recht einfachen kleinen Weimar hat Willy Preetorius sicherlich viel von seiner folgerichtigen Entwicklung zu verdanken. Daß er hiehergezogen war und München dafür aufgegeben hatte, war kein äußerlicher Zufall, sondern beruhte letzten Endes auf der klaren Erkenntnis, daß München mit seinem allzu emsigen Kunst- und Künstlerbetrieb ihn vom eignen Erleben ablenkte. Nicht nur das Talent, auch der Charakter des Künstlers bildet sich heutzutage in der Stille und nicht im Strom einer Kunstgroßstadt. So vertauschte Preetorius damals München mit dem kleinen Weimar, obwohl er dort in älteren Malern von Ruf, wie Harburger und Willroider, wohlmeinende Förderer und Freunde gefunden hatte.

In Weimar ging er die erste Zeit in dem Bestreben, sich nicht vom eignen Weg ablenken zu lassen, sogar so weit, daß er seinen Mittagstisch nicht im Künstlerkreise, sondern unter jungen Juristen und Kaufleuten suchte. Später schloß er sich zwar eine Zeitlang mit vier andern jungen Malern, darunter dem begabten Rudolf Siegmund (jetzt in Cassel) und Ivo Hauptmann, Gerhart Hauptmanns Sohn, zu einer Künstlervereinigung »Die Fünf« zusammen, die es, wie in solchen Fällen üblich, auf ein oder zwei Atelierausstellungen brachte. Aber dies geschah wohl auch mehr aus Lust an Widerstand gegen die vielen andern als aus Anlehnungsbedürfnis.

Als Lehrer wählte er sich in Weimar Ludwig von Hofmann. An seinen Bildern von damals kann man das nicht merken. Was für Lehrer wie Schüler spricht. Nichts von heiteren Träumen in arkadischen Idyllen, nichts von zarten Schönheiten Hofmannscher Pastelle. Vielmehr herrschten in des jungen Malers landschaftlichen Kompositionen, die damals fast stets jeglicher menschlicher Staffage entbehrten, ernste Farben vor. Bevorzugt war ein männliches Rostbraun mit Blau und Grau bis Schwarz. Seine Bilder aus jener Zeit, von wundervoller lockerer Pinselführung, könnte man versucht sein deutsche Corots zu nennen.

Erst als der Maler seinen Weg gesichert vor sich sah, zog Preetorius, nachdem er noch



Landschaft mit Nymphen

Diese auch äußerlich. Immer größer wurden die Tafeln. Ein ausgesprochen deutscher Zug zur heroischen Landschaft wird immer deutlicher. Aus deutschem Erleben und italienischen Eindrücken erwuchsen Landschaften, die es nirgendwo und nirgendwann gegeben hat, an die man aber glaubt wegen ihres folgerichtigen architektonischen Aufbaues und ihrer malerischen Harmonie. Der ältere Preller hat manchmal Ähnliches angestrebt. Aber er blieb in der Idee und in der Zeichnung stekken. Er war kein Augenmensch, kein Maler, daher oft das Peinliche seiner großen Bilder. Vor der Natur als schlichter Abbildner schuf er, wie viele gleich unmalerisch veranlagte zeitgenössische deutsche

mit dem in hartem Wettbewerb errungenen Auftrag, die großherzogliche Hofloge im neu erbauten Theater mit Supraporten zu schmücken, ausgezeichnet worden war, wieder nach München zurück. Nur für kurze Zeit hat ihn später Weimar wiedergesehen. Jetzt lebt er abwechselnd in München und in Schondorf am Ammersee. Bedeutsam für seine Entwicklung ist ein längerer Aufenthalt in Italien geworden. Kein Wunder; Italien war ihm bei seiner ganzen Veranlagung naturgemäß vorbestimmt. Daß er es als gereifter Maler aufsuchte, beruhte auch auf richtiger Erkenntnis. Gerade er, der so deutsch in seiner Romantik empfand, durfte das Land deutscher Sehnsucht erst betreten, als er im wesentlichen fertig geworden war; und so konnte er nun aus der Farbe und der Luft der italienischen Landschaft nur Vorteil für seine Malerei ziehen. Sie gewann noch an innerer Freiheit und Größe.

Maler, oft ganz reizvolle Sachen, um bei seinen großen Tafeln als Maler zu versagen. Willy Preetorius, einem glücklicheren Malergeschlecht angehörend, ist immer und in erster Linie Maler, der, mag er nun einen Akt oder einen sanftgeschwellten Hügel oder Baum und Felsen malen, bewegte Flächen in Farben sieht und fühlt. Dabei ist sein Wille zur Gestaltung so echt und stark, daß auf seinen großen Tafeln der Bildaufbau nicht im Dekorativen steckenbleibt.

Neuere Bilder findet man selten ohne menschliche Figur. Sie beherrscht aber zumeist nicht die Landschaft, sie ordnet sich vielmehr ihr unter, ohne dabei bedeutungslos zu werden. Nichts Anekdotisches drängt sich ein. Die Wahl der erhaben-einfachen biblischen Motive (»Ruhe auf der Flucht«, »Barmherziger Samariter« waren eine Zeitlang besonders häufig) machen alles Deuten und Fragen überflüssig und lenken von der

Einheitlichkeit der malerischen Bilderscheinung nicht ab. Arkadische Motive (»Nymphen am Bache«; siehe das Einschaltbild) sind heitere Abwechslungen in der sonst mehr ernsten Welt. Es ist bezeichnend für Preetorius, daß er solche Bilder einst in Weimar, als er noch Meisterschüler bei Ludwig von Hofmann war, kaum gemalt hat, obwohl die Kunst seines Lehrers ganz aufgeht im Dichten einer arkadischen, der rauhen Wirklichkeit entrückten Welt. Gerade die Frühbilder des Schülers aus jener Weimarer Zeit sind besonders herb und in ihrer malerischen Stimmung mehr dramatisch als lyrisch. Sie stehen durchaus selbständig neben den Bildern und Pastellen des Lehrers. Der gereifte Mann, dem keine Gefahr mehr droht, dem verführerischen Reiz der Hofmannschen Welt zu erliegen, schweift gerne auch in heitere, sorgenlose Welten, wo die Menschen von keines Gedankens Blässe angekränkelt sind. Aber während bei Ludwig von Hofmann das Landschaftliche meist nur der teppichartige Hintergrund für seine schlanken Mädchen- und Jünglingsgestalten bleibt und oft nur mit ganz schematischen Bäumen und Felsen unter dekorativen Gesichtspunkten angedeutet wird, bleibt es für



Der heilige Sebastian



Mutter und Kind

Preetorius auch in arkadischen Gefilden durchaus die Hauptsache.

Es gibt allerdings auch Bilder, auf denen eine menschliche Gestalt der Träger des Bildgedankens ist. »Die Hirtin am Hang« (Abbildung S. 429) ist dafür ein Beispiel. Aber auch diese Hirtin ist ein Stück der Landschaft; man erlebt die Landschaft durch ihre wehmütigen Augen. Trotz aller Sonne auf Hang und Hügel im Hintergrund ist die ganze Landschaft von der gleichen stillen, herben Wehmut erfüllt, die sich in dem Antlitz des Mädchens spiegelt.

»Die schafhütende Hirtin« (Abbild. S. 434) beherrscht nicht in gleichem Maße den Bildeindruck. Die Landschaft baut sich über ihr und ihren beiden Tieren in aller Einfachheit bedeutsam auf. Eine zeitlose Stimmung von stiller Größe liegt auch in diesem Bilde. »Der heilige Sebastian« (Abbild. S. 433) dagegen ist mit dem Baum, vor dem er steht, ebenfalls ein Stück der Landschaft. Sein Leiden unter den mörderischen Pfeilen ist, gedanklich betrachtet, so ungeheuer, daß es, mit Grünewaldscher Eindringlichkeit dargestellt, die Landschaft vergessen und zum bloßen Hintergrund machen würde. Preetorius gibt nicht die Tiefe des Leidens in einer schmerzgeplagten Gestalt; aber indem hinter dem Jüngling sich eine weite Landschaft eröffnet,

wird verhütet, daß das Bild sich in der Pose eines Aktes erschöpft.

Nur leicht um das Figürliche geschlungen ist das Landschaftliche auf dem Bilde der jungen Mutter mit ihrem Kinde (Abbild. S. 433). Die stille Mütterlichkeit der jungen, gar nicht im griechisch-klassischen Sinne »schönen Frau« drängt den Landschafter zurück, nicht aber den Maler. Die Einheitlichkeit der Bilderscheinung wird auch hier nicht gesprengt.



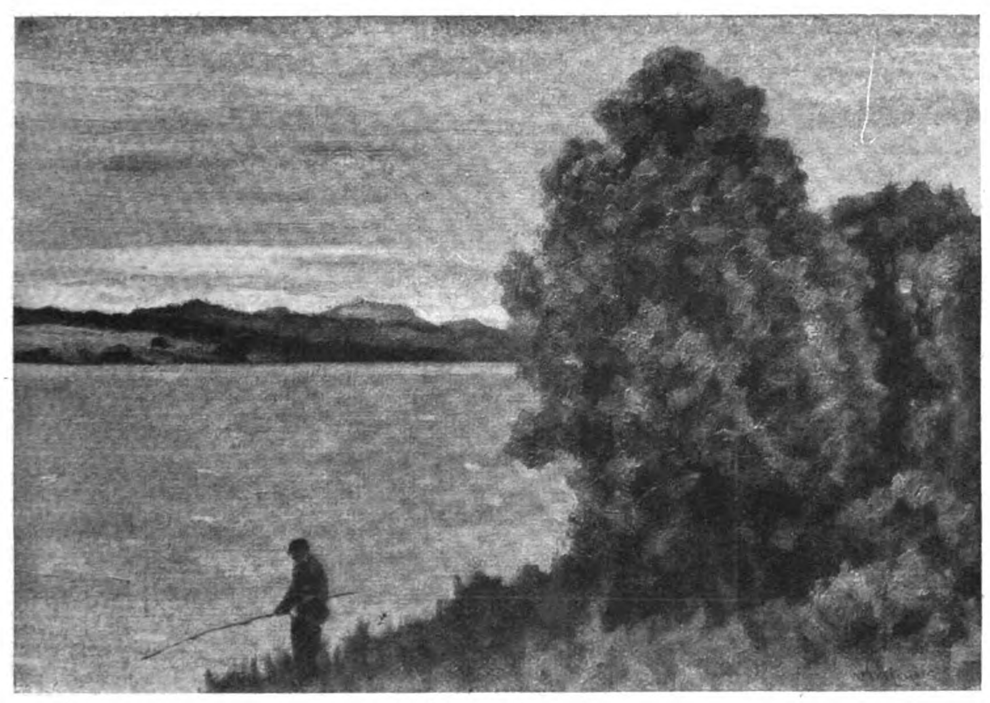
Die schafhütende Hirtin

Der Maler sucht die Natur auch da, wo sie am einfachsten ist: in einer Sandgrube, einem Wegrand, bei der ärmlichsten Hütte. Er hat keine Furcht vor der Banalität der Wirklichkeit. Er sucht sie auf, um sich vor ihrem Angesicht immer wieder Rechenschaft über sich selbst abzulegen, um seiner Palette die Frische zu bewahren. Dabei gelingen ihm nicht etwa bloß Skizzen, wie sie auch oft so besonders reizvoll den deutschen Romantikern aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geglückt sind, sondern ausgeführte, abgerundete Gemälde. Sie zeigen zwar viel weniger persönlichen Stil. Das ist aber schließlich auch nicht ihr Zweck. Sie sind gute Malerei; das genügt. Man nehme sie als impressionistische Landschaftsmalerei; die Kunst steckt auch in der Landschaft, wie sie draußen um uns ist, und wer sie herausreißt, der hat sie. Als Beispiel für diese Seite der reichen Kunst dieses Malers diene das farbig wiedergegebene Einschaltbild von Leibls bescheidenem Häuschen am Ammersee.

Die Bildnisse sind bei Preetorius nicht zu vergessen. Es gibt keine bedeutendere Landschaft als das menschliche Antlitz. In seinen Bildnissen gibt sich der Künstler am schlichtesten. Das noch in Weimar entstandene Bild eines Malerfreundes, das wir abbilden (S. 436), wirkt ergreifend, wie eine Früh-



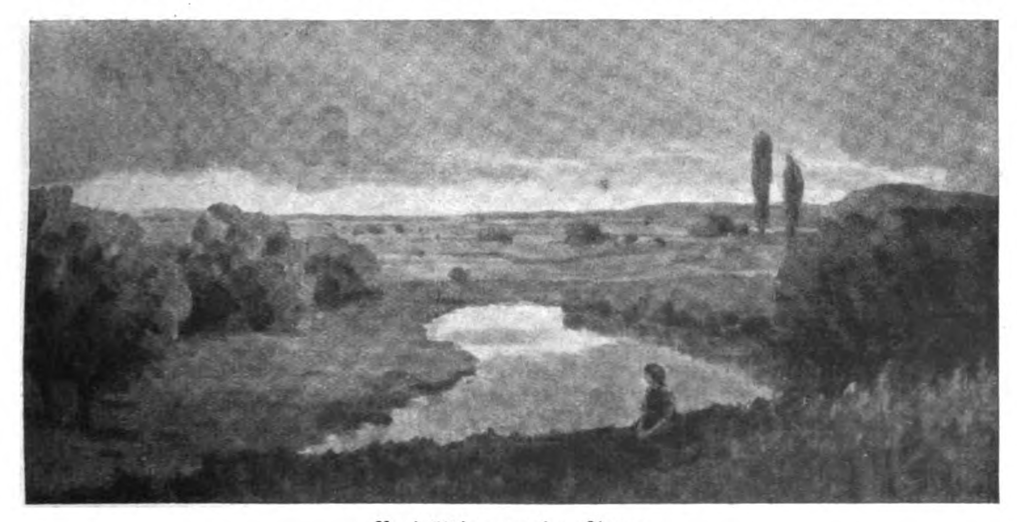
Bauernpaar in Landschaft



Angler am Ammersee

sommerlandschaft, über der nie die Sonne scheinen wird.

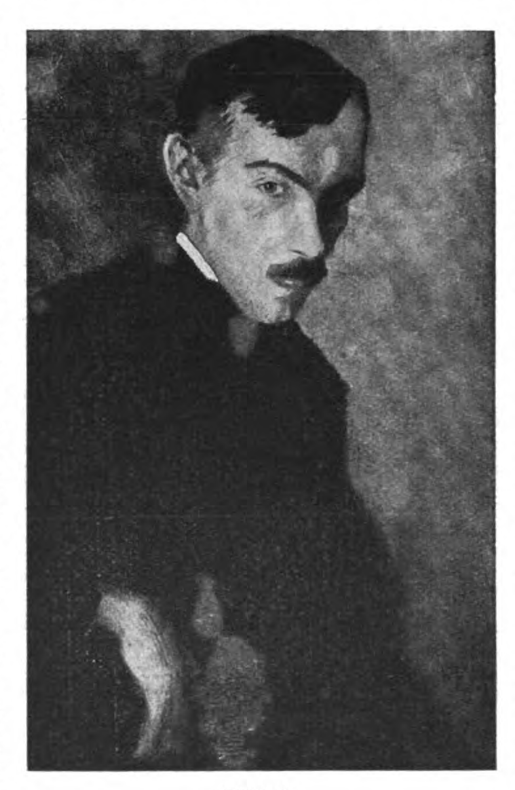
Seine jüngste Bildnisschöpfung galt Hans Pfitzner, dem Komponisten, mit dem ihn mannigfache Bande der Freundschaft und des künstlerischen Mitempfindens verbinden. Dieser Name bietet Gelegenheit, zu erwähnen, daß Preetorius in diesem Frühjahr zur Stuttgarter Pfitznerwoche für die »Rose vom Liebesgarten« die Bühnenausstattung entworfen hat. Die klare Logik, die bei aller Neigung zur Romantik in Preetorius steckt, gab Gewähr, daß der Liebesgarten einmal künstlerisch derart gestaltet wurde, daß er nicht der Süßlichkeit falsch verstandener Romantik anheimfiel. Der tiefe deutsche Ernst, der in diesem Tondichter lebt und der in dem tiefempfundenen Bildnis Pfitzners (Abbild. S. 429) wahlverwandt zum Ausdruck kommt, liegt fernab



Vorfrühling an der Amper

von aller gefälligen Süßlichkeit.

Dem Bildnismaler Willy Preetorius kommt es nicht zu sehr auf das Charakteristische, Besondere an. Wie anders ders ist sein mit spitzem Griffel schonungslos vorgehender Bruder, der Zeichner Emil Preetorius, veranlagt, dem die menschliche Erscheinung immer gleich zur Karikatur wird! Mit breitem Pinsel gibt der Maler in ruhiger Form Allgemein-Wesentliches. »Wenn ich mich nicht täusche,« schreibt einmal Hans von Marées in einem Briefe, »so liegt die Ursache von einem bleibenden Eindruck von Menschenprodukten in der Abwesenheit von jeglicher Zufälligkeit.« Fast könnte es scheinen, als habe Willy Preetorius nach diesem Kunst- und Stilprinzip eines Meisters der Komposition seine Bildnisse gemalt. Stellt der Künstler z. B., wie in dem Bilde »Die Schwester« (Abbild. S. 435), das das Museum der Vaterstadt Worms erworben hat, den Abgebildeten in eine Landschaft, so gehören beide eng zusammen. Der Sonne sind beide ein Gleiches. Das Auge des Malers aber lebt durch die Sonne.



Bildnis

Die Nacht hält Wache

Versteckt vom Laub der blühnden Lindenkronen,
Schläft seinen dumpfen Schlaf das müde Haus,
Das eine alte Frau und ihre Dienerin bewohnen.
Gleich steifen Tänzern wandern Schatten schmal und kraus
Die Wände auf und ab. Nicht eine Lampe brennt,
Und fern ist noch des Morgens erstes Grau'n.
Die Nacht hält Wache. Von dem Firmament
Läßt sie die silberblauen Schleier gleiten
Über des großen Gartens Beete, Hecken, Heimlichkeiten
Und dieses Witwensitzes todbereite Frau'n.
Ein Mondstrahl huscht vorbei am hohen Zaun,
Der Einst und Jetzt mit scharfen Lanzen trennt,
Zur Stirn des Giebels. Worte sieht er thronen
In dunklem Gold, die Weisheit greiser Zeiten:
Versunknes schönes Licht, nun ruh' ich von dir aus ...
Da rauscht es in den sommerjungen Kronen
Und zittert wie ein Seufzer um das Haus.

Hans Friedrich



Das Rathaus in Breslau — Aufn. F. Mielert, Dortmund
Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Gesellschaft in Berlin=Steglitz

Breslau

Von Fritz Mielert



Die Stadt weiß nicht, wie kostbar sie ist, und noch weniger weiß es die Oder von sich, die fast noch köstlicher ist als die Stadt. Wisset, daß im deutschen Lande keine einzige Großstadt romantischere Flußufer aufzuweisen hat als die bescheidene Schöne an der Oder! An der Universitätsbrücke ist dieser Fluß ein kleines Dorado, ein Stückchen Mississippi in großstädtischer Umrahmung. Kleine Inseln und Halbinseln, auf denen alte Bäume die Last ihrer mehrhundertjährigen Kronen tragen. Um Wurzelknorren unterhöhlte Erdhänge und dicke Graspolster wie große grüne Igelköpfe. Hinter den Bäumen, die voll melancholisch weicher Lieder sind, das Brausen von zwei, drei Wehren und schief durcheinander Giebel- und Dächergehäuf über mürben Häuserwänden. Noch weiter zurück aber die Ruhe heiliger Türme in andachtsvollem Grün.

Nichts kann ruhiger sein als diese Türme und ihre Umwelt. In ihren Gärten, deren äußerste Ranken und niedergespreizte Zweige sich zu den gelben Wassern beugen, schläft der Schlaf in Rosenlauben und ergeht sich die Verträumtheit unter Obstbäumen, von denen im Maien die weißen Blüten wie Traumgedanken in weiche Graspfühle taumeln. Das stumpfe Rot der Türme und der drei Kirchen, denen sie angehören, hat die Patina alter Naturgebilde und die Einfachheit der Formen von solchen. Es wäre schade, wenn es anders wäre. Ein bleichsteinernes Spitzengewirr wie das des Kölner oder des Straßburger Domes paßt nicht an die Versonnenheit der Oder, in der sich die heilige Welt zuweilen wie in flüssigem Metallgeschiebe mattgolden gebrochen widerspiegelt.

Diese einfachen, altvertrauten Formen der Kirche und ihrer Türme, die typisch schlesisch sind, sind Schönheit im höchsten Grade, da sie der träumerischen Oder seelenverwandt sind. In den langen Eckstreben der Dom-



Westseite des Rathauses
Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Gesellschaft in Berlin-Steglitz

den Domtürmen neue gotische Hauben gegeben. Oh, wie diese grauen Ungebilde schwächlich in Farbe wie Form die alten Türme decken und wie sie das alte traute Bild in böser Kraßheit vernichten! Hat denn dieser Baumeister nicht ein einziges Mal die Seele dieses Zeitenwunders an der Oder empfunden und nicht begriffen, wie gerade in den flachen Pyramidenkappen ein Teil der Harmonie der Landschaftsstimmung mitklang? Wie gerade sie eine prächtige Prim und Terz im Sopran dieses melodiösen Adagios waren? Und wie gerade ihr Smaragd die denkbar schönste aller Bekrönungen der roten Steine abgab? Wie grundhäßlich ist dieses schleimgraue Monstrum, das nun in die Romantik des Bildes seinen banalen Ton hineinträgt! Schmach über Schmach auf diese poesielosen Erneuerer, die nicht ruhen, bis nicht alle Schönheiten durch ihre papiertrockenen Ideen vernichtet sind! Warum hat nicht Breslau mit allen Mitteln, und wenn es nicht anders möglich gewesen wäre, mit brutalster Gewalt gegen solchen schändlichen Eingriff in ein Bild sich aufgebäumt, das zu den schönsten im deutschen Lande gehörte? Redet mir nicht mit der Meinung darein, daß die Domtürme früher schlanke Spitzen getragen hätten. Wer sagt, daß ihr Anblick stimmungsvoller war als der der uns gegenwärtigen altvertrauten Rothauben? Ich rate

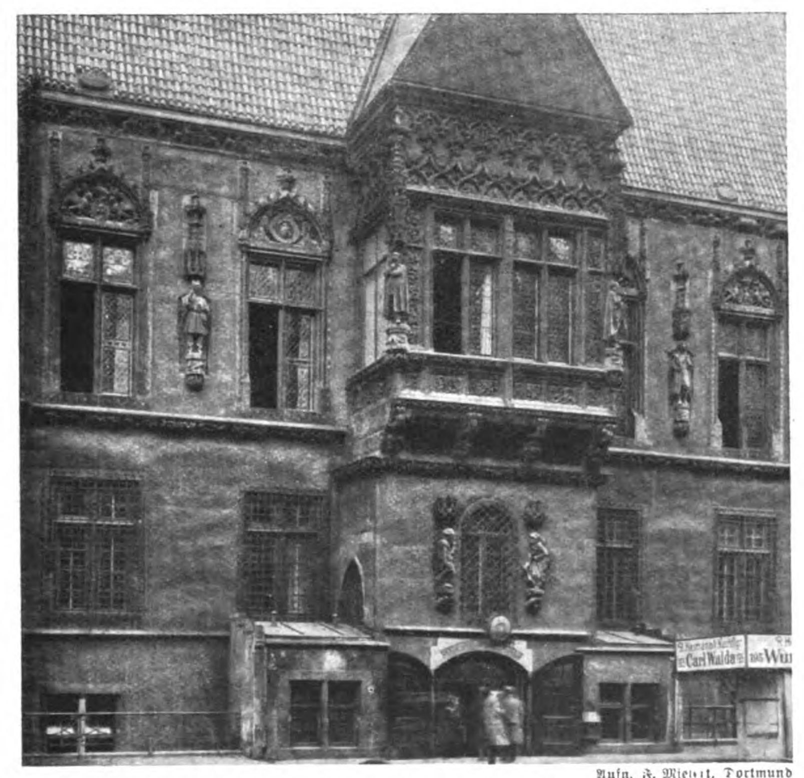
türme und in deren länglichen Schallritzen, in dem langgestreckten First des Domdaches und dem Adagio des Aufklangs der altersroten Steinmasse des ganzen Domes und der ihr sehr ähnlichen Sandkirche schwingt die Seele der Landschaft in wundersamem Gleichklang mit. Es ist ein wohliges Insichhineinleben und ein träumereiches Vorsichschauen bei diesen Bauten wie beim Fluß. Die Menschen, die den Dom und die andre Kirche schufen, müssen ganz und gar Söhne dieser Landschaft gewesen sein. Das Steinmeer, das nun um diese Inseln der Schönheitsruhe gleich einer schaurig-kalten Lavamasse sich schließt, ist rechtzeitig vor diesem Heiligtum der Zeitenschöpfung erstarrt.

Nur eins hat die Harmonie des Gemäldes empfindlich gestört: die Pseudokunst der schwachen Epigonen alter Tage. Man hat

zum Besten, wenn ich dränge: Reißt diese entsetzlichen, langweiligen grauen Dinger herunter und gebt den Türmen ihre alten grünen Hauben wieder, bis sich jemand findet, der seine Seele mit in den Bau hineingibt, wenn er an ihn zu rühren wagt. Aber es müßte eine Seele sein, die der Landschaft und dem Bau gleichwertig ist.

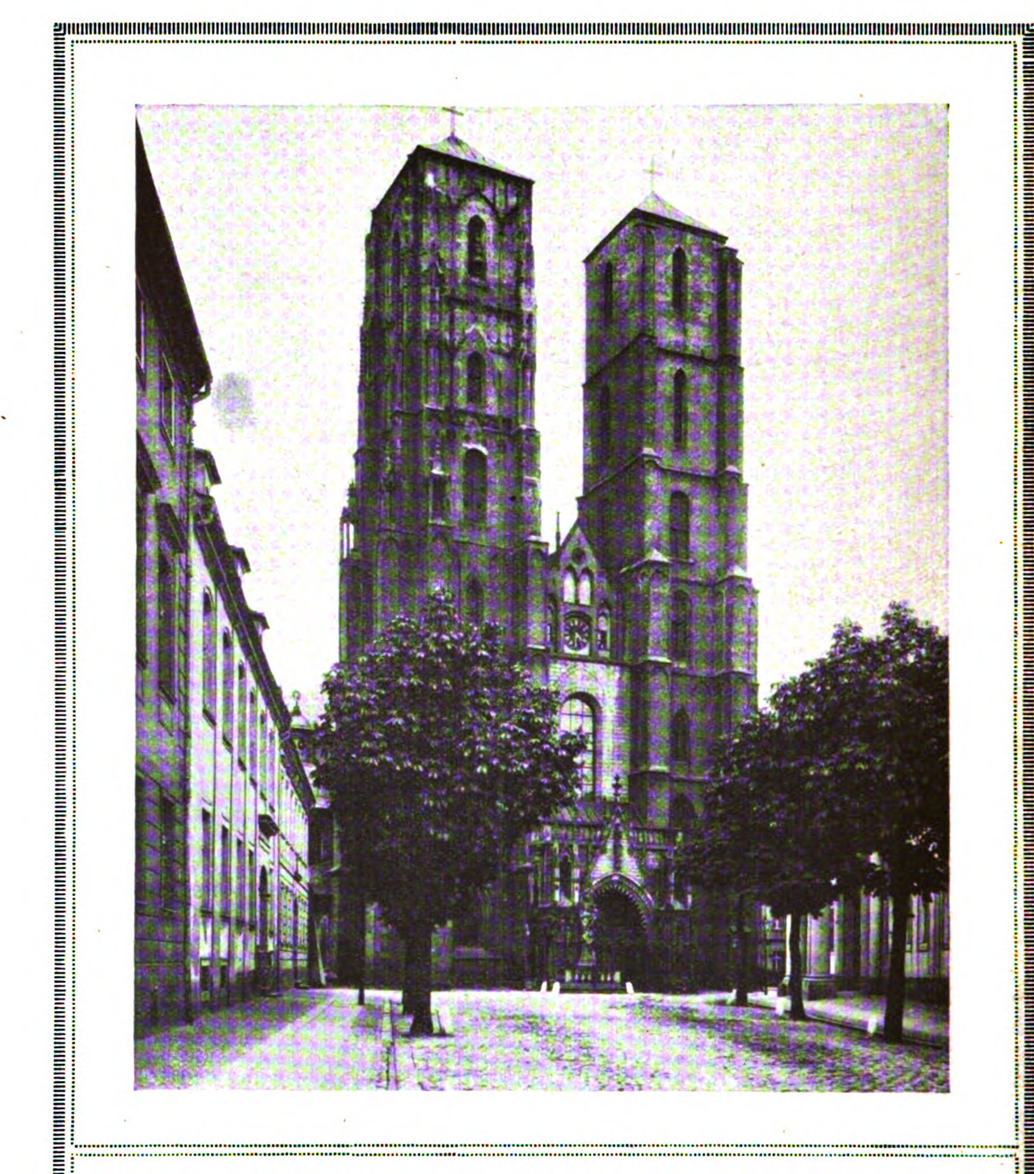
Malerisch ist dieser Dom, und kein Buch hat mit Bewußtsein davon den Deutschen Kunde getan. Wer hat schon einmal auf sein Maestoso hingewiesen, das er anhebt, wenn man ihm von der Südostseite her betrachtend naht? Es ist eine Symphonie, lapidar, stampfend, wogend, mit vollen Fortissimi nach oben zückend. Feuerbrände von Steinen. Der Vierklang seiner Türme ist hier fast ebenbürtig, denn die westlichen hohen Türme scheinen schmächtig gegen die östlichen. Das Ganze ist etwas bizarr, bleibt aber doch durch und durch großartig. Selbst das Barock seiner Chorkapellen schwingt mit dem denkbar stärksten Forte dazwischen, bleibt aber immerhin klein gegen die Gotik der romanischen Grundform des Domes. Es ist merkwürdig: Während das Fortimissimo in den Höhen wogt und fast düster schreckhaft ist, weilen die weichen, sanften Oberklänge in den Tiefen: in den ruhevollen niedrigen Streben der Seitenschiffe und Anbauten, den vergitterten Rechtecken der barokken Kapellenfenster, den kleinen Epitaphien an der Chorkapelle und dieser selbst, die ein seltsam schmuckhaftes Ding ist, an dem sich malerischer Reiz und Kunstwert ungefähr die Wage halten. Und in dieser wunderbaren Musik der Steine und dem Dreiklang von altroten Ziegeln, grünen Kupferdächern und weißlichen Barockkapellen denke man sich die wesenlosen grauen Grillenlarven auf den Westtürmen. Was für eine scheußliche, unerträgliche Dissonanz!

An der Nordseite webt eine leichte Vernachlässigung mit einer gewissen Formen- und Kunstlosigkeit ein reizvolles Gebilde, das wie andres an diesem Dome wenig beachtet ist. Die unregelmäßig breiten Fenster des Hauptschiffes, die bald nur halb, bald nur zum vierten Teil zu sehen sind, brennen nach phantastischem Lichte, das sie an ihre Scheiben pressen. Es sind Fenster, denen am wohlsten ist, wenn abendlicher Kerzenwiderschein um ihre gekästeten Gläser flakkert. Unten, am stark nach außen tretenden Seitenschiff sind Maßwerkfenster von kunstvoller Verschiedenheit, ein säulengetragenes Baldachinchörlein, das auf einen Büßenden in Sack und Asche oder einen in Askese sich verzehrenden Heiligen wartet, und ein robuster Portalvorbau, der wie alles andre an dieser winterlichen Seite von starker Mittel-



Aufn. F. Mielert, Dortmund

Teilansicht der Südseite des Rathauses mit dem Eingang zum Ratskeller



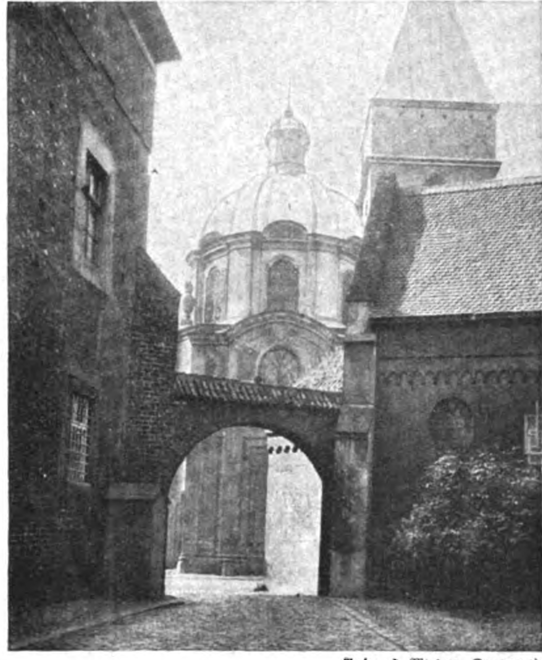
Westseite des Domes
Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Gesellschaft in Berlin-Steglitz

alterlichkeit ist. Stäubend vergehender Schnee, der die mammutschweren Formen der Mauern und den Silberschmiedestil seines Fenstermaßwerks mit feinen Linien und Bändern betonte, wäre der beste Schmuck für diesen Teil des Domes, der ein Märchen ist, ohne daß es ihm selbst und Breslau bewußt wird.

Das Innere ist erdrückt und gequetscht von Mauern und Gewölben, aber es ist eine Fundgrube für Maler, die gern mit alten Bischofsgrabmälern aus rotem und grauem Marmor oder Bronze Zwiesprache halten und in dem bleichblauen Dämmer von barocken Kapellen die grüftetrübe Totenstimmung zu Grabe getragenen Pomps auf die Leinwand zu bannen wissen.

Der wäre auch kein Maler, der nicht gern in den Hof der alten Münze am Dom träte und aus der purpurnen Grundstimmung heraus, die von einem schräg hingeschwungenen Schwibbogen durchschnitten

wird, in der milchbläulich überdufteten Fata Morgana der Kurfürstenkapelle am Domchore wenigstens für Augenblicke schwelgte! Ein Vordergrund, an dem alles von jener wundersam fränkischen Romanzenstimmung ist, deren Schönheit gedankenlose Beurteiler für Zufall halten, weil sie selber solche Schöpfungen nie vollbringen könnten, die aber in Wahrheit das Spiegelbild wundervoll abgestimmter Seelen des Mittelalters ist. Die Zeit tat allerdings ihren Teil hinzu. Hier ließ sie durchsonnte Gräser auf dem Schwibbogen wuchern und verwischte die Formen, indem sie die Schärfe der Steine abschliff. An dem barocken Bauwerk aber ist desgleichen kein Fehl. Es hat die vollendete Rundung, die mich an die pralle glattgerundete Schönheit einer Brombeere denken läßt. Mit einer Ruhe, die dem Werden einer Pflanze entspricht, hat Fischer von Erlach, der Meister des Wiener Barocks, den Bau von unten nach oben hin entwickelt. Keine Kante und keine Wölbung, die dem Grundsatz untreu würde. Der Feingeschmack der maßvollen Zierformen spricht von der Seele dieses wundervollen Meisters. Ich begreife nicht, daß Fachleute, die solche Beispiele täglich vor Augen haben, noch geschmacklos bleiben können. Diese Kapelle, die man hegen sollte, als sei sie aus Jaspis geschnitten, ist eine der vorzüglichsten Schulen der Geschmacksbildung. Man muß die Augen schließen, wenn man dieses Kleinod gesehen hat und der Blick wieder auf die westlichen Domtürme fällt, auf diese gräßlichen Dokumente des Ungeschmacks im 20. Jahrhundert, dem Jahrhundert, das so viele gute Vorbilder hat.



Aufn. F. Mielert, Dortmund

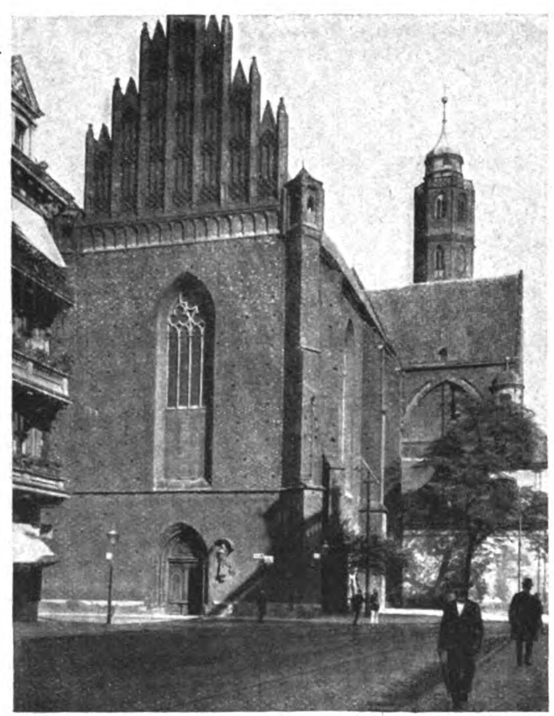
Blick vom Hof der alten Münze auf die Kurfürstenkapelle am Dom

Wenige Minuten entfernt das märchenhafte Bild der Kreuzkirche. Hinter Bäumen und alten Hausdächern steigt diese Burg der Steine in die Lüfte. Ganz unerhört schön ist ihr Anblick, der Anblick der burgenhaftesten aller Kirchen des Landes! Hundertmal gesegnet sei der, der dieser Vision der Steine einen Ausdruck gab! Trotz aller Ungleichheit der Bauteile: welch prachtvoll harmonisches Tönen der Formen! Und eben wegen all dieser Ungleichheit: welch Wundergebilde für Schönheit suchende Augen!



Domportal

Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Gesellschaft in Berlin-Steglitz



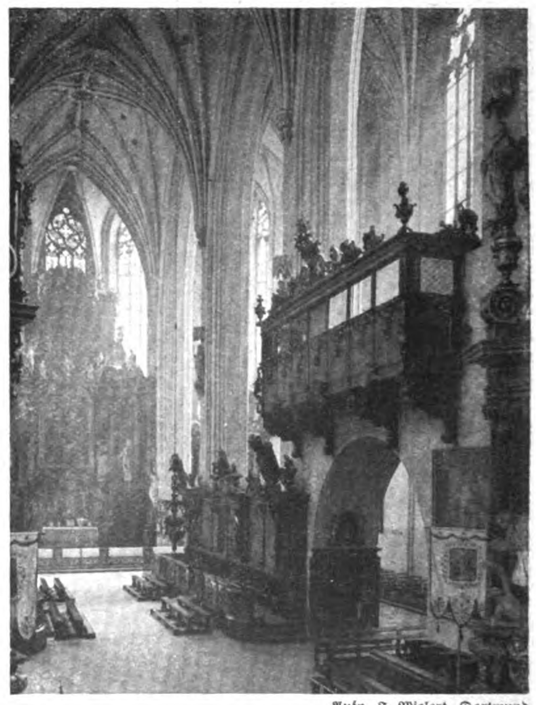
Aufn. F. Mielert, Dortmund

Die Dominikaner- oder Adalbertkirche

Ein spitzer Giebel mit blaßhellen Blendnischen in roter Wand, ein niederes und ein höheres Querschiffdach, ein Turmstumpf mit rundem Wendeltreppenwulst und mit winzigen Schallöchern und hoher, aber stumpf endender Dachmütze, welch Wunder der Unförmigkeit! Und gegen Westen der Glockenturm, der schlank ist, weil er hoch sich reckt, und dessen Spitze das Vollendetste ist, was man sich hier als Turmausklang denken kann. Vollendet deswegen, weil nur er die rechte Fortsetzung für den schlanken Turm ist und wie ein verklingender Ton in den Lüften sich verflüchtigt.

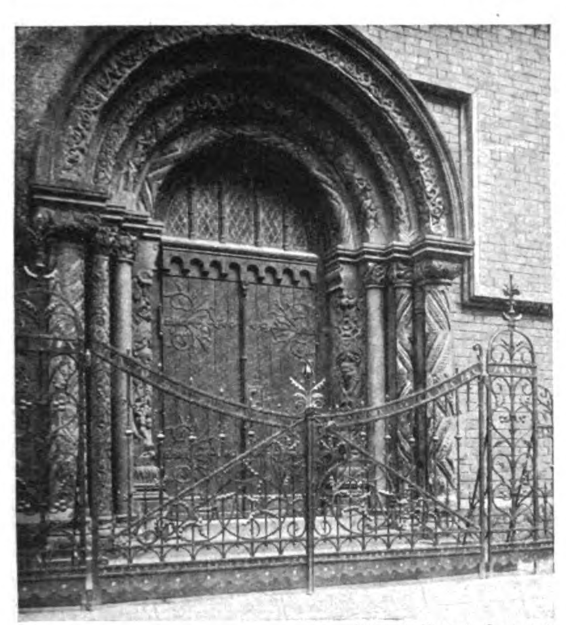
O du wundervollste aller Kirchen, wie klingt um dich der Geist der Schönheit, der dich schuf, noch heut mit Engelsflug! Aber nur wenige sehen deine Schönheit und vernehmen deine geheime Musik, die nur für Wissende in die Lüfte gebannt zu sein scheint. In deiner Halle, die traumhaft hehr und weiß ist, ruht der Minnesänger Heinrich IV., ein schlesischer Herzog, die Augen hinauf ins entschwebend hohe Chorgewölbe gerichtet. Das aber ist ein Grab, das nicht drückt, sondern dem hohen Sinn des Sängers auch noch im Tode freie Raumstatt gibt für eine Kunst, die nicht sterben kann. Ja, eine Kunst, die erst dann, wenn der Sänger tot ist, von der Materie befreit, die Schwingen zum schönsten, weil freiesten Fluge regt. Selten ist einem Sänger und Fürsten eine edlere Ruhestätte geworden. Zu seiner weißen, wunderweißen Ruhehalle steigt man auf schwindelnd hoher Treppe, und um seinen bunten Sarkophag halten unsichtbare Engel lächelnde Wacht. Des Sängers hohes Lied aber singen die Steine dieser Kirche; ihre Türme und Giebel singen sich in die Himmel hinauf.

Zu unterst hängt Kellerluft an niedrigen Gewölben in ewiger Dämmerung und Nacht. Eine spinnwebgraue Unterkirche, deren Tor sich in der Karwoche öffnet. Um den Leichnam Christi, von bunter Flämmchen kalt flackerndem Verglühen umtrauert, kniet dann die betende Menge schweigenvoll. Aus schwarzen Gewändern leuchten fromme Gesichter. Sie klammern sich an



Aufn. F. Mielert, Dortmund

Inneres der Sandkirche


Aufn. F. Mielert, Dortmund
Romanisches Portal der Magdalenenkirche

den toten Gott der Grüfte und erschauern ob der Schauer dieser unterirdischen Kirche. Darüber aber sinnt der schlafende Sänger, und träumend singen seine Lieder zur Heimat des Geistes hinauf.

Maria auf dem Sande ist eine Braut der Erdentiefe. Die Kreuzkirche ist ein himmlisches, der Welt entfliehendes Tönen, Maria auf dem Sande aber umkosen die Wasser der Oder und umklammern die Büsche der Gärten und die Straßen des Volks. Sie ist der Erde Braut. Kaum, daß eine Schwelle ist, über die die Füße sich zu heben brauchen, wenn man in diese Kirche treten will. Ihre Schönheit ist beinahe unwahrscheinlich. Wie vermochte so viel Raumadel auf diese kleine Insel der Oder zu kommen? Die drei gleich hohen Gewölbe sind ein einziger gewaltiger Saal, die Pfeiler schlank, ohne Basen und Kapitelle, mit gefügig sich anschmiegenden Wanddiensten in die hochgezogenen Gewölbe hineinwachsend. Wenn die Sonne durch diese Halle wallt, ist es, wie wenn ein goldener Strom ein weißes Meer durchdringt. Die Gläser einiger Fenster und das Maßwerk flechten funkelnde Geschmeide auf die ruhigen Wände, und Diamanten glänzen im goldenen Lichtstrom.

Die Ausstattung ist ein malerisches Barock. Eine vergitterte siebenfenstrige Emporenloge hängt zwischen zwei Pfeilern über einem breiten Mauerbogen, ein Chorgestühl schmiegt sich schmal und mit hoher Rücklehne an die Pfeiler im Chor, und allerhand nicht besonders wertvolle Gemälde und Kreuze hängen seit Menschengedenken an den Plätzen, wohin sie irgendeine naiv kunstliebende Hand gebracht hat. Alles in allem eine Ausstattung, die befriedigt, da sie die Wände gut belebt und die größeren Stücke sich dem mit schmaler Basis hochstrebenden Gepräge der hohen Hallen gefügig anpassen. Es dünkt mich auch hier wieder, daß die Verschiedenheit in der Architektur wie in der Ausstattung durchaus nicht störend ist, wenn in beiden der gleiche Gedanke vorwaltet. Für einen schönheitssinnigen Laien hat die Kirche Maria auf dem Sande das schönräumigste, malerischste Innere aller Breslauer Gotteshäuser, und das Auge des Malers würde hier eine Fülle schöner Interieurstimmungen finden.


Aufn. F. Mielert, Dortmund
Spätgotisches Taufbecken (Bronze) in der Elisabethkirche

Hinter der Elisabethkirche hält sich zusammengeschart ein Stück des mittelalterlichen Breslau. Gegen die große Straße ist es verdeckt durch hohe Geschäfts- und Mietshäuserfronten, nur gegen die Oder hin schaut es mit Schuppen und Speichern und ruinenhaftem Häusergerümpel groß und fremd herab. Wenn die Sonne ihre mitgenommenen Giebel trifft und den Strom und seine mit Unkraut betupften unordentlichen Erdhänge mit Schattenbläue überschleiert, dann erscheint die gott- und weltverlassene Ärmlichkeit der alten Häuser noch ergreifender. Sie sind zerlumpte Proletarier geworden, die alten poetischen Winkel, und schneidender Frost und sturmgepeitschter Regen stehen ihnen besser zu ihrem Bettlergewand als das Gold der Sonne, das trotz aller Liebe des erbarmungsvollen Gestirns auf den vom Aussatz zerfressenen und verstümmelten Gliedern nur wie Hohn liegt.

Die besten dieser Häuser, deren jedes sein besonderes Gesicht hat, stehen dicht nebeneinandergedrückt wie eine Paradereihe irrsinnig gewordener Armeleute aus den Zeiten, da noch die Bürgersfrauen im Rock des Gretchens und der Frau Marthe gingen. Sie recken und sperren ihre Köpfe und verdrehen ihre Augen und dünken sich Ratsherren und Könige und reiche Pfaffen zu sein, und viele leihen sich im Sommer Weinlaub, das sie wie indisches Smaragdgeschmeide um ihre bretterverschlagenen Balkone hängen lassen. Und sie verstehen das so entzückend, daß gerade wegen dieser Sonderlichkeit ihr entsetzlich baufälliges Gefach, der muffige Geruch ihrer Keller und die geflickten und nicht immer sauberen Betten der armen Leute, die hier ausgehängt werden, ein Reiz mehr sind in dem Bilde.

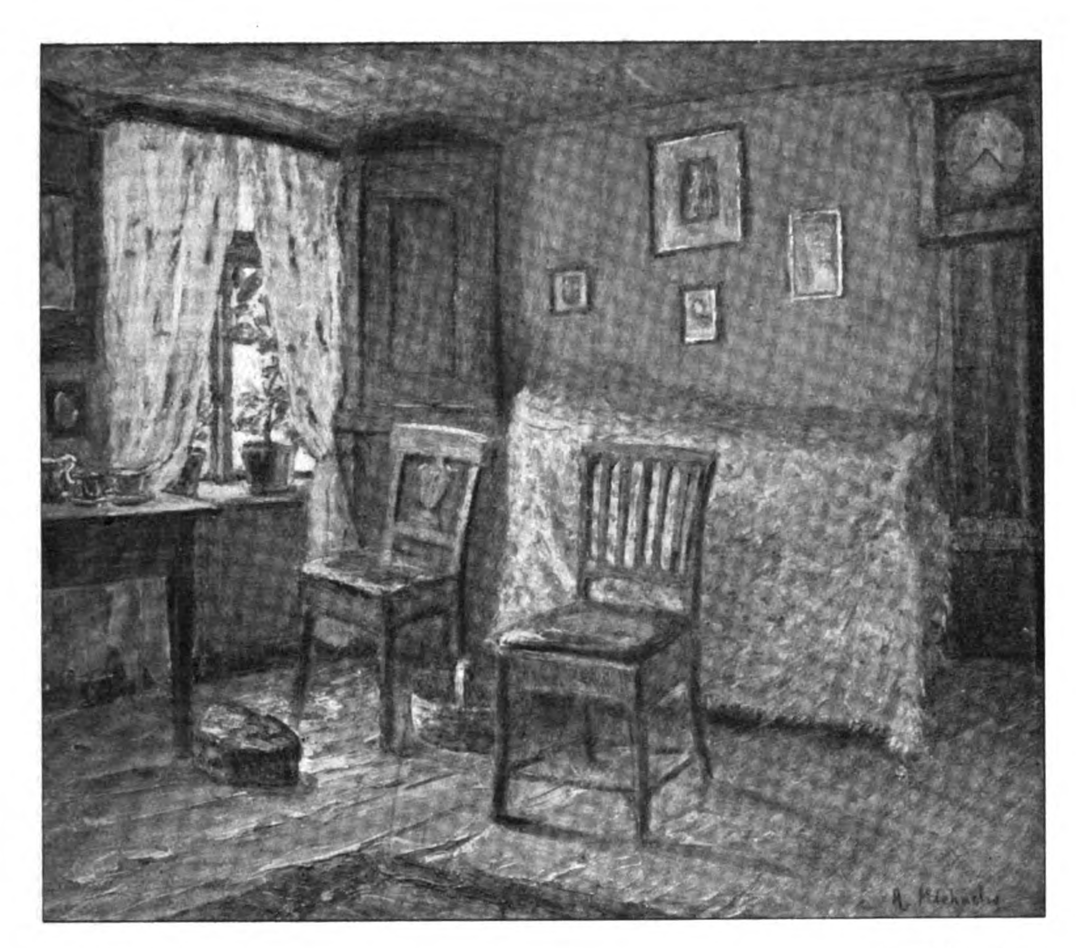
Es ist so seltsam, und die Stille in diesem alten Ohlegraben so feierlich, der mittägige Dunst der rauchenden Essen legt sich samt Sonnenperlen schleiernd und glitzernd um die hochzeitliche Pracht der Armutreize, daß man ganz begeistert ist und all die hier in diese verwahrlosten Winkel gebannte Wirklichkeit für Augenblicke zu bedauern vergißt. Ja, wenn man ein blondlockiges Kinderköpfchen auf den Bretterbalkonen sieht, das neugierig vergnügt zu uns herunterschaut, und da und dort einen schmetternden Kanarienvogel im laubumsponnenen Bauer entdeckt und die fröhlich spielenden Kinder auf der Gasse sieht, dann verliert sogar die schreckvolle Art dieses Winkels ihre geheimen Schauer, und man hält die Jugend dieser Häuser für glücklicher als jene, die die schablonenmäßige Öde neuzeitlicher Mietshäuserstraßen ihre Heimat nennen.

Ob hier schon Maler und Poeten geboren worden sind? Für solche, die eine Spitz-



Aufn. F. Mielert, Dortmund

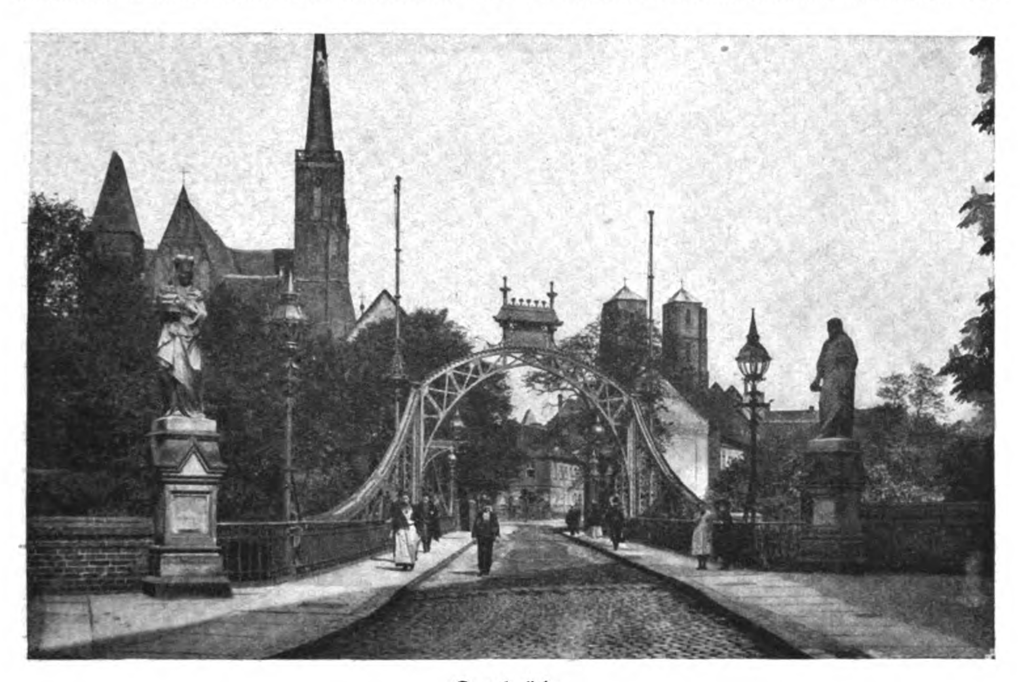
Universität (altes Jesuitenkolleg)



Alice Michaelis: Im Altenheim

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1921



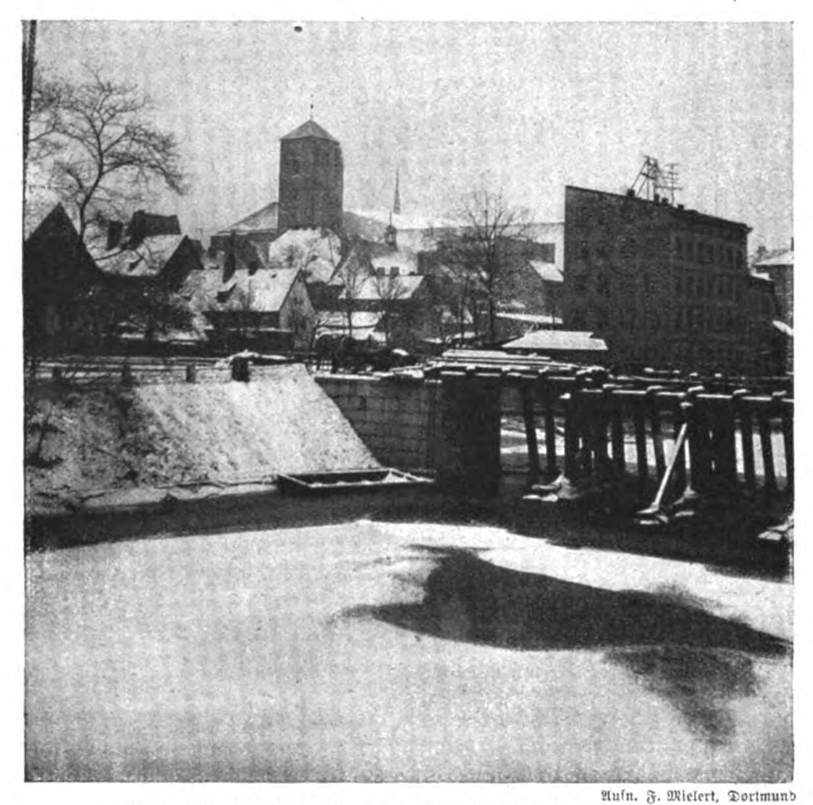


Dombrücke
Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Gesellschaft in Berlin-Steglitz

wegseele in sich haben, sind manche der Mansardenstübchen auf den wundervoll behaglich gehügelten Dächern der rechte Ort für ihre Muse. Wenn der Mond scheint und die Katzen mit gesträubten Schwänzen über die Dächer flanieren, kann es keinen lustigeren Sitz zum Simulieren geben als das Fensterbrett eines solchen Stübchens. Die Dächersäume runzeln dann wie alte gemütliche Bürgerpolizisten aus Schuberts Zeiten ihre schwarzen Augenbrauen, die Mondstrahlen klettern über die Weinblätter und Bohnengestänge in die Winkel der Lauben, und die große breite Gasse, durch die früher die Ohle trübflirrig hinging, ist dann wie eine trockene, aber wundersam bewachsene Schlucht von Häusern, die in Deutschland kein ebenso gespenstisch-phantastisches Gegenstück, vor allem keins von gleicher Großartigkeit hat.

Was für eine märchenhafte Stadt muß das alte Breslau gewesen sein! Dieser Ohlegraben und die Dominsel sind die einzigen der noch verbliebenen größeren Märchenwinkel. Wehe denen, die sie aus irgendeinem trivialen Grunde vernichten wollen! Breslau würde das Beste verlieren, was es noch besitzt, zwei unwiederbringliche Wunder der Poesie, die die große Stadt von heute unbedingt nötig hat, wenn sie nicht trotz aller sogenannten Schönheit sauberer Gartenstädte und geradliniger Verkehrs- und Promenadenstraßen zu einer unausstehlich nüchternen Kolonie der Arbeitsfrone und des unromantischen Behagens herabsinken will, eine Welt, in der man die Schönheit des Gemüts nur noch in Museen und Büchern zu finden vermag.

Keine aristokratischere Kirche hat Breslau als die zu Elisabeth. Sie rafft ihr Gewände dicht an sich und zieht die Schultern und Augenbrauen hoch, so hoch als möglich. Eine Patrizierin, die auf sich hält und den Schmuck liebt, mit dem sie sich reichlich behängt hat. Den Kopf trägt sie gewaltig hoch, und ihre grüne Haube ist mit Goldknöpfen besteckt, die Kinder der Sonne sind und deren Blinken stark und fröhlich stechend wie das ihrer Mutter ist. Das Haupt dieser Kirche schwebt mehr in Wolken und Himmeln, als daß es gegen die Erde hinschaut. In hohen Türmen lebt die unbändige Sehnsucht, mit den wilden Wolken zu wandern. Wenn der Sturm sie mit durchsonnten weißen Fetzen umjagt, hat es den Anschein, als lache ihr gefesseltes Haupt und würde mit Wonne zerschellen, wenn



Aufn. F. Mielert, Dortmund

Winter in Alt-Breslau. Im Hintergrund die Sandkirche

es sich von der schweren Stofflichkeit zu befreien vermöchte.

In der Kirche steht eine bronzene Tauffünte, die feinste Schlesiens. Wer sie geschaffen hat, darf sich Peter Vischers Freund oder Widersacher nennen. Denn diese Kunst ist so quicklebendig und klug, daß nichts Schöneres aus jener Zeit zu denken ist. Die Kelchform hat die Eleganz vornehmen Reichtums, und der Ernst der Darstellungen ist samt dem launig graziösen Humor so wundervoll mit dem Ziergeflecht verwoben, daß alles wie ein einziges Poem ist, in dem leichte und schwere Gedanken in dem denkbar flüssigsten Rhythmus miteinander wechseln. Die benachbarte Sakramentssäule aber ist wie eine mit dünnsten Strahlenbuketten emporgetriebene Wasserfontäne. Auch sie ist so schön, daß man in Schlesien und weit darüber hinaus nichts ihresgleichen findet.

Der Marktplatz Breslaus ist eins der wohlgelungensten Gemälde der Welt. Der Rahmen ist Rahmen und Bild zugleich. Aber man hat aus ihm ganze Stücke fortgebrochen und schlechten Ersatz dafür eingefügt. So ist das Bild nur noch eine stark geflickte Antiquität, deren Wert zwar aus der ganzen Anlage, im übrigen aber doch nur aus einzelnen Teilen erkennbar ist. Diese Giebelhäuser der Renaissance und des Barock, die einst lückenlos den Rahmen bildeten und die Perle des Gemäldes, das Rathaus, wie eine feierliche Versammlung umstanden, müssen noch vor einem reichlichen Menschenalter dem Platze eine ähnliche Feierlichkeit gegeben haben, wie sie noch heute dem Marktplatze zu Venedig eigen ist.

Und ich weiß im Augenblick wirklich kaum, ob ich nicht trotz der marmornen Spitzenkanten der Dachsäume am venezianischen Markusplatz dem Breslauer Platz den Vorzug höheren Reizes geben soll. Wenn er hiermit vielleicht auch zum erstenmal in Parallele mit jenem berühmtesten aller Plätze gestellt sein sollte, und wenn heut dieser Vergleich nicht mehr zutreffend ist, so muß der Platz doch zum mindesten vor hundert Jahren ein vollgewichtiger Rivale im Wettstreit mit der Schönheit der Adriastadt gewesen sein. Seine Schönheit ruht zum wesentlichen schon in der Regelmäßigkeit und gewaltigen Größe des Gevierts, das zweiundeinhalbmal so groß ist als jenes des venezianischen Platzes. Die Häuser richten sich proper aneinander, ohne eins vor das andre zu treten, wie dies im Mittelalter anderwärts beinahe die Regel war. Aber sie waren, und sind es noch heut, nur gleich

in der gleichen Front. Im übrigen sind sie entweder groß und breit oder hoch und schmal, oder klein und schmächtig. Und das ist nicht weniger wesentlich, ein jedes der alten Häuser hat ein Gemüt, das sich nicht hinter steinernen Gesichtern verbirgt: schlesische Häuser! Es grüßt etwas Herziges aus diesen alten Patrizierbauten, wenn man es auch den ehrwürdig alten, von lauter Schrumpeln des Alters und erfahrenen Ungemachs Durchfurchten nicht auf den ersten flüchtigen Blick anzusehen vermag.

Freilich, kein Dogengepränge unter Baldachinen aus persischen Stoffen auf dem polierten Parkett des Marmors, der cremefarben und wie blaue Lenzluft und Apfelblütenweiß schimmert, keine Feerie, bei der Sonne, Meer, der formenstrotzende mosaikengoldene Dom und die Menschen in einer Atmosphäre, die voller Süße hauchender Rosen, Weihrauch und dem lüsteschwangeren Odeur üppiger Frauen ist, könnte dem Breslauer Platze eignen. Er würde erblassen, verlegen nüchtern und hilflos erscheinen, wenn solch eine berückende Prunkschlange des Südens sich um sein Rathaus legen würde. Die großlückig derben Konturen seiner Platzseiten verhalten sich zu der marmorn durchbrochenen Fassadenzier des Platzes von S. Marco wie das gemütliche Ausholen einer langsam schwingenden großen Pendeluhr zu dem in silbernem Allegro klingenden Ticken der feinen Standuhr eines Salons.

Ein ganz lächerlich und ganz unbegreiflich drolliges Häuslein steht etwas zurück von den beiden das Törlein haltenden Häusern in der Oderstraße, dicht unter dem hohen Chor der großen Kirche. Es balanciert förmlich auf seinen Füßen, so schmal und hoch ist das kleine Ding. Noch ein Gäßchen weiter, und man steht vor einem Stückchen venezianischer Merceria, altertümlichen Fleischbänken, an denen das Holz den penetranten Geruch zerschnittener Tierleiber angenommen hat, und über denen Lauben sind mit so viel Fensterscheiben wie in einer Treibhauswand, was samt den Klapptüren der Fleischkeller an der Straße und der Dunkelheit der Budenhintergründe dem ganzen Winkel eine etwas gruselige Romantik gibt.

Und nun zu dir, Haus des Breslauer Rats, zierlichstes aller Häuser, das ich liebe mit der Hingabe, die einer wahren Liebe eigen ist und wie man sie nur einer Person entgegenbringen kann. Denn für mich bist du kein totes Ding. Aus dir sprechen die Seelen von Baumeistern und



Aufn. F. Mielert, Dortmund

Alte Häuser an der Weißgerbergasse, Schauplatz des Romans »Die verlorene Handschrift« von Gustav Freytag

Künstlern, die von selten zu findendem Gleichklang waren. Wie zu einer Geliebten gehe ich zu dir am liebsten, wenn niemand anders bei mir und bei dir ist. Allein halte ich mit dir Zwiesprach und weide mich an deiner Schönheit. Du bist echt deutsche Grazie, und ich frage, welches deutsche Rathaus hat sie mehr als du? Aachen? Bremen? Frankfurt oder Rothenburg, Münster oder Lübeck? Keins von allen, obwohl auch sie schön sind.

Gotisch ist dein Gepräge, dem du in allen deinen Äußerungen treu bleibst. Hochauf schlagen jubelvoll wie Flammen eines liebenden und geliebten Herzens die leuchtenden Spitzen deiner Erker und Giebel. Und die Pracht deines Hauptgiebels, an dem die Maßwerkfüllung und die zwischen sie hingezauberte, fast byzantinisch dünkende Bilderpracht verhältnismäßig junger Zeiten wie ein kunstreich feines Spitzentuch der Brust, und die große blaugoldene Uhr daran wie eine güldene Agraffe mit blauem Emailleschmelz ist! Wie schlicht dagegen die Seitengiebel, aber wie weise, daß sie es sind. Wie würde der Hauptgiebel zu kämpfen haben, wenn die Giebel an seiner Seite mit gleich schwerer Schönheit bedacht wären! So aber sind sie mir gerade in ihrer Einfachheit recht, da sie die Königin in ihrer Mitte neidlos glänzen lassen und eben deswegen selber um so liebenswerter erscheinen. Wie geschickt ist das Chörlein zwischen feine Fenster, Bilder, Giebel und Uhr hingehängt, und wie unendlich zierlich ist dieses Kleinod der Gotik! Dazu das selbstbewußte Prangen des Erkers am Eck, an dem alles bestimmt umrissen und unterstrichen ist. Der Geist der Renaissance blickt, kaum daß ihr Name geprägt ist, gebietend und weltherrisch aus diesem Erker, aber die gotische Milde, die Süße der in dem wundersamen Irrgarten menschlicher Gedanken sich ergehenden Mystik, die am hängenden Kapellenchörlein noch ganz und gar das Herze rührt, sänftigt hier die stolze Gestrafftheit des Ausdrucks.

Es ist eine Vermählung zweier Stilarten, wie ich sie gleich vollendet erst in der berückenden Art des portugiesischen Emanuelstils gesehen habe. Dort das Ineinanderaufgehen englischer Gotik und indischer Zierformen, hier die Verschmelzung von renaissancehaften Grundformen mit der Gotik, daß man nicht zu entscheiden wagt, was das Herrschende ist. Einen Augenblick glaubt man, es sei die klar bestimmende Renaissance, im andern fühlt man, es kann nur das reiche Gemüt der Gotik sein, bis man schließlich erkennt, daß es eine rechte Liebes-Ehe ist, in der zwei Wesen zu einem geworden sind.

Auch das kleinste Beiwerk an den Fenstern, den Konsolen, Türmen und Baldachinen gehört zu dem Ganzen in einer Einheitlichkeit und harmonischen Anordnung, daß man von einer Inkarnation der Schönheit in höchster Veredelung sprechen kann. Beide Friese unter und über den Fenstern sind Lebensszenen, so lebendig, daß nur noch ein Gott zu kommen und den Gestalten den Odem einzublasen braucht, um sie zu den wunderlichsten und drolligsten und doch so liebenswerten Lebensgeschöpfen zu erwecken.

Über diesem Rathaus, das eine steinerne Blume ist, steigt ein Turm auf, der alles Jubeln des Baues an seine kantige Säule bannt und in die Lüfte hebt. Schlesien ist das Land der schönen Renaissancetürme. Ihre Wurzeln saugen die Kraft noch aus dem Boden der Gotik, ihre Häupter aber schweben in dem klaren Licht der Renaissance, die ihnen grüne durchbrochene Hauben mit goldenen Knöpfen und Kronen gab. Zuweilen, auch bei dem Breslauer Ratsturm, erinnert der Aufbau der Hauben etwas an indische oder chinesische Pagodentürmchen. Aber es ist nur ein schwacher Fingerzeig nach dem Lande der Menschenparadiese, ein flüchtiges Ähnlichkeitslächeln, ganz wie in der zierlichen Gotik der Erkertürme des Rathauses und der ausbiegenden Kreuzblumen an ihren Giebeln ein leises, ganz leises Anklingen an das groteske Barock indischer Tempelzierden mitschwingt.

Vielleicht ist es gerade das, was den Turm dem Hause seelenverwandter macht, als es sonst ein Umstand tun könnte. Jedenfalls ist er und seine Renaissancehaube dem Auge, das durch das Gesamtbild erfreut wird, ein schönerer Abschluß und ein glücklicheres Zusammenraffen der von unten mit so vollem Akkorde heraufströmenden Schönheit, als wenn er nur in einer dürftigen gotischen Spitze ausklingen würde, wie sie das alte Rathaus zu Neiße zeigt. Überdies ist es nichts andres als die logische Vollendung des Baugedankens, dessen gotisches Gemüt im Turme sieghaft durchdringt.

Was soll ich nun noch viel von andern Dingen reden, nachdem ich von dir, du wunderfeines Haus, geplaudert habe?

Ich will nur noch einige außerordentliche nennen, und wenn ich letzten Endes damit nur deine Unnachahmlichkeit in noch strahlenderes Licht setze. Denn du bist doch die Schönste von allen. Des romanischen Portals an der nahen Magdalenenkirche, das von dem niedergerissenen Kloster auf dem Elbing stammt, will ich zuerst gedenken. Seine Pracht ist gediegen und schwer wie die byzantinischer Brokatstoffe. Und obwohl es ein Kirchen- und sogar ein Klosterportal ist, so könnte es doch zur Kemenate einer oströmischen Kaiserin führen. Die acht verschiedenen Säulen des Portalgewändes und die entsprechenden vier Wülste des Bogens sind wahrlich kein Rahmen für asketische Mönche. Ihr Prunken ist von unerhörter Feinheit und üppig, als sei es aus Theodoras Palast hierherversetzt.

Und zu diesem Portal, das eine sinnenzarte Byzantinerin ist, stelle ich die große dominikanische Asketin, das heilig-hohe, einschiffige Innere der Adalbert- oder Dominikanerkirche. Eine Heilige, deren Gedanken leer sind von allem Schmuck und Weltsinn und deren Höhe nur Gott sieht. Ihr Sinn ist geschlossen und der Menschlichkeit abgewandt, ihr Mund voller stummer Gebete. Wenn man in diesen Raum tritt, ist es so heilig still, daß man schweigt, um die Beterin nicht zu stören und der Hohen ihre Andacht von den Lippen zu lesen. Ihr Blick ist sonnig, doch nur in Gott, dessen Einsamkeit sie liebt. Wenn die Mittag- und Abendglut durch die weißen Fenster in das unendlich hohe und schmale gotische Chor lautlos fällt, ist es wie die überirdisch schöne mystische Strahlenbahn des heiligen Geistes. Und die Heilige lächelt verklärt ...

Aber leider hat man nun ihr, der frommen Asketin im alten, weißen Büßerhemd, ein unsinnig buntes Kleid aufgezwungen. O diese barbarisch Unvernünftigen, die nur das sehen, was *ihre* Hände schaffen, die nicht sahen, wie rührend diese heilige Dominikanerin war, die glauben, daß alle Kirchenwände mit dem dürren Ornamentenkram ihrer Vorlagebücher bepinselt werden müssen! Nun ist die arme Büßerin verstört, und wer sie sucht, findet sie nicht mehr betend wie sonst. Die Weihe ist dahin.

Ihr alle, die ihr Freude an den Schätzen habt, die uns schönsinnige, hochgeistige Ahnen nicht nur zu ihrer eignen, sondern auch ihrer Nachfahren Freude geschaffen haben, wehrt euch wie gereizte Leuen, wenn man euch diese Vermächtnisse, sei es aus welchem Grunde es auch sei, vernichten oder verschandeln will. Und wehrt euch gegen wen es sei, ohne Rücksicht auf Namen und Person. Denn was man euch nimmt, kann niemand mehr ersetzen, und was man euch schändet, dem kann schwer irgend jemand die alte Weihe der Schönheit wiedergeben.

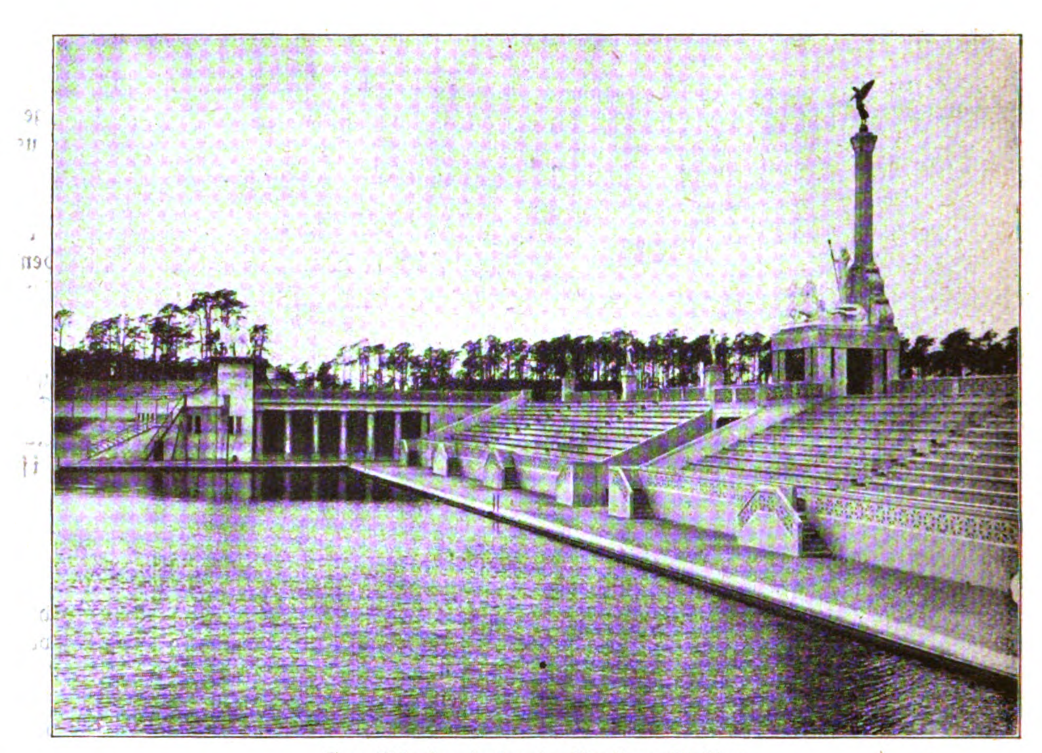
Ährensang

Wir keimen, wir treiben, wir schweben,
Die leuchtenden Köpfe heben
Wir golden ins goldene Licht.
Wir sind das Brot dieser Erde,
Wir sind das ewige Werde,
Uns tötet Vergänglichkeit nicht.

Die flammende Sonne umloht uns,
Die Sense des Schnitters bedroht uns,
Wir fürchten das Blinkende nicht.
Im Schoße der Erde geborgen,
Erharren wir keimend den Morgen
Und treiben von neuem ins Licht.

Wir schwellen zu wogenden Meeren,
Die schwankenden Halme wehren
Dem Sturme, der Wälder zerbricht.
Wir sind das ewige Regen,
Wir sind der irdische Segen,
Uns tötet auch Himmlisches nicht!

Eveline Schey



Das Schwimmbecken im Berliner Stadion

Die Deutschen Kampfspiele

Von Hans Hoske

Kampf! Das ist die Losung unsers heutigen Daseins vom frühen Morgen bis zum späten Abend, vom Tage des Schulaustritts — bei vielen auch schon früher — bis zum letzten Atemzug. Das Leben — ein Kampf, um die äußere Existenz und um innere Güter, um die befreiende Sicherheit eines reinen Innenlebens. Zum Streit gebraucht man Waffen, dazu gehört auch, daß man den Kampf kennt und kämpfen gelernt hat. Wer die Gefahr bestehen will, muß eins haben: Selbstbeherrschung. Herr muß er sein über Triebe und drängende Kraft, um sie zu jeder Zeit mit klarem Wollen in dem bunten Wechselspiel des Lebens einzusetzen. Kampf ist ein Naturgesetz, an dem alle sozialistischen Weltanschauungen nichts ändern können, es ist das Drängen der jungen Kräfte gegen Altes, des Gesunden gegen Krankhaftes.

Im Spiel bereitet die Natur ihre Wesen für den Ernstfall vor. Unbewußt, rein instinktiv übt das Tier gerade die Tätigkeiten, die später für die Erhaltung des Lebens wichtig sein werden. Schon früh fängt die Katzenmutter für ihre Jungen Mäuse, mit denen sie und die Kätzchen ein grausames Spiel treiben; die Alte zeigt den Kleinen das Haschen und Fangen. Beobachtet man nur ein wenig das Spiel der Kinder, so findet man hier Gleiches: das kleine Mütterchen, den Soldaten, den Bastler.

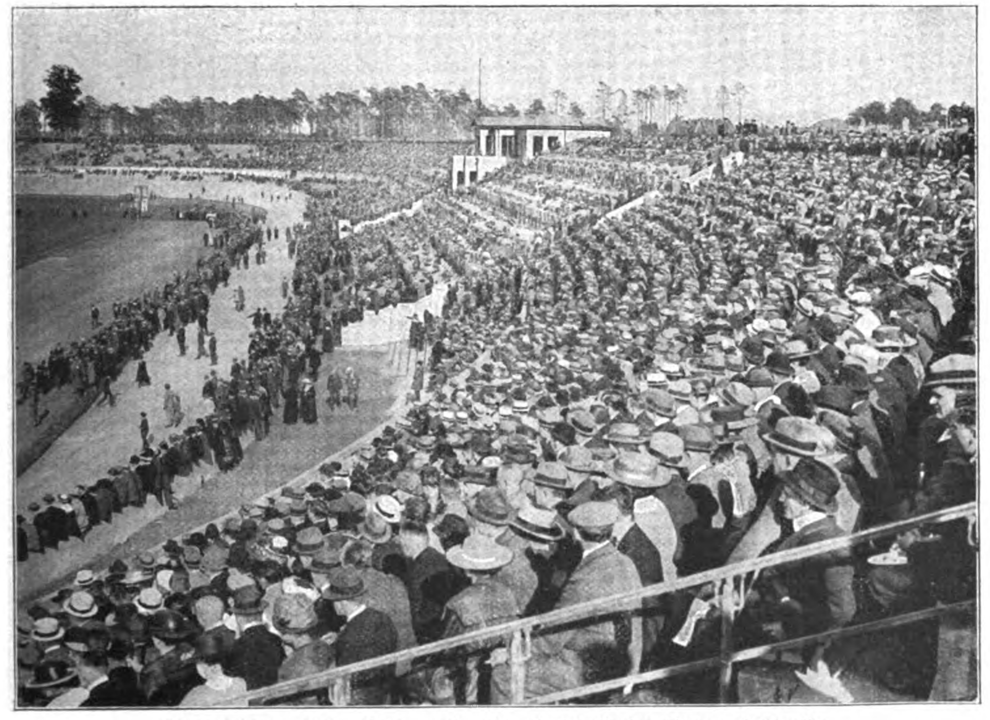
Dem erwachsenen Menschen ist das Feingefühl für die notwendige Vorbereitung seines ganzen Menschen — des Leibes und der Seele — verlorengegangen, dank der »Fortschritte der Kultur«, die uns alles Natürliche vergessen ließen. So kamen wir dazu, in den Schulen nur Weisheit zu lehren, statt uns auch des Körpers als des Trägers alles Lebens anzunehmen. Was nützt alles Lehren von Selbstbeherrschung, Mut und Tapferkeit, wenn sie nicht geübt, nicht gestählt werden! Was liegt nach dem natürlichen Vorbilde der Tiere und den Versuchen der Kinder näher, als alle die gewünschten Eigenschaften durch das Spiel zu wecken, zu erziehen.

Kampfspiele! Die Griechen hatten längst erkannt, daß die Harmonie eines Menschen nur in der Übereinstimmung von Leib

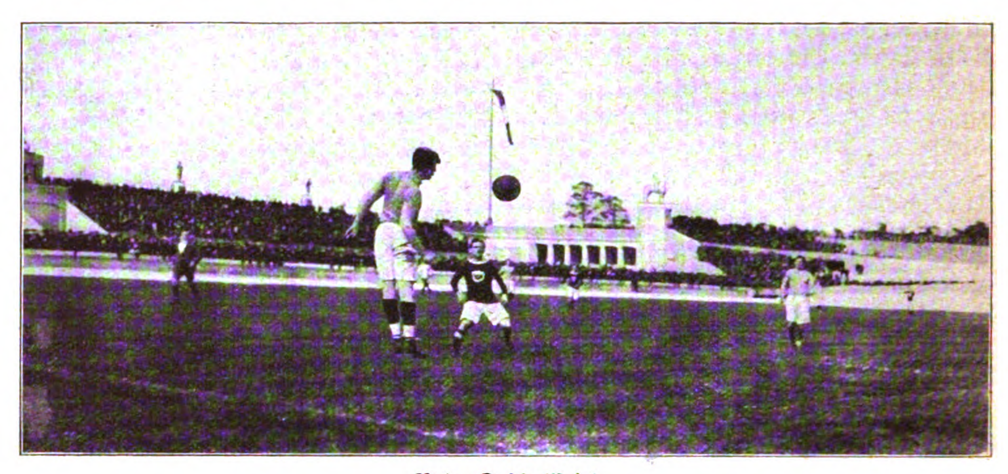
und Seele gefunden werden kann. Deshalb sagten sie von einem minderwertigen Menschen: »Er kann weder schwimmen noch lesen!« Wir haben uns bis heute noch nicht in der Allgemeinheit zu dieser Erkenntnis durchringen können, und gerade in unsrer Zeit ist dieses praktische Erziehungsmittel unentbehrlicher geworden denn je. Über all die gelehrten Köpfe hinweg hat die Jugend den Weg der Vervollkommnung zu ganzen Menschen instinktiv erkannt und — trotz der ewig ängstlich Warnenden — mutig beschritten. Wer aber an dem Werte dieser Kampfspiele zweifelt, der schaue sie sich einmal an oder, besser noch, er folge dem Worte Goethes: »Man beurteilt nichts recht, als was man nicht selbst ausgeführt hat.« Schaden wird es niemand.

So erst wird ihm recht verständlich werden, weshalb selbst die Kleinsten am Fußball mit solcher Begeisterung hängen. Alles genügt diesem Drange: von der Konservenbüchse und dem selbstgenähten Klumpen aus Mutters Flicklappen bis zum prallen Lederball in höchster Vollkommenheit. Immer wird mit demselben Eifer gespielt, ob auf staubigen Straßen oder auf dem Sportplatze. Und doch — man sieht, wie auf dem grünen Rasen, im leichten Sportanzug, in frischer Luft die Gestalten wachsen, lebendiger werden. Noch etwas andres ist es, was aus dem Spielen einen andern Menschen macht: die Verantwortung, die ein jeder trägt. Die Pflichterfüllung bis zum Letzten mit allen seinen Kräften und seinem Können auf dem Platz, auf den ihn das Vertrauen der Vereinsgemeinschaft stellt. Das aber fehlte der Jugend bis heute: Verantwortung, Vertrauen haben, sich als ganzer Kerl erweisen und von andern gleichgeachtet werden. Die Schule wird hier niemals helfen können, nur das praktische Leben, und Spiel — ist Leben.

Wenn der Spielende mit dem Ball am Fuße dem feindlichen Tor zueilt und ihm der Gegner entgegentritt, dann heißt es mit Blitzesschnelle überlegen: Halt, zurück, rechts, links?, und sofort handeln. Bruchteile von Sekunden genügen, um den ganzen Plan vereitelt zu sehen. Was aber nützt es, wenn wohl der Gedankenapparat schnell spielt, jedoch die Ausführung versagt, die wohlgeordneten Bewegungen durcheinander geraten? Die tausendfältige Klaviatur der menschlichen Maschinerie will gelernt, geübt und beherrscht sein. Welche riesige Konzen-



Das Stadion beim Internationalen Fußballspiel Budapest-Berlin



Beim Fußballspiel

trationskraft braucht der Torwart, der das 7,5 m lange und 2,3 m hohe Tor gegen die Torschüsse der Angreifenden sichern muß. Mut und Geistesgegenwart sind hier in gleichem Maße notwendig, um den Ball, aus welcher Richtung er auch komme, abzufangen, in der Luft oder durch blitzschnelles Sichzubodenwerfen, wie sie selbst für einen Automobilisten nicht in so hohem Maße erforderlich sind. »Selbstbeherrschung!« heißt es immer und überall, selbst wenn das Spiel verlorenging. Dann grüßt der Besiegte den Sieger auf dem Spielfelde zum Abschied durch dreimaligen Heilruf, und dieser antwortet. Ist nicht ein so behandeltes »Spiel« ein Charakterbildner, wie er besser nicht gewünscht werden kann? Doch es ist nicht so einfach, den Ball zu »treten«, und viel Arbeit an sich selbst ist notwendig, um für gut genug befunden zu werden, die Farben des Vereins würdig zu tragen. Säumen Tausende dann das Spielfeld, so weiß jeder einzelne der Elf aus einer Mannschaft, daß ein gewaltiges Gericht über ihn das Urteil fällen wird. —



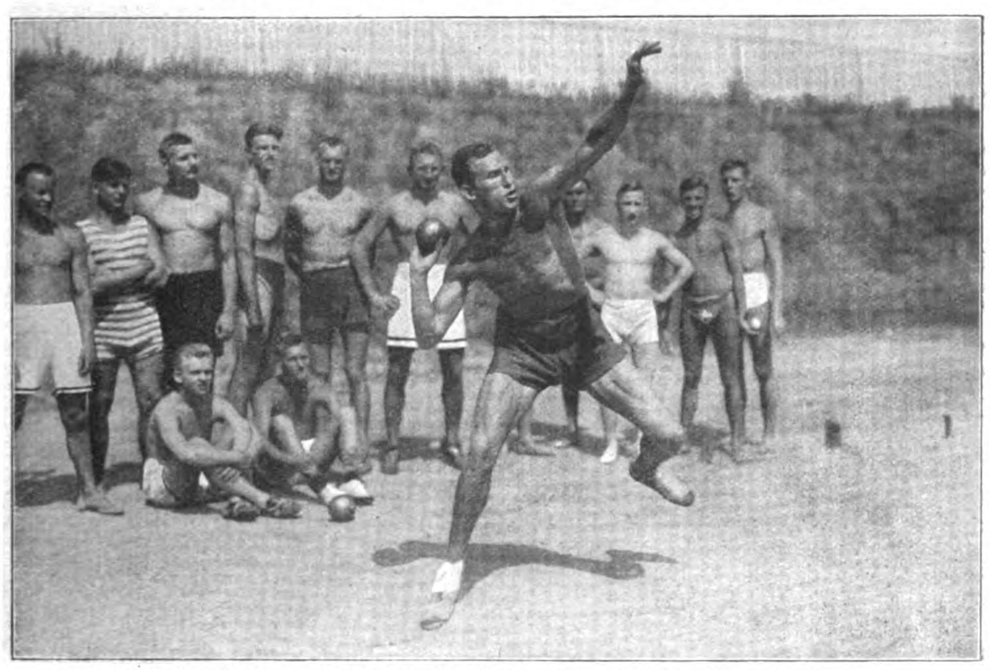
Kampf um den Ball beim Handballspiel
Aus Westermanns Sportbücherei

Das junge Mädchen und die Frau sind heute aus ihrem Dornröschenschlaf aufgewacht und suchen das Wort des Apostels Paulus zu erfüllen: »Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel ist,

des heiligen Geistes, der in euch wohnt?« Gedankenlos hatte man der Frau auch die männlichen Übungen aufgezwungen, ebenso gedankenlos wurde die männliche Form der Leibesübungen von der Frau angenommen, und erst langsam beginnt sie, sich ihrer Eigenart bewußt zu werden. So ist als Gegenstück zum Fußballspiel das Handballspiel entstanden. Der energische kraftvolle Stoß mit dem Fuße ist dem Manne, der Wurf mit dem Arme, gelenkt durch die schmiegsame Hand, der Frau angepaßt. Dort auf den Spielplätzen erwachsen die Hüter für unser zukünftiges Geschlecht. Blitzenden Auges, mit frohem Lachen eilen sie elastisch dem Balle nach, ohne Sorge um den Teint. Manchmal geht es auch etwas lebhafter zu, wenn der Kampf um den Ball entbrennt, dann gibt es wohl auch hie und da einen Puff. Wehe dem, der sich beklagen wollte! Nur ein spöttisches Lachen wäre die Antwort. Wehre sich, wer leben will! »Es ist so gefährlich!« heißt es wohl. Ach ja! Hunderte brechen sich in einem Jahre das Bein, und Zehntausende gehen jährlich an der Tuberkulose durch Stubenluft zugrunde.


Schuß beim Handballspiel
Aus Westermanns Sportbücherei

Auch die Mädel haben Muskeln und Sehnen; die wollen geübt und gestählt sein, denn »nur aus vollendeter Kraft fließet die Anmut hervor« und »Anmut ist Schönheit in der Bewegung«. Das Bewegen will aber gelernt sein. Jeder Schritt zeigt bei der Frau, ob sie Anmut besitzt. Wer die weichen, rhythmischen Bewegungen der Volkstänze oder der Gymnastik gesehen, wer sie mitgefühlt hat, der weiß, was Anmut ist. Wenn sich zum Spiel der Laute, Geige oder Flöte die Glieder im Takte der Töne und im Rhythmus des eignen pulsenden Lebens


Beim Kugelstoßen. Eine Unterrichtsstunde der Hochschule für Leibesübungen





Der Abwurf

wenigstens soweit es das Wettkampfmäßige betrifft. Das ist harte Arbeit, die Stahl und Eisen in den Knochen und Muskeln erfordert. Lang und mühevoll ist das Üben, und streng wird die Mannschaft »trainiert«. Der Unerfahrene, der sich über den taktfesten Ruderschlag freut, mit dem das leichte Rennboot durch das Wasser getrieben wird, ahnt nicht im entferntesten, wieviel Wochen, Monde, ja Jahre dazu gehören, um diese Genauigkeit zu erzielen und die Feinheit der Ausführung selbst nicht beim schärfsten Wettkampf zu verlieren. Wer sich harmlos über das Ergebnis

regen, dann leuchten in kindlicher Freude die Augen, lassen alles, was die Welt Trauriges mit sich bringt, vergessen — der ganze Mensch lebt in Schönheit.

Gibt es etwas Schöneres für Auge und Ohr als den Volkstanz der Wandervögel unter der Dorflinde beim letzten Abendsonnenschein? Dann kommen selbst die ganz Alten aus ihren Häuschen, und bei Lautenspiel und Gesang dünkt ihnen die alte Zeit, von der auch sie vielleicht nur gehört haben, wiedergekommen zu sein.

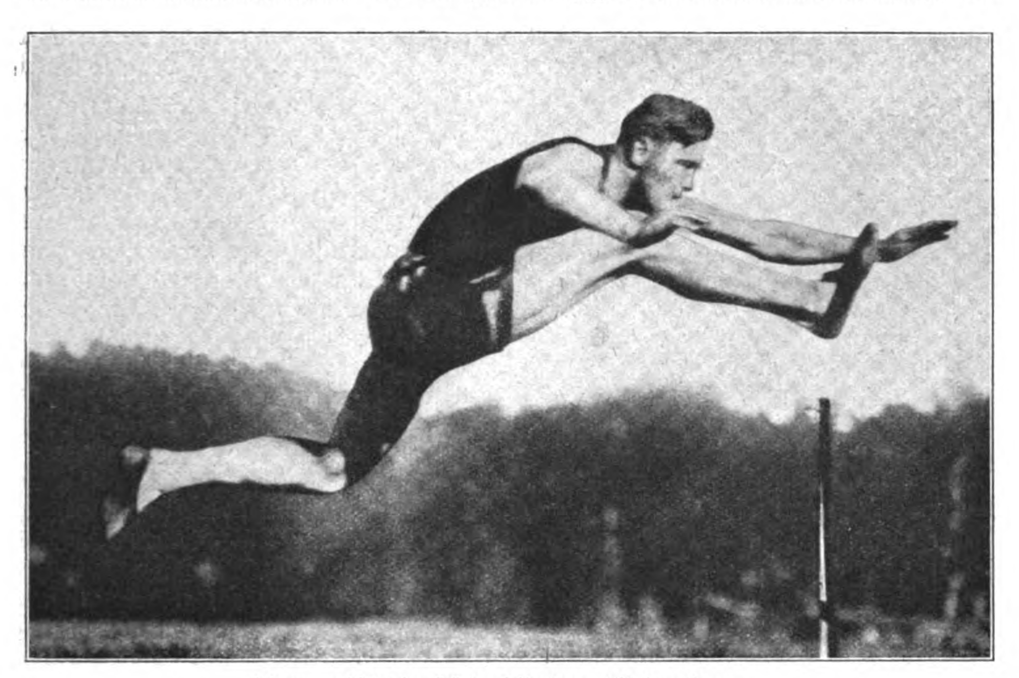
Die Schmiegsamkeit hat die Frau besonders auf den Wassersport, insbesondere das Schwimmen, hingewiesen. Hier im »kühlen Element« ist sie sogar dem Manne in der Leistung ebenbürtig. Auch hier die Schönheit in vollendeter Form, wenn oben auf dem 10 m hohen Sprungturm sich die Silhouette der Springerin gegen das Blau des Himmels abzeichnet — ein leichter Schwung mit den Armen, und in fließenden Bewegungen senkt sich der bronzeschimmernde Körper in die Tiefe. Hoch auf spritzt das Wasser und schlägt über der Kühnen zusammen. Wer lachte nicht mit, sieht er die Nixlein ihr fröhliches Spiel im Wasser treiben! Doch auch im Ernste messen sich hier die Kräfte, wenn es gilt, Schnelligkeit oder Ausdauer zu prüfen.

Die andre Form des Wassersports, das Rudern, blieb dem Manne vorbehalten, wenigstens soweit es das Wettkampfmäßige betrifft.

der Arbeit freut, weiß sicher nichts von den endlosen Belehrungen nach jedem Übungstage über »Wasserarbeit« und »Körperarbeit«, und doch — ist es »Arbeit im Gewande jugendlicher Freude«. Die am schwersten fahrbare Bootsgattung ist der Renneiner, der sogenannte »Seelenverkäufer«.



Diskuswerfen



Der vorbildliche Hürdenstil eines »Weltmeisters«

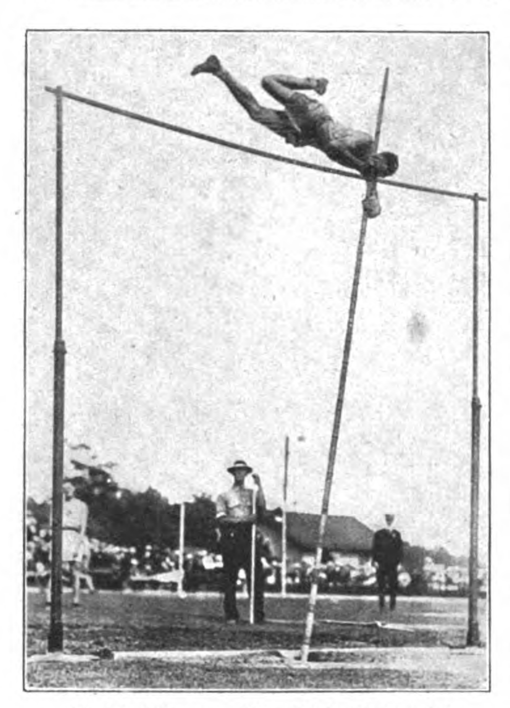
Der Ruderer, der hier ganz auf sich allein angewiesen ist in dem kleinen schmalen Boot, muß über einen ausgeprägten Gleichgewichtssinn verfügen, andernfalls ist ihm ein unfreiwilliges Bad sicher.

Ureigenstes Gebiet des Mannes ist auch der Ring- und Faustkampf, von einigen Auswüchsen des Frauensports abgesehen, denn jede neue Bewegung schießt zuerst über das Ziel hinaus und muß gezügelt werden. Hier tritt der Ernstfall des Lebens am stärksten hervor, hier gilt es wirklich, sich »seines Leibes zu erwehren«. Namentlich der Faustkampf stellt an den Ausübenden hohe geistige und körperliche Anforderungen. Wenn die Kämpfer Aug' in Aug' sich umlauern und plötzlich die Schläge hageldicht fallen, dann heißt es, jedem Schlag des Gegners eine gute Abwehr entgegensetzen und sofort die »ungedeckten« Stellen des Widersachers erspähen, um dort einen »Treffer zu landen«. Trotz aller blutigen Nasen und ausgeschlagener Zähne bleibt der Übung etwas Schönes: das hatten schon die Griechen, die Meister der bildenden Kunst, erkannt, darum bewunderten sie, nächst dem Sieger im Fünfkampfe, die Faustkämpfer. Schön ist nicht nur das Weiche und Schmiegsame, auch das Harte und Gewaltige hat eine ihm eigentümliche Schönheit.



Weitsprung

Mit der blanken Waffe in der Hand treten sich dann die beiden Geschlechter wieder gegenüber, doch liegt der Frau nur das schmiegsame Fechten mit dem leichten Florett, während der Mann



Stabhochsprung. Ein Weltrekord wird aufgestellt (4,22 m)

Es ist eine Auslese der Besten unter den Guten, die wir auf der Laufbahn, am Sprung- und Wurfgerät finden. Hier gibt die absolute Leistung den Ausschlag, hier kämpfen geistige Energien gegeneinander.

Wie die Läufer am »Start« niederhocken, zusammengekauert, sprungbereit das Ablaufzeichen erwarten! Dann straffen sich plötzlich die Sehnen und Muskeln, und im nächsten Augenblick fliegen sie über die Bahn dahin. Im rhythmischen Takte arbeiten Arme und Beine, der kräftige Rumpf ist leicht nach vorn geneigt, über der hochgewölbten Brust das scharfgeschnittene Gesicht, die Stirn umflattert vom Haar. Bis zuletzt liegen sie so nebeneinander, dann spannen sich zum Schluß alle Fasern bis zum Äußersten, Mensch und Mensch ringen um die Palme des Sieges. Mit einem letzten Sprunge zerreißt der Sieger das Zielband — das gewaltige Schauspiel ist zu Ende, ein Händeschütteln noch, dann erfüllt brausender Beifall die weite Arena, Sieger und Besiegten gleichermaßen lohnend. Oder wenn

seine Kunst auch mit dem schweren Säbel erprobt. Mit dem Faustkampf hat das Fechten den schnellen Wechsel der Gefahrmomente gemeinsam, es sind beides Übungen zur Nervenschulung und Erziehung der Entschlußkraft; doch fehlt dem Fechten eben die Gefahr.

Ebenso tätig finden wir Mann und Frau beim Turnen, obwohl das eigentliche Geräteturnen, wie es sich in der Zeit nach Jahn unter dem Zwange der damaligen politischen Verhältnisse in den Turnhallen statt im Freien ausbildete, viel mehr für den Mann mit einem kräftig entwickelten Rumpfe zugeschnitten ist als für die Frau, der nicht die Arm- und Rumpfkräfte gegeben sind, um an den starren Geräten Kunstübungen auszuführen. Ihr liegt mehr das Weiche, Schmiegsame der Gymnastik. Wohingegen der Mann sein Vergnügen darin findet, die Schwierigkeiten am Reck, Barren oder den Schwungringen bis in das Virtuosenhafte zu steigern.

Der olympische Sport, wie ihn auch die Griechen pflegten, ist zweifellos die Leichtathletik oder, wie sie auch heißen — die »volkstümlichen Übungen« —, Springen, Laufen, Werfen. Hier vereinigen sich die Menschen von höchster Leistungsfähigkeit.



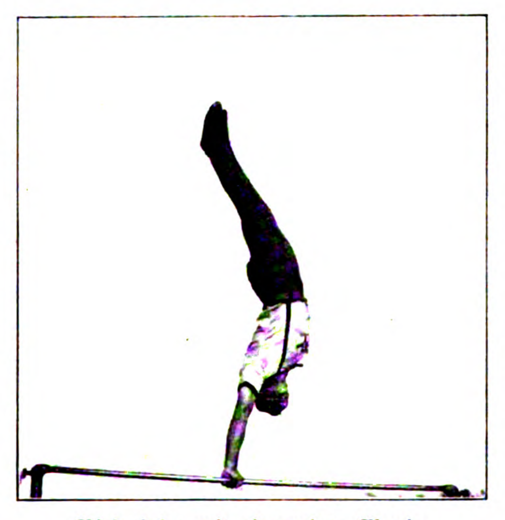
Sprung vom 10-m-Turm



Am Ziel eines 800-m-Mallaufens

die Hürdenläufer im Dreischritt über die Bahn eilen. Bei jeder der zehn Hürden ein katzenartiges Ducken, ein Strecken des ganzen Körpers; der Läufer gleitet über das Hindernis, und weiter geht es ohne Stocken und Zagen. Ein wunderbares Bild von beherrschter Kraft! Gleich den Springern, die im schnellen Anlauf heraneilen, sich in die Luft erheben und im Gleichmaß der Bewegungen mit gewaltigem Schwunge in die Weite fliegen. Die andern, die sich am Stabe hoch in die Luft schwingen, um so das Hindernis zu überwinden, sie alle zeigen trotz der Stärke des Wettkampfes, der Spannung und Erregung ein wohlabgerundetes Maß von Kraft, Elastizität und ruhiger Zuversicht. So auch der Werfer, wenn er mit dem Speer in der nervigen Faust sich sammelt; langsam löst sich die Ruhe in leichte Bewegungen auf — noch einige energische Schritte, dann schnellt er federnd empor, das leichte Gerät weit in das Ätherblau schleudernd ...

Bei den Griechen, den Meistern der Antike, waren die Kampfspiele ein Teil ihrer Kultur geworden, in einem so hohen Ansehen stand die Gymnastik, als so notwendig für Sitte und Erziehung galt sie, daß die großen Denker des Volkes, die wir unter die größten aller Zeiten überhaupt zu rechnen haben, es nicht für unter ihrer Würde hielten, in den Gymnasien zu lehren und Spiel und Kampf der Jüngeren zu beobachten. Ja, weit mehr noch, wenn die Boten ganz Griechenland durcheilten, um zu den großen Spielen einzuladen, dann herrschte von dem Augenblicke an — wie durch ein Wunder — Friede. Jede Fehde hörte auf, das Schwert kehrte in die Scheide zurück — Gottesfrieden nannte man die Zeit. Wer es nur irgend vermochte, der pilgerte zu dem Heiligtum der griechischen Kultur, nach Olympia. Die Spiele waren den Griechen nicht nur ein Schauspiel — eine Offenbarung des göttlich belebten Menschen war ihnen der Kämpfer, in ihm verehrten sie jenes moralische Gesetz, das ebenso wie der gestirnte Himmel



Riesenfelge mit einarmiger Wende



Freiübungen

wieder mit freien, beherrschten Sinnen, klaren Auges in wohlbemessener Würdigung des andern gegenübertreten.

Dazu sollen nun die **Deutschen Kampfspiele** helfen, deren Durchführung sich der **Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen** als oberste Aufgabe gestellt hat. Von vier zu vier Jahren sollen die Deutschen aller Welt zum großen Feste zusammen-

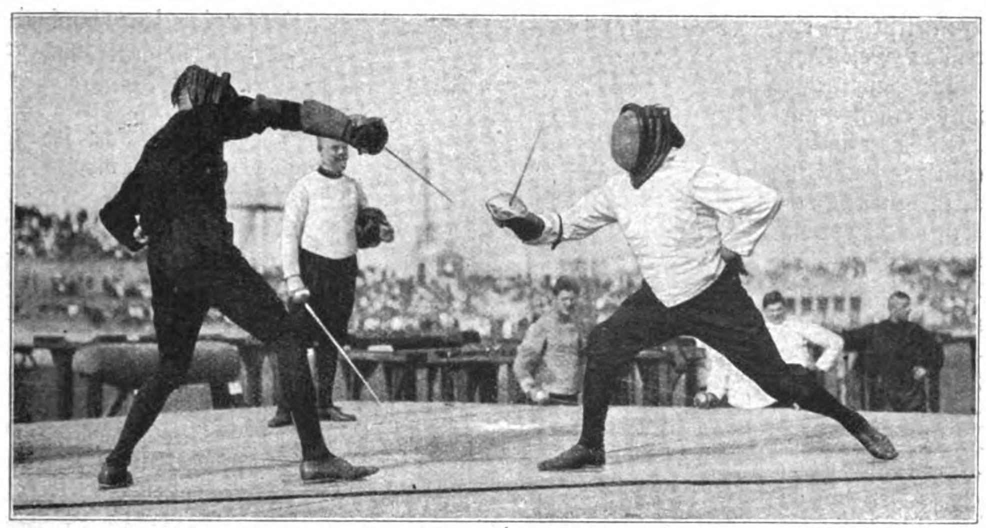
»unser Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt«. Das war Schönheitskult und Sonnenanbetung in reinster Form.

Deutsche Kampfspiele! Wie die Griechen soll auch uns ein großes Volksfest wieder zusammenführen. Die Deutschen, die draußen in aller Welt zerstreut leben, und jene, die ein brutaler Federstrich vom Heimatlande getrennt hat — sie alle sollen sich wieder eins fühlen mit der alten Muttererde. Wie einst in Hellas sollen wir wieder ein Gemeinsames finden, das aus Streit und Hader heraushebt und Festtage reiner Freude bringt. Wir müssen die Natur wiederfinden und die Schönheit im Lebendigen sehen und begreifen lernen, damit nicht das Grau des Alltags alles in uns verdeckt. Die Alten sollen beim Anblick der Kämpfe der Jugend sich noch einmal der eignen Spiele erinnern, und die Jungen sollen mit Achtung weißen Köpfen lauschen und von ihrer Erfahrung lernen. Die Geschlechter aber sollen sich

eilen, und wem es nicht vergönnt ist, um die Palme des Sieges im friedlichen Wettkampfe zu ringen, der sei wenigstens Zeuge der Spiele. Ursprünglich sollten die ersten Deutschen Kampfspiele im Jahre 1915, ein Jahr vor der in Berlin geplanten internationalen Olympiade, stattfinden. Da brach der Krieg herein; er befreite uns von dem unglückseligen Auslandsdünkel und brachte uns zur Selbstbesinnung. Dann sollten die Spiele zwei Jahre nach Kriegsschluß abgehalten werden, das verhinderte Deutsch-



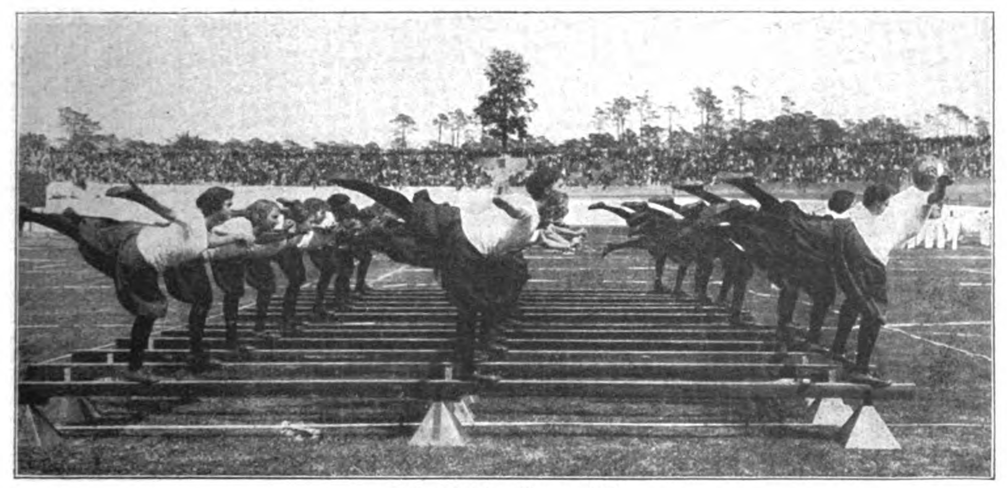
Start zum 100-m-Damenlauf



Florettfechten

lands schlechte wirtschaftliche und politische Lage. So mußten sie auf eine günstigere Zeit hinausgeschoben werden. Jetzt nun endlich ist es gelungen, der endlosen Schwierigkeiten Herr zu werden und die Spiele für die beiden letzten Wochen des Monats Juni dieses Jahres anzuberaumen.

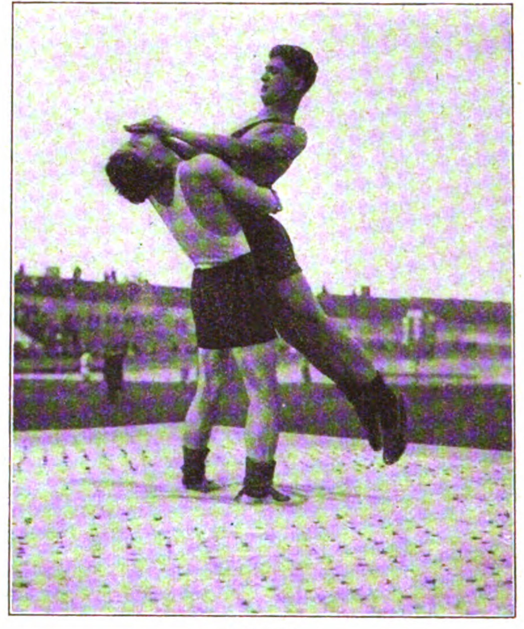
Der erste Teil, die **Winterkämpfe**, sind bereits im Januar in Garmisch-Partenkirchen abgehalten worden, und es war ein würdiger Auftakt, der den Hauptspielen dort vorausging. Allen werden die schönen Tage im Schnee im Angesicht der Alpenwelt eine unvergeßliche Erinnerung bleiben. So soll es auch im Sommer werden. Wenn die Vorwoche die verschiedenen Wettspiele zur Entscheidung gebracht hat, dann sollen am Sonntag, dem 25. Juni, die Spiele durch einen Festzug feierlich eröffnet werden. Tausende werden unter dem Bannerwald aus allen deutschen Gauen stehen, im Weiß der Kleidung und dem leichtgetönten Braun gesunder Glieder. Das ist Deutschlands köstlicher Schatz, auf den sich nicht zuletzt unsre Hoffnung gründet; von hier soll mit immer neuem, kräftigem Pulsschlage frisches, gesundes Blut in die deutsche Welt hinausfließen und unsre Kultur zu neuem Blühen und Gedeihen erwecken, damit Deutschland seinen Platz wieder an der Sonne erlange. So sollen die Spiele ein ewiger Jungbrunnen sein für deutsches Wesen, damit seine Jugend sich die Körper in Licht und Wasser gesundbadet und mit klaren Augen in die



Schwedische Gymnastik

Welt tritt — ein reisiges Geschlecht.

Die Hauptwoche wird nicht nur Wettkämpfe in den einzelnen Sportarten bringen, sondern überhaupt ein Bild vom deutschen Wesen geben, und so wird auch die Kunst nicht ausgeschaltet sein. Alle Stätten, die deutsche Kultur pflegen, werden sich würdig auf diese Zeit vorbereiten und die Werke der Großen unsers Volkes der Nachwelt erstehen lassen — als mahnendes Zeichen, als einigendes Band und auch als Trost. — Der erste Julisonntag bringt dann den Beschluß. Unter den Klängen deutscher Meister werden noch einmal alle zusammenkommen, und zukunftsfroh werden aller Augen auf denen ruhen, die dort unten in der Arena als Sieger unter den Fahnen zusammentreten, um die Ehrenzeichen zu empfangen. Kraft, Schönheit und Wille — seien sie uns ein Sinnbild und in ihrer ernsten Arbeit ein Vorbild. Wieder werden die Töne alles umbrausen und zusammenfassen in dem einen großen Gedanken: Ehret eure deutschen Meister!



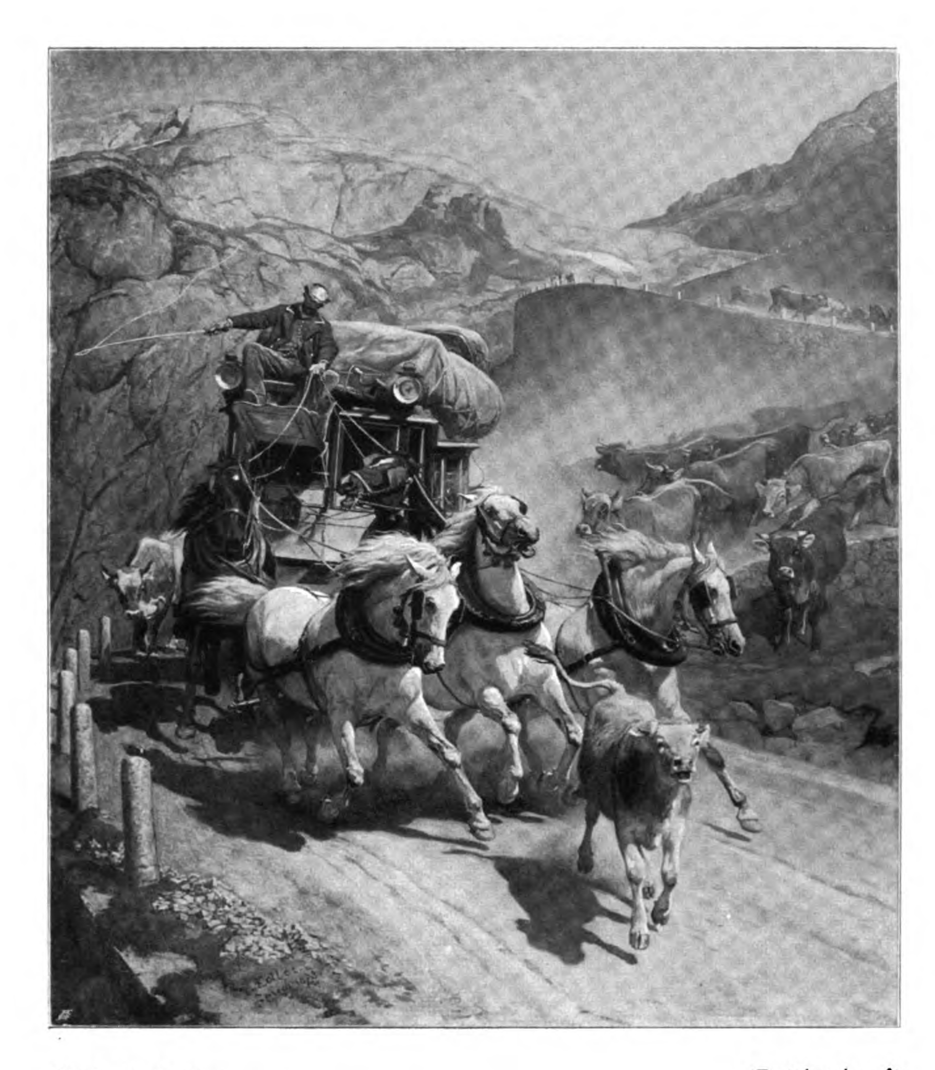
Ringen

Draußen vor den Toren Berlins liegt in märkischen Sand gebettet das Deutsche Stadion, die Stätte der Deutschen Kampfspiele. Im weiten Rund lagern die gewaltigen Steinmassen der Arena, eben noch vom Rot der untergehenden Sonne beleuchtet. Auf dem grünen Rasenteppich mit dem schwarzen Saume der Laufbahn ist es still geworden. Die Jugend, die sonst die weite Bahn belebt, hat sich müde getummelt und ruht vom frohen Spiele, um frische Kräfte zu sammeln zu neuer Tat und neuem Leben. Langsam sinkt die Dämmerung hernieder.

Einsam steht hoch oben über dem Rund der Sitze eine Eiche, ihre Äste weit ausladend, als wollte sie mit ihrem Blätterdach dies alles schützen für die Jugend ihres Volkes, bis wieder das Morgenrot glüht.



Ein Rennachter



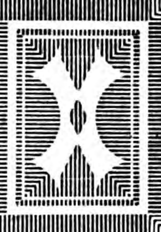
Rudolf Koller: Gotthardpost



Abschiedsstunde

Zu E. T. A. Hoffmanns hundertstem Todestag am 25. Juni 1922

Von Ernst Ludwig Schellenberg



Er lag, das Gesicht der Wand zugekehrt, und weinte. Soeben war der Freund von ihm gegangen, der treue Jugendgefährte und Serapionsbruder Theodor von Hippel, um Berlin zu verlassen. Welch tiefe Stunden der Erinnerung waren an ihnen vorübergegangen, mit gelüfteten Schleiern und fragenden Augen! Wie hatten sie beide sich immer wieder in die alten glücklichen Zeiten verloren, als sie noch hinausschwärmten in eine freudig geglaubte Zukunft, als sie Wunder sahen und Märchen, bunte Töne und klingende Farben. Und nun — er war gegangen, der einzige, der in diesen unerträglich schweren Wochen bei ihm ausgeharrt, als die lähmende Krankheit ihn überfiel, als der Prozeß wegen des »Meisters Floh« begann, wegen der übermütigen Satire, die der gekränkte treue Justizbeamte seinem neuen Buche eingefügt hatte. Wie war der gute Theodor umhergelaufen, um Hilfe zu erflehen — beim Grafen Pückler, bei dem betroffenen Kamptz selber! Immer bereit und treu beflissen. Und nun war er fort, hatte trotz aller flehenden, inständigen Bitten sich nicht zu längerem Aufenthalt bewegen lassen. Ob wohl seine und Freund Hitzigs Kinder, denen er die Märchen von der »Königsbraut«, vom »Nußknacker und Mausekönig« und vom »fremden Kinde« erzählt hatte, den beweglichen Onkel Drosselmeier vermissen würden? — O diese Leere, diese öde Ungewißheit! ...

Der kranke Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann fühlte die Stille des Aprilabends beinahe körperlich. Sie legte sich um seinen siechen Leib, löste die stockenden Glieder und durchpulste sie mit wärmender Tröstung. Ach, heute hatte eine Amsel vor dem Fenster gesungen, und die gute Michalina hatte ihm einen Strauß Leberblumen mitgebracht; die standen nun an seinem Bett. Die blaue Blume ...

Auch er war ihrem süßen, verheißenden Dufte und Schimmer nachgegangen, seitdem er die Schriften des ihm so werten und teuren Novalis gelesen, seitdem Tiecks »Sternbald« ihm als wahrstes Künstlerbuch erschienen war. Ja, die zwingenden Lockungen, die Fernen und Möglichkeiten der Kunst — immer hatte er nur sie gelebt und geschaffen, soweit seine schwache Kraft der flügelweiten Sehnsucht zu folgen vermochte. Ihm war die Kunst ein Heiligtum gewesen, eine Forderung und Verpflichtung. Ach, das hatten sie alle nicht begriffen, die nur seinen Späßen lauschten, die mit ihm tranken und lachten. »Was man aber Humor zu nennen beliebte, war nicht jene seltene wunderbare Stimmung des Gemüts, die aus der tieferen Anschauung des Lebens in all seinen Bedingnissen, aus dem Kampf der feindlichsten Prinzipe sich erzeugt, sondern nur das entschiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent, es ins Leben zu schaffen, und der Notwendigkeit der eignen bizarren Erscheinung.« Devrient, der wußte ihn zu schätzen; und wenn auch der Übermut und die Trunkenheit einmal wuchsen bis zur Tollheit — sie verstanden sich dennoch im Innersten; sie wußten, daß ihnen die Einsamkeit des Künstlers gemeinsam war und daß in all dem Lärm und Scherz eine leise, leise Stimme raunte und weinte; und manchmal wurden sie plötzlich still, blickten nachdenklich in ihr Glas, in dem der Champagner perlte, und redeten von den letzten Dingen — in Schweigen. Wie gern hatte Hoffmann den Freund nach einer guten Leistung, wenn sie sich nach einer Theatervorstellung bei Lutter und Wegner trafen, vergnüglich ins Bein gekniffen, zum Zeichen der Anerkennung und Freude! Aber die andern, die Neugierigen, die dieser beiden berühmten »Säufer« wegen die Weinstube aufsuchten — was galt er denen, die keine Sehnsucht kannten, kein Übermaß der Schöpferwonne! Ach ja, der Hund Berganza hatte wohl recht: »Kann der Künstler tiefer gekränkt werden, als wenn der Pöbel ihn für seinesgleichen hält?«

Freund Theodor hatte ihn gerade in den letzten Wochen häufig ermahnt zur Ruhe und Stetigkeit, hatte gewarnt und gezürnt. Der Brave! Aber wer einmal recht das





Leuchten der heiligen, ewigen Kunst verspürt hat, der muß ihm unerbittlich folgen, bis er daran verglüht ist.

Hoffmann lächelte wehselig vor sich hin. Allmählich verlor sich der Trennungsschmerz unter dem heilenden Flüstern der Erinnerung. Sein Leben war verbraucht, abgenutzt. Da lag der hinsterbende Leib, betreut von der guten Frau Michalina und dem Krankenwärter, der zugleich als Schreiber taugte. (Morgen wollte er ihm die Plauderei von des Vetters Eckfenster diktieren ...) Denn noch immer zuckte und kreiste die Phantasie und wollte Personen und Begebnisse gestaltet wissen. Ja, noch etwas verdienen, damit die Frau nicht zu verhungern brauchte! Ob nun das Ende ein paar Tage früher kam — wenn er nur fertig werden konnte mit dem, was ihn noch bewegte.

Freilich — wo blieb sein Roman »Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers«? Gerade ihn zu vollenden hatte er so innig begehrt. Denn noch einmal wollte er in dieser Dichtung alles sagen, was ihm das Höchste und Teuerste bedeutete: Segen und Seligkeit der Kunst! Wer aber kannte noch die tiefe Ergriffenheit, das Hingenommensein, die künstlerische Frömmigkeit? Ja, Wackenroder hatte darum gewußt, und deshalb hatte Hoffmann seine reinen, ahnenden »Herzensergießungen« immer wieder andachtsvoll gelesen; sie waren ihm ein Führer geworden, als er den Weg zu sich selber suchte. Romantik ... Himmel, welch seliges Erwachen! Da öffnete sich eine Weite, eine Tiefe, die er nimmermehr geahnt hatte. Immer ein Aufwärts, niemals Ende und Abschluß. Märchen, Träume, Ahnungen ... Und in all dieses Blühen war er hineingeboren — er mit seiner verlangenden Seele, mit seiner Unruhe und schwärmenden Liebe. Mit einem Male begriff man es, daß da noch andre Wahrheiten waren als jene, die man mit blöden Augen anstarren und mit derben Händen betasten konnte. Da warteten überall Geheimnisse, Wunder und Offenbarungen. Nun erst konnte man wahrhaft leben, nicht nur dasein; nun erst öffnete sich die Vergangenheit beziehungsvoll, das deutsche gotische Mittelalter; nun erst lockten die fernen Berge, die prallen Wiesen, die frommen Kapellen und wandernden Schüler. Das war mehr als nur Szene und Tändelei — das war innerstes Symbol, war Wunsch und Forderung, war Rückblick und Ausschau. Man mußte nur die Dinge ernst nehmen — auch den Witz, auch das Spiel.

Der Kranke fühlte, daß ihm wieder Tränen in den Augen brannten. Zum Teufel auch, seit wann war er so weinerlich wie ein altes Weib? Wenn seine Michalina darum wüßte; sie würde ihn nicht wiedererkennen! Aber warum mußte man auch fort von all den bunten Freuden dieser Erde, die man nun erst recht begriffen hatte und zu würdigen verstand? Jetzt — im schwellenden Frühling. Ach, gestern noch hatte er sich hinausfahren lassen in den Tiergarten. Er mußte das junge Grün sprossen sehen und den erwachten Vogelliedern lauschen ... Nun ja, auch dieses war etwas Neues, Ungeahntes! Gewiß, die Natur hatte er immer geliebt; aber nur so im allgemeinen als die gewohnte, freundliche Erscheinung. In diesem Frühling, dem letzten, den er erleben würde — er wußte es —, fühlte er sich zutiefst als ein Stück dieser Ewigkeit, die ihn umduftete mit frühen Blumen und feuchter Erde. Die körperlichen Qualen im holpernden Wagen hatte er vergessen; nur gestaunt, nur empfunden, nur — gelebt ...

Schließlich, er hatte doch eine tüchtige Arbeit geleistet; es lag ein Werk vor ihm, das er nicht ohne Befriedigung betrachten konnte. Er dachte an den »goldenen Topf«, das Märchen seines Künstlertums, und er lachte still in sich hinein, wenn er wieder des biedern Anselmus gedachte, als er in die Apfelkörbe stolperte. Freilich — die letzte Tiefe seines Humors würden sie niemals fassen, diese schmerzhafte Erkenntnis von Schein und Sein, von Wollen und Wesen. Der Irländer Ewson, der Schneider Belcampo, der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann — lag nicht über all diesen possierlichen Käuzen ein Schimmer wehmütigen Entschuldigens, eine tiefe Menschenliebe? Aber die Menge bemerkte nur die Außenseite, das Gesicht, nicht den verlangenden Herzschlag, die bittenden verirrten Augen. Und die »Elixiere des Teufels«. Ein wenig bunt ging es allerdings darin zu; aber wer hatte wie er so bannend das Problem des Doppelgängers gestaltet? Das war mehr als Spuk; aber schon jetzt kannte man sie nur als »Gespenstergeschichten«. O diese blöde Masse, wie er sie haßte, wie heftig er sie verwarf! Was begriffen sie von jenen Entdeckungen, denen man so begierig oblag, die immer neue Wunder und

Kräfte erschlossen — Mesmerismus, Galvanismus, Wünschelrute ... Teufelszeug, Hexensabbat — mehr wußten sie nicht zu erwidern, diese Stutzigen, diese »Gesprengelten«! Sie lasen vielleicht seine Erzählungen »Die Abenteuer der Silvesternacht«, »Die Automate«, »Der Magnetiseur«, »Der unheimliche Gast«, »Der Elementargeist«, um der Spannung, des Gruselns willen. Aber das Letzte, Eigentliche blieb ihnen fern und fremd; diesen Leuten, »die es gar nicht für wunderbar halten, daß die Kirschen blühen und nachher zu Früchten reifen, weil sie diese dann essen können; die aber alles für unwahr halten, wovon ihnen bis dato die leibliche Überzeugung abgeht«. Wann würde man endlich begreifen, daß er nicht nur zu unterhalten begehrte; daß er nichts weniger wollte, als den fragwürdigen Reiz, über ein paar Stunden des Mittagsschlafes gefällig hinwegzutäuschen? Vielleicht würde man in hundert Jahren ihn besser verstehen. Vielleicht würde dann wieder eine Zeit kommen, wo man übersättigt war von den außenflächigen Dingen, von allen gelehrten Erklärungen und wissenschaftlichen Beweisen, wo man wieder nach Seele verlangen würde, nach Einkehr und Offenbarung. Dann würde auch seine Zeit anheben; dann würde man vielleicht erkennen, was die Romantik wollte, und würde ihre Forderungen und Wünsche wieder dankbar aufnehmen und weiterführen.



Ernst Theodor Amadeus Hoffmann
Nach einer Zeichnung von Hensel gestochen von Pasini

Und Hoffmann sann zurück und ließ die Reihe seiner Dichtungen in dem Dunkel des einsamen Zimmers vorüberwandeln. Er suchte nach Vergleichen; er fand ihrer wenige. Am Ende war er doch so etwas wie originell? Am Ende durfte er doch mit einem guten Gewissen abscheiden von der Arbeit? Ehrlich hatte er es immer gemeint, das war nicht zu bestreiten. Gewiß — manchmal hatte eine bestellte Arbeit gedrängt und war nicht völlig rund und reif geworden; aber dann hatte er sich wieder gesammelt, hatte sich abgeschlossen und nur sich selbst gelauscht. Hatte gekniet vor dem Heiligtum der Kunst, wie nur ein frommer Pilger in der Kapelle vor dem Hochaltar sich bekreuzigen mochte. Wie hatte er doch gesagt? »Niemals werde ich mich davon überzeugen, daß der, dessen ganzes Leben die Poesie nicht über das Gemeine, über die kleinlichen Erbärmlichkeiten der konventionellen Welt erhebt, der nicht zugleich gutmütig und grandios ist, ein wahrhafter, aus innerem Beruf, aus der tiefsten Anregung des Gemüts hervorgegangener Dichter sei.« Und dann: »Es gibt keinen höheren Zweck der Kunst, als in dem Menschen diejenige Lust zu entzünden, welche sein ganzes Wesen von aller irdischen Qual, von allem niederbeugenden Druck des Alltagslebens wie von unsauberen Schlacken befreit und ihn so erhebt, daß er, sein Haupt stolz und froh emporrichtend, das Göttliche schaut, ja mit ihm in Berührung kommt.«

Das Göttliche ... Er hat es das Reich Dschinnistan genannt. Für ihn bedeutete es alles Lichte, Warme, Gütige. Aber freilich — »durchs elfenbeinerne Tor kommt man ins Reich der Träume; wenige sehen das Tor einmal, noch wenigere gehen durch.« Ihm aber, ihm war es vergönnt gewesen, einzutreten in die seligen Gefilde. Was galt

ihm noch der Tod? Und er schalt sich selbst: Schäme dich, Hoffmann, zu verzagen, zu fürchten! Hast du nicht schon häufig die Klänge aus der Höhe vernommen? Ist diese Erde dir nicht oft versunken im Farbenmeer der Töne? Lauschtest du nicht den frommen Weisen der alten Kirchenmeister wie einem Engelsliede? Hast du dann nicht gebetet im Angesicht des Ewigen? Und nun, da dieser hinfällige Leib von dir sinken soll, da du, durch keine irdischen Fesseln und Lüste mehr gehemmt, dem elfenbeinernen Tor entgegenschreitest — nun willst du zaudern und klagen?

Denke doch an Julchen, die ewig Geliebte! Hat ihre reine, inbrünstige Stimme dich nicht schon damals, vor vierzehn Jahren, erlöst von den Banden, die dich allerorten in Bamberg umstrickten? Gestehe es nur, Hoffmann, du warst damals ein wenig toll; und als du in Pommersfelden — ach, die wundervolle Galerie, in der einst auch deine Lieblinge Wackenroder und Tieck gewandelt waren! — dich in recht unflätigen Reden ergingst, weil man die Geliebte an einen Unwürdigen verkuppeln wollte, da hast du dich wohl etwas lächerlich gemacht. Aber zum Teufel — ich habe mich dennoch gerächt, und ich denke, mein Hund Berganza erzählt recht artig von meiner Leidenszeit und ihren Wechseln! Ach, Julchen, nun peinigt mich wieder die schmerzliche Wonne der Erinnerung! O Bamberg, du alte, winklige, heilige Bischofsstadt! Waren es nicht meine besten Monate, die ich dort verträumte, verliebte, verarbeitete? Begann ich nicht damals, mit Bewußtsein und Zuversicht? Du kleines Häuschen, in dessen Dachstube ich hauste, wo ich die Weinflaschen des dicken Verlegers Kunz mit Papierröckchen zierte, wo ich die Füße ins kalte Wasser stellte, um mich wachzuhalten, wo das Licht unbemerkt ein Loch in den Tisch brannte, als ich selbstvergessen in Dschinnistan spazierenging! O Tage der Freude, des Verständnisses auf der Altenburg, wo ich den Turm des Freundes Marcus ausmalte; bunte, gesellige Abende in der »Rose«! Und meine emsigen Bemühungen ums Theater, die man mir so rasch verleidete! Aber es war doch ein Anfang, und ein seliger. Gute Michalina, wie treulich hast du mit mir ausgehalten; wie häufig saßest du neben mir, wenn der kupferne Kessel summte und du mir den geliebten Punsch bereitetest! Du stricktest und fuhrst mir wohl manchmal scherzend und abwehrend über die starren Augen, wenn die Geister mich allzu hartnäckig umdrängten und bestürmten. Denkst du noch daran, als ich meinen »Don Juan« schrieb? O Mozart, göttlicher Amadeus, habe ich nicht deinen Namen angenommen, um wenigstens äußerlich ein Stück von dir zu besitzen? Und du, Ritter Gluck, du Irrer und doch so Klarer! Bin ich nicht, würdiger Johann Sebastian Bach, mit zager Ehrfurcht in die Hallen deines schier vergessenen gotischen Tempels gepilgert? Und meine Aufsätze über Beethoven, der »jene unendliche Sehnsucht weckt, welche das Wesen der Romantik ist«? Habe ich ihn nicht verstanden, diesen Ungemäßen, Ringenden, als er dem Musikpöbel — auch dem hochweisen, gelehrten — noch für verworren und sinnlos galt?

O Musik, du »in Tönen ausgesprochene Sanskritta der Natur«! Und du, Johannes Kreisler, du rührender Enthusiast, du toller und doch so hellsichtiger, du launischer und doch so treuer! Ach, mir ist, als müßte ich betend die gelähmten Hände falten, wenn ich dein gedenke. Wann wird wohl die Zeit anheben, da man dich ganz verstehen wird — all dein heißes Verlangen, all deine lautere Begeisterung? Wie hast du immerdar nur für das Redliche, Wahre, Heilige gekämpft, unentwegt, mit Witz und Ernst! Bist du mir vorangegangen ins Reich Dschinnistan, um dem Freunde den Weg zu bereiten? Hast du auch den Kater Murr mitgenommen? Der wackere Junge verdient wohl eine himmlische Ehrung.

Ich glaube, jetzt erst begreife ich selber, was mir die Musik gegeben hat. Es war ein Rausch der Erkenntnis, damals, als ich versuchte, ihr unerforschliches Wesen zu deuten, zu umschreiben. Es war ein Stammeln, ein Lallen — aber was ist denn das Beten andres? Ein Atmen im Göttlichen, ein Geblendetsein, eine letzte Sehnsucht.

Bist du nicht mein Ebenbild geworden, vielwerter Johannes? Habe ich mich nicht in dir verzehrt? Aber was heißt denn künstlerisches Schaffen andres als langsam menschlich abbröckeln, bis man sich ganz in seinen Geschöpfen aufgebraucht hat. Und schließlich ist man noch ohne Schatten, wie der treffliche Peter Schlemihl meines Freundes Chamisso. Freilich, auch bei deiner Or-

ganisation hatte die Natur »ein neues Rezept versucht, und der Versuch war mißlungen, indem deinem überreizten Gemüte, deiner bis zur zerstörenden Flamme aufglühenden Phantasie zuwenig Phlegma beigemischt und so das Gleichgewicht zerstört worden, das dem Künstler durchaus nötig ist«. Aber vielleicht wird man dich gerade darum lieben bei den Verstehenden, den Gleichgesinnten, weil du in deiner Kunst so völlig bestimmt, so durchaus vorausgesetzt warst. Sie werden dir nicht zu folgen vermögen, die Platten, Dürftigen, Flügellahmen. Du mit dem Cis-Moll-Kleide und dem aufgesetzten Kragen in der E-Dur-Farbe! Was werden sie sagen, wenn sie solche Behauptungen lesen: »Der Duft der dunkelroten Nelken wirkt mit sonderbarer magischer Gewalt auf mich; unwillkürlich versinke ich in einen träumerischen Zustand und höre dann wie aus weiter Ferne die anschwellenden und wieder verfließenden Töne des Bassetthorns.« Fräulein Nanette und Marie Röderlein werden Kalbsaugen machen, und dann werden sie sagen: »Aber nein, dieser ...!« Und dann werden sie zeig n, was sie gelernt haben; die eine singt einen halben Ton zu tief und die andre eine falsche Melodie; aber sie nennen es ein Duett, diese »Musikenthusiasten«! Oder so ein »Affe Milo«, genannt Virtuos, wird an den Flügel treten und ein geläufiges Stück im 7/8 Takt zum besten geben.

Ob wohl einer beherzigen wird, was ich in meinem Dialog »Der Dichter und der Komponist« mit so viel ehrlichem Eifer dargelegt habe? Wie muß die Musik wohl in hundert Jahren aussehen? Wenn man heute schon Sonnenaufgänge, Gewitter oder gar die Batailles des trois empereurs komponiert — so weit hat man sich bereits vom Wesen entfernt, um den erdgebundenen, armen Erscheinungen nachzujagen —, dann wird man gewiß in hundert Jahren die Kritik der reinen Vernunft meines Landsmannes Kant in Musik setzen oder — wenn man schon so weit fortgeschritten sein sollte in den Erfindungen — eine Spazierfahrt im Flugapparat. Hehe, übrigens kein alberner Einfall, mein teurer Johannes! Und wenn man dann einmal in meinen Schriften den Satz lesen wird: »Die Musik schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt, die ihn umgibt, und in der er alle bestimmten Gefühle zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben«, so wird man verwundert den Kopf schütteln und überlegen schmunzeln: Mein Gott, wie herrlich weit sind wir doch gekommen! Welche Rückständigkeit, welche Enge, welche Einfalt!

Die gepreßten schmalen Lippen des Sinnenden zuckten in einem ironischen Lächeln. Er wandte sich mühsam. Richtig, da lag ein feiner Mondstrahl auf seinem aufgeschlagenen Klavier. Jetzt war es verstummt; oder wie — klagte es nicht aus den Saiten: O weh, was hast du angerichtet, nun ist's mit unsrer Freude aus ...! »Undine!« flüsterte Hoffmann, und seine Augen waren unterwegs. Ich hätte eigentlich noch eine Szene nachkomponieren sollen; nun verweigern mir die Finger diesen letzten Dienst. Aber mein Undinchen wird auch ohnedies schwimmen können. Jetzt freilich liegt sie in dem kristallnen Haus, vulgo Theaterbibliothek. Ob man sie wieder hervorziehen wird? Wenn ich hundert Jahre tot bin, vielleicht erinnert man sich dann meiner Oper. Aber die Deutschen! Rossini vor Beethoven. So wird es immer sein. Und doch hat nach der Aufführung der große Karl Maria von Weber mir in Begeisterung die Hände gedrückt und eine wackere Rezension geschrieben. Und manchmal denke ich: Der Kühleborn kann sich sehen lassen; es ist doch eine recht brausende, aufbegehrende Szene, als der die Wassergeister zur Rache ruft. Und die kleine Undine singt manch blonde, silberne Arie, die fühlende Herzen wohl bewegen kann. Dreiundzwanzig Vorstellungen in einem Jahre — eine tüchtige Leistung. Wenn das verd... Theater nicht abgebrannt wäre, dann würde mein Werk noch heute lebendig sein. Nun, wie gesagt, in hundert Jahren — vielleicht ...

Draußen vom Turme schlug es zehn Uhr. Eine Stunde seit Hippels Abschied war vergangen. Hoffmann rührte sich, räusperte sich. Die Tür wurde vorsichtig geöffnet; ein Lichtschein zitterte ins Zimmer. Frau Michalina trat herein, um des kranken Gatten sorglich zu warten.






Die Narrenpredigt

Erzählung von Georg von der Gabelentz

In der Gaststube »Zum roten Wolf« spann die Dämmerung ihre spinnwebgrauen Schleier, die Hängelampe unter dem schmutzigen Blechschirm gab nur trüben Schein. Pfeifenqualm hängte sich an die niedere rauchdunkle Holzdecke und wob um den groben Schanktisch in der Ecke, hinter dem der Wirt Jobst Affalter auf seinem Schemel hockte. Er schmunzelte. Der Rote mundete den Gästen, und so ein Abend füllte ihm die Kasse.

Mehrere Bauern und einige Kerle, denen man ansah, daß sie im Kriege Gott weiß wie tief durch Blut und Dreck gewatet, lümmelten sich auf den Bänken, die um den Kachelofen und an der Wand entlang liefen. Sie lärmten, soffen Landwein, drückten die braunen Fäuste auf den Tisch und hielten die Pfeife im Maul. Geschichten vom Krieg, von der Raubgier der Feinde gingen um. Dazwischen raunte der eine von einem Bock oder einer Gams, droben im Geschröff der Berge erwischt, von einem heimlichen Geschäft mit Waren über die Grenze hinüber nach Jugoslawien. Waren Holzknechte, Wildschützen, Pascher unter dem Gesindel, was so da herumsaß. Auch die Bauern waren die besten Kerle nicht, waren hart und rauh geworden und ließen das Gewissen nicht groß dreinreden. Hatten sie doch fast alle im Kriege das Mordblei ausgesendet, genommen, wo ihnen nichts geschenkt worden war, geerntet, wo sie selbst nichts gesät hatten.

Neben dem jüngsten der Bauern, dem Lobmaierfranz, lehnte auf der Bank die Tochter des Wirts, eine Dirne mit praller Brust und runden Hüften. Sie hielt die Hände unter der Schürze auf dem Schoß gefaltet, um sie zu wärmen, denn sie hatte Wäsche im Brunnen gespült, und schaute mit schläfrigen Blicken auf die Männer. Ab und zu bog sie sich lachend zurück, und verräterischer Glanz zuckte in ihren Augen auf, wenn der Lobmaierfranz ihr einen groben Scherz zuraunte.

Quervor am Tisch ritt auf einem Stuhl Pompanin, der Fuhrknecht. Er hatte die Peitsche neben sich an die Wand gelehnt, und sein Gesicht glänzte, hatte er doch glücklich in der Nacht ein ganzes Fuder Wein an den Grenzern vorbei aus den welschen Tälern hereingepascht. Und dabei war seit zwei Tagen ein besonders scharfer Beamter zum Grenzkommando versetzt worden, der mit der Unsicherheit der Gegend aufräumen sollte. Seit dem Schmachfrieden ging auch in dem abgelegenen Tal alles drunter und drüber, Aasgeier und Raben flogen in Schwärmen im Lande umher, und ihre schmutzigen Schnäbel suchten zu erraffen, was harte Bedrängnis, Armut oder Torheit den Leuten feil machten.

Der Lobmaierfranz stieß den Fuhrknecht mit dem Nagelschuh an, als dieser sich ein neues Viertel vom Wirt bringen ließ.

»Saufst wohl deinen Wein ganz allein aus?«

Pompanin lachte und strich sich den Schnurrbart. »Bleibt noch genug übrig für euch und die Finanzer!«

»Gib nur auf den neuen Grenzer Obacht,« warnte Jobst Affalter. »Den Jakob Pfinter drüben im Ferntal haben sie erst vor acht Tagen ins Bein geschossen und eingefangen.«

»Mich einfangen? Was?«

Der Fuhrknecht faßt hinten in die Tasche der Hose, reißt das lange Messer heraus und rammt die scharfe Spitze mit wuchtigem Stoß in die Tischplatte.

»Da, sag' ich! Nu führ' mich ab, wannst Schneid hast.« Und er schaute herausfordernd erst den Lobmaierfranz, dann die andern an.

Die Wirtstochter lächelte und sah sich den vierschrötigen Kerl mit seinem Messer und seinen breiten Schultern und Fäusten an. Der Bursche mußte schon Kräfte haben. Wenn der einen anpackte, einen an sich drückte, einem das Blut heiß machte! Ha, das könnte lustig sein! Und das Herz klopfte ihr ans Mieder.

Die Trinker nickten Pompanin zu. Er kam als Fuhrmann weit umher, wußte von



der Welt zu erzählen, war im Kriege mit seinem Karren bis hinunter in die Türkei gerattert und war ein Kerl, den man anschaute. Draußen sollte er manches angerichtet haben, und das waren recht dunkle Geschichten, von denen man nicht wußte, sollte man sie rühmend ans Tageslicht bringen oder lieber ruhen lassen. Jedenfalls war Pompanin ein Mensch, mit dem man nicht gern etwas im bösen zu tun hatte.

Aber hatte der im Grunde nicht recht? Ein jeder ist sich selbst der Nächste, und wer mir ans Leben will ...

Sie kamen nicht dazu, ihre Gedanken zu Ende zu spinnen, denn es geschah etwas ganz Unerwartetes. Eine schmale, schwächliche Hand faßte an Pompanin vorüber nach dem Griff des Messers, drückte dieses aus dem Holze und legte es ruhig auf die Platte hin mit den Worten: »Du sollst nicht töten.«

»Was?«

Der Fuhrknecht drehte sich stirnrunzelnd um. Da stand ein blasses und hageres Männlein hinter ihm, dem eine große Stahlbrille über der vorspringenden Nase saß.

»Der Schulmeister aus Einöde? Schaut's, daß Ihr weiterkommt, Ihr!« knurrte Pompanin drohend und schob den, der sich so unberufen in seine Dinge gemischt hatte, mit einer verächtlichen Handbewegung beiseite. Dann aber zuckte er die Achseln und steckte das Messer wieder in die Tasche, indem er ein Gesicht machte, als wollte er sagen: Hab's nicht nötig, euch zu zeigen, was ich zu tun imstande bin, wenn mich einer anfaßt. Ihr kennt mich ja.

Die Trinker lachten verlegen und stießen sich mit den Ellbogen an. Die Wirtstochter aber klopfte mit den Pantoffeln auf den Boden und spottete: »Schulmeister, denkst wohl, sitzen deine unklugen Buben hier? Wir brauchen hier drunten deine wohlweisen Lehren nimmer.«

Sie bekam keine Antwort.

Xaver Wyß, der Schulmeister aus der Einöde, wie der obere, von Felsen und Firngipfeln umklammerte Teil des langen Tales genannt wurde, duckte sich wieder zurück auf seinen Platz. Da er nicht mit den andern am Tisch, sondern schweigsam für sich neben dem Kachelofen gesessen, hatten ihn die Trinker bisher nicht weiter beachtet.

Mit diesem Schulmeister hatte es seine eigne Bewandtnis. Er war — ja, man wußte nicht, wessen Sohn er war, nur die Mutter hatte man gekannt, die stammte aus der Schweiz, war nach mancher Wanderung in Kärnten gestorben und hatte den Xaver Schulmeister werden lassen, weil sie sagte: »Sein Vater war ein Studierter, ich möcht', daß der Bub mal so klug würde wie der.«

Xaver aber war nicht so klug geworden wie der Mann, den die Mutter einst geliebt hatte, und die Behörde hatte ihn hinauf nach dem Schulhaus in der Einöde verbannt. Die Buben und Mädeln da droben wuchsen unter Kühen und Ziegen auf und würden ihr Leben droben auf den Almen unter Kühen und Ziegen verbringen, was brauchten sie da viel zu lernen. Für die war der einfältige Kauz gerade gut genug, von dem man meinte, er hätte besser getan, Steinklopfer oder Senne zu werden.

Ins Tal hinab kam Xaver Wyß nicht oft. Nur alle vierzehn Tage etwa warf er sich den Rucksack auf den Rücken und wanderte den weiten und steilen Zickzackweg hinunter, um den Bauern droben, die ihn als Botenmann benutzten, allerlei aus dem Kramladen mitzubringen, die Messe zu hören, dem gestrengen Herrn Pfarrer einen Besuch zu machen und danach im »Roten Fuchs« ein Gläschen roten Landwein zu schlürfen. Früher hatte er wie all die andern seine Pfeife dabei geraucht; seit der Tabak aber so unerschwinglich geworden, hatte er das Rauchen aufgegeben und die treue Pfeife dem Kunzenbauern geschenkt, der die seine beim Holzschlagen verloren hatte. Der Kunzenbauer fand die Gutmütigkeit des Schulmeisters dumm, aber er nahm nichtsdestoweniger die Pfeife mit Dank an.

Die Bauern und Holzknechte hatten über dem Wein den kleinen Zwischenfall mit dem Messer Pompanins halb vergessen und ließen sich von ihm zum soundsovielten Male die Geschichte erzählen, wie er im Kriege an der bulgarischen Grenze mit dem Peitschenstiel nachts in einem Ziegenstall einen mächtigen Wolf erschlagen habe. Jobst Affalter aber war hinaus nach seinem Vorratsgewölbe gegangen, war ihm doch beim Teufel so gewesen, als habe er da hinter den Kisten und Fässern ein merkwürdiges Geräusch gehört. Und plötzlich vernahmen die Trinker von draußen wildes Fluchen, ein Kreischen aus weiblicher Kehle, ein Gepolter wie das Herabfallen eines Kastens, und gleich darauf



zerrte der Wirt durch die Tür des Nebenraumes ein zerlumptes Mädchen mit wirrem, schwarzem Haar und bloßen Füßen ins Gastzimmer. »Hallo, schaut einmal her!« rief er.

»Das welsche Luder!« schrien alle wie aus einem Munde, und da man der Gefangenen alles, nur nichts Gutes zutraute, so sah sich diese rasch von einem Kreise schimpfender Männer umgeben. Der Wirt hielt ihr Handgelenk umspannt und zeterte, er habe sie eben ertappt, wie sie von außen durchs offene Fenster in die Speisekammer geklettert sei und bereits ein Stück Speck von der Schnur geschnitten habe. Wütend sprang die Tochter des Wirts auf das Mädchen zu, packte es an den Haaren und schüttelte die Schreiende hin und her, daß ihr unterm zerrissenen Hemd die Brüste flogen.

Der Wein glutete den Kerlen in Blut und Hirn, sie lärmten durcheinander, schrien, das Mensch lebe nur vom Mausen, es sei eine welsche Dirn, die nichts Gutes tue, höchstens noch das Vieh verhexe, die bei keinem Dienst aushalte, eine Landstreicherin, von der man nicht Vater noch Mutter kenne, eine, die man am besten an den Beinen aufhängte.

Der Fuhrknecht, der während seiner Erzählung die Peitsche in der Hand hielt, rief, er wolle ihr ein für allemal das Fell gerben, denn sie habe hinterm Berghof neulich abends mit einem Finanzer zusammengestanden, und was sie da wohl mit dem ausgeheckt habe. Wenn sie etwa ihre Nase auch in seine Dinge stecke, wenn sie wage ... Und er packte sie seinerseits an, und da er sich beim Schimpfen selbst immer mehr in Wut geredet, so hieb er mit dem Peitschenstiel nach ihr und hätte sie niedergeschlagen, wenn sie nicht wie eine Katze ausgewichen wäre.

Wer weiß indessen, was in der wüsten Menge der Betrunkenen aus der Diebin geworden wäre, wenn nicht der Schulmeister Xaver Wyß sich durch die Lärmenden gedrängt und vor sie gestellt hätte.

»Schämt ihr euch nicht?« rief er. »Fallt da alle zusammen über ein Weibsbild her, das kaum aus der Schul' ist.«

Affalter gab der Gefangenen einen Stoß in den Rücken. »War doch alt genug, mir ins Gewölbe zu steigen!«

Und die andern: »Ja, stehlen, dazu ist sie alt genug!«

»Und lügen!«

»Und mit dem Finanzer schöntun!«

Die Tochter des Wirts riß der Dirne einen goldenen, verzierten Kamm aus dem Haar, daß ihr dieses wirr um Schläfen und Schultern flog. »Wo hast das her? He? Von der Mutter nicht!«

Der Schulmeister gab sich Mühe, die Erregten zur Vernunft zu bringen. Er erklärte den Männern, er werde die Dirne als seine Magd hinauf nach Einöde nehmen, da seien sie sicher, daß sie in Zukunft von ihr nicht mehr bestohlen, nicht mehr belogen oder gar verraten werden würden.

Das ließ sich hören, und man erlaubte dem närrischen Kerl, die Dirne davonzuführen.

Die Männer hockten wieder am Tische nieder. Wenn nur dies welsche Mädel den Ort verließ, der fremde Vogel hatte hier in ihren Höfen und unter ihrem Geflügel nichts zu suchen.

Als sich die Tür hinter den beiden geschlossen hatte, lehnte Pompanin seine Peitsche wieder an die Wand und schob die Pfeife ins Maul.

»Ein schlimmerer Ochs als der Schulmeister von Einöde lauft im ganzen Land nicht umher,« meinte er. »Holt sich selbst den Dieb ins Haus.«

Und Affalter knurrte: »Dem Pfarrer werd' ich's aber doch mal sagen, was der Schulmeister droben für ein Mensch mit sich genommen hat. Wenn ich Kinder hätte zur Schule, der Narr dürfte ihnen keine Sprüche beibringen.«

Seine Tochter aber trat vor einen blinden Spiegel neben dem Schanktisch, reckte ihre Arme hoch, daß das Mieder sich über dem Busen straffte, und steckte sich den vergoldeten Kamm des welschen Mädels ins Haar. Sie schaute dabei lächelnd über die Schulter weg auf den Lobmaierfranz. »Fein steht mir das Ding, was?« — — —

Unterdessen wanderte Xaver Wyß, den Rucksack auf dem Rücken, durch die beginnende Dämmerung nach Einöde hinauf. Das Mädchen lief vor ihm her, fröstelnd im dünnen Rock und in trotzigem Schweigen und das Gesicht umweht von dem gelösten Haar.

Der Schulmeister fürchtete, sein Schützling könne vielleicht versuchen, unterwegs ihm in der Dämmerung wieder zu entlaufen, darum sagte er, als sie den Wald erreichten: »Du siehst, was du drunten mit deinem Leben



anrichtest. Besser, du kommst herauf. Bei mir kannst die Geißen hüten, die Kuh melken und der alten Liesl zur Hand gehen, die immer das Reißen hat. Drunten möcht' dir's sonst leicht mal gehen wie der Lore, der sie einmal nachts ein Messer durch die Brust gestoßen haben. Das Volk ist hart und bös geworden.«

Seit jenem Abend im »Roten Wolf« waren einige Monate vergangen, und das Geschehnis selbst wäre vielleicht längst vergessen worden, wenn nicht Jobst Affalter dem Pfarrer des Ortes im Ohr gelegen hätte, daß die welsche Dirn, die er als Diebin in seinem Gewölbe ertappt, leider ihrer verdienten Strafe entgangen sei, weil der närrische Wyß sie zu sich genommen habe. Nun treibe sie oben in Einöde ihr Unwesen, und es sei eine Schande, daß dies Mensch bei dem, beim Schulmeister im Hause sei.

Der Pfarrer bedachte die Sache ernstlich und horchte so hin und wieder auch mal die Bauern aus, wenn sie von der Einöde herab zur Beichte kamen. Und so erfuhr er denn, daß die Welsche tatsächlich im Hause des Schulmeisters lebe, der doch nicht verheiratet sei, daß sie die Männer, vor allem die jungen, mit herausfordernden Blicken streife und auf alle Fälle eine landfremde Person sei, die man getrost wieder hinjagen möge, von wo sie gekommen.

Er erfuhr auch sonst noch so manches vom Schulmeister, das ihm nicht gefiel, so, daß er den Buben und Mädeln erzähle, man könne den Herrgott ebensogut auf den Almen, im Walde oder gar in den einsamen Firntälern der Berge finden wie in der Kirche, und im Hochgewitter spräche Gott wohl ebenso zu seinen Gläubigen wie in der Predigt von Hochwürden dem Pfarrer drunten.

Eines Tags flatterte nun gar die junge lebhafte Bäuerin vom Gschwandnerhof herab, knixte vor dem Herrn Pfarrer und klagte ihm mit beweglichen Worten, der Schullehrer sei am Ende gar ein Heidnischer, der gar nicht recht an den Herrgott glaube und den Kindern allerlei unchristlich Zeug beibringe. Am Ende wisse er nicht einmal ein rechtes Gebet. Auch nehme er die welsche Dirn in Schutz, obgleich die doch eine ganz verdorbene Kreatur sei, der man wohl zutrauen könne, daß sie mit geheimen Künsten einer Kuh die Milch wegbringe. Seit die bei ihr um den Stall geschlichen sei, gebe die große Blässe nicht mehr drei Liter Milch am Tage. Und mit so einer Dirn — die Gschwandnerbäuerin sah etwas zur Seite — schlafe der Herr Wyß gar in einer Stube.

Der Pfarrer lächelte ein wenig. Aberglaube und Gerede. Aber immerhin, man durfte entschieden den Schulmeister nicht so lange ohne Aufsicht lassen und mußte ihm einmal ins Gewissen reden. Gott würde sonst Rechenschaft von ihm fordern, wenn er sich als Seelsorger um diesen Irrlehrer der Jugend nicht kümmerte, der vom Wege zum Himmel weit abgewichen schien. Oh, er kannte diese Heimlichen, die in ihrer Torheit so hier und da glimmende Zweifel zu kleinen Flammen anbliesen.

Es war schon spät im Jahr, und die bösen Herbststürme heulten oft wie eine Wolfsmeute um die Hochgipfel, aber der Pfarrer war ein unerschrockener und junger Mann und nahm sich vor, trotzdem nach der Einöde hinaufzusteigen. Gott rief ihn, den Mann zu bekehren, der so gottfremde Wege zu gehen sich vermaß. Man mußte ein Unkraut jäten, ehe es zu sehr wucherte.

So zog er denn eines Morgens seine genagelten Schuhe über die dicken Strümpfe an, nahm den starken Bergstock zur Hand, steckte sein Brevier zu sich und wanderte unverdrossen hinauf, stundenweit durch Wald und an steilen Felshängen hin nach den verstreuten Höfen der Einöde. Kurz vor Mittagszeit kam er an, er hatte vier volle Stunden gebraucht. Der Pfarrer ging geradeswegs zu dem kleinen weißgestrichenen Hause, das über einer steil abstürzenden Wand neben einem Heustadel stand und in dem der Schulmeister wohnte. In der Tür stieß er fast mit dem welschen Mädchen zusammen, es lief gerade mit einem Arm voll Holz herein. Er sah die Dirne finster an, erwiderte ihren Gruß nicht und klopfte an die Stubentür zur Linken. Stimmen klangen hinter ihr vor.

Ein niederes, holzgetäfeltes Zimmer tat sich auf. In der Bettstatt über dem Ofen lag die kranke Liesl, die alte Magd des Schulmeisters. Xaver Wyß stand bei ihr und löffelte ihr aus einem Napf die Suppe ein, denn sie konnte nur mit Schmerzen den Arm bewegen. Im großen Kachelofen knisterte Feuer. Das Zimmer war ziemlich leer, nur ein paar Stühle standen um einen



gescheuerten Holztisch, ein Bett nahm die eine Wand ein, und eine Matratze am Boden, mit Ziegenfellen bedeckt, lag an der andern.

Wyß stellte erschrocken den Napf beiseite und begrüßte seinen Gast. Der Pfarrer gab ihm die Hand, dann schob er sich auf die Bank, fragte nach seinem und der alten Magd Befinden, redete ihr zu, ihr Kranksein als eine Schickung hinzunehmen und mit Geduld zu tragen, und ließ sich vom Schulmeister Brot und Käse und ein Glas Milch bringen, war er doch hungrig und müde geworden. Gern hätte er nach dem Essen sofort mit Wyß über den eigentlichen Grund seines Besuches geredet, da er am gleichen Tage noch hatte heimkehren wollen, aber der Weg herauf war länger geworden, als er geglaubt, auch fing es an zu schneien. So blieb er auf Anraten des Schulmeisters droben.

Als es dämmerte, schlief die Liesl ein; die welsche Dirn aber war nach dem Kuhstall zum Melken gegangen; da wies der Pfarrer mit der Hand auf die Lagerstätten im gleichen Zimmer und fragte, wer denn dort auf der Matratze am Boden schliefe.

»Ich selbst, Hochwürden,« antwortete Wyß. »Die Kranke muß auf dem Ofen liegen, und das Mädchen, das bisher oben in der Kammer der Liesl schlafen konnte, mußte ich nun herunternehmen, denn wir können nur ein Zimmer heizen, und der Winter hier, das ist ein böser Gesell. Die arme Dirn soll mir nicht droben erfrieren.«

Bedenklich wiegte der Pfarrer den Kopf hin und her, die Gschwandnerbäuerin hatte also doch nicht gelogen.

»Ich finde es nicht recht, daß Sie mit den Weibern zusammen in einem Zimmer hausen, zumal nicht mit dieser welschen Dirn. Was sollen die Bauern sagen?«

Der Schulmeister errötete und schaute fast ängstlich aus seinen kurzsichtigen Augen auf.

»Daran hab' ich nicht gedacht, Hochwürden, was die Bauern sagen könnten. Aber wenn das nicht recht ist, will ich die beiden Betten für die Weiber hierlassen und meine Matratze hinauf in die Kammer tragen.«

»Nein,« antwortete der Pfarrer und gab seiner Stimme einen harten Klang, »nicht Sie, das junge Weib gehört woanders hin, und, ich muß es Ihnen ehrlich sagen, es ist am besten, Sie schicken die Dirn ehebaldigst fort. Das gehört sich für einen Lehrer der Kinder nicht, eine Diebin und Landstreicherin zu beherbergen. Affalter hat mir selbst gesagt, daß er das Mädel in seinem Gewölbe ertappt habe. Sie werden die Dirn wieder entlassen.«

Der Schulmeister starrte eine Weile schweigend und niedergeschlagen in das mild brennende Flämmchen der kleinen Lampe auf dem Tische, dann antwortete er endlich: »Hochwürden, wenn das so recht ist, will ich sie entlassen. Sie müssen schon verzeihen, wenn ich nicht so wie Sie immer weiß, was man zu tun oder zu lassen hat.«

»Nun, lieber Freund,« sagte der Pfarrer und lächelte mitleidig, »darum eben kam ich herauf zu Ihnen, um Ihnen beizustehen und Ihnen den rechten Weg zu zeigen, der allein unserm Herrgott wohlgefällt. Und da es für mich zur Heimkehr nun doch zu spät ist, so will ich bis morgen mittag bleiben und mir früh Ihren Unterricht noch mal anhören, denn Sie scheinen auch darin nicht immer das Richtige zu treffen.«

Und so blieb er über Nacht und schlief im Bette der Landstreicherin, der Schulmeister kroch unter die Ziegenfelle auf seine Matratze, die junge Dirn aber mußte auf seinen Befehl sich wieder das Strohlager in der Bodenkammer aufschütten.

Am andern Morgen hörte der Pfarrer dem Unterricht von Xaver Wyß zu. Er ließ sich das Lesen und Rechnen zeigen, dann verlangte er, der Schulmeister solle den Kindern vom lieben Herrgott erzählen. Und während Wyß zu reden anfing, lehnte er sich gegen die Wand neben dem Ofen und hörte aufmerksam zu.

Bald aber unterbrach er den Schulmeister, dem sich der Faden seiner Rede arg verwickelte, weil er fühlte, wie der Herr Pfarrer ihn mit wachsender Unzufriedenheit prüfte, und indem er Wyß bedeutete, beiseitezutreten, nahm er nun selbst das Wort und sprach den Kindern von Gott und seinem Sohne und der Jungfrau Maria und den Heiligen. Er redete wohl eine Stunde lang so eifrig, daß ihm der Schweiß auf der Stirn perlte. Zum Schluß schenkte er den aufmerksamsten unter den Kindern kleine bunte Bilder der Muttergottes und der Heiligen, die er aus der Tasche seines Rockes zog.

Als sie dann zusammen nach dem Häusel des Lehrers zurückkehrten, sagte der Pfarrer



vorwurfsvoll: »Herr Wyß, was Sie da den Kindern vom Herrgott vorgeschwatzt haben, das war nichts weniger und nichts mehr als eine rechte Narrenpredigt, nicht gehauen und nicht gestochen. Ich hoffe, Sie haben recht achtgegeben, wie ich den Kleinen gepredigt habe. Man muß ihnen beschreiben, wie der Herrgott ausschaut, damit sie ihn zu finden wissen, muß ihnen die Muttergottes in kleinen Bildchen zeigen, muß ihnen von den Heiligen erzählen, und was diese frommen und weisen Männer und Frauen getan haben, die Seligkeit zu verdienen, wie sie gute Werke häuften und Wunder taten und damit ihre Gottesnähe bewiesen. Sie aber sprachen da so allerlei, daß der Herrgott in jedem Fels, in jedem Wasser, in jedem Baum zu sehen sei. Das ist Papperlapapp, närrisches Zeug. Unser Herrgott droben ist doch kein Stein, kein Wassertropfen, kein Käfer in der Baumrinde. Sie scheinen mir selber von Gott und seinen Heiligen recht wenig Ahnung zu haben. Sie verwechseln den Schöpfer mit seinen Geschöpfen. Wissen Sie, werter Freund, ich muß Ihnen drunten mal aus verschiedenen Büchern vorlesen, die Ihnen noch mehr sagen können, als ich es vermag.«

»Ich danke Ihnen, Hochwürden,« antwortete Wyß. »Ich glaub's schon, ich bin ein ungebildeter Mensch und kann's halt nicht besser.«

Der Pfarrer setzte sich an den Tisch des Schulmeisters, nachdem er ein Gebet gesprochen, und die welsche Dirn trug ihnen das Essen auf, das sie am Herd gekocht hatte.

Der Pfarrer beachtete das Mädchen nicht. Als es aber einmal hinausging und Wyß der Kranken auf dem Ofen einen Napf mit Suppe hinreichte, bemerkte er: »Diese Dirn ist ein häßliches Geschöpf. Wie konnten Sie nur solch ein verkommenes Mensch von der Straße auflesen?«

»Ich hab' nichts Böses bei gedacht. Aber hat einst unser Herr nicht auch mit Sündern zu Tisch gesessen?«

Seh doch einer den Narren an!

Ärgerlich fuhr der Pfarrer auf, warf Messer und Gabel auf die Tischplatte und schaute durch die Brillengläser sich den Schulmeister, der gerade die alte Liesl fütterte, von oben bis unten an.

»Was fällt Ihnen ein? Jetzt wundert's mich wahrlich nicht, daß Sie den Leuten ein Ärgernis geben, wenn Sie sich gar mit dem Herrn Christus vergleichen! Sind Sie der Herr Christus, daß Sie, ohne Schaden zu nehmen, mit Zöllnern und Sündern zu Tisch sitzen dürfen? Glauben Sie mir, Sie sind von seinem himmlischen Hause weiter entfernt als von der Wohnung des Satans. Sie werden recht bald einmal zu mir ins Widum kommen, daß ich Ihnen die richtigen Glaubens- und Lebensbegriffe beibringe, wie sie uns das Leben der Heiligen bietet. Hier droben in der Einsamkeit scheinen Ihnen die Lehren unsrer Kirche etwas verrutscht zu sein, wie das Holz auf einer Kraxe. Aber ich werd' Ihnen helfen,« endete er freundlicher.

»Ich werde recht bald kommen,« antwortete Wyß. In dem wüsten Gebirg, da mochte man wohl vom rechten Leben und Glauben am Ende doch nicht mehr die richtigen Vorstellungen haben.

Nachdem er zu Ende gegessen und ein Dankgebet gesprochen, rüstete der Pfarrer sich zum Gehen. Von neuem wirbelte der Schnee aus einförmig grauem Himmel. Es sah aus, als hätten gigantische Hände einen riesigen, federgefüllten Sack über die Berge geworfen. Die Hänge mit ihren Felsen, die Wiesen, der Pfad, sie waren alle gleichmäßig unter einer weißen Decke begraben, und die Häuser der Bauern, ihre Heustadel und Viehställe trugen dicke Schneepolster wie weiße Kapuzen.

»Der Himmel schaut nicht gut aus, Hochwürden,« meinte der Schulmeister, zum Fenster hinausblickend. »Ich werde mitgehen, bis der Weg aus der Lawinenschlucht heraus ist. Wenn alles verweht ist, ist's schwer zu finden. Oder wollen Sie nicht lieber noch einen Tag hier oben warten, Hochwürden, vielleicht ist das Wetter morgen besser.«

Auch der Pfarrer warf einen Blick ins Schneetreiben, aber er entschied sich für das Hinabsteigen nach dem Tal, denn die Leute drunten konnten ihn auch brauchen, und hier oben bei dem ungebildeten Schulmeister und den beiden Weibern mochte er nicht länger bleiben. Sein Zimmer daheim im Widum war doch um vieles wärmer und wohnlicher als das des Xaver Wyß, das der obendrein noch mit einer Kranken und einer Landstreicherin teilte.

Wyß fuhr in seinen alten Lodenmantel, nahm den Bergstock und gab der welschen



Dirn den Auftrag, wenn er zum Abend nicht pünktlich zurück sei, mit dem Essen nicht zu warten und der kranken Liesl rechtzeitig wieder eine Suppe zu kochen.

Dann traten die beiden Männer durch die Tür ins Freie. Vom Dach des Hauses rieselte der Schnee wie ein kleiner milchweißer Wasserfall, und die Flocken stürzten sich vor ihnen in die Tiefe des Tales.

Der Weg war nicht zu erkennen. Fußtiefer Neuschnee bildete einen gleichmäßigen, steilen Hang, so daß die beiden Männer wie an der Lehne eines gewaltigen Daches entlang stapften. Weder die Talsohle noch die Berge waren in den weißen, wirbelnden Massen zu sehen. Wyß ging voran, um Tritte zu machen für den nachfolgenden Pfarrer.

Sie waren eine Stunde gegangen, als sie die sogenannte Lawinenschlucht erreichten, eine schroff nach einem Kessel abfallende Mulde, die zur Zeit der Schneeschmelze von Lawinen oft durchtobt wurde. Darum wuchsen auch keine Kiefern, Lärchen oder Fichten in ihr, und selbst die wenigen Bäume, die sich im Schutz von vorspringnden Felsen in ihr behaupteten, hatten meist den Wipfel oder einige Äste verloren. Lawinen hatten sie im Herabsausen weggebrochen.

Der Schnee war immer pulveriger geworden, auch hatte sich Wind erhoben und warf den beiden Männern die nassen, kalten Sterne gegen die Augen, daß sie Mühe hatten, auf den Pfad zu sehen, den der Schulmeister noch immer durch den Schnee trat. Schon wollte es der Pfarrer bereuen, das Unwetter nicht lieber droben abgewartet zu haben, aber um diese Jahreszeit, es ging auf November, konnte solch Schneewetter leicht acht und mehr Tage anhalten, zudem hatten sie nun bald den schlimmsten Teil des Weges hinter sich. Drüben kamen sie ja in den Schutz des Waldes. Auch der Weg war dann breiter und weniger steil.

Wenn sie nur erst die dunkle Wand des Waldes erreicht hätten. Zwei Stunden waren sie schon unterwegs.

Als sie grade in der Mitte der kahlen Schlucht sich durch den Schnee mühten, hörte Wyß, daß ein dumpfer Knall gleichsam aus dem steilen Hang über ihnen hervorbrach. Er erschrak jäh, kehrte sich gegen den Pfarrer um, der wenige Schritte hinter ihm ging, und wollte ihm zurufen, schleunigst nach vorwärts zu springen, da kam auch schon alles um ihn in Bewegung, der Schnee glitt abwärts und riß ihnen die Füße weg. Er stürzte, sah noch, wie der Pfarrer schwankte, die Arme ausbreitete, kopfüber hinabflog, und dann brauste, zischte, polterte die ganze Schneefläche in rasender Eile mit ihm hinab.

Wie lange die schreckliche Fahrt gedauert, wie tief sie hinabgerissen worden waren, und wo sie sich nun befanden, konnte er nicht angeben. Das ist das Ende, dachte Wyß, während er inmitten des stäubenden Schnees hinabflog. Aber er war merkwürdig ruhig dabei. Dann verlor er mit einmal das Bewußtsein.

Als er aus der Betäubung erwachte und die Augen aufschlug, war es dämmerig geworden. Er hob den Kopf, tastete um sich, fühlte hölzerne Balken einer Hütte an seiner Seite, machte sich allmählich aus dem Schneegrabe frei und richtete sich auf. Zu seiner Freude bemerkte er, daß er unverletzt war.

Wo aber war der Pfarrer geblieben? Wyß suchte etwas von seinem Begleiter zu entdecken und hörte mit einmal von jenseit des von der Lawine halb zusammengedrückten Stadels Klagelaute. So rasch er konnte, arbeitete er sich durch die aufgehäuften Schneemassen hinüber und fand den Pfarrer, der sich den Fuß gebrochen hatte und sich darum nicht aufrichten konnte. Sonst schien ihm nichts zu fehlen, und es gelang Wyß, nicht ohne große Anstrengung, den Gefährten vom Schnee zu befreien und in das Innere des Heustadels zu tragen. Drinnen bettete er ihn, so gut es ging, auf einen Haufen halbverfaulten Heues, dann zog er noch den eignen Mantel aus und wickelte ihn um den Verletzten, da die Kälte immer empfindlicher wurde.

Die Hütte stammte noch aus einer Zeit, in der ein Waldstück in der Mulde den Schnee festgehalten hatte, und da mehrere Meter oberhalb ein runder Felskopf aus dem Gras und Schutthang vorsprang, so hatten sich die abgehenden Schneemassen immer über ihr geteilt und sie auch diesmal nicht fortgerissen.

Durch die Klunsen zwischen den morschen, wurmzernagten Balken pfiff der Wind herein und stiebte der Schnee, sich zu kleinen Bergen häufend. Die Tür war längst aus den Angeln gebrochen, die verfaulten Bretter lagen unter Schnee begraben, und man sah durch die Öffnung draußen eine gewaltige



dunkle Wölbung, aus der noch immer Millionen weißer Schmetterlinge bald senkrecht herabflatterten, bald in schrägen Schwärmen dahinfegten, bald wie irrsinnig in Kreisen umeinanderrasten.

Der Pfarrer hüllte sich ächzend in Wyß' Mantel und jammerte: »Was soll werden? Mein Fuß ist gebrochen.« Und er sah fast vorwurfsvoll auf Wyß, dem die Lawine nichts getan hatte. »Können Sie denn nicht Hilfe holen?«

Der Schulmeister stapfte auf und ab, um sich warm zu halten. Er suchte den Verunglückten zu trösten. »Jetzt muß ich schon bei Ihnen bleiben, Hochwürden. Allein kann ich Sie nicht lassen. Am Tage aber werden uns die Bauern finden und Sie hinabtragen. Und das heilt dann bald wieder zusammen.«

»Das können Sie gar nicht wissen,« entgegnete der Pfarrer ärgerlich.

Immer dunkler wurde es draußen, immer eisiger heulte der Wind um den verfallenden Stadel. Wenn das Wetter nun acht Tage so blieb? Aber nein, dachte der Pfarrer, sie würden nicht hier acht Tage zwischen den Schneewänden gefangensitzen, man würde ihn drunten vermissen und suchen. Er hatte ja der Wirtschafterin, seiner alten Kordula, ausdrücklich gesagt: »Ich komme spätestens morgen heim«. Sie mußten im Tal ja alle das Schneewetter sehen, und auch die Bauern in der Einöde, die kranke alte Liesl, die Landstreicherin, sie würden ihrerseits den Schulmeister vermissen, man würde den Spuren nachgehen, würde den Weg der Lawine finden und sie befreien. Aber kalt war es, kalt. Wenn sie nur rasch kämen! Hätte er doch eine Flasche Wein bei sich! Mit einmal fiel ihm die Landstreicherin ein mit den wiegenden Hüften, den scheuen Blicken. Er hatte letzte Nacht so warm in ihrem Bette gelegen. Das Mädel mußte heißes Blut haben, wenn er sich doch an ihrem lebendigen Leibe wärmen könnte. Nein, bei Gott, das war ein häßlicher Gedanke. Wenn man nur ein Feuer machen könnte. Doch womit? Er wendete den Kopf nach dem Schulmeister, der sich die Hände um den Leib schlug, und klagte: »Wenn der Herrgott nicht hilft, erfriere ich die Nacht. Sie können sich bewegen, aber meine Beine sind schon ganz steif. Haben Sie kein Streichholz?«

Seit er sich das Rauchen abgewöhnt, führte Wyß keine Streichhölzer bei sich, und die Laterne mitzunehmen, hatte er vergessen. Der Pfarrer schalt ihn einen ausgemachten Esel und hätte ihn prügeln mögen. An der Laterne hätten sie sich wenigstens die Hände wärmen können. Um dem Verunglückten aber zu helfen, kniete Wyß neben ihm nieder und rieb ihm vorsichtig die Beine und Arme und suchte ihm Mut zu machen.

»Das ist gut,« meinte der Pfarrer, »kommen Sie doch heran und wärmen Sie mich.«

Er wurde ruhiger, und da die Anstrengung des Watens im tiefen Schnee und der Schrecken der Lawine ihn müde gemacht hatten, so fiel er in Schlaf. Als Wyß bemerkte, daß der Pfarrer einschlief, wurde ihm bange, denn er wußte, daß Schlafende leicht erfrieren konnten. Er streckte sich also dicht neben den Gefährten aus und suchte ihn, so gut es ging, mit dem Körper gegen den pfeifenden Wind zu decken. Das tat beiden gut.

Wenn nur der Sturm nachlassen möchte, dachte Wyß, er bläst uns noch das hölzerne Geraffel um. Dann aber überlegte er, daß der Wind vielleicht eine Schneewand gegen das Holzwerk wehen und sich so selbst den Weg zu ihnen sperren würde. Denn der Atem des Windes war noch immer eisig. Die kleinen Schneehügel in der Hütte wuchsen immer höher, ein grauer Wall sperrte die offene Tür.

Man könnte glauben, da liegt eine große Kuh, meinte der Schulmeister, aus müden Augen nach dem Schneehaufen des Eingangs schielend. Wäre es doch eine und wären wir in einem warmen Viehstall! Wie schön lag sich's daheim auf der Matratze am Boden!

Er schloß die Augen. Was sollte er in die Dunkelheit hineinstarren, und wozu das Nachdenken? Was kommen mußte, kam ja doch.

Mit einmal gab es ein scharfes Krachen über seinem Kopf, und eine eisige Schneemasse stürzte auf ihn herab. Er fuhr herum, richtete sich auf, schüttelte die kalte, nasse Last von seinem Rücken und bemerkte zu seinem Schrecken, daß das Gewicht des Schnees einen Teil des morschen Schindeldachs niedergebrochen hatte, und daß die Flocken nun ungehindert vom Himmel auf sie herabsanken. Und noch immer heulte der Bergsturm, bald kurz und zornig, bald in anggezogenen Wehlauten. Unerbittlich fauchte er den Schnee in die Hütte.

Zu machen war da nichts. Das sagte sich Wyß. Wenn ein Schneesturm über die Berge raste, war's schon am Tage ein gefährlich Ding, draußen auf den wetterumtobten Höhen zu gehen, wieviel mehr im Dunkel der Nacht. Aber vielleicht hätte er sich trotzdem hinaufgearbeitet nach der Einöde. Doch den Gefährten im Stich lassen? Hatten im Kriege nicht Tausende das Leben für ihre Kameraden gelassen? Nein. Es war so einfach, er mußte bleiben, denn der Pfarrer konnte sich mit dem verletzten Fuß nicht hinauswagen.

Bleibe ich, sagte er sich, so kann ich mir wohl eine Lungenentzündung holen. Nun, ich muß es in Kauf nehmen. Mein Leben ist nicht viel wert, aber der Herr Pfarrer, sein Leben ist wichtiger als meins, heißt es doch, daß er mal Bischof werden könnte.

Und der Schulmeister legte sich wieder halb über seinen Gefährten, um ihn warmzuhalten. Der Schnee wirbelte unaufhörlich durch das klaffende Loch im Dach und verhüllte ihn langsam. Anfänglich schüttelte ihn Wyß noch ein paarmal ab, dann aber dachte er: Es hat keinen Zweck, es fallen ja doch immer neue Massen, und bis zum Morgen wird die Hütte voll Schnee sein, wenn es nicht aufhört zu schneien. Man muß Geduld haben. Gegen Gottes Willen ist nichts zu tun. Will er einen haben, so winkt er uns zu, und man muß ihm folgen, jung oder alt, das ist ganz gleich. Einmal muß jeder den Weg gehen, ob früher oder später, was tut's. Schade nur, Gott hätt' mich beim Herrn Pfarrer noch manches lernen lassen können.

Darüber schlief er ein.

Und auf den Flügeln des Windes ritten immerzu tausendmal tausend Flocken, tausendmal tausend Flocken immerzu um die verfallene Hütte.

Einige Stunden gingen so hin. Da wachte der Pfarrer aus dem schlafähnlichen Zustand auf, denn er empfand beim Versuch, sich etwas zur Seite zu legen, einen heftigen Schmerz im Fuß. Er fühlte die Last des Schulmeisters auf der Brust und dessen Wange dicht an der seinen, und ihm war, als habe Wyß irgend etwas gesagt. Da fragte er ihn: »Was ist? Schneit es noch immer?«

Der Schulmeister mußte wohl träumen, denn er antwortete mit einer Stimme, die wie aus irgendeiner Ferne hervordrang: »Es wird ganz hell.«

»Was? Ich seh' doch nichts davon.«

Aber Wyß erwiderte nichts und schien weiterzuschlafen. Der Pfarrer überlegte, ob er ihn wachrütteln solle, doch es fiel ihm ein, daß Wyß sich erheben könne, und dann würde der kalte, nasse Schnee auf ihn fallen, der ihm jetzt vor dem Munde taute und den Schulmeister halb verhüllt hatte. Nein, es war besser, der blieb still liegen, so war er doch immer noch geschützt. Und der Pfarrer betete inbrünstig um die Erhaltung ihrer Leben, flehte Gott an, ihnen gnädig zu sein und das Unwetter aufhören zu lassen, und nahm sich vor, wenn sie erst gerettet im Tal sein würden, dem armen Teufel da in seinen Irrtümern wie einem Bruder beizustehen. Dann aber fiel er wieder in eine Art stumpfe Ergebenheit, und im Hindämmern fragte er sich, was der närrische Schulmeister wohl damit gemeint haben könne, daß es hell um ihn sei. Hell? Wo denn? Rings umgab sie ja die bleiche Schneenacht, und auch nicht einmal über ihm zum eingefallenen Dach herein blinkte der kleinste Stern.

Sollte das unsre letzte Nacht sein? dachte der Pfarrer. Entsetzlich, wenn der Tod einen hier in der einsamen Hütte, in der öden Bergschlucht überfiel! Und er rief von neuem den Himmel um Hilfe an, bat, ihn nicht so unvorbereitet sterben zu lassen.

Aber Sturm und Schneetreiben nahmen kein Ende. Sie legten sich erst am Morgen. Da standen die Berge tief verschneit bis herab ins Tal, und die Sonne blendete über die funkelnden Decken und warf blaue Schatten. In unschuldvoller Reinheit strahlte der Himmel. —

Am nächsten Morgen wurden die beiden von den Bauern der Einöde und aus dem Tal gesucht und in der verschneiten Hütte gefunden. Xaver Wyß war ganz steif gefroren.

»Der ist hin,« bemerkten die Bauern, hoben den Schulmeister empor und legten ihn draußen auf den Schnee. Der Pfarrer aber wurde wach gerüttelt, er war heil geblieben bis auf den gebrochenen Knöchel. Da ihn Wyß in seinen Mantel gewickelt und mit seinem Leibe zugedeckt hatte, so hatte der kräftige Mann Sturm und Schnee überstehen können. Man trug ihn nach dem Dorf hinunter und in seine Pfarre, wo ihn die alte Kordula mit lautem Gejammer in Pflege nahm.



»Dem Herrgott liegen seine Pfarrer besonders am Herzen,« meinte Pompanin, der aus Neugier dem Zug entgegengegangen war. »Er wird unserm Hochwürden schon aufhelfen.«

Und die Bauern verließen das Widum, um im »Roten Wolf« bei Jobst Affalter das Ereignis gehörig durchzusprechen. —

In der folgenden Nacht hatte der Pfarrer ein sonderbares Erlebnis.

Er lag fiebernd im Bett. Sein Fuß schmerzte, und er starrte schlaflos auf die Uhr, die neben der Tür seines Zimmers auf der graugemusterten Tapete der Wand hing, und nach der sich von der Lampe aus dem danebenliegenden Studierzimmer ein matter Lichtschein hintastete. Der hin und her schwingende Pendel der Uhr zog die Blicke des Pfarrers auf sich. Wie doch mit diesem Pendel die Minuten liefen, die Stunden gingen, eine nach der andern, eine endlose Schar, die ganz gleichmütig an den Schicksalen der Menschen vorüberging. Auch diese Uhr hatte den Großvater, den Vater sterben sehen und würde auch noch ticken, wenn er längst nicht mehr wäre. Wie nah war es darangewesen, daß sie gestern nacht an seinem letzten Stündlein vorübergetickt.

Und wie er so hinschaute, das Zimmer war mäßig erhellt von der Lampe nebenan, da sah er mit einmal Xaver Wyß an der Wand stehen, ganz deutlich, nicht wie einen Schemen. Dem Pfarrer war es auch nicht bang zumute, obgleich er ihn nicht hatte eintreten sehen und die Bauern so verstanden hatte, als ob der Schulmeister in der schrecklichen Nacht über ihm gelegen und erfroren gewesen wäre. Hatten sie ihn am Ende doch wieder zum Leben gebracht? Er schlug für alle Fälle das Kreuz und fragte mit zitternder Stimme: »Xaver Wyß, Sie hier? Haben Sie etwas — —?«

Xaver Wyß hob wie zum Gruß die Hand. »Ich sollte noch einmal zu Ihnen kommen.« Und er griff nach dem Pendel der Uhr, daß diese stehenblieb, und bat: »Sie wollten mir vom Herrgott erzählen, Hochwürden. Ich halt die Uhr solange an, damit Sie um meinetwillen nicht ein Stündlein Ihres Lebens verlieren.«

Erstaunt schaute der Pfarrer hin und raunte: »Sie wissen vielleicht mehr als ich.«

»Was weiß denn ein Mensch?« gab Wyß zurück.

Der Pfarrer richtete sich etwas auf. »Nun, ich habe in dieser furchtbaren Nacht und in diesen letzten Stunden hier im Bett über mancherlei nachgedacht, manches erfahren, und ich will es gern Ihnen mitteilen. Wollen Sie es hören?«

»Ich will gern von Ihnen lernen, Herr Pfarrer, und von Ihren Büchern.«

»Nein, nein!« Der Pfarrer begann in heißem Drang zu sprechen: »Xaver Wyß, ich bin im Irrtum gewesen. Sie aber hatten recht. Ich habe verzweifelt und gemeint, Gott sei drunten in meiner Kirche geblieben. Dort hab' ich ihn immer gesucht, und auch in meinen Büchern habe ich ihn gesucht. Er aber war in dem elenden Stadel. Wußten Sie, daß er unter uns war?«

Wyß nickte. »Er hieß mich, Sie wärmen.«

»Ja, er führte Ihre Hand. Ach, und ich glaubte, seine Rede klänge nur vor dem Altar, nur im Tönen der Orgel. Ich habe die Nacht wohl sein Schelten im Wehen des Sturmes gehört. Ich glaubte, daß ich ihm nahestünde, ihm diente, wenn ich ihn von der Kanzel verkündete und pries. Ich diente ihm mit Worten. Sie haben ihm mit der Tat gedient und mein Leben gerettet. Wußten Sie, daß Sie sein Gebot erfüllten?«

Der Schulmeister lächelte. »So hoch hinaus dacht ich nicht. Ich wußte nur, daß ich meinem Nebenmenschen helfen müßte.«

Der Pfarrer seufzte tief auf. »Wie soll ich Ihnen das heute danken, Wyß?«

»Tut man denn etwas, nur um des Dankes willen?«

»Es ist wahr, Wyß. Nur menschliche Kleinheit ist es, für eine Guttat Lohn zu fordern. Aber wir sind ja nun mal Menschen. Und ich bin am Ende nicht besser als andre.«

Der Schulmeister erwiderte nichts. Der Pfarrer aber schloß die Augen, denn es war ihm unangenehm, sich so vor dem ungebildeten Schulmeister selbst zu demütigen. Wenn er den nicht ansah, würde es schon besser gehen. Und so gestand er denn, daß es ihm leid tue, nach Einöde gekommen zu sein, ihm Vorhaltungen zu machen, wegen seines Lebens und seiner unrechten Lehren. Über Nacht seien ihm seine eignen Verfehlungen eingefallen. Vor allem den Teufel des Hochmuts müsse er immer wieder bekämpfen. Dann aber meinte er, eine kleine Belehrung des Xaver Wyß könne am Ende nicht schaden, und er fing an von der Art zu sprechen,



wie man Kinder lehren und ihnen den rechten Glauben beibringen müsse. Als er nun die Augen wieder aufschlug, denn über diese Dinge zu reden, war ja nicht peinlich, da fand er sich zu seinem Erstaunen allein. Der Schulmeister war wortlos fortgegangen.

Seltsam, dachte der Pfarrer, daß Xaver Wyß so ohne Gruß und Wort wieder von mir weggelaufen ist! Ich kann ihn doch unmöglich gekränkt haben.

Auf dem Tischchen zur Seite des Bettes stand neben dem Gebetbuch eine Klingel, die setzte er in Bewegung, und die alte Kordula schlurfte herbei. Er fragte sie, ob sie dem Schulmeister die Tür geöffnet habe. Sie verneinte und behauptete, es sei überhaupt niemand ins Haus gekommen, sie hätte es doch sonst von der offenen Küche aus bemerken müssen.

»Aber schaun Sie doch hin, Wyß hat ja selbst hier die Uhr angehalten, und ich hab länger als eine halbe Stunde mit ihm geredet.«

Die Wirtschafterin drehte sich um, sah auf die Uhr an der Wand, dann bemerkte sie ruhig: »Hochwürden, die Uhr muß den Augenblick erst stehengeblieben sein, denn die Zeit stimmt genau. Es ist ja grad zehn Uhr abends.«

Damit gab sie dem Pendel einen leichten Stoß, daß er von neuem zu ticken anfing.

Der Pfarrer staunte. »Wie denn, die Uhr — — —?«

»Sie zeigt genau die richtige Zeit und ist keine halbe Stunde stehengeblieben. Hochwürden, Sie werden am Ende etwas Fieber haben.«

So hätte also die Zeit ausgesetzt, während der tote Schulmeister vor ihm gestanden und er ihm seine Narrenpredigt gehalten?

Da richtete sich der Pfarrer auf, trotz des Schmerzes, den ihm sein Fuß verursachte, hob die gefalteten Hände und schaute mit flackernden Augen auf die Wirtschafterin. »Kordula,« stieß er hervor, »das ist nicht Fieber! Aber Gott hat seinen Boten an mein Lager geschickt und mich zu leicht befunden! Ich ging irre, Xaver Wyß, den ich führen wollte, fand den rechten Weg zu ihm.«

Dann ließ er sich stöhnend zurück in die Kissen fallen und schloß die Augen.

Gleichmäßig schwang sich wieder der Pendel der Uhr hin und her.

Die alte Kordula aber drückte sich aus dem Zimmer. Sie verstand von alledem nichts und blieb dabei, der Kranke habe das Fieber.

Waldmorgen

O herbe Frühe! Höher wirft der Wald
Sein Wogen ins Gebirg. Die Blicke gleiten
Den Wolken nach, verschwebend in dem weiten
Tiefklaren Blau mit wechselnder Gestalt.

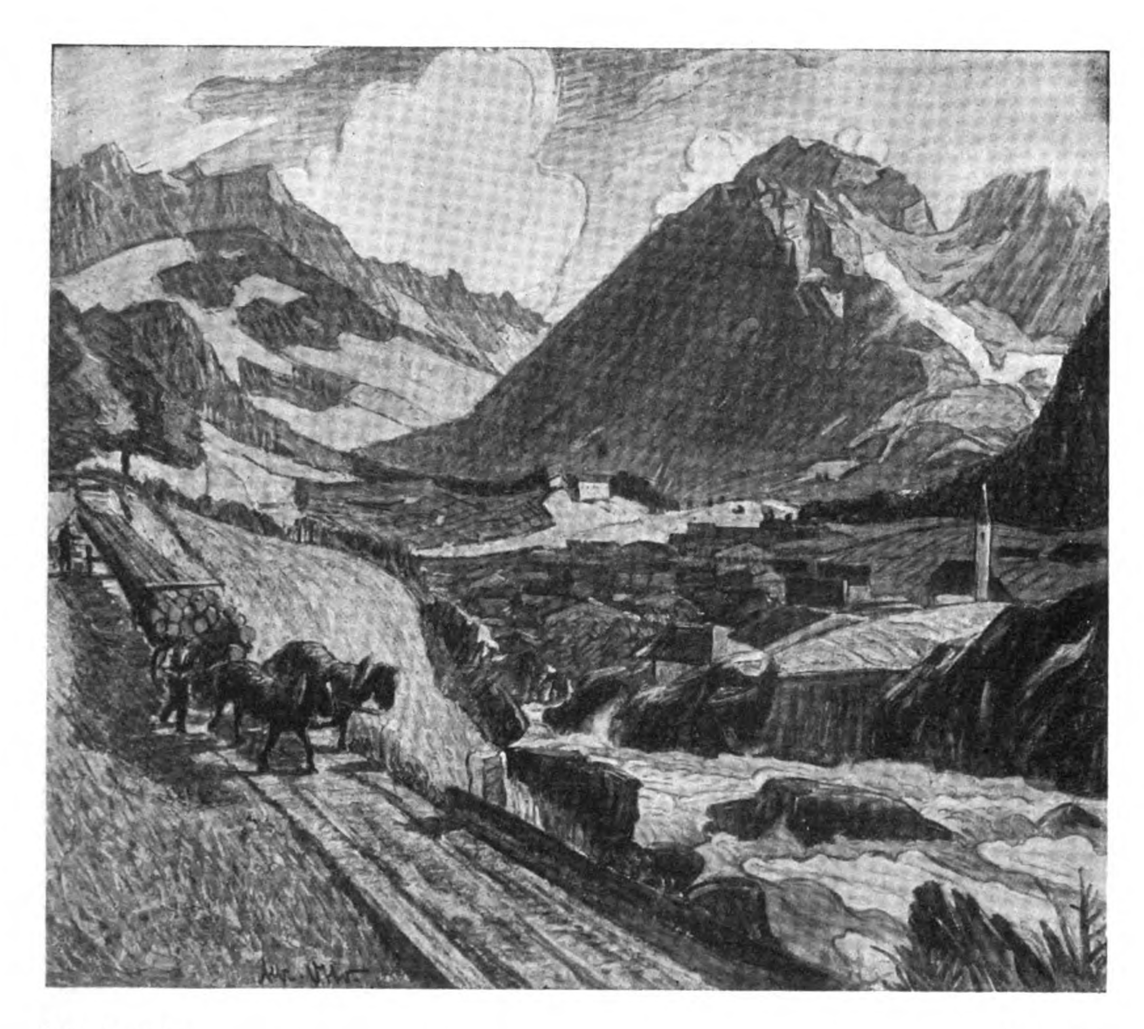
Der leise Schritt verlischt im feuchten Moose,
Farnkräuter zittern, noch vom Dunkel bang,
Und Blumen schau'n herüber, stumm und lang,
Waldenzian und blasse Heckenrose.

Doch durch der jungen Wipfel zartes Grün
Träuft schon der Tag und sprüht vertausendfältigt
Zur Erde, leicht, in lächelndem Bemühn.

O lichte Stunde, wunderbar entrückt!
Und schauend trunken, bebend überwältigt
Wirfst du dich hin und weinst und bist beglückt.

Robert Neumann

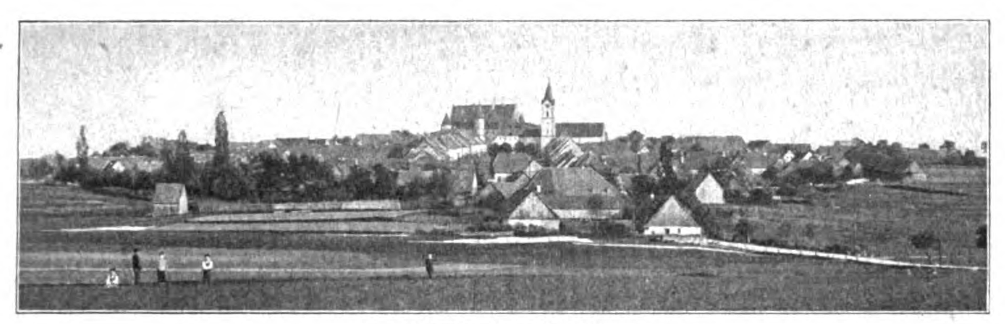




Alfred Otto: Das Tal

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1921





Markt Vohenstrauß

Deutscher Mittelstand

Familienbilder aus fünf Jahrhunderten und Jugenderinnerungen

Von August Sperl

II

Im großen Kriege verarmt

Es ist ein Naturgesetz, daß der Flut die Ebbe folgt. So kam auf die Sturmflut der Reformation um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die katholische Reaktion. Das Trienter Konzil schuf der römischen Kirche einen »klaren, zweifellosen Rechtsboden« und legte guten Grund für eine Erneuerung von innen heraus, deren Notwendigkeit wohl von keinem einsichtsvollen Katholiken geleugnet werden konnte. Sobald aber dadurch ein Zusammenschluß der Kräfte erreicht war, mußte ein Zeitalter anbrechen, in dem die verdrängte alte Kirche mit allen Machtmitteln die Rückeroberung des verlorenen Bodens in Angriff nahm.

Das führte zum Dreißigjährigen Krieg. —

Hinter den hohen düsteren Waldbergen, die gleich einem langgestreckten Wall die Landschaft östlich von Vohenstrauß abschließen, zog sich das beispiellose Wetter zusammen, das dreißig Jahre hindurch in immer neuen Entladungen über dem unglückseligen Deutschland wüten und es von Grund aus verwüsten sollte.

Die aufständischen Böhmen wählten Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz, den Herrn der benachbarten Oberpfalz, zu ihrem König, und am 8. November 1620 schlug der kaiserlich-ligistische Feldherr Tilly auf dem Weißen Berge bei Prag das Heer dieses kläglichen Königs aufs Haupt.

Vergeblich leistete Friedrichs Unterfeldherr, der Graf von Mansfeld, in Pilsen und etlichen andern im Nordwesten des Landes gelegenen festen Plätzen noch einigen Widerstand. Schon im Februar des Jahres 1621 mußte er weichen und kam zunächst mit tausend Reitern über Bärnau nach Neustadt a. d. Waldnaab, in die Nachbarschaft von Vohenstrauß. In der Absicht, ein neues Heer zu werben und mit diesem das Stammland seines Fürsten zu verteidigen, zog er die Reste seiner Truppen in der nördlichen Oberpfalz zusammen, die er von Tilly bedroht sah.

Im Freundesland lagen die Mansfeldischen Söldner, aber sie hausten wie Feinde mit Plündern und Rauben unter dem wehrlosen Volke, das sie zu schützen bestimmt waren, und die Befehlshaber waren teils zu schwach, die Greueltaten zu verhindern, teils wohl selber von üblem Willen beseelt.

Auch das Gebiet der von kurfürstlichen Landen umschlossenen Jungen Pfalz hatte schwer zu leiden, und Tag und Nacht kamen die Amtleute nimmer zur Ruhe.

Der Pfleger des Amtes Floß verlegte seinen Sitz in die Friedrichsburg ob Vohenstrauß und sah sein Heil darin, daß er sich möglichst gut mit Mansfeld und seinen Offizieren stellte. Das gelang ihm auch, und als am 28. Juli 1621 eine Horde von dreihundert Reitern plündernd in Altenstadt einfiel, kam auf den Hilferuf des Richters Georg Sperl der Graf von Mansfeld selbst geritten und verfolgte gemeinsam mit jenem die Übeltäter bis nach Pleistein, wo er rasche Justiz übte. Dann aber trug er dem Richter auf, er möge sich wohl vorsehen, und wenn sich sein Soldatenvolk in Zukunft dergleichen Gewalttat zuschulden kommen ließe, so solle er sich verteidigen und ihnen Abbruch tun, so gut er vermöchte. Und könne man die Plünderer nicht lebendig, so solle man sie tot einliefern.

Weil aber solche Gunst kriegerischer Machthaber nicht wohl umsonst zu erlangen war, mußte auch der gute Wille des edlen Grafen und seiner Offiziere durch regelmäßige Gastereien und Gelage erkauft werden, bei denen der Pfleger im Verein mit Richter und Superintendent den Gastgeber spielte.

So lief in der Zeit vom 19. Mai bis 31. Oktober eine Wirtsrechnung von 1545 Gulden auf, und dem Richter oblag die angenehme Pflicht



sie zu begleichen. Zu seiner Rechtfertigung berichtete er nach Sulzbach, Vohenstrauß sei fast alle Tage von den Reitern sowie von den englischen und französischen Söldnern des Grafen bedroht gewesen, aber allerwegen von diesem und seinen vornehmsten Offizieren vor Plünderung geschützt worden. Die Machthaber hätten »allhier ein jeden Willen bekommen und genossen, welches sie auch stetig gerühmt«, und der Graf habe ihm mündlich erklärt, daß bei einem Überfall die in Moosbach und Treswitz liegenden Rittmeister zu Hilfe kommen müßten, und wenn diese zu schwach wären, so wolle er selbst erscheinen, »wolbern wahr als er ein ehrlicher Graf sei«. —

Noch im Jahre 1621 legte Georg Sperl sein Richteramt nieder. Ob ihn die Kriegsereignisse dazu veranlaßt haben, wissen wir nicht. Sein Schwager Benedikt Groß wurde sein Nachfolger.

*

Auch diese Kriegsplagen nahmen ein Ende, und jahrelang erfreute sich der Nordgau gewissermaßen der Ruhe. Dann aber kamen Drangsale von unerhörter Härte, über die kurfürstliche Oberpfalz nicht minder wie über den jungpfälzischen Staat.

Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg lebte in glücklicher Ehe mit einer Tochter Herzog Wilhelms IV. von Jülich, und nach dem Ableben seines Schwagers, des Letzten aus dem alten Hause, eröffnete sich dem Stamme Pfalz-Neuburg die Aussicht auf das reiche Erbe Jülich, Kleve, Mark und Ravensburg.

Hier aber lief die Linie, auf der zuletzt die höchsten Güter des Volkes in Mitleidenschaft gezogen wurden. Wolfgang Wilhelm, Philipp Ludwigs Ältester, suchte nach Bundesgenossen, die ihm sein Recht verfechten sollten; er warb um die Hand Magdalenas, der Schwester Maximilians von Bayern, er unterlag dem Bekehrungseifer des ihm weit überlegenen Vetters, er schwur den Glauben seiner Väter ab und erhielt als Preis die Prinzessin.

Das war im Sommer 1613. Erst nach Jahresfrist erfuhr sein alter Vater die Tatsache des Übertritts und konnte sich keinen Augenblick darüber täuschen, daß damit das Werk seines Lebens, der evangelische Staat, der Vernichtung preisgegeben war. Denn nach dem Grundsatze des Religionsfriedens vom Jahre 1555 bestimmte der Landesherr das Bekenntnis seiner Untertanen, und keine Macht der Erde war imstande, diesen zu helfen.

Daran änderte es auch nichts, daß Wolfgang Wilhelm den Vater mit Versprechungen zu beruhigen suchte. Drei Monate nach Empfang der Hiobspost schloß Philipp Ludwig die Augen, und Wolfgang Wilhelm brach selbstverständlich sein Wort.

Eine moderne Schule der Geschichtschreibung macht sich das billige Vergnügen, unter Hinweis auf Einzelerscheinungen den Dreißigjährigen Krieg nachträglich seiner Schrecken zu entkleiden, und sucht zu erhärten, daß die Verwüstung nicht entfernt so allgemein gewesen sein könne, wie man sich das bisher vorgestellt hatte.

Zugegeben: der Krieg hat keineswegs überall zu gleicher Zeit gewütet; zugegeben: einzelne große, starkbefestigte Städte haben verhältnismäßige Sicherheit geboten und mit einem gewissen Wohlstand auch die Güter der Kultur in bessere Zeiten gerettet. Über das flache Land aber sind von den Alpen bis an das Meer je zuzeiten Wogen der Drangsal und Sturmfluten der Zerstörung gegangen, angesichts deren wir uns immer wieder fragen müssen: Wie war es denn überhaupt möglich, daß unser Volk das Unbeschreibliche zu überstehen vermocht hat?

Im Jahre 1904 habe ich, erfüllt von schweren Ahnungen, bruchstückweise eine Chronik veröffentlicht, die einer meiner Vorfahren von weiblicher Seite, der Richter und Bürgermeister in dem nicht weit von Vohenstrauß gelegenen Marktredwitz Georg Leopold, im Dreißigjährigen Krieg geschrieben hat, ein documentum humanum ersten Ranges, das zu den ergreifendsten und klarsten Zeugnissen aus jener Zeit tiefsten deutschen Elends gehört.* Und ich habe damals in der Gewißheit, daß sich über unserm so kultursicheren Volke und Vaterlande wieder langsam ein ähnliches Verhängnis zusammenziehe, gesagt: »Zweihundertunddreißig Jahre sind verronnen, seit der Chronist die Augen schloß, die Augen, die so Furchtbares gesehen, wie kein einziger unter uns Lebenden. So etwas ist in unsern Tagen nicht mehr möglich, denkt wohl da einer und dort einer. Nicht mehr möglich? Nehmen wir an, es hätte vor fünf Jahren einer zu Prätoria oder Johannesburg im Glanz des elektrischen Lichtes vor einer erlesenen Versammlung über dieses Buch des alten Redwitzer Bürgermeisters gesprochen und seinen Vortrag mit einer düsteren Prophezeiung geschlossen — man hätte ihn verlacht und einen Irren gescholten. Und dann —?«

Mitten in jener Chronik, die 1043 engbeschriebene Folioseiten enthält, findet sich eine zusammenfassende Darstellung von hohem kulturgeschichtlichem Werte, geradezu klassisch in ihrer Klarheit und Schlichtheit. Der Chronist nennt sie eine »Summarische Erzählung der verlaufenen Jahre 1632—1637«.

Da schildert er die Zustände auf dem flachen Lande: Wie die Kaiserlichen die kursächsischen Völker verjagten und die Bauern mit Versprechungen aus den festen Plätzen und aus den tiefen Wäldern herauslockten, daß diese samt

* Neue Christoterpe 1904.



ihrem geretteten Vieh freudig wieder nach Haus zogen. Wie dann die Schutzgardisten in den Dörfern gleich Prinzen gefüttert und gepflegt werden mußten. Wie diese Schutzgardisten aber gar bald von Dorf zu Dorf gemeinsame Sache gegen ihre Schutzbefohlenen machten. Wie so manchem Bauern sein Vieh wohl zehnmal abgenommen und um schweres Geld wieder verkauft wurde, und wie es endlich, als kein Geld zum Rückkauf mehr vorhanden war, nach Tausenden außer Landes ins Bömische getrieben wurde. Wie die Leute auf diese Weise in die bitterste Armut versanken, die Kriegssteuer nicht mehr entrichten, die Schutzgardisten nicht mehr bezahlen konnten; wie diese sich an der Fahrnis ihrer Wirte schadlos hielten, und wie es schließlich dahin kam, »daß bei keinem Bauern mehr zu finden gewesen an den Türen weder Bande, Angel oder Schloß, ja kein Nagel mehr an der Wand«. »Das Elend, so dieser Zeit auf dem Lande gewesen, ist nit zu beschreiben. Etliche haben ihre ganze Stadel verkauft, welche eingerissen, weggeführt und anderswo verbrannt worden. Es hat mancher arme Bauersmann wohl zehnmal in die Mühlen gedroschen oder anderswo kaufen müssen, ehe er einen Bissen Brot davon haben können: entweder es ist ihm auf der Mühle oder unterwegs abgenommen worden. Das Brot aus dem Ofen, ja den Teig in dem Kübel haben sie gar oft genommen und zernichtet, daß also die höchste Armut unter sie geraten, daß also die wenigsten mit Kleienbrot genugsam, die meisten sich von grünen Kräutern, doch ohne Salz und Schmalz, erhalten müssen. Viel Menschen haben vor Hunger und Kummer verschmachten müssen. Ach, die Leut sahen doch jämmerlich aus, waren alle kraftlos, konnten kaum gehen und stehen, daher sie auch mit verwunderlichen, langwierigen Krankheiten beladen und überfallen wurden, bis zuletzt die Pest kommen, welche dann die meisten weggerafft. — Es ging alles über und unter, da war kein Recht, kein Gesetz und Gebot mehr im Lande. Die Fürsten und Herren mußten sich ducken und schmiegen, ihre Beamten aber, die alle Ungerechtigkeit strafen sollten, wurden entweder gefangengehalten oder sie mußten ihnen selbst von den Soldaten Gesetz und Ordnung vorschreiben und sich von ihnen regulieren lassen. Nun bei solcher Freiheit haben sich viel loser Leut mit solchen Händeln bereichert, sich in allerlei Händel gerichtet und es vielen Bürgern bevortun und sich der Bauersarbeit enthalten und nimmer geachtet. Inmittels ist der liebe Feldbau ganz und gar verwüstet samt den Wiesen liegengeblieben und mit Holz angewachsen. — Nach diesem, als die Leut wieder anfangen wollen, hauszuhalten, da haben sie nur etwas von den besten Feldern geackert und wieder gebauet solchergestalt: Vierzehn oder sechzehn Personen spannten sich zusammen in einen Pflug und ackerten, was sie konnten; aus zwei, auch dreien Dörfern konnte man oft mit Not Leut in einen Pflug zu spannen zusammenbringen. Und diese armen Leutlein hätten gern in solchem Schweiß gearbeitet und ihr Brot genossen, wenn sie es nur friedlich hätten tun dürfen. Denn vielmals diese Leute in solcher Roßarbeit und Pflugziehen von den Soldaten hin- und hergejaget, auch gehauen und geschossen worden, haben ihnen dieses und jenes, Getreid, Vieh, Brot, Geld oder was andres geben und reichen sollen. Auf diese Weise ist anfangs auf dem Lande das Feld wieder zu bauen angefangen und das liebe Samgetreide handvollweis ausgeteilet und aus andern Orten hergetragen worden. Als man nun ohne Vieh auch nit wohl leben und haushalten können, da haben oftmals zween oder drei Bauern zusammengelegt und haben anfangs eine Geiß erkauft und sich davon alle erhalten.« Dann hat »oft ein ganzes Dorf zusammengeschossen und sämtliche eine Kuh erkaufet. Zu dieser Zeit war und stand der beste Reichtum in Vieh, und wenn man heiraten wollte, fragte man nit, wie reich, ob auch einer eigen Haus oder Hof hätte, sondern ob einer eine oder mehr Küh, Ochsen oder Ziegen hätte. Ist dieser Zeit erfahren worden, was für ein elend Ding, wo kein Vieh vorhanden und der liebe Feldbau verwüstet liegen verbleibt. Dieser elende Zustand ist damals auf dem Land gewesen, daß auch daher sich ihrer viel in andere Land verloffen, wo dann in fremden Orten die allermeisten mit Weib und Kind gestorben, daß also jetzt viel schöner Dörfer ganz wüste und öde, auch unbewohnet liegen, davor der durchreisende Mann ein Grausen hat.«

Soweit mein Ahnherr, der Richter Leopold von Marktredwitz. Und ich denke, das, was er schrieb, ist uns gerade heutzutage besonders nützlich, vielleicht auch tröstlich zu lesen. —

Bei alledem will uns das Schicksal solcher Landstriche, die nur vom Kriege verwüstet, nur von der Pest entvölkert wurden, beinahe noch beneidenswert erscheinen im Hinblick auf die unglücklichen Provinzen, über die gleichzeitig mit Krieg und Pest die dritte Drangsal, die gewaltsame Religionsänderung, hereingebrochen ist.

Wolfgang Wilhelm von Neuburg regierte auch in den pfalz-sulzbachischen Landen, zu denen Vohenstrauß gehörte, als Oberherr, und seit seinem Regierungsantritt, besonders aber seit der Durchführung der Gegenreformation im neuburgischen Hauptlande, war die Bekehrung der Ämter auf dem Nordgau nur noch eine Frage der Zeit.

Diese Zeit kam, als die katholischen Mächte auf der ganzen Linie gesiegt hatten.

Im Jahre 1627 nahm der gewalttätige neuburgische Kommissär Simon Ritter von Labrique



mit Soldaten und Jesuiten das Werk in Angriff und vollendete die Rekatholisierung der Pfarreien in ein paar Monaten. Aber wenn auch das ans Leiden und Dulden gewöhnte bedächtige Volk der mageren nordgauischen Erde ungleich den trotzigen Bauern Oberösterreichs keineswegs an bewaffneten Widerstand dachte, so war das stille Sichwehren der Landsassen, Bürger und Bauern um so zäher, und es dauerte Jahre, bis der Starrsinn gebrochen, der letzte Nacken gebeugt war. Und die Mittel waren die gleichen wie überall: Unterweisung, Drohung, Lockung — Vertreibung.

Über die Vorgänge in Vohenstrauß sind wir im einzelnen nur wenig unterrichtet. Aber der Widerstand war ohne Zweifel sehr heftig. Das beweist eine Klage der Jesuiten aus dem März des Jahres 1628: »Es gilt alles nichts bei Vohenstrauß. Dieser Strauß kann auch Stachel verdauen. Man veracht' uns nur mehr und redet uns spöttlich nach.« Und ein Bericht Labriques aus derselben Zeit: »Wie hart die angestellten katholischen Priester zu Vohenstrauß gehalten werden, ist nit zu sagen. Wenn man nit bald remediert, ist zu besorgen, es werden die angestellten Patres selbsten entlaufen.«

Bis auf die Kindsleichen erstreckte sich der Kampf. Ein zur Rechtgläubigkeit bekehrter Bürger bat die Jesuiten, sein Kind unter Gesang und Glockenläuten zu begraben. Aber als die Patres vor dem Trauerhause mit ihren Zeremonien begannen, kam auf Befehl des Richters der evangelische Schulmeister mit sechzig Kindern, meist Knaben, herbei, stimmte seinen Choral an und vertrieb die Patres durch die Macht des weithin schallenden Gesanges.

Nun zog Herzog Wolfgang Wilhelm die Schrauben stärker an und legte den Unbekehrten Soldateska ins Haus. Und jeder dieser bewaffneten Missionare hatte Anspruch auf die tägliche Lieferung von drittehalb Pfund Brot, anderthalb Pfund Fleisch, einer Viertelmaß Schmalz und drei Maß Bier; den Offizieren aber mußte »Wein und andres der Qualität nach ihrem Verlangen« gereicht werden. Selbstverständlich alles ohne Entgelt.

Unter solchem Druck bröckelte dann allerdings einer nach dem andern ab, und nach Jahresfrist war nur noch ein Häuflein von einundvierzig aufrechten Männern und Frauen übrig. Aber auch diese waren mürbe zum Brechen geworden, und als sie wieder einmal einzeln vorgenommen und unter Drohungen verhört wurden, versprachen ihrer vierunddreißig, die Knie in der Messe zu beugen.

Unter ihnen der Alt-Richter G e o r g S p e r l, dem sie wegen seines Starrsinnes das Ungelteramt abgenommen hatten, sein Sohn H a n s und dessen Ehefrau Dorothea von der Müeß sowie die Ehefrau G e o r g s d e s J ü n g e r e n. —

Ob H a n s, von dem alle späteren Sperls abstammen, sich dann auch tatsächlich unterworfen hat, wissen wir nicht. Es scheint, daß er unter die Soldaten gegangen ist und sich dadurch der Kniebeuge entzogen hat. Eine alte Chronik erzählt von ihm: »Er war endlich in Dienste gegangen und ist von ihm nicht wissentlich, ob er bei einem Treffen geblieben.«

Aber der alte Georg ist ohne Zweifel von seinem Glauben gewichen.

Er war ein Mann von 67 Jahren, und er war der Reichsten einer im Markte. Denn die Mitgiften seiner Frauen hatten ihm die Möglichkeit zu mancherlei Grunderwerb gegeben. Zeitlebens war er bestrebt gewesen, die Familie wieder in die Höhe zu bringen. Seinen zweitältesten Sohn hatte er mit einer Tochter aus dem Augsburger Geschlecht der Mannlich vermählt — allerdings zu einer Zeit, wo diese Geldfürsten schon ihren weltbekannten Krach hinter sich hatten. Ja, einmal, vor vielen Jahren, war ihm das Streben nach Besitz sogar zum Fallstrick geworden: Ein verschwenderischer Bürger, der Müller Muckenschnabel, kam in Vermögensverfall, Georg Sperl kaufte ihm ein Grundstück nach dem andern ab und gelangte zuletzt in den Besitz der ganzen Mühle. Als nun die Frau des Muckenschnabel ihre Zustimmung zum Verkaufe verweigerte, legte Sperl die Hand auf eine Wiese, deren Wert den verabredeten Neukauf weit überstieg. Der Handel wurde vor den Pfleger gebracht, und die Regierung verurteilte den Richter Sperl zu einer Strafe von 25 Gulden. —

Mit allen Fasern mochte also der Greis an seinem Besitze hängen. Unter welchem Druck er seit Einzug der Jesuiten sein Leben geführt hatte, wissen wir nicht. Daß man gerade ihn, einen der Angesehensten im Orte, besonders scharf angepackt hat, ist wohl zu vermuten. Was aber konnte der noch vom Leben erwarten, der standhaft blieb? Deutschland seufzte unter den Drangsalen des Krieges, und namentlich im Süden widerhallte es von den Klagen der um ihres Glaubens willen Vertriebenen. Grundbesitz war schwer zu verkaufen; Auswanderung deshalb fast immer gleichbedeutend mit Verarmung. Und wenn Herzog Wolfgang Wilhelm schon im Jahre 1618 in seinem Gebiete jedem abziehenden Protestanten den größten Teil seines Vermögens abgenommen hatte, so ist leicht zu ermessen, was auch im Jahre 1627 einem standhaften Bekenner bevorstand.

Aber es gibt ein bedeutsames Bibelwort, das lautet also: »Wer sein Leben liebhat, der wird es verlieren.« Und dieses Wort hat sich an dem alten Manne buchstäblich erfüllt.

Etwa im Jahre 1630 wurde er zum Lohne für seine Kniebeuge wieder in das Amt eines Ungelters, das ist eines Renten-Einnehmers, ein-





Hauptstraße in Vohenstrauß

gesetzt. Und diese Gnade gereichte ihm zum Verderben.

Die Kriegsfurie fauchte aufs neue über das Land. Im Herbst 1632 überfiel kaiserliche Soldateska den Markt. Georg Sperl hatte seine Kostbarkeiten vergraben, und als die Gefahr nahte, war er zur Flucht bereit. Schon stand sein Pferd gesattelt vor dem Hause; aber in seltsamer Befangenheit wollte der alte Mann zuvor noch seine Schreibstube aufräumen. Da erbrachen die Soldaten seine Haustür, überfielen ihn und raubten ihm zunächst einen Beutel mit achtzig Gulden staatlicher Gefälle und einen Dukaten, den er als Wegzehrung in sein Gewand eingenäht hatte. Dann aber verlangten sie die Auslieferung seiner Kostbarkeiten und der übrigen Amtsgelder, und als er sich dessen weigerte, begannen sie auf ihn einzuschlagen und unterwarfen ihn endlich der schrecklichen Folter des Raitelns. Der alte Mann blieb auch dann noch, als sein Blut unter den Fingernägeln hervorspritzte, standhaft. Da trafen sie ernstliche Anstalten, ihn zu hängen. Und jetzt, in der höchsten Todesnot, gab er sein Geheimnis preis. In einem Gewölbe des Hauses, versteckt unter dreitausend aufgeschichteten Schindeln, fanden die Räuber »ein Trühlein« mit Silbergeschirr und »andern lieben Sachen«, dabei auch den goldenen Gnadenpfennig von weiland Herzog Friedrich, ein Petschaft, verschiedenes »Schatzgeld«, das ist Spargeld, und 500 Gulden amtliche Gefälle; in einem vermauerten Keller unter der Scheune Zinngeschirr, die besten Gewänder und Leinwand. Sie nahmen ihm noch sein Pferd, sechs Ochsen, acht Kühe, zwei Fuhrwagen, eine Kutsche und neunzig Eimer Bier, zerschlugen Kästen und Truhen, rissen die Vertäfelung des Zimmers herunter und zogen ab.

Sperls eigner Schaden betrug mehr als siebzehnhundert Gulden, und in der Hoffnung auf Ersatz wandte er sich an die Regierung. Aber man antwortete ihm, »daß jeder sowohl in Friedens- als Kriegszeiten dem Unglück unterworfen und daß dergleichen auch an andern Orten im Fürstentum Neuburg vorgangen« sei. Ein Entscheid, der nicht verwunderlich ist. Hätte die Regierung jeden Schaden solcher Art ersetzen wollen, sie wäre bald mit ihren Mitteln Matthäi am Letzten gewesen.

Das Jahr 1633 brachte zu allem die Pest nach Vohenstrauß.

Im Wirrwarr dieser entsetzlichsten Zeit des großen Krieges verschwinden alle andern Träger des Namens Sperl in Nacht und Finsternis. Einzig die tragische Gestalt des nun dreiundsiebzigjährigen Alt-Richters Georg taucht in völliger Verlassenheit noch ein letztes Mal grausig beleuchtet empor.

Schon im Januar des Jahres 1634 war Vohenstrauß von Reitern und Dragonern des Generals Taupadel heimgesucht worden. Ein amtlicher Bericht aus dem Monat März klagt, man stehe stündlich in Gefahr, daß die Kroaten den Markt in Asche legen. Viele Bürger flüchteten sich hinunter ins Naabtal, in das festere Weiden.

Es war im Juli desselben Jahres, als wieder eine Schar kaiserlicher Reiter plündernd in Vohenstrauß einfiel. Diesmal floh Georg Sperl als Knecht verkleidet ins Haus des Totengräbers und verbarg sich mit Hilfe der Bewohnerin unter dem Spannbette. Aber ein persönlicher Feind verriet sein Versteck, die Soldaten drangen ein, rissen ihm die Kleider vom Leibe und zerrten ihn unter fürchterlichen Schlägen im Hemd auf die Straße. Nach Jahren noch bekundeten vier-

zehn Zeugen auf ihren Eid, man habe ihn zweimal wie einen armen Sünder zwischen seinen beiden Häusern über den Marktplatz hin und her geführt. Was sich zwischen den Wänden dieser Häuser abspielte, wußten sie nicht zu erzählen. Aber so viel stand fest: als die Soldaten abzogen, lag der Greis einem Toten ähnlich auf der Straße.

Mitleidige Menschen trugen den Gemarterten ins Armenhaus. Trotz den schrecklichen Verletzungen war noch Leben in ihm. Lange, heiße Wochen des Hinsterbens folgten. Ohne Pflege — die Seinen waren ja samt und sonders fort —, gequält vom Hunger, gepeinigt von Schmerzen, seufzte er seiner Auflösung entgegen. Und in den Wunden wuchsen die Maden. Eine mitleidige Frau brachte ihm ein Hemd ihres Mannes, andre gaben ihm auf sein Flehen zuweilen ein Stücklein Brot. Und das Brot war damals so rar, daß man meilenweit über die Waldberge nach Tachau in Böhmen lief, solches zu holen.

Am 1. September kam der barmherzige Tod. Der Markt aber war dermaßen ausgeplündert, daß man die Leiche des einst so hochmögenden Mannes ohne Leintuch zur Erde bestatten mußte.

Wer sein Leben liebhat, der wird es verlieren. — — — — — — — — — — — — —

Unsägliche Drangsale kamen noch über den Markt. Im Winter 1640 auf 1641 stieg die Not so hoch, daß sich die Bürger mit Weib und Kind wie die wilden Tiere in die Wälder verkrochen. Fast acht Wochen lang währte das Elend. Was insonderheit unsre Vorfahren damals erduldet haben, ist uns nicht überliefert.

Aber um den beträchtlichen Besitz des ermordeten Georg Sperl entbrannte alsbald der Streit zwischen den Erben und dem Fiskus, der die Hand auf die »Sperlischen Güter« gelegt hatte und Ersatz für die geraubten Gefälle heischte. Und nicht nur für die geraubten, sondern auch für alle die Steuergelder, die der unglückliche Beamte von den ausgesogenen Untertanen überhaupt niemals einzutreiben vermocht hatte.

Jahrelang zog sich der Kampf hin. Die vierzehn Tatzeugen der Folterungen erhärteten einwandfrei, daß der Ungelter nur der höheren Gewalt gewichen war. Viermal legte Maria Sperl, eine Schwiegertochter Georgs, des Stadtrichters Schober in Weiden tapfere Tochter, den weiten, beschwerlichen Weg nach Neuburg an der Donau zurück, verteidigte persönlich die Ehre des Toten und versuchte, der Familie das Erbe zu retten. Es war alles vergeblich, und der ungleiche Kampf ging weiter. Noch im Jahre 1652 äußerte einer der neuburgischen Regierungsräte aus bester Kenntnis der Aktenlage, man könne den Sperlschen »von ihrer Ahnherrn-Verlassenschaft« mit Recht nichts nehmen. Aber diese hofften trotzdem vergeblich von Jahr zu Jahr auf Gerechtigkeit. Herzog Wolfgang Wilhelm starb, und die sulzbachischen Lande wurden ein selbständiges Fürstentum. Da baten die Erben, von neuer Hoffnung belebt, um Wiederaufnahme des Verfahrens. Ihre Bitte wurde genehmigt, und abermals begannen die Federn zu rascheln. Aber zuletzt entschied auch diese Regierung, gleich hungrig wie die vorige, gegen das Recht.

Zwölf Jahre über den Krieg hinaus durften die Erben den Grund und Boden bebauen und die Steuern entrichten. Dann zog man die Güter ein und verpachtete sie auf Rechnung des Fiskus.

Die Familie war wieder verarmt. —

Daniel Sperl, ein Enkel des Richters, hatte mitten im Kriege als ein Tuchmacher mit der Ratsbürgerstochter Margarete Schnödel seinen Hausstand gegründet. Als dann »alles drunter und drüber ging«, zog er selber ins Feld. Wann er heimgekehrt ist, wissen wir nicht. Aber in einer Bürgerliste vom Jahre 1652 steht auch er mit kleiner Habe verzeichnet; als einer der wenigen, die noch ein Rößlein besaßen.

Der Krieg und die Pest hatten das ganze Geschlecht im Mannesstamme bis auf Daniel und seine drei Söhne vernichtet.

Aber kraftvoll begannen zwei dieser Söhne unter unsäglichen Schwierigkeiten den Aufstieg.

Von den vergänglichen Gütern des Urgroßvaters war nichts auf sie gekommen. Einzig das höchste Gut, der Glaube der Altvordern, war ihnen endlich, dank dem Westfälischen Frieden, trotz allem geblieben. Mit diesem Glauben ging das Geschlecht in die dunkle Zukunft hinüber.

Hammerherren

Es ist doch etwas Wahres an dem im Grunde falschen Bilde des Stammbaumes. Aus dunklen Tiefen der Vergangenheit steigt der astlos kahle Schaft der Überlieferung empor, und im klaren Lichte der späteren Zeit streben nach allen Himmelsrichtungen auseinander die Äste und Zweige.

Die Art treibt ihr Spiel. Aber sie spielt nur scheinbar. Immer wieder kommt die alte Art zum Durchbruch. Sie kann es nicht anders. Denn jedes Blatt ist ja doch aus der wenn auch fernen Wurzel gewachsen.

Freilich, ein Geschlecht wird aus Zettel und Einschlag gewoben; der Zettel sind die Männer, der Einschlag die Weiber. Aber der Zettel ist das Stärkere, das Tonangebende, das Grundelement. —

Drei große Äste unterscheide ich zwischen dem



namenlosen Gewirre der Zweige und Blätter meines Geschlechts. Ihnen entsprechen drei Arten von Menschen: Bauern — Soldaten — Gelehrte.

Zunächst will ich von den Bauern erzählen. Es waren allerdings Bauern in einem ganz besondern, ich möchte sagen oberpfälzischen Sinne. Wohl bauten sie ihr Korn, züchteten ihr Vieh, hegten ihren Wald und jagten als leidenschaftlichen Jäger das Wild. Aber die Grundlage ihres Daseins war doch nicht so eigentlich die Frucht, die da reift im Sonnenlichte, sondern vielmehr das, was tief in der Erde gewachsen bereit liegt.

Die Oberpfalz ist fast zur Hälfte ihres weiten Gebietes ein Land des Eisens, und unerschöpflich sind die Kräfte ihrer eilig dahinrinnenden Gewässer, fast unerschöpflich war einst der Holzreichtum ihrer schwarzen Wälder. Was Wunder, daß auch seit alten Zeiten an ihren braunen Bächen und Flüssen die Hochöfen geraucht, die Hämmer gepocht, die Eisenklumpen gesprüht haben.

Eng verwachsen mit diesen kleinen Eisenwerken an rauschenden Wasserwehren, unter Erlen und Weiden ist der Name unsrer Familie.

Johann Daniel Sperl, Sohn des Ratsbürgers Kaspar Sperl und seiner Ehefrau Amalie Baldauf, einer Richterstochter, hat in Frost und Hitze, bei Sonnenschein und Regen mit Rossen und Wagen angefangen, verhältnismäßig klein, als Fuhrherr auf der Landstraße.

In einer Falte der wilden, unsäglich schönen Berglandschaft, die sich vom Markte Floß zu den beherrschenden Trümmern der Bergfeste Flossenbürg emporzieht, lag seit mittelalterlichen Zeiten der Altenhammer. Viele, viele Jahre war er eine Wüstung gewesen. Nach dem großen Kriege aber kam er in den Eigenbesitz des Herzogs von Sulzbach. Seit dem Jahre 1710 wurde er durch einen Verwalter betrieben.

Zu diesem Werke trat Daniel vorerst dadurch in nahe Beziehung, daß er mit der Verpflichtung, das Eisen vom Hammer zu verfrachten, ein herzogliches Salzmonopol für die Märkte Floß und Vohenstrauß erwarb. Jahr um Jahr fuhren also seine starken Wagen auf schlechten Straßen ihre Lasten vom Altenhammer hinunter ins Donautal und brachten das kostbare Salz in die Heimat hinauf.

Allgemach mehrte sich seine Habe, und endlich gelangte der Hammer selbst pachtweise in seinen Besitz. Schritt um Schritt ging's aufwärts. Mit Verwunderung sahen die Nachbarn, wie der tätige Mann die Naturkräfte nutzbar zu machen verstand, wie er das Wasser auf verwilderte Hügel leitete und saftige Wiesen gewann, wie er den öden Bruch unter den Pflug brachte und die Dämme der alten Weiher ausflickte. Und mit kräftiger Unterstützung lohnte die Regierung sein Werk.

Schon sein Sohn Nikolaus sah sich in der Lage, den Hammer und mit ihm die volle Landsassenfreiheit käuflich zu erwerben. So stieg er vom Pächter zum gebietenden Hammerherrn empor. Sein Haus bekam die Geltung einer umfriedeten Burg. In seiner Hand lag die niedere Gerichtsbarkeit über die Hammerknechte und ihre Weiber und Kinder, und des zum Zeichen hing neben der Haustür der »Stock«, in den die Füße der Frevler gespannt wurden. Kein Amtsknecht durfte ohne seinen Willen die Markung betreten. Er wohnte als freier Mann auf freiem Grund und Boden, unabhängig vom Amtspfleger, einzig der Regierung zum Gehorsam verpflichtet. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehrte sich sein Wohlstand. Bis nahe an das achtzigste Lebensjahr schaffte er mit seiner treuen Lebensgehilfin. Dann übergab er seinem Sohne Franz den stolzen Besitz und zog sich, wohlversichert durch einen Vertrag, der ihm und seiner Frau reichliche Naturalbezüge verbürgte, ins obere Stockwerk des neu erbauten Herrenhauses aufs Altenteil zurück.

Franz Sperl trat in die Fußtapfen seiner Vorfahren und handelte nach dem Worte: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Bis ins Jahr 1808 übte er die niedere Gerichtsbarkeit aus. Dann aber verloren die Rittergüter allgemein diese Rechte. Erst im Jahre 1815 erfolgte die Rückgabe an den Adel. Adelsbriefe waren damals verhältnismäßig billig zu erlangen. Auch Franz verschaffte sich unter Hinweis auf seine Abkunft einen solchen. Aber es war vergeblich gewesen. Die Gerichtsbarkeit wurde ihm trotzdem vorenthalten. Denn er selbst war nicht Jurist, und einen Gerichtshalter zu besolden, lohnte sich nicht.

Als der Abend seines Lebens kam, besaß jeder seiner fünf Söhne einen Hammer, und auf diesen fünf Gütern — Altenhammer, Gröbenstädt, Sperlhammer im bayrischen Walde, Lichtenwald und Trefesen — blühte sein Geschlecht weiter.

So ist der Name der Familie eng verwachsen mit der kleinen Eisenindustrie der Oberpfalz. Sie hat aber auch zuletzt die Zeiten ihres bitteren Nieberganges miterlebt, ist eng verstrickt worden in ihren Zusammenbruch beim gewaltigen Emporwachsen der Maxhütte. Man hätte Gelegenheit gehabt, sich beizeiten unter den Schutz dieses Großkapitals zu begeben. Man hat's versäumt. Denn Geschäftsleute im kalten Sinne des Wortes sind auch diese Hammerherren unsers Namens niemals gewesen — so gute Haushalter und Wirtschafter sie jezuweilen sein mochten. Freie Grundherren, Bauern in erster Linie und Jäger. Etwa von der Art jenes Friedrich von Sperl auf Trefesen, von dem es



heißt: »Es war in allem, was er tat — mochte er nun einem Freunde aus der Verlegenheit helfen (ein häufiger Fall) oder von einem Untergebenen etwas verlangen oder einem Bettler etwas mit lieben Worten geben —, eine solche warme Freundlichkeit, wie sie nur aus dem innersten Wesen kommen kann. Seine größte Freude war der Wald und die Jagd. Noch mit einundachtzig Jahren ging er den geliebten Jagdweg von Felsblock zu Felsblock, wie es das dortige Terrain erfordert.«

Art läßt nicht von Art, und jedes Blatt am Baume ist aus der Wurzel gewachsen. —

Vorüber, alles vorüber. Ein Gut nach dem andern ging dem Geschlechte verloren. In alle Winde verstreut sind die Enkel und Urenkel derer, die einst so sicher auf ihrer Scholle wohnten.

Zuletzt, vier Jahre vor dem Weltkriege, ging auch Trefesen mit seinem traulichen Herrenhause und allem Urväterhausrat über in die Hände von Fremden. Blutenden Herzens riß sich die letzte Sperl, eine verwitwete Dobeneck, von der Heimat los. Am Tage nach der Verbriefung schrieb sie mir: »Ich hatte immer, ohne es auszusprechen, innerlich den Wunsch, das liebe alte Heim in Ihren Händen zu wissen, und sprach es erst aus, als mir in einem Briefe aus Berlin geschrieben wurde: ‚Das schöne Gut sollte unbedingt der Dichter …, der so warm die alte Zeit versteht und schildert, übernehmen. Das wäre ein Herzenswunsch von mir für dich.'«

Der Dichter mußte lächeln, als er diese gutgemeinten Worte las: Poeten ohne eine Spur von Geschäftssinn können sich bekanntermaßen von ihren Ersparnissen keine Rittergüter erwerben — nicht einmal oberpfälzische. Poeten mit Geschäftssinn — das ist etwas andres.

(Fortsetzung folgt.)

Mädchenleid

All meine Kerzen sind mir über Nacht erloschen.

Vor meinem Giebelfenster hintenaus zum Garten
Hatt' der Kastanienbaum mir über Nacht
Wohl tausend hohe Kerzen aufgemacht.
Es war die Zeit, da Rotdorn und Syringen
Vor Lust die Blüten offen springen,
Weil gar zu lieb die Sonne lacht.

Und als der Mond verwundert niederschaut zum Garten
Herab auf all die stolze Blütenpracht,
Neugierig späht er durch die Zweige sacht:
Da sah er, wie der Bursch das Mädchen herzte
Und küßte es, daß ihm die Lippe schmerzte,
Und haben lenzeswunniglich gelacht.

Vor meinem Giebelfenster hintenaus zum Garten
Da hat ein wilder Sturm mir über Nacht
Zerstört die ganze Blütenpracht.
So dunkel ist's in meinem Herzen,
Erloschen sind mir alle, alle Kerzen:
Der Bursch war mein — hatt' ich gedacht — —

All meine Kerzen sind mir über Nacht erloschen.

August Iversen (Hannis Pohlmann)





Walther Buch: Aus der Uckermark

Das Reich der Frau

LIX

Der Lohn der Hausfrau

Von Ernst Gümbel

In diesen Zeiten der Erfüllungspolitik, die den Tiefstand der Mark von Tag zu Tag märchenhafter gestaltet und die Preise für des Lebens Notdurft von Woche zu Woche ruckweise anschwellen läßt, so daß jede Innehaltung eines noch so sorgsam aufgestellten Hauswirtschaftsplanes unmöglich und jedes noch so kunstvoll ausgeklügelte Familienbudget immer wieder über den Haufen geworfen wird — in diesen wahnwitzigen Zeiten gibt es keinen schwereren Beruf als den der *Hausfrau*.

Die Hausfrau, insbesondere die des ganzen Mittelstandes, hat ja seit Jahren alle geistigen und seelischen Kräfte aufs äußerste anspannen müssen, um das Mißverhältnis zwischen den berechtigten Ansprüchen der Familienglieder auf ausreichende Nahrung und angemessene Kleidung einerseits und der Kaufkraft ihres Haushaltgeldes anderseits auszugleichen. Was ihr aber heutzutage in dieser Richtung zugemutet wird, das übersteigt Menschenkraft, übersteigt sie um so mehr, als weder die Kinder, deren Ansprüche unvermindert weiterbestehen, noch der Mann, der das Geld gibt, volles Verständnis für die Lage zu haben pflegen. Es nützt nichts, daß die Hausfrau ganz allmählich die Dienstboten verringert, dann durch eine Stundenfrau ersetzt und schließlich auch die abschafft, um ihrer aller körperliche Leistung mit zu übernehmen; es nützt nichts, daß sie sich alles versagt, was früher über den Alltag hinaushob; es nützt auch nichts, daß sie ihre eignen Ansprüche zuerst an Kleidung, dann auch an Nahrung unmerklich und uneigennützig herabschraubt, so wenig wie es etwas nützt, wenn ihr Tag und Nacht Zahlen vor den Augen tanzen, die sie mit heißem Bemühen immer wieder neu gruppiert und vergebens in ein System zu bringen sucht. Was sie erstrebt, erreicht sie nie, und nichts ist zermürbender als dieses Gefühl nutzloser Fron.

Was Wunder, daß da und dort und immer häufiger der Wunsch auftaucht, wenigstens eine greifbare Vergütung für diese Schwerarbeit zu erhalten. Jedwede sonstige Leistung wird unerhört hoch entlohnt. Jedes Kind hat sein wenn auch noch so bescheidenes Taschengeld zu freier Verfügung. Die Hausfrau allein, deren Arbeit durch keine Achtstundentag-Verordnung begrenzt wird und deren Sorgen nie hinter Bureautüren und Fabrikmauern zurückgelassen werden können, soll umsonst schaffen?

Das Problem rührt an das andre von der Heiratslust der beruflich tätigen Mädchen. Keine Frage, daß diese Heiratslust geringer ist, als früher normal schien. Das Mädchen, das sein gesichertes Auskommen oder wenigstens seine angenehme Zulage zum Leben im Elternhaus oder schließlich auch nur das Gefühl, einen Teil seiner Bedürfnisse ohne Dankespflicht selbst bestreiten zu können, durch den Beruf hat, wird sich reiflich überlegen, ob es diese Vorteile gegen die Stellung der Hausfrau vertauschen will. Nicht als ob dies Überlegen an sich ein Fehler wäre! Wenn auch der weibliche Teil »prüft, ehe er sich ewig bindet«, und ernstlich bedenkt, welchem Weggenossen er für den ganzen künftigen Lebensweg sich überantworte, so wird dies nur zum Segen der Ehe sein. Aber ob nicht doch auch hier manches Schwanken vermieden, manche Entschlußfassung erleichtert würde, wenn die neue Berufspflicht, das Hausfrauenamt, ebenfalls mit einer fest abgegrenzten Entlohnung ausgestattet wäre?

Trotz alledem: *die Entlohnung der Hausfrau ist ein Widerspruch in sich!* Wie der Beamte nicht streiken kann, ohne sein schönstes Vorrecht preiszugeben, so kann die Hausfrau nicht entlohnt werden, ohne ihrer eigenartigsten Würde verlustig zu gehen. Dadurch unterscheidet sie sich ja gerade von jeder mit noch so umfassenden Rechten ausgestatteten Haushälterin, daß sie nicht Angestellte des Mannes, sondern Gleichgestellte ist und nicht als »Mietling«, sondern in wirtschaftlicher und seelischer Einheit mit dem Manne wirkt. Freilich — darauf kommt alles an: diese Gleichstellung und Einheit darf nicht nur Phrase, sondern muß lebendige Auswirkung sein. Und das ist keineswegs ganz allgemein der Fall.

Schon das Gesetz stellt zwar grundsätzlich beide Ehegatten rechtlich völlig gleich, verpflichtet aber doch die Frau, selbst das von ihr erworbene und das von ihr eingebrachte Vermögen vom Manne verwalten zu lassen (wenigstens solange kein Ehevertrag besteht), und es gesteht zwar beiden Elternteilen das Recht der Sorge für die Person der Kinder zu, mißt aber bei Meinungsverschiedenheiten der Meinung des Vaters ausschlaggebende Bedeutung bei. Zweifellos ein Zustand, der an sich wenig geeignet ist, denkende und selbstbewußte Frauen heftig zur Ehe zu verlocken! In der Praxis aber fällt er kaum allzusehr ins Gewicht, weil die Vermögensfrage ja durch Ehevertrag beliebig geregelt werden kann und weil die Entscheidung über der Kinder Wohl und Wehe schließlich doch meist nach andern Gesichtspunkten als nach dem brutaler Rechthaberei entschieden wird; im





übrigen wäre eine Änderung der Gesetzgebung, etwa dahin, daß bei unüberbrückbaren Meinungsverschiedenheiten der Eltern das Vormundschaftsgericht entscheidet, allerdings anzustreben.

Wichtiger aber als jede gesetzliche Norm ist für die Frau die Stellung des Mannes *ihres* Mannes, zu unserm Problem. Und diese Stellung wird von seiner Bildungsstufe und Charakteranlage, wohl auch von der Durchschnittsmeinung seiner Umwelt, am wenigsten vom Gesetz bestimmt, das ja im übrigen der Ethik der Gebildeten naturnotwendig nachhinkt. Da ist es nun geradezu grotesk, wie in allen Schichten selbst liebevollste Ehemänner — in Gegenwart der Frau und noch mehr in ihrer Abwesenheit — bei jeder Gelegenheit betonen zu müssen glauben, daß sie »Herr im Hause« seien. Meist steht ja die Lautheit der Betonung im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Begründetheit. Aber so oder so: eben dieses Bewußtsein, daß es einen »Herrn« in der Familie gibt, ist unvereinbar mit der Verpflichtung der Frau, ihr schweres Amt ohne Entgelt zu versehen. Es widerspricht aber auch dem Wesen der Ehe, die sich doch von einem Verhältnis, in dem der Ehemann Herr über Leben und Tod der Frau war, allmählich über das ehemännliche Prügelrecht und die »ritterliche« Bevormundung der Frau hinweg in der Richtung restloser Gleichstellung beider Ehegatten weiterentwickelt hat. Was heute an dieser restlosen Gleichstellung noch fehlt, sind Eierschalenreste, die der geistig und seelisch Hochstehende je eher je lieber abstreifen wird. Die wahre Ehe ist die denkbar vollkommenste wirtschaftliche und seelische Gemeinschaft zweier gleichberechtigter Teilhaber, die sich gegenseitig das Leben möglichst lebenswert gestalten wollen und verpflichtet sind, an dieses Streben ihre vollste Hingabe zu setzen.

Daß nicht beide Teilhaber mit widersprechenden Wünschen durchdringen können, liegt im Wesen der Gemeinschaft. Ausschlaggebend sein müssen aber nicht die Geschlechtsunterschiede, sondern die besseren Gründe. Sie werden oft schon um deswillen beim Manne liegen, weil er meist der Ältere, häufig auch der Gebildetere ist. In zahlreichen Fragen werden jedoch seelische Werte oder Sonderkenntnisse entscheidend sein müssen, die mehr der Frau eignen, und da kann es dem denkenden Manne nicht schwerfallen, zum Vorteil des Ganzen sich der Entscheidung der Frau frei und bewußt unterzuordnen. Etwa in der Art, wie Frenssen das im »Jörn Uhl« von einer besonders schönen Ehe so ausdrückt: »Er führte die Zügel, und sie wünschte sich, ob sie rascher oder langsamer fahren wollte.«

Es muß aber ferner, wenn die Hausfrau den Lohn für ihre Arbeit einzig in ihrer Stellung erblicken soll, viel mehr als bisher die Erkenntnis Allgemeingut werden, daß die Tätigkeit der Hausfrau und Mutter jeder männlichen *Tätigkeit* an sich gleichwertig ist. Vorerst noch ist der Mann meist allzusehr gewohnt, die nackte Tatsache, daß er das Geld beischafft, ohne das die Familie nicht existieren könnte, ungebührlich zu überschätzen. Und doch ist es in allen möglichen wirtschaftlichen Gemeinschaften oder Gesellschaften des bürgerlichen wie des Handelslebens gang und gäbe, daß der eine Gesellschafter das Geld, der andre Arbeit und Fachkenntnisse einbringt, ohne daß deshalb der eine oder andre geringer eingeschätzt würde oder gar sich unterzuordnen hätte. Anderseits wertet, ganz abgesehen vom Geldeinbringen, namentlich der im öffentlichen Dienst stehende Mann seine Tätigkeit an sich meist sehr viel höher als die stille, unbemerkte Kleinarbeit der Hausfrau. Und doch ist die Tätigkeit der Hausfrau, wenn sie auch weniger Studium erfordert und nicht so in die Verhältnisse Dritter eingreift, auf die Dauer für Gedeihen und Zukunft des beschränkten Kreises der Familienglieder wichtiger und aufreibender, weil sie nie endet und ein Äquivalent für des Mannes allabendliches völliges Losgelöstsein von den Dienstpflichten nicht kennt.

Der objektiv denkende Mann, der in der Frau den gleichberechtigten Kameraden erblickt, wird deshalb nicht selbstherrlich ihr den neuen Hut oder die Aufbesserung des Wirtschaftsgeldes bewilligen oder versagen und nicht sein »Glas Bier« mit dem Bedürfnis nach Ablenkung nach des Tages Arbeit und die teure Zigarre mit der Notwendigkeit der Nervenberuhigung rechtfertigen; denn beides hätte die Frau ganz ebenso nötig! Sondern er wird in gemeinsamer Arbeit mit der Frau das Familienbudget aufstellen und etwa erübrigte Mittel für Extragenüsse genau zur Hälfte verteilen. Da aber, wo der eine das Geld für die Familienbedürfnisse schafft, ohne für sich besondere Verfügungsrechte daraus herzuleiten, da wird die andre die Arbeit für die Familienbedürfnisse freudig leisten, ohne an Entgelt zu denken.

Die Auffassung der Ehe, auf die allein es ankommt, kann nicht treffender gekennzeichnet werden als mit den Worten, die Frenssen seinem Jörn Uhl vor dessen Verheiratung in den Mund legt: »Was sagen sie? Eiche und Efeu? Tasse und Untertasse, was? Bett und Unterbett, nicht? Ach, die Dummheit! Sondern sie sollen nebeneinander stehen wie ein Paar gleiche, gute Bäume. Nur daß der Mann an der Windseite stehen soll. Das ist alles.«





Hessische Dorfstraße

Die alte Dorfgasse

Von Georg Siegmund Urff



Tüchtigkeit und Fleiß zeigen sich in allem, was ein rechter Bauer in Angriff nimmt. Sie zeigen sich ganz besonders auch im Bauernhause, nur daß sich hier in auffälliger Weise noch ein Drittes hinzugesellt: das ist die Beharrlichkeit, das Festhalten an Vätersitte und -brauch. Von dieser Tugend ist man erst in neuester Zeit abgerückt. Von gewinnsüchtigen, unverständigen Baumeistern hat man sich beschwatzen lassen, den Backsteinstil städtischer Wohnhäuser zum Muster zu nehmen, sehr zum Schaden unsrer Dörfer. Sie sind wohl größer geworden, aber schöner ganz gewiß nicht. Will man den ganzen Reiz eines deutschen Dorfes auf sich wirken lassen, so muß man seine alten Teile aufsuchen.

Was ist es eigentlich, was uns die Dorfgasse so lieb macht, daß sie uns vertraut erscheint auch in einer fernen, fremden Gegend? Zunächst wohl die Ruhe, die hier herrscht, sie, die so angenehm absticht von dem Lärm der Großstadtstraße. Aber es ist noch mehr die Ausgeglichenheit, die bescheidene Schönheit, die bei allen diesen Bauwerken zutage tritt. Dieses Zueinanderpassen der einzelnen Gebäude ist nicht durch kostspielige Mittel erzwungen, sondern es ergibt sich gewissermaßen von selbst aus der Überlieferung. Der Grundtyp des alten deutschen Bauernhauses ist das Holzhaus, in Niederdeutschland und in einigen Gebirgsgegenden das Einhaus, das Stallung, Scheune und Wohnung unter einem Dache vereint, in Thüringen, Hessen und in manchen Gegenden Oberdeutschlands das Gehöft, das für Wohnung, Stall und Scheune besondere Gebäude vorsieht. Das Bauholz läßt sich leichter bearbeiten als der Stein. Es gibt dem Dorfzimmermann Gelegenheit zu mannigfaltiger Betätigung seines Geschmacks und seiner Geschicklichkeit. So wird das Gebälk eines Hauses oft mit allerlei Schmuckformen bedeckt, mit Figuren, Ornamenten und Inschriften. Jeder tüchtige Zimmermann möchte einer jeden seiner Schöpfungen ihren besonderen Charakter geben. So sehen wir, daß von den vielen alten Häusern, die sich an die Dorfgasse stellen, nicht ein einziges dem andern gleich ist. Das eine ist größer, das andre kleiner; das eine hat einen hochgewölbten Torbogen, das andre nur eine bescheidene, schlichte Pforte; bei diesem Hause reicht das Dach viel tiefer herab als bei jenem, hier stehen die Häuser dicht zusammen, dort

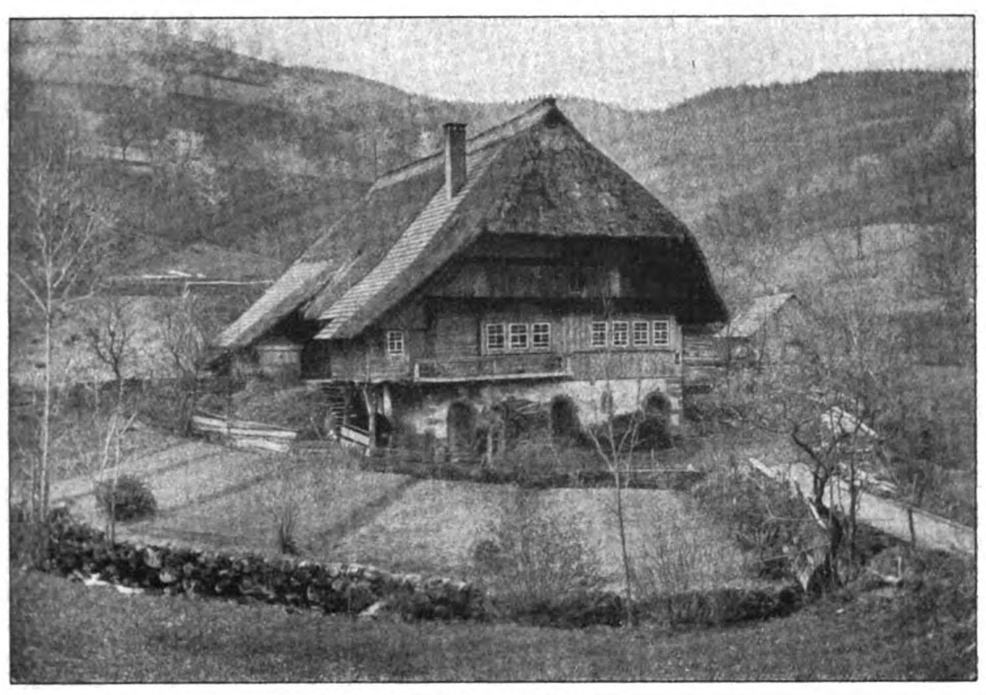

Alte Häuser im Urnerlande (Schweiz)

großem Vorteil, daß die Häuser nicht scharf ausgerichtet dicht nebeneinanderstehen, sondern daß eins vor dem andern immer ein wenig vorspringt. Von der vorspringenden Ecke aus kann man die ganze Gasse überblicken. In vielen alten Häusern hat man an dem äußersten Vorsprung dieser Ecke noch ein kleines Fenster angebracht. Es besteht nur aus einem einzigen Flügel und ist nicht viel größer, als daß man gerade den Kopf hindurchstecken kann. In Süddeutschland ist es als das »Guckfensterchen« überall bekannt. Es bildet den am meisten begehrten Platz in der ganzen Bauernstube. Denn von hier aus kann man alles auf der Gasse beobachten, ohne selbst leicht bemerkt zu werden. Ganz besonders im Winter und auch an Sommersonntagen bildet das Auf-die-Straße-schauen eine der liebsten Beschäftigungen. Es ist nicht immer die reine Neugier, die die Bauersfrauen an das Fenster treibt. Die Gasse bildet auch den Spielplatz für die Jugend, und es ist oft nötig, für sie und ihr Spiel ein wachsames Auge zu haben. Besonders lebhaft wird es im Winter, wenn Schnee liegt. Hat die Straße Gefäll, so daß der Schlitten von selbst talwärts gleitet, so bildet eine solche Gasse den Sammelpunkt für die Kinder der weiteren Nachbarschaft, und Streitigkeiten bleiben nicht aus.

unterbricht ein Garten oder ein Hof den Verband. Auch die Gassen selbst sind durchaus nicht immer gerade. Sie zeigen Biegungen und Winkel, verzweigen sich in Seitengassen, die sich nach kurzer Zeit totlaufen oder sich so verengen, daß keine Durchfahrt möglich ist. Selbst für den Fall, daß die Gasse einen Verkehrsweg bildet, scheint sie nur ganz zufällig zu dieser Würde gelangt zu sein. Auf einen kleinen Umweg kommt es ihr durchaus nicht an. Es macht sogar den Eindruck, als wollte sie den Verkehr absichtlich verzögern, damit nur ja alles, was auf der Gasse vorgeht, von den Hausfenstern aus beobachtet werden kann.

Denn das dürfen wir nicht vergessen, daß hinter den vielen blinkenden Fensterscheiben, die nach der Straße schauen, gar manches helle Augenpaar die Vorgänge auf der Gasse aufmerksam verfolgt. Für den Bauern bedeutet seine Dorfgasse eine kleine Welt. Das Leben, das sich hier abspielt, ist für ihn weit interessanter als der Verkehr auf der Hauptstraße einer Großstadt. Er kennt ja nicht nur von den Einheimischen jeden einzelnen, der sich auf der Gasse zeigt, sondern die Wagen, die Gespanne erwecken fast eine noch größere Anteilnahme. Da zeigt es sich denn von


Schweizer Dorfgasse



Altes Schwarzwaldhaus

Da ist es denn gut, wenn die Mutter von ihrem Guckfensterchen aus zusieht. Einen Höhepunkt für den Auslug bildet auch der sonntägliche Kirchgang. Da werden alle, die vorübergehen, einer scharfen Kritik unterzogen. Der Bauer ist ein genauer und zuweilen unbarmherziger Beobachter.

Das äußere Bild der Dorfgasse ist ganz verschieden, je nach der Gegend, in der wir uns befinden. Das niederdeutsche Dorf macht einen andern Eindruck als das oberdeutsche, der Westen zeigt andre Bilder als der Osten. Die in ihrer Art vollkommensten Holzhäuser findet man in der deutschen Schweiz, vorzüglich im Berner Oberland. Hier hat sich aus dem ursprünglich schlichten Blockhause (Abbild. S. 488) ein Bau entwickelt, der an Schönheit und Zweckmäßigkeit kaum noch übertroffen werden kann. Der rings um den Oberstock laufende Holzgang, das große Dach, das kräftige Gebälk geben den Zimmerleuten eine reiche Betätigungsmöglichkeit. So ist oft das ganze Haus, von den Dachfirstbrettern bis zur Türschwelle, mit schönen Schnitzereien und andern Zieraten bedeckt. Dazu kommen noch die tiefen Brauntöne des vom Wetter getönten Gebälks und oft auch geschmackvolle Malereien an Fensterläden und Wandfüllungen. So steht das Schweizerhaus als ein wahres Schmuckstück in der herrlichen Landschaft. Seinen Höhepunkt hat jedoch dieser Baustil seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bereits überschritten. Heute baut man überall in der Schweiz im Berner Oberland-Stil. Die neuen Häuser sind mit Verzierungen oft überladen. An Kraft und Gefälligkeit im Aufbau und Gediegenheit in der Ausführung reichen sie nicht entfernt an die alten Häuser heran.

Den süddeutschen Typ des Einhauses vertritt in besonders eindrucksvoller Weise das Schwarzwaldhaus mit seiner riesigen Dachhaube. Stallung, Wohnung und Scheune befinden sich unter ein und demselben Dach. Gewöhnlich ist das Haus so an den Berghang gebaut, daß jedes Stockwerk seinen besonderen Eingang vom Freien aus hat. Sogar das oberste Geschoß, das als Scheune dient, besitzt eine breite Zufahrt, so daß die vollbeladenen Erntewagen vom Felde aus in das Dachgeschoß des Hauses einfahren können. Der Bodenraum ist so groß, daß er noch für eine geräumige Dreschtenne Platz gewährt. Die Stallungen liegen im Erdgeschoß, die Wohnräume im ersten Stock. So ist alles darauf angelegt, die Wohnung zu einem im Winter warmen, im Sommer kühlen behaglichen Heim zu gestalten. Auch die zahlreichen, gut verteilten Fenster tragen ihr Teil dazu bei. Sie geben der großen, mit schlichtem, sauberem Hausrat ausgestatteten Wohnstube ein mildes, ruhiges Licht. Der einzige scheinbar berechtigte Vorwurf, den man diesem Hause machen könnte, ist der der Feuersgefahr. Die ganz alten Schwarzwaldhäuser hatten nicht einmal einen Schornstein. Der vom Herd oder Ofen aufsteigende Rauch suchte sich



Winterliche Dorfgasse im unteren Maingebiet

selbst seinen Weg. Und doch sind Brände selbst in diesen Häusern nur selten vorgekommen. Heute verlangt die Vorschrift, daß in alle alten und neuen Häuser ein Schornstein eingebaut wird. Auch muß in den alten Häusern eine bestimmte Fläche um den Schornstein herum mit Ziegeln abgedeckt sein. Infolgedessen verschwindet das schöne alte Strohdach von Jahr zu Jahr mehr. Und nach und nach räumen auch die alten Schwarzwaldhäuser das Feld. Man sieht schon die Zeit kommen, da von ihnen, die sich mit ihren von samtgrünen Moospolstern bedeckten Dächern so schön in die Landschaft fügten, auch nicht ein einziges mehr vorhanden ist.

Die Schwarzwalddörfer sind Bergdörfer. Ein fruchtbarer Boden, ein mildes Klima haben ihnen eine gewisse Wohlhabenheit verliehen, die auch in den Bauten zum Ausdruck gelangte. Anders ist es in den weiter nördlich gelegenen deutschen Mittelgebirgen. Sie ernähren ihre



Der Bote in einem Spessartdorfe

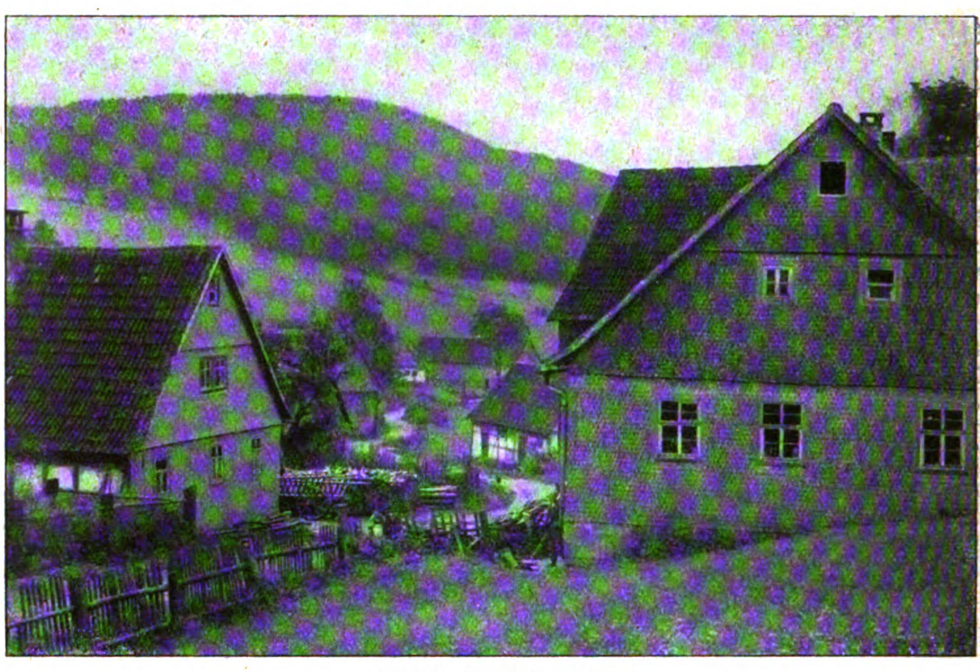
Bewohner meist nur dürftig. Deshalb finden wir z. B. in der Rhön oder im Spessart nicht die behäbigen Bauernsitze wie in südlichen deutschen Ländern. Doch haben fast alle Bergdörfer den Vorzug der Nähe des Waldes. Deshalb brauchen sie bei dem Bau ihrer Häuser an Holz nicht zu sparen. Wir finden denn auch überall den Fachwerkbau oft mit auffallend starken Pfosten und Balken. In der Rhön bekleidet man die Hauswände an der Wetterseite noch mit Holzschindeln, um sie vor Wind und Regen besser zu schützen. Auch hier sind die Bauernhäuser größtenteils Einbauten. Stallung, Scheune und Wohnung befinden sich unter einem Dache. Wo jedoch das Gehöft einen begrenzt die dritte Seite des Hofes. So dienen zwei von den Gebäuden ausschließlich oder doch fast ausschließlich Wohnzwecken. Die fränkische Gehöftanlage kommt den Bedürfnissen der Neuzeit am meisten entgegen. Der moderne Bauer wünscht eine geräumige, bequeme Wohnung mit einer Anzahl verschiedener Stuben und Kammern. Er verschmäht das Zusammenwohnen mit dem Vieh, den Stallgeruch, die Fliegenschwärme. Auch seinen Eltern muß er eine angemessene Wohnung schaffen. Die Feuersgefahr wird durch die Verteilung der Wirtschaftsräume auf verschiedene Gebäude ganz wesentlich verringert. Trotz der Verteilung des Betriebes auf verschiedene Gebäude bleibt doch das ganze Anwesen gut zu übersehen. Das Wohnhaus liegt gewöhnlich den Ställen gegenüber, so daß alles, was dort vorgeht, von den Fenstern des Wohnhauses aus beobachtet werden kann. Große Keller und weite Bodenräume stehen zur Unterbringung der Vorräte aus Feld und Garten zur Verfügung. Die Wohlhabenheit des Besitzers äußert sich zunächst in der äußeren und inneren Ausstattung des Wohnhauses. Mag auch der Baustil überall der gleiche sein, so finden sich doch in der Einzelausführung große Unterschiede. Immer ist das Wohnhaus zweistöckig mit mittelhohem Dach, aber das Gebälk ist bald schlicht und einfach, bald verziert mit ausgekehlten Rahmen und Pfosten, mit Schnitzereien und Inschriften, mit geschwungenen Riegeln und schön behauenen Türpfosten. Offensichtlich ist die Blütezeit auch dieses Baustils vorüber. Die Neuzeit schafft nur noch praktische, nüchterne



Dorfstraße in der bayrischen Rhön

größeren Umfang annimmt, da verlegt man die Ställe und die Scheune aus dem Wohnhause hinaus und errichtet für sie besondere Gebäude. Damit nähert sich dann der Bauernhof dem in ganz Mitteldeutschland weitverbreiteten fränkischen Gehöft, wie wir es namentlich in Althessen antreffen.

Bei dieser Anlage ordnen sich die verschiedenen Häuser, die das Gehöft bilden, um einen in der Mitte befindlichen Hof herum. Meist handelt es sich um drei verschiedene Gebäude, das Wohnhaus, den Stall mit Scheune und das Ellernhaus. Das ganze Gehöft ist gewöhnlich durch ein großes Tor abgeschlossen. Das Wohnhaus ist zweistöckig und steht mit der Giebelseite nach der Straße. Der Hauseingang befindet sich in der Mitte der Langseite des Hauses. Scheune und Stall sind meistens unter einem Dach vereint. Das Ellern- oder Auszüglerhaus

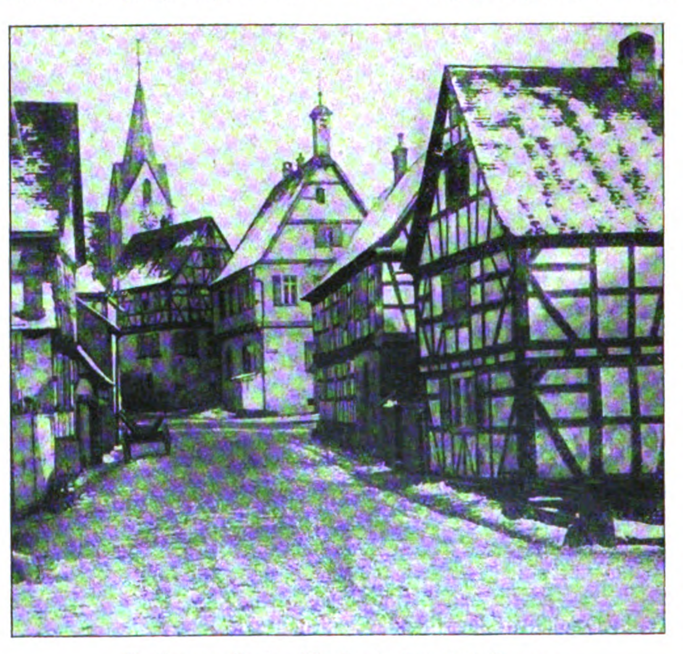


Rhöndorf bei Gersfeld

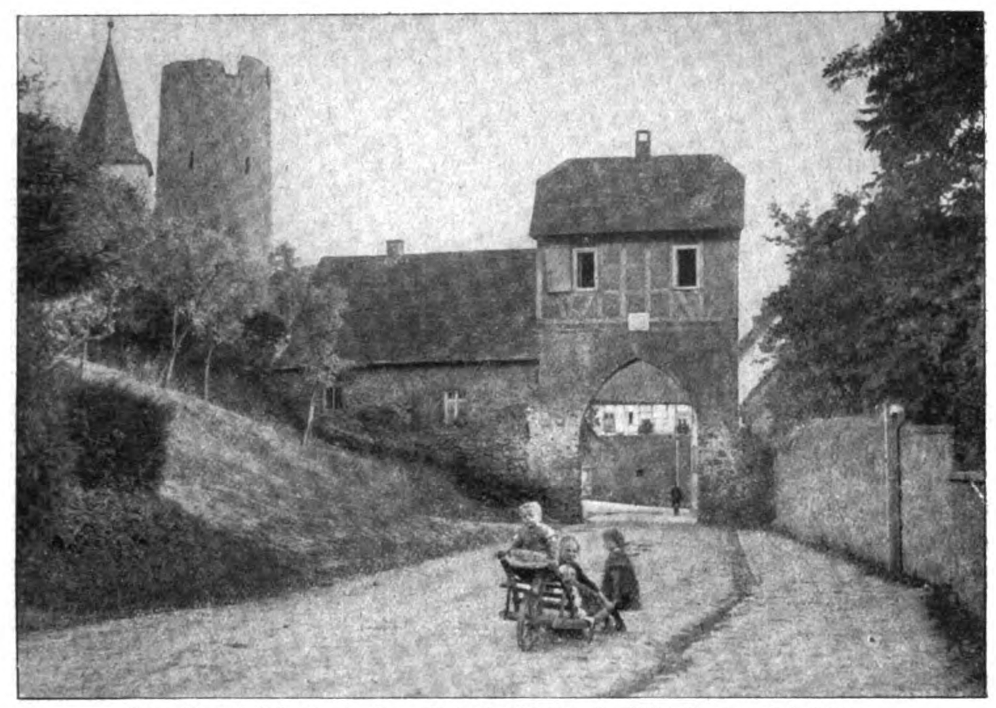
Häuser. Das 18. und 19. Jahrhundert brachten jene herrlichen Fachwerkhäuser hervor, deren Anblick noch heute unsre helle Freude erregt.

Die eine unsrer Abbildungen, das Ellernhaus in der Schwalm, läßt uns diesen Unterschied deutlich erkennen. In der Ferne, links, sehen wir das neue Herrenhaus, wohl im alten Stil, aber ohne jedes zierende Beiwerk. Die Fenster sind groß und hell, das Gebälk ist stark und fest, die Grundmauer hoch und gesund, aber nirgends ein Zeichen, das die Liebe des Handwerkers oder des Bauherrn zu seinem Werke bekundet. Über der Haustür befinden sich die Anfangsbuchstaben des Namens des Erbauers und die Jahreszahl des Baues. Damit ist die Ausschmückung für gewöhnlich erledigt.

Wie ganz anders zeigt sich das in seinem Umfang so viel bescheidenere Ellernhaus! Die Grundmauer mag wohl niedriger sein, aber sie genügt ihrem Zweck. Die Hausschwelle ist vom Boden abgehoben, das ist alles, was man verlangen kann. Die Keller sind tiefer in den Boden gegraben, gewiß nicht zu ihrem Schaden. Starke Pfosten aus Eichenholz stützen das Haus. Die Köpfe der Balken, die dem Obergeschoß als Unterlage dienen, springen etwas vor und ermöglichen es, die Wände des Obergeschosses ein wenig nach außen zu rükken. Dadurch wird eine sehr



Rathausgasse in Wachenbuchen bei Hanau



Das Gemeindehaus an der alten Dorfmauer in Mittelbuchen bei Hanau

schöne Gliederung des Hauses erzielt. Die Höhe der Stuben läßt wohl zu wünschen übrig, aber niedrige Stuben lassen sich leichter heizen als hohe, und für die Menschen, die hier verkehren,

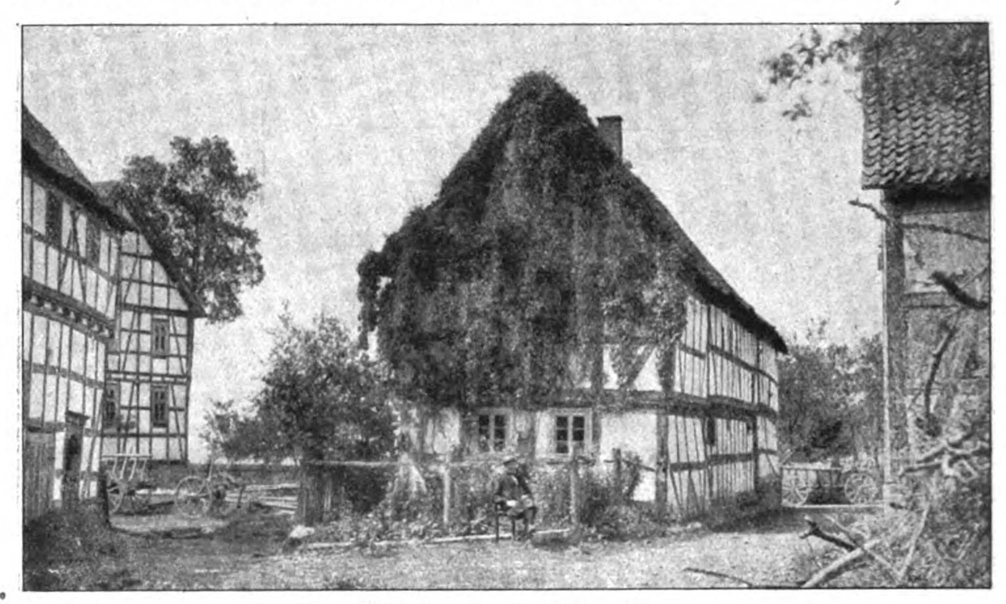


Aus einem Schwälmer Dorfe

sind sie immer noch hoch genug. Nirgends sitzt es sich abends so schön wie an dem alten Zargentische im Ellernhause, wenn der silberhaarige Großvater sein Pfeifchen schmaucht und seinen jüngsten Enkel auf den Knien wiegt, oder wenn er uns Geschichten erzählt aus seiner reichen Lebenserfahrung und die Großmutter uns ein Täßchen Kaffee vorsetzt. Wie oft kommen dann auch die jungen Leute aus dem Herrschaftshause herüber, um Rat oder Trost zu suchen.

Das Frankenhaus ist auch der Wandlung fähig. Ganz kleine Verhältnisse begnügen sich auch hier mit dem Einhaus, in dem Stall und Scheune mit unter das Dach des Wohnhauses genommen werden. Immer aber behält die Wohnung das Übergewicht. Es ist nicht wie in so manchem armen Spessarthause, wo drei Viertel des Hauses dem Vieh und seinen Bedürfnissen eingeräumt werden, während sich die Menschen mit dem kläglichen Rest zufriedengeben müssen. In den reichen Dörfern des Maingaues gestaltet sich das Frankenhaus oft zu einem recht stattlichen Wohnbau mit gemauertem Erdgeschoß und kunstvoll verziertem Gebälk. Überall aber weiß man den Schmuckwert des Fachwerks wohl zu schätzen und verzichtet nicht gern darauf. Selbst auf das festgemauerte Torhaus setzt man noch ein Geschoß aus Fachwerk. Die fränkische Bauweise umfaßt Thüringen und Hessen, das Maingebiet, den Odenwald und reicht im Norden bis etwa an den Zusammenfluß von Fulda und Werra.

Das ganze Oberwesergebiet und das angrenzende westfälische Tiefland ist die Heimat des niedersächsisch-westfälischen Hauses. Dieses Haus ist wieder ein Einbau. Menschen und Tiere wohnen unter einem Dache. Der Hausgiebel ist nach der Straße gerichtet. Die ganze Giebelseite des Hauses wird beherrscht von der großen Toreinfahrt, durch die auch ein hochbeladener Heuwagen hindurchgeht. Durch das Tor gelangt man auf den bei weitem größten Raum des ganzen Hauses, die Diele. Sie dient als Dreschtenne. Zu beiden Seiten der Diele reihen sich die Viehställe. Der Toreinfahrt gegenüber an einer Hinterwand des Hauses befindet sich der Herd. Hinter der Herdwand liegen die Stuben und Kammern. Ein Ausblick auf die Dorfgasse ist also von den Fenstern der Wohnräume aus nicht möglich. In der weiten westfälischen Niederung, wo die Gehöfte vereinzelt weit auseinander liegen, mag dieser Mangel nicht so sehr empfunden werden. Ein lebhafter Verkehr auf dem vor dem Hause vorüberziehenden Wege ist nicht vorhanden. Die hinter dem Hause liegende Feldflur, der Hof und der Garten interessieren mehr als die Straße. Schließlich besteht bei manchem rückständigen Bauern noch der Satz zu Recht, »daß man die Weiber nicht auf die Straße sehen lassen soll, weil sie sonst zuviel versäumen«.



Ellernhaus in der Schwalm

Etwas andres ist es, wenn sich die Häuser zu einer Straßenzeile eng zusammenschließen, wie dies im Oberwesergebiet der Fall ist. Da gewinnt die Dorfstraße derartig an Interesse, daß man die Wohnräume unbedingt nach vorn verlegen muß. Oft sind die Wohnungen sogar zwei- und selbst dreistöckig durchgeführt. In dem Maße, wie die Wohnräume gewinnen, muß die Diele vernachlässigt werden. Die An-



Dorfgasse in Wallau (Hessen)

wendung der Dreschmaschine tut ein Übriges. Die Diele wird zwecklos und sinkt zu einem fast überflüssigen Vorraum herab. Das Einfahrtstor wird kleiner und gestaltet sich schließlich zu einer gewöhnlichen Haustür. Die Stallungen sind schon längst aus dem Hause hinausverlegt. Es bleibt nur noch der umfangreiche Bodenraum, der wohl gar quergeteilt wird und ebenfalls zu Wohnzwecken Verwendung findet. So ist aus dem alten Bauernhause ein verstädteltes Miethaus geworden. Für eine kleine Bauernwirtschaft mag es selbst in dieser Form noch genügen. Die großen westfälischen Bauern gebrauchen ein Haus nach dem alten Stil, das die Übersicht über das ganze Anwesen ermöglicht.

In neuerer Zeit hat sich das früher nur in Friesland gebräuchliche Friesenhaus in Westfalen und auch über die Weser- und Elbemündung hinaus bis nach Schleswig-Holstein hinein eingebürgert. Es scheidet die Wohnung von den Stallungen, verlegt die Ställe nach hinten, die Wohnräume nach der Straße, bietet



Im Schlitzer Lande

für Stall und Wohnung meist einen gesonderten Eingang und gestattet doch jederzeit den Zutritt zum Stall, ohne daß man den Hof überschreiten müßte, was bei ungünstiger Witterung oft recht unangenehm wäre. Alle Räume liegen zu ebener Erde, so daß das lästige Treppensteigen wegfällt.

Das niedersächsische und das Friesenhaus haben auch die einstmals von Slawen bewohnten ostelbischen Gebiete stark beeinflußt. Doch zeigt die Dorfgasse hier ein ganz andres Bild als im westlichen Deutschland. Meist sind hier die Dörfer erst in einer viel späteren Zeit entstanden. Auch haben sie sich oft nicht aus dem Einzelgehöft entwickelt wie in Westdeutschland, sondern sind auf Veranlassung mächtiger Grundherren nach einem feststehenden Plane »gelegt« worden. Wir finden deshalb das regellose alte Haufendorf in Ostdeutschland fast gar nicht vor, sondern zumeist nur das Straßendorf, das seine Häuser an einer oder an beiden Straßenseiten aufmarschieren läßt, und außerdem noch das Runddorf, das seine Häuser um einen rundlichen freien Platz in der Dorfmitte herumstellt. Bei den Straßendörfern liegt die Flur in langen Streifen hinter den Häusern, bei den Runddörfern bildet sie Kreisausschnitte, auf deren schmalster Stelle das Haus steht. Bei den alten Haufendörfern, deren Geschichte zuweilen bis in die Römerzeit zurückreicht, liegt die Feldflur bunt durcheinander, wie sich der Besitz durch Teilung, Kauf und Verkauf ergeben hat. Gerade in dieser Mannigfaltigkeit

Aus dem Bückeburger Lande

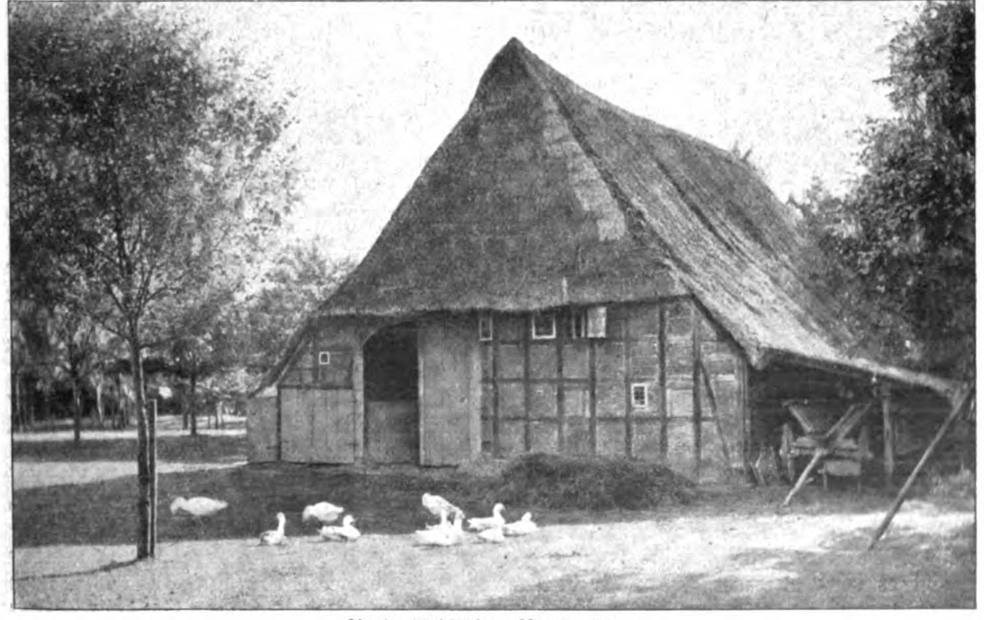


Straße in Beverungen an der Weser



Dorfstraße bei Buxtehude

birgt sich ein besonderer Reiz. Die verschlungenen Wege, die Hecken und Raine, die Büsche und Bäume, das sich schlängelnde Bächlein, alles das gibt ein höchst wechselvolles Bild.



Niedersächsisches Bauernhaus



Der Pariser Spatz



Von Heinrich Westerkamp

Ein vielgereister kleiner Sperling hatte am Invalidendom seine Wohnung angelegt und war auf den wohlgelungenen Bauplan und seine gefällige und solide Ausführung sehr stolz. Er hatte sein Häuschen nämlich schlau an einen der lilarosigen Marmorsockel gestützt, dicht über einer großen Türfigur, die ein Kissen trug, darauf eine Krone ruhte, und dabei ein so böses Gesicht machte, daß jeder Spatzenfeind sich erschrak und es nicht wagte, das Nest zu belästigen.

Unten auf dem bunten schönen Pflaster vor dem Dome stolzierten wichtige Türhüter und verkauften Andenken an den schönen Dom und an den großen Napoleon, für den das Ganze hier errichtet war. Das wußte der kleine Sperling nicht, sondern er glaubte, die Menschen hätten den Dom gebaut, damit er sein Nestchen hier schön einsetzen könne, und darum sagte er zu seinen jungen Spätzchen, die von der großen, grimmig blickenden Figur gut geschützt wurden, daß die Menschen viel Schaden täten, aber auch manchen Nutzen brächten. Die lernbegierigen Spätzchen fragten daraufhin, ob die Menschen zu den nützlichen oder schädlichen Lebewesen gerechnet werden müßten, worauf der Spatzenvater sagte, daß er jetzt sehr beschäftigt sei, denn er wußte selbst nicht, wohin man den Menschen am besten einordnen sollte.

Das Spatzenmütterchen stammte aus der Provinz und behauptete, daß es dort weit schöner sei. Dort seien auch die Menschen angenehmer und zuvorkommender, aber der Spatzenvater mußte immer widerreden, denn er war viel zu weit gereist, um die Provinznester als schön ansehen zu können. Er hatte Besseres gesehen, und wenn einer schon davon reden wolle, daß es irgendwo schön sei, meinte er, so erinnere er nur an Kopenhagen.

Da flötete auch das Spatzenmütterchen aus der Provinz: »Ja, Kopenhagen ...« Darüber ging nun einmal nichts, das wußten schon die Spätzchen mit dem ersten Flaum, denn Kopenhagen ist dos Land der Sperlingssehnsucht. Kö-ben-havn sagen die Spatzen, und es heißt bei ihnen soviel als: Das ist das Schönste ...

Der Spatzenvater in Paris am Invalidendom aber genoß großes Ansehen, weil er behauptete, in Kopenhagen gewesen zu sein. In Wirklichkeit hatte er Kopenhagen nie gesehen, aber jeder gebildete Spatz wollte dort gewesen sein, und jeder erzählte davon. Der kleine Spatzenmann am Invalidendom aber sprach so begeistert, daß man ihm glaubte. »Wer in Kopenhagen gewesen ist,« ziepte er laut, »der weiß erst, was Leben heißt ...!«

»Ist es denn da noch schöner als hier am Invalidendom?!« fragte das älteste Spätzchen. »Du sagst doch sonst immer, daß wir das beste Häuschen haben.«

»Wir haben das beste Häuschen von Paris, das stimmt, wir haben hier prachtvoll angebaut, da kommt kein Pariser Spatz dagegen an ...«

»Aber einer aus Kopenhagen wohl?«

»In Kopenhagen ist alles vornehmer, da ist der ganze Zuschnitt ein andrer ...«

»Aber warum denn nicht hier?«

»In Kopenhagen leben die vornehmsten Sperlinge der ganzen Welt, da gilt jeder Spatz soviel wie hier ein Graf ...«

»Aber warum denn nicht hier?!«

»In Kopenhagen haben die Spatzen sich Ansehen zu verschaffen gewußt. Das ist nicht so einfach. Um angesehen zu werden, muß man reich sein, Titel führen und Formen besitzen, eins von diesen drei Stücken genügt schließlich. Ich sage euch, meine kleinen Spätzchen, und kann es nicht oft genug wiederholen: lernt Höflichkeit, das ist eine der ersten Bedingungen, um zu Ansehen zu kommen. Hat man Geld, oder Titel ...«

»Titel, was ist das?«

»Man kann doch Graf oder Fürst sein, vielleicht auch Geheimrat oder Professor, oder auch Regierungsrat, darauf kommt es nicht an, was es gerade ist, vornehm und ausschlaggebend ist, daß man Titel hat, oder aber sich wenigstens so aufführt, als hätte man sie, so wie ihr zum Beispiel an mir seht. Ich könnte geradeso gut ein Regierungsrat sein, oder auch ein Graf, ihr werdet zwischen einem solchen und mir auch nicht den kleinsten Unterschied bemerken«.

»Aber warum bist du es denn nicht?«

»Ich hätte es sein können, in Kopenhagen machten vornehme Sperlingsherren mir Aussicht auf Beförderung, um es gleich vorwegzunehmen, ich hätte es bis zur Exzellenz bringen können, das ist etwas ganz Vornehmes, das wird man nur, wenn man sehr höflich ist und sich keinerlei Abweichungen erlaubt.«

Nur das älteste der Spätzchen hörte noch zu, seine Flaumfederchen waren weich und niedlich, das Köpfchen mit dem noch immer etwas breiten Schnäbelchen bewegte es schon lebhaft hin und her. Der Spatzenvater betrachtete den Kleinen voll Stolz.

Ich werde nach Kopenhagen fliegen, dachte das Spätzchen und reckte die Flügel. Vielleicht werde ich Exzellenz. Aber als das Sperlingskind von diesen Plänen sprach, rieten beide Eltern ab und waren sehr aufgeregt.

Die jungen Sperlinge verließen in den nächsten Tagen das Nest am Invalidendom, und der kleine Spatz beschloß, die Reise nach Kopenhagen zu unternehmen. Er saß in dem geöffneten Domfenster und sah auf den großen roten Steinsarg nieder, darin Napoleon schlief, und um den



Sarg herum hingen stille Fahnen, die nie wehten, aber gerade hierauf sehr eingebildet waren, denn sie glaubten, daß vornehme Fahnen im Winde nicht losflattern. Und die von Austerlitz sagte zu der von Jena, daß sie niemals flattre, selbst wenn ein Sturm kommen würde, denn das habe sie in der Schlacht verlernt. Das Spätzchen hörte die Fahnen am Sarge Napoleons über solche wichtigen Dinge reden und flog über das Kuppeldach zu dem Nestchen zurück, das jetzt verlassen lag. In der Nähe des Nestchens schimmerten eine Reihe goldiger Striche und Punkte. Da stand: JE . DESIRE . QUE . MES . CENDRES . REPOSENT . SUR . LES . BORDS . DE . LA . SEINE . AU . MILIEU . DE . CE . PEUPLE . FRANÇAIS . QUE . J'AI . TANT . AIMÉ. Das Spätzchen dachte, daß das sehr aufdringlich schimmere. Und äußerte gegenüber einem andern Spatzen, der auf der Krone saß, die der große steinerne Mann mit dem bösen Gesicht auf seinem Kissen trug, daß es hier doch sehr unvornehm sei, und daß er daher beabsichtige, nach Kopenhagen zu fliegen.

»Oh!« rief der von der Krone her: »Kopenhagen! Kö-ben-ha-vn! Aber es ist weit!«

»Ich werde es wagen ...«

»Sie werden es nicht erreichen, es ist zu weit!«

»Mein Vater ist doch auch da gewesen ...«

»Es ist zu weit,« sagte der Spatz, »zu weit ...« Und damit flog er davon.

Der kleine Spatz ließ sich jetzt auf das bunte Steinpflaster nieder, darin waren schöne viereckige Felder mit Blumen eingelegt, und in der Mitte, gerade vor dem Eingang zum Invalidendom, war ein runder Kranz und in dem Kranz wieder eine Krone. Und genau auf diese Krone setzte sich der kleine Spatz. Rasch kam ihm ein andrer nach, der dachte, daß er dort etwas gefunden habe. Und auch diesem sprach er von Kopenhagen. Der aber suchte eifrig nach Krumen. »In Kopenhagen ist es schön,« sagte er dabei, »da ist alles so vornehm, daß man sich geniert, wenn man als gewöhnlicher Spatz da ankommt.«

»Ich will doch Exzellenz werden,« sagte das junge Spätzchen wichtig, das ist sehr vornehm.«

Der alte Spatz piepste und flog davon.

Nachdem der kleine Spatz noch einige Tage den Invalidendom umflogen hatte und mit den Eltern und Geschwistern die Lage durchgeredet worden war, machte er sich endlich unter den sorgenvollen Wünschen der Eltern auf den Weg nach Kopenhagen.

Gar bald schloß sich ihm ein Weggenosse an; als der von Kopenhagen hörte, sagte er, daß er nicht abgeneigt wäre, mitzufliegen. Er hätte ja immer geglaubt, Kopenhagen existiere gar nicht, sondern sei nur eine Erfindung der Dichter.

»Mein Vater war da ...«

»Das sagte der meine auch, aber deswegen ist es noch längst nicht wahr und gewiß. Als Spatzenpapa muß man sich einiges Ansehen geben. Haben Sie keine weiteren Belege?«

»Was für Belege meinen Sie denn?« fragte der bestürzte kleine Spatz, »ich habe doch nie daran gedacht, daß Kö-ben-havn vielleicht gar nicht existiert.«

»Man müßte auf ein Reisebureau gehen,« sagte der mißtrauische Weggenosse, »damit man Näheres hört. Hier in der Gegend soll es ein sehr bedeutendes, von drei alten Schwalben geleitetes Bureau geben.«

Es gelang den beiden Spatzen, das Reisebureau der Schwalben ausfindig zu machen. An einem Abhang war es in den Boden eingebaut, aber so tief, daß die Sperlinge es nicht wagen mochten, durch den langen dunklen Gang einzutreten. Das war schade, denn die Schwalben geben nur in ihrem Bureau genaue Auskunft, sie sagen, daß es nicht anders gehe, weil draußen ihr wertvolles Kartenmaterial ihnen verderben würde.

»Sagt uns nur das eine, ob Kopenhagen existiert!« riefen die Spatzen laut in den engen dunklen Gang hinein. Und geheimnisvoll zwitscherte es von innen zurück: »Aber selbstverständlich! Haltet nur nordöstliche Richtung und fragt unterwegs mal wieder nach.«

»Wie weit ist es denn?« riefen die Sperlinge. Und wieder zwitscherte es aus dem dunklen engen Hohlgange und klang sehr deutlich: »O, gar nicht weit! Wenn ihr vier Tage wacker durchfliegt, werdet ihr es wohl erreicht haben.«

»Sagt ich es nicht?« piepste der kleine Spatz, »Kopenhagen existiert.«

Die beiden machten sich also auf die Fahrt, aber Spatzen können nur sehr langsam fliegen, und so kam es, daß die Auskunft des Reisebureaus für sie falsch war, denn sie war für Schwalben veranschlagt und auf die Spatzen zwar umgerechnet worden, aber nicht mit der nötigen Sachkenntnis und Genauigkeit. Sichere, zuverlässige Auskunft konnten die Schwalben eben nur auf ihrem Bureau mit Hilfe ihres Kartenmaterials geben.

Die Spatzen wurden müde und ruhten sich immer öfter aus, und endlich sagte der Weggenosse, er glaube doch nicht daran, daß Kopenhagen existiere, er kenne das, die Schwalben hätten all ihr Lebtag alles darangesetzt, Spatzen anzuführen. In einer kleinen Provinzstadt trennte er sich von dem jungen Spätzchen, das auch so müde war, aber die Hoffnung nicht aufgeben wollte.

Ohne Weggenossen flog es weiter, aber in jedem Dorfe und in jeder Stadt erzählte es den Spatzen, daß es auf der Reise nach Kopenhagen sei, und immer wieder hörte es die Frage der Jungen, ob es existiere, und das Prahlen der

Sperlingsväter, daß sie in Kopenhagen gewesen seien.

Die alten Sperlinge erzählten, wie schön es dort sei. Daß die Spatzen dort Zank und Streit eingestellt hätten und in den Bäumen an der alten Kirche zu Tausenden säßen und sich amüsierten, und nachts schliefe man mitten in der Stadt, Federbällchen neben Federbällchen.

Und die jungen Spatzen dachten: Sagen sie das nur alles so hin, oder sind sie wirklich im Paradiese gewesen, und nur uns mißlingt es; haben sie wirklich so Schönes gesehen und erlebt, haben sie so viel erreicht, oder prahlen sie nur? Niemand wußte es, kein Spatz wird es je sicher wissen, denn Kopenhagen existiert, und wenn auch die meisten Spatzen niemals in dies Paradies der Spatzen gelangen, es gibt doch immer einige, die wirklich dort gewesen sind, und jeder Spatz weiß zudem, wie es in Kopenhagen aussieht. Alle erzählen vom Meere, von der guten Behandlung, von den vielen Nistplätzen, von den Bäumen an der Kirche, diesem recht eigentlichen Paradies, in dem die Spatzen den Krieg eingestellt haben.

Bis Brüssel gelangte der kleine Reisende. Da aber war es Winter geworden, und man riet ihm, bis zum Frühjahr zu warten. In Brüssel sei es auch nicht schlecht, sagten die Brüsseler Spatzen, und ob er denn tatsächlich von Paris gekommen sei, fragten sie. Sie saßen auf dem Eisenzäunen vor dem Gare du Midi, und der kleine Pariser nahm zwischen ihnen Platz und wurde sehr bewundert, als er von der Invalidenkirche zu Paris erzählte.

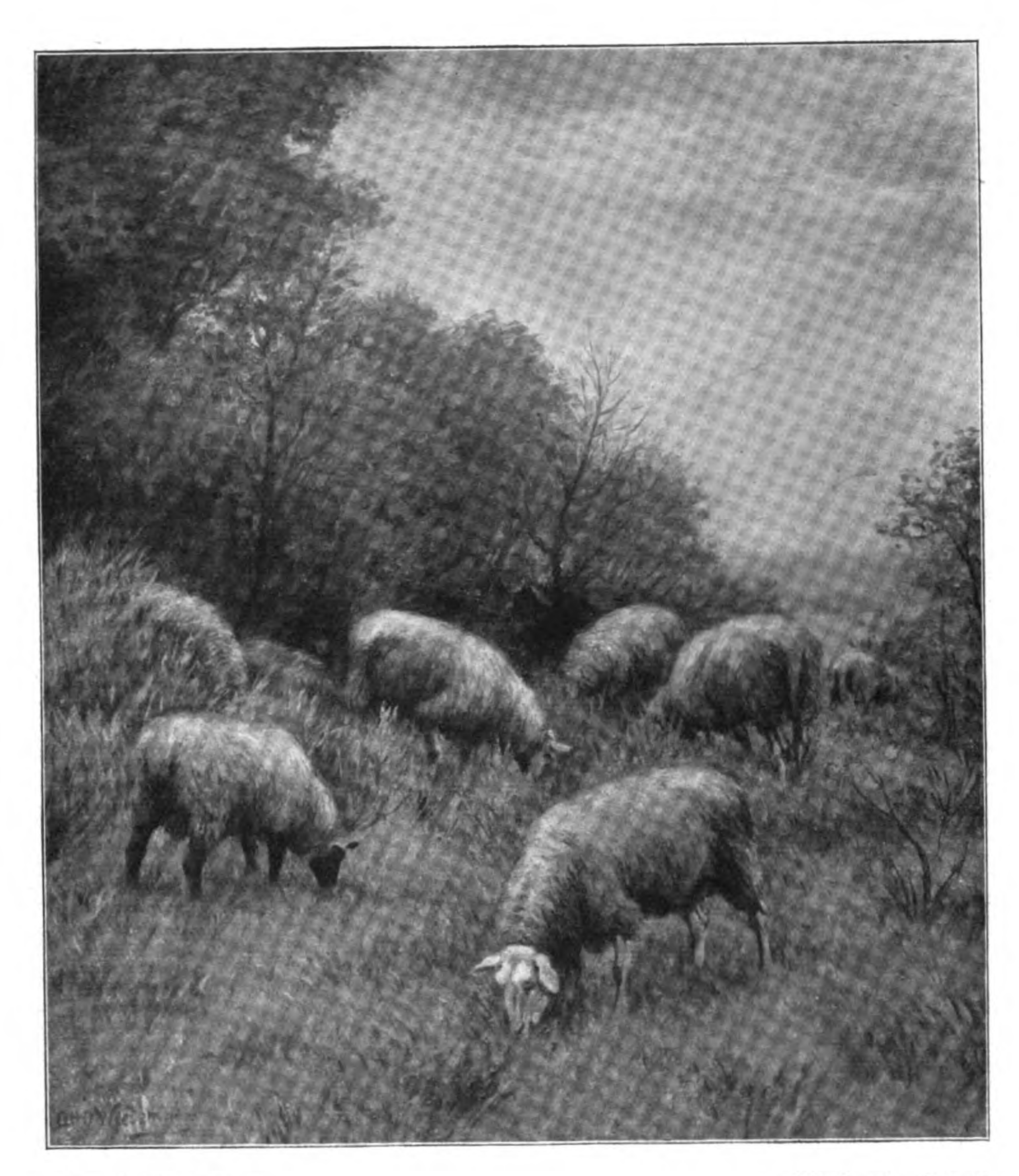
Der Winter wurde hart, aber von dem Eisenzaun vor dem Bahnhofseingang ließ sich ein bedeutendes und recht ergiebiges Einnahmefeld im Auge behalten und mit Leichtigkeit ausbeuten. Die Brüsseler Bahnhofssperlinge legten eine lässige Vornehmheit an den Tag, man war geschickt, aber man überstürzte nichts, denn der guten Gelegenheiten waren hier viele, schöne Pferde kamen vorüber, sehr nützliche Lebewesen, wie die Brüsseler Spatzen sagten. Kinder, die ihre Butterbrote verloren. Alte Herren warfen hin und wieder Brotkrumen in die Anlagen, auf deren Gittern man seinen Standort hatte. Abends kroch man in die Bahnhofshalle und saß warm und sicher.

Als der Frühling näher kam, sprach der Pariser Spatz von seiner Abreise. Aber eine junge Brüsseler Spätzin beredete ihn, noch einige Tage zu warten. Sie hatte oben auf dem Gare du Midi nahe dem geflügelten Wagen einen guten Nistplatz erworben, und bat ihn, mit ihr zusammen eine Besichtigung vorzunehmen, denn vier Augen sehen mehr als zwei, das wußte die hübsche kleine Spätzin genau so gut, wie der Mensch es auch weiß. Und da der Pariser Spatz gute und scharfe Augen hatte, so stieg er mit der Spätzin auf den Bahnhof, nahe an den Flügelwagen heran, auf dem der Mensch steht, der seinen zepterähnlichen Stab schwingt, statt sich um die Führung seines Gefährts zu kümmern. Die Spatzen waren daran gewöhnt, die Menschen in derartigen Stellungen vorzufinden. So kümmerte das kluge Pariser Spätzchen sich denn auch nicht um den Menschen, der, auf einem geflügelten Wagen fahrend, die Zeit damit vertat, sein Zepter zu schwingen. Das niedliche Pariserlein wendete vielmehr seine ganze Aufmerksamkeit dem Nistplatz zu, denn zu diesem Zwecke hatte die Brüsseler Spätzin ihn ja mitgenommen. Der Platz schien wirklich ausgezeichnet. »Fast so vornehm wie am Invalidendom,« sagte der kleine Pariser, worauf die Brüsselerin sich die Flügel zu putzen begann und sagte, daß die hiesigen Sperlinge für sie zu unfein seien.

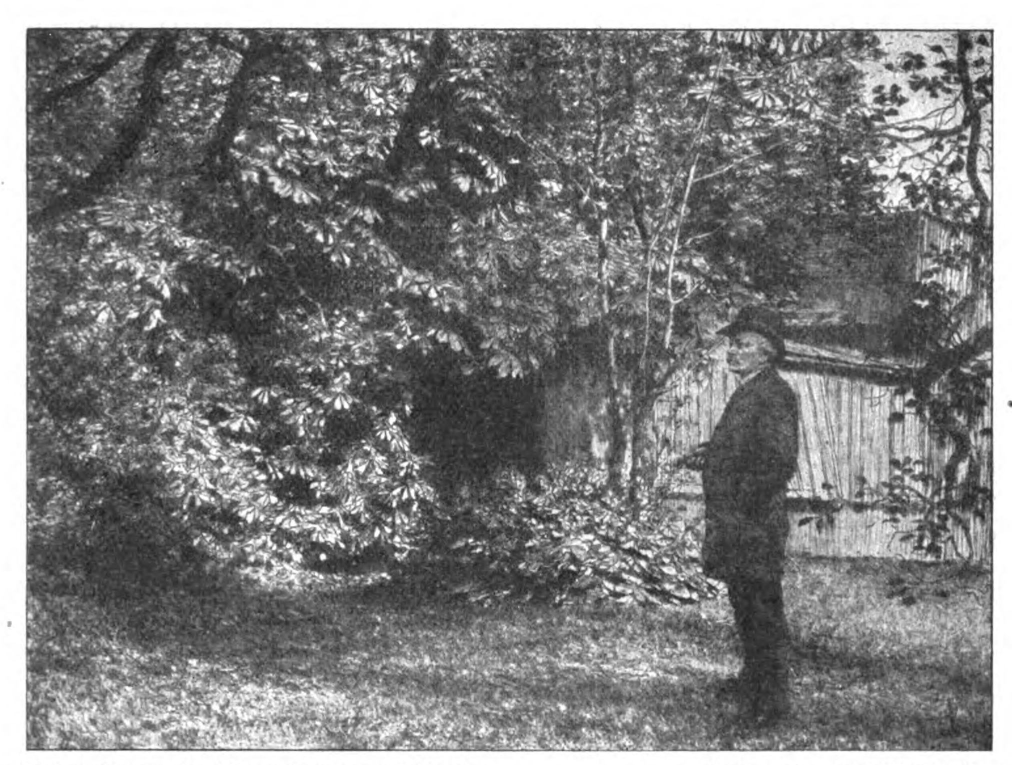
Der kleine Sperling fragte nun, ob sie denn einen Pariser vielleicht nehmen werde, worauf sie ihr Krällchen dem Schnäbelchen näherte und das Federfett sehr sorgfältig verteilte, und dann meinte sie, er dürfe es aber keinem sagen, daß sie nur einen Pariser wolle. Dann flog sie auf den Zaun vor dem Bahnhof zurück, und er folgte ihr jetzt voll hastigem Eifer, denn er *war* doch ein Pariser.

So kam es, daß der kleine Sperling, der nach Kopenhagen ins Paradies der Spatzen hatte fliegen wollen, in Brüssel hängenblieb. Aber er hatte eben in Brüssel sein Glück gemacht, und es ist immer unklug, an alten Zielen festzuhalten, wenn neue und große Aussichten sie in den Hintergrund drängen. Der Pariser Sperling war klug genug, das Glück zu nehmen, wie und wo es sich bot, wenn nicht in Kopenhagen, dann in Brüssel.

Der Pariser Spatz war unter den Brüsselern sehr angesehen, und er erzählte viel von Paris, aber noch mehr von Kopenhagen. Und als man ihn einmal auf Herz und Nieren prüfte, ob er in Kopenhagen je gewesen sei, da sagte er ja. Und hatte er denn nicht recht? Er hatte das Glück gefunden, und wenn die Spatzen von Kopenhagen sprechen, so meinen sie das Glück. Der kleine Sperling erzählte also von Kopenhagen, genau wie sein Vater, und als nach eifrigem Brüten endlich die kleinen nackten Spätzchen oben auf dem Gare du Midi zur Welt kamen, da mochte er vor Wonne es kaum glauben, daß diese süßen Kleinen ihm gehörten. Und er plagte sich nun wie ein ernsthafter Spatzenvater, um die Brut großzuziehen. Unten durch den Brüsseler Bahnhof rasselten und fauchten die Züge, aber oben zwischen den Sockeln gediehen die Spätzchen. Und als die ersten Federn sprossen, da erzählte das Pariser Väterchen seinen Kleinen von Kopenhagen.



Otto Wiedemann: Weidende Schafe



Gustav Freytag in seinem Garten zu Siebleben — Radierung von Karl Stauffer=Bern

Gustav Freytag als Hausfreund

Briefe Gustav Freytags aus den Jahren 1858 bis 1887

Mitgeteilt von Sara von Janson, geb. von Holtzendorff

IV

Leipzig, Juni 1870.

Meine lieben Freunde!

Seit Wochen lebe ich in der Hoffnung, Ihnen und Sara meine Glückwünsche selbst zu bringen, aber die Aussicht ist immer wieder in die Ferne gerückt. Und da eine plötzlich aufgetauchte Verpflichtung, die »Bilder« für neuen Druck fertig zu machen, mich wieder an die hiesigen Bücher zu fesseln droht, muß ich doch mit dem letzten Rest von Gewissen, das ich als Briefschreiber noch mit mir herumtrage, einer stilistischen Ausarbeitung anvertrauen, was ich, weiß Gott, lieber als mein eigner Briefbote von Siebleben zugetragen hätte.

Also Brautstand? Gemischte Gefühle — ich kenne die alte Geschichte. Einerseits natürlich erfreulich, anderseits doch auch Trennung, Vaterhaus, obschon ein wackerer Herr, wirklich vertrauenerweckend, doch auch wieder neue Sorgen! Es ist ein Mädchen; es ist nicht zu vermeiden, daß dies ein Ende hat; und dann, es ist immer eine gewagte Sache, und bei den Taufen weiß man zuletzt auch nicht mehr, wen man zu Paten bitten soll. Kurz, dieser Zustand ist auch für einen Hausfreund ein gemischtes Vergnügen, obgleich für diesen allerdings die fröhlichen Perspektiven überwiegen; mehrere Bowlen, Hochzeitsschmaus, vielleicht einmal auch kleiner Silberbecher.

Also in den rein menschlichen Empfindungen über die Geschichte weiß ich mich mit Ihnen durchaus im Einvernehmen. Und als Glückwunsch habe ich für alle Beteiligten aus wirklich treuem Herzen neben einem Freudenruf nur den Wunsch: keinen langen Brautstand, frischweg heiraten! Glauben Sie mir, Brautstände haben noch nie gutgetan. Warum? Sie verändern die natürliche Liebenswürdigkeit aller Beteiligten, sie genieren und werden geniert, sie machen die geistreichsten Beteiligten langweilig — soweit das überhaupt ihrer Natur nach möglich ist. Summa: ich fordere Hochzeit.

Sollten Sie aus obigen Andeutungen entnehmen, daß ich wilde Rücksichtslosigkeit in mir entwickelt habe, so finde ich das in der Ordnung. Ich schnaube darüber, wieder einmal Journalist zu sein. So ein alter Waldteufel, und muß noch immer kleinen und großen Kindern Feuer unter das Gefäß blasen? Darum hat man also dreibändig und fünfbändig gewirkt, um wieder in die vierspaltigen Leitartikel, ja sogar in das Allerlei am Ende zurückgeschleudert

zu werden, um als Nippesverfertiger unrühmlich Mitgefühl zu erregen?

Sich um Politik kümmern ist jetzt eine Geschichte, die in schlechte Gesellschaft bringt. So habe ich gestern einen jämmerlichen Abend zugebracht, an welchem bei 25 bis 30 Grad Hitze im hiesigen Schützensaal Bebel eine Rede von anderthalb Stunden gegen die Nationalliberalen hielt. Ein schnödes Ungeziefer, aber von unbestreitbarem Talent für Demagogie. Es war oft, als wenn man im Jahre 1848 wäre. Ich habe mich über Crowe gefreut, der mit wahrhaft englischer Geduld bis zum Ende aushielt. Dieser Schwiegersohn macht auch sonst Freude. Sein italienisches Werk wird immer mehr anerkannt, und er gilt ersten Leuten als eine starke Autorität. Ich wünsche ihm Muße und gute Gelegenheit, sein großes Werk zu vollenden, denn das ist der Teil seines Lebens, der in gewissem Sinne ihn allhier unsterblich machen wird.

Nun aber tausend Grüße und Glückwünsche den Verlobten speziell zu sagen, mir aber, liebe Freunde, Fortbauer guter Freundschaft für

Ihren getreuen Freytag.

Am 24. Mai 1870 verlobte ich mich mit meinem Manne, der damals die Kriegsakademie absolviert hatte und beim 95. Regiment stand. Im Juli brach der Krieg aus, mein Bräutigam wurde bei Wörth schwer verwundet, war aber Anfang September soweit transportfähig, daß er zu uns kommen konnte und nun in meinem Elternhause die sorgsamste Pflege genoß. Als Freytag aus dem Hauptquartier zurückkam, besuchte er meinen Kranken, um ihm ganz getreuen Bericht zu bringen. Aber den noch Bettlägerigen regten die Erzählungen so auf, daß ich Freytag bitten mußte, fortzugehen, und meinem armen Patienten brachte der Besuch, trotz aller großen Freude, einige Tage Fieber ein.

Siebleben, 31. Juli 1870, früh 3 Uhr.

Liebe Freunde!

Gestern abend erhielt ich die Aufforderung, mich in das Hauptquartier der dritten Armee zu begeben, dort einiges Preßhafte zu besorgen. Es war schon früher darüber verhandelt worden, aber ich glaubte die Sache abgebrochen, da ich ohne Benachrichtigung geblieben war.

Ich hoffe, von dort wenigstens den Grünen korrespondieren zu können. Crowe, den ich gern dort sehen möchte, könnte nützlich sein, es wird ihn aber vielleicht sein Amt stören, da ohne Genehmigung seiner Regierung er doch nicht hin darf, und als Kommissar wohl wieder der alte Freund des Kronprinzen, Oberst Wright, fungieren wird. Ich will mir aber Mühe geben, ihn durchzusetzen.

Wie lange ich bleibe, weiß ich nicht. Gern möchte ich etwas in bescheidener Arbeit dort nützen.

Leben Sie wohl; ich hoffe ein gutes Wiedersehen in einem Lande, wo der Ministerpräsident nicht mehr nötig haben wird, vier Jahre mit Schurken verdeckte Karten zu spielen.

Ihr getreuer Freytag.

Leipzig, 30. Dezember 1870.

Lieber Freund!

Es naht mit Macht das neue Jahr, was wir uns wünschen, werde wahr! Wir beide bleiben die Alten, Glückwunsch wird vorbehalten ...

Durch die letzte Woche hatte ich mit den Grünen Abschluß und Beginn neuen Lebens. Meine Stellung zu der neuen Zeitschrift ist freilich eine andre, ich habe nicht mehr das Gefühl des Eigentümers. Das ist mir zumeist darum leid, weil es mir die Freude nimmt, liebe Freunde zum Lesen des Blattes zu zwingen. Kann ich aber auch nicht mehr frei über Exemplare des ganzen Jahrgangs disponieren, so müssen Sie mir doch erlauben, Ihnen die Nummern zu übersenden, welche Ihnen etwa interessant sein können, eventuell Abzüge der Artikel, über welche ich verfügen kann. Ich beginne sogleich mit einem noch ungeglätteten Probedruck der ersten Bogen, die ich zur Hand habe. Wollen Sie die Güte haben, dieselben bis zur Ausgabe — 2. Januar 1871 — als Ihr Geheimnis zu bewahren, es hat sie noch kein Auge gesehen. Ihren Damen treue Huldigung, Ihnen allen Liebe und Treue

Ihres Freytag.

Ohne Datum.

Meine geliebten Freunde!

Heut nehme ich mir die Freiheit, diktatorisch über Sie zu verfügen. Zürnen Sie nicht, gewähren Sie mir einen Herzenswunsch, seien Sie, wie Sie sind, gut und lassen Sie mich auch einmal meinen Willen haben.

Nämlich Normanns sind früh gekommen, können Montags **nicht** bleiben. Das Nest der Zaunkönige muß untersucht werden. In dieser Not bitte, flehe, beschwöre ich, daß Sie mir gestatten, Ihnen um Punkt 1 Uhr einen Wagen zu senden, und daß Sie mit den sämtlichen Nichten, Neffen und Paten des Turmhauses nicht verschmähen, einen Ausflug nach der berüchtigten Wildnis und Raubstätte

Freudental

am Fuß der Gleichen zu machen, dort mit mir ein wahrscheinlich elendes Mittagessen einzunehmen und das Terrain, auf welchem Immo dahinfuhr, zu besichtigen.

Ich verehre Sie, ich liebe Sie, ich flehe, der Wagen kommt um 1 Uhr.

Ihr getreuer Freytag.

Leipzig, 27. Dezember 1870.

Liebe, verehrte Freundin!

Ich eile, Ihnen den Ausschnitt der Artikel zu senden; so wird sich's am besten versenden lassen, und bitte, Henning meine herzlichen Grüße und Glückwünsche beizupacken.

Für den Gemahl und das Haus treue Gedanken zum Fest und Neujahr. Daß Crowe fortkommen soll, ist mir sehr quer, und kann ich mich noch nicht darein finden. Er war mir ein so lieber und sicherer Gesell, bei dem man immer weiß, wie man mit ihm daran ist, ein treuer und zuverlässiger Freund. Und man wird mit den Jahren haushälterischer in dem Bewahren und verliert nicht gern, was vertraulich geworden ist.

Uns war das Fest still; ein wenig Arbeit und Aufräumen alter Versäumnisse.

Bewahren auch Sie mir oft bewährte Freundschaft! Hoffe, es soll ein ruhiges Jahr für uns alle werden. Für Wanda erflehe ich mir in Ihrem nächsten Brief nach Jena Anfügung meiner besten Gevattergrüße.

Bleiben Sie hold

Ihrem getreuen Freytag.

Ohne Datum. 1871?

Meine lieben Freunde!

Das ist ein so ernstes Jahr, daß auch der herzliche Glückwunsch davon Farbe erhält. Es tut in diesen Tagen fast not, daran erinnert zu werden, daß man auch ein eignes Leben hat mit Privatleiden und -freuden. Dieser letzteren eingedenk, sende ich als militärische Kuriosität die in der Fremde eingemachten Ingredienzien einer Kriegsbowle und den bescheidenen Gruß meines armen Sieblebens. Und frage hoch und höchst an, ob heut oder morgen abend die Kombination freundschaftlicher Wünsche sich zu vertraulicher Seßhaftigkeit zu verhärten wagen dürfte.

Unterdes Dank fürs Dasein, Heil fürs Leben und gutes Glück fürs Vaterländische.

Ihr alter getreuer Freytag.

Für Henning.

Nebst einer Ledertasche.

Trag sie lustig in die Weite,
Sorge nicht um den Verschluß!
Ist sie leer, soll's dich nicht grämen,
Aber laß dir nimmer nehmen
Nicht die Tasche von der Seite,
Nicht den Boden unterm Fuß!

Ohne Datum.

Mein teurer Freund!

Anbei der Brief von Stosch, den ich Ihnen selbst bringen wollte, aber Menschenwitz ist nicht unendlich; meiner war mir in diesen Tagen des Abends ausgegangen, und ich saß abgespannt auf meiner Bank.

Zum Teil bin ich so herunter, weil ich keine guten Zigarren habe. Ist in Gotha eine Bezugsquelle und Sorte, so bitte ich dieselbe Richtern zu sagen; er hat Geld mit, eine Probe zu bringen.

Bitte hoch und höchst, noch einige Tage mit mir Geduld zu haben; ich schlage mich mit den Habsburgern herum und kann diese Karnickel wegen mangelhafter Bücher nicht bewältigen.

Ich sehne mich danach, wieder Mensch des 19. Jahrhunderts zu werden, mein Umgang mit alten Spießbürgern und Raubrittern wirkt bereits nachteilig auf meine guten Sitten ein. Das Gemüt wird hart, Einsiedelei und Nichtachtung menschlicher Würde nehmen überhand.

Und nun diese Druckerteufel mit geheiztem Ofen hinter mir! Die Welt wäre schön, wenn nicht das verfluchte Arbeiten erfunden wäre.

In Treue und Versunkenheit

Ihr Freytag.

Siebleben, 13. Juli 1871.

Holde vier Damen auf einem Blatt!

Sie, vier Musen, welche ich, ländlichen Gefühlen entsprechend, am liebsten meine vier allerliebsten Mädel nennen möchte, ich danke herzlich für Ihren Gruß, hübsche Verse, treuen Sinn. Wenn schon vier grüne Kleeblätter an einem Stil die Wirkung haben, ein Glück zu bringen, so müssen vier lustige Mädchen auf einem Prachtbogen ganz unfehlbar den Tag, an welchem sie erscheinen, rosenrot färben.

Bleiben Sie alle vier gut

Ihrem Onkel Freytag.

Mein Bruder Henning trat im Juli 1871 eine mehrjährige Seereise mit der »Nymphe« an. Die Eltern wurden telegraphisch von der Ausfahrt benachrichtigt und fuhren früher nach Kiel, als sie zuerst geplant hatten. So waren wir vier Schwestern allein, als Freytags Geburtstag herankam. Ich verfaßte einige Verse (meine Schwestern waren empört über meine Kühnheit), ließ die andern mit unterschreiben, und zum gegebenen Tage flog der gereimte Gruß Freytag zu. Seine Antwort kam umgehend.

Leipzig, 30. Dezember 1872.

Lieber Freund!

Gutes Neujahr und alte Genossenschaft im neuen Jahre! Für Ihren Brief und Ihre treuen Worte herzlichen Dank! Daß die Herren Ingo und Nachfolger gewürdigt werden, Genossen Ihres Familienkreises zu sein, ist mir eine große Freude, und ich bin stolz darauf, daß die wohltönende Stimme der Freundin ein Herold meiner Träume geworden ist. Mit den Wettinern aber hat es keine Not; diese Emporkömmlinge haben mit meiner Familie wenig zu tun; ich finde in alten Büchern, daß der Urahn dieses Geschlechts bei einem viel späteren Nachkommen



des Ingo, der im vorliegenden Bande noch gar nicht erwähnt werden konnte, Hofdienste tat. Die Ingofamilie ist in ihrer Deszendenz überhaupt derzeit durchaus nicht auf Thronen zu suchen. Dort sitzt überall emporgekommenes Volk: meiner Helden Geschlecht ist tausend Jahre älter als die Habsburger und Kompagnie.

Es ist mir bei diesem Buch die unverhoffte Freude geworden, daß das Lesepublikum, auch das größere, sich die befremdliche Kost genügen läßt. Der Verleger hat bis zum Fest 10 000 Exemplare in fester Rechnung verkauft, was nach deutschen Verhältnissen immer viel ist. Ich wollte, ich könnte jetzt die letzten Teile schreiben und mich ohne Rücksicht auf historisches Kostüm gehen lassen. Aber das würde nicht guttun.

Was Sie mir über die Berliner Krisis schreiben, ist mir sehr wertvoll. Es vervollständigt und korrigiert das Bild, das ich mir von Bismarcks Intentionen zu machen suchte. Wenn freilich die Annäherung an die konservative Partei sich in der katholischen Frage geltend machen sollte — und ich weiß keine andre dringende Differenz —, so würde eine solche Biegung zugleich eine Demütigung werden, deren Folgen ich der Regierung und dem Reiche nicht gönnen möchte. Man hat die Pfaffen durch alles, was seither geschehen, nur gereizt, nicht gedemütigt, und ich meine, man muß in dieser Lebensfrage nicht biegen, sondern brechen. Daß man die Herrenhausfrage dadurch zu vertagen sucht, daß Bismarck jetzt guten Willen der Verletzten wiederzugewinnen strebt, ist doch nur eine nicht gerade wichtige Klugheitsmaßregel. Sie ist deshalb nicht wichtig, weil sie nur in Nebensachen zu erleichtern vermag, und sie kann keine Umkehr zu konservativer Politik genannt werden, weil sie in allen großen Reformen, welche einmal unvermeidlich geworden sind, sich als undurchführbar erweisen wird. An sich bin ich ganz zufrieden mit solcher Transaktion. Denn eine gute Reform ist jetzt nicht durchzuführen, und eine halbe ist schlimmer als gar keine.

Was Sie mir von Henning schreiben und was Ihr liebes Gemahl mir aus seinem Briefe mitteilt, ist mir große Freude. Er wird ein Mann, der sich kräftig und gesund im Handeln bildet, und Sie werden — wir alle werden — Frohes an ihm erleben. Ihr liebes Gemahl und die Kinder des Hauses bitte ich, dem Hausfreund im neuen Jahr die bewährte Freundschaft zu erhalten. Sie selbst aber, mein alter treuer Freund, sollen gut bleiben Ihrem Freytag.

Leipzig, 17. Januar 1873.

Liebe Freundin!

... Während Gotha seine höfische Saison feiert, sitzen wir Leipziger still zusammen; unsre bedenklichste Ausschweifung ist Essen, durchaus nicht Trinken. In meinem kleinen Kreise wird die Abwesenheit von Crowe immer bedauert. Die Sachsen haben im Bezeugen freundschaftlicher Gesinnung nicht gerade viel Aktivität, aber sie tragen's innerlich. Und Crowe war ihnen recht von Herzen recht. Sie haben ihm jetzt ein Album gestiftet.

Literarisch ist das Neueste, daß Strauß durch die Besprechung seines Glaubens im »Neuen Reich« tief empört, nach groben und beleidigenden Briefen an Hirzel die nötig gewordene neue Auflage seines Buches nicht mehr bei diesem, sondern bei einem Verwandten in Bonn erscheinen läßt. Daß er empfindlich war, verdenke ich ihm fast gar nicht, daß er den Verleger wechselt, finde ich in der Ordnung, daß er Hirzel für den Doveschen Artikel verantwortlich macht, ist unrecht, und daß er ihm gar Doppelzüngigkeit und prämeditierte Intrige vorwirft, ist sehr kleinlich. Der arme Verleger hat wahrlich nicht die Besprechung veranlaßt oder gewünscht. Aber da war nicht zu helfen.

Mir persönlich geht's so gut, daß ich gegen ein neidisches Schicksal ausspucken möchte, wie die Kinderfrau, wenn man ihr Kleines ins Gesicht lobt. Vollends seit Auerbach in der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit einem ungemeinen Aufwand von Philosophie, Würde und nicht immer verständlichem Tiefsinn Rühmliches über die beiden Heidenjungen verkündet, fühle ich mich ganz einig mit dem Gott der Zeit ...

Ihren treuen Freytag.

Siebleben, 18. Juli 1873.

Meine lieben Freunde!

Da der Himmel schön ist und das Wetter klar, da der Buchweizen, oder richtiger, der Flachs blüht und da alle Kreatur fröhlich ist, und ich auch,

darum, und nur darum

sende ich Ihnen meine treuen Glückwünsche mit beifolgender Probe von der Vegetation meines Pfarrdorfes.

Die Photographie, lieber Holtzendorff, bittet wegen ihrer anmaßenden Größe um Entschuldigung; sie war nicht handlicher zu beschaffen und erbittet ruhiges Quartier in Ihrem Wappen.

Ihnen beiden

drücke ich meine Freude über die Kombination merkwürdiger Schöpfungsverhältnisse aus, daß nämlich Sie leben und ich auch, und zwar beide zu gleicher Zeit, daß wir einander kennen und gewissermaßen schätzen lernten, und daß Ihre Geburt und meine Geburt — doch dieser Gedanke streift an ein leidiges Thema. Deshalb Schluß und die Bitte, daß Sie gut bleiben

Ihrem treuen Freytag.

(Fortsetzung folgt.)



Der hechtgraue Mantel / Von Franz Otto Werner

Das ist nun schon eine ganze Reihe von Jahren her, daß ich nach München zog, um dort mit meinem Studium zu beginnen. Ich wohnte in einem alten Hause bei einer echten Münchner Wirtin und fühlte mich sehr wohl. Ich besuchte fleißig die Kollegien und besah mit Eifer alle die Kunstschätze, die diese schöne Stadt birgt. Doch wenn ich dann vor einem berühmten Gemälde stand, hörte ich im Geist die Worte eines Professors dazu oder den Erguß aus irgendeinem Buche — kurzum, die Gängelbänder aus der Schulzeit saßen noch an mir, nur daß mich jetzt Professoren daran führten oder Leute, die ein Buch geschrieben hatten: die rechte Freiheit hatte ich noch nicht kennengelernt.

Der Frühling war ins Land gezogen, aber ich hatte ihn wohl gar nicht bemerkt. Ich saß spät abends in meiner Studierstube und las eine gewichtige Abhandlung über die Plastik alter Griechen.

Ich las so lange, daß allmählich das Frühlicht den Kampf mit dem Lichte meiner Petroleumlampe begann.

Da bemerkte ich zu meinem Erstaunen ein paar feine Lichtstreifen an der Wand neben dem Fenster und erkannte, daß dort eine Tapetentür saß, die ich noch nicht bemerkt hatte. In dem Raum hinter der Tapetentür mußte Licht sein, denn die Streifen waren viel heller als das graue Frühlicht. Das Erstaunliche aber war, daß diese Tür an der Außenwand saß. Es war auch kein altes Fenster, das man zugestellt hatte, denn die Lichtstreifen gingen bis auf den Fußboden und umrahmten auch oben eine Tür.

Ich trat an die Wand und tastete sie ab, aber ich konnte nirgends Schloß oder Griff finden. Ich klemmte einen Finger in eine Fuge, da sprang die Tür auf: in einem flachen Wandschrank hing ein großer hechtgrauer Mantel. Ich nahm ihn aus dem Schrank — es war ein altmodisches Stück mit einem großen Kragen. Ich zog ihn an, er paßte mir, als wäre er für mich gemacht. Und kaum hatte ich den Mantel angezogen, da breitete ich die Arme aus und jauchzte in ausgelassener Fröhlichkeit.

Nun sah ich in dem Schrank noch eine Tür mit einem großen Griff aus blitzendem Messing. Ich klinkte die Tür auf: ein Garten breitete sich vor mir — ein gerader Weg, mit goldgelbem Kies fein sauber bestreut, lief auf mich zu — rechts und links standen rote und gelbe Tulpen in gerader Reihe auf grünem Rasen. Ich ging in den Garten. Ich kam an eine weiße saubere Holzpforte. Ich ging hindurch, und nun war ich auf einer großen Wiese. Mitten durch die taunasse Wiese lief der goldgelbe Weg weiter. Und da kam das junge Mädchen auf mich zu, das ich am Tage zuvor im Hofgarten gesehen hatte. Sie lachte mir entgegen, alles lachte an ihr, der Mund und die blanken Augen, das helle Haar und die tanzenden Glieder unter dem schmiegsamen weißen Gewand. Wir liefen uns in die Arme und küßten uns herzhaft. Hand in Hand gingen wir weiter. Über einen sonnigen Berg sind wir gestiegen und sind durch einen duftenden Wald gegangen. Wir kamen an einen flimmernden See und taten die Kleider ab. Und wie wir uns an das Wasser schmiegten, da flatterte von einem Fichtenstamm der hechtgraue Mantel wie frohes Siegeszeichen über unserm lustigen Spiel.

Viele, viele schöne Tage sind wir zusammen gewandert. Und immer noch weiter und weiter wollte ich ziehen. »Aber aus dem Bayernland geh' ich nicht heraus,« sagte sie mir. »Dann müssen wir Abschied nehmen, mein Lieb, denn mein Wandern im hechtgrauen Mantel ist noch lange nicht zu Ende.« Und als wir uns den Abschiedskuß gaben, da hat es in unsern Augen noch einmal innentief gelacht im Erinnern an alle die Glückstage, durch die wir gezogen sind, aber dann hat sie geweint, weil diese Tage ein Ende haben sollten.

Doch ich wußte, daß für mich immer noch schönere Tage kommen sollten, und durch viele Länder und Städte bin ich in meinem hechtgrauen Mantel gezogen. Und immer lief mir ein so liebes Mädel wieder in die Arme, das dann an meiner Seite schritt beim Wandern im hechtgrauen Mantel. Doch immer sagten sie mir auch wieder: »Aus Jena geh' ich nicht heraus«, oder »Leipzig darf ich nicht verlassen«, oder wo ich sonst gerade war, und dann gab es immer einen Abschied wie das erste Mal, und immer wußte ich es, daß es noch viel schöner werden würde, und zog so weiter und weiter und wurde auch nicht betrogen um das, was ich gehofft hatte.

Da hatte ich wieder einmal Abschied genommen und war wieder in ein andres Land gezogen, in frohem Hoffen und mit glücklichem Schreiten. Da stand auf einem Hügel ein Mädchen, das sah ernst und besonnen in die Ferne. Ich neigte mich und fragte sie, ob sie mit mir wandern wollte. Da senkte sie den Kopf ein wenig und reichte mir die Hand.

Das war nun ein andres feierliches Schreiten, als ich es sonst erlebt hatte, und ich wußte, daß nun mein Wandern irgendwo ein Ziel hatte, wußte aber auch, daß es keine Stadt- oder Landgrenze gab, da sie sagen würde: »Hier gehe ich nicht weiter«, und wußte vor allem, daß auch ich nicht von ihr Abschied hätte nehmen können. Das Wandern sollte zu Ende sein. Irgendwo wollten wir Ruhe finden.

Und viele schöne Häuser standen im Land. Und wir zogen auf ein schönes Haus zu. Das



war so recht nach unserm Sinn: still und behaglich lag es im Grünen und hatte das rote Dach so recht gemütlich heruntergezogen. Ja, da wollten wir hinein.

Als wir an der Pforte waren, stand dort ein Haushofmeister und machte einen tiefen Diener. »Bitte sehr, meine Herrschaften,« sagte er, »aber bitte — der Herr muß diesen Mantel ablegen, in einem solchen Mantel darf man nicht in elegante Häuser treten.«

»Aber das ist doch mein hechtgrauer Mantel, dem ich alle meine Glücksjahre verdanke,« sagte ich.

Da lächelte der Haushofmeister so recht von oben herab und sagte: »Es wundert mich überhaupt, daß ein so vornehmer Herr einen solchen Mantel anhaben kann.«

Ich fühlte, wie mich meine Gefährtin von der Seite ein wenig traurig ansah. Ich war recht ungehalten. Was fiel diesem Hohlkopf ein, mir meinen hechtgrauen Mantel rauben zu wollen! Da wollte ich mir doch schon lieber ein andres Haus suchen. Es waren ja noch viele im Land.

Als wir zu dem nächsten gekommen waren, stand wieder so ein Haushofmeister dort und sagte gerade wie der vorige: »Bitte sehr, aber zunächst muß der Herr diesen Mantel ablegen.«

Wir zogen von Haus zu Haus, und immer geschah dasselbe wieder. Immer verlangten die Haushofmeister, daß ich meinen lieben herrlichen hechtgrauen Mantel abtun sollte.

Wir waren vom Wandern wohl ein wenig müde geworden. Ich blickte in das Land: da sah ich unten im Tal einen alten Gesellen mit müden Schritten gehen, und er trug auch einen hechtgrauen Mantel, und hinter ihm her trottete ein altes verkümmertes Weib im zerrissenen Kleid mit gesenktem Kopf. — Nein, nein! Wir wollen rechtzeitig Ruhe vom Wandern finden. Diese Frau an meiner Seite soll in einem schönen sicheren Hause wohnen. Ich sah sie fragend an, und sie sagte: »Ich liebe dich mit deinem hechtgrauen Mantel, aber auch ohne ihn. — Tue, was du willst.«

Und doch — sie hatte das Haus, vor dem wir jetzt gerade standen, recht verlangend angesehen.

Da gab ich mir einen Ruck und warf den Mantel ab. Der Haushofmeister schlug die Hacken mit kurzem Schlag zusammen und knickte sich mit einer tiefen Verbeugung nieder, dann schnellte er wieder hoch und riß die Tür auf. Einen kurzen Augenblick sah ich noch, wie herrlich alles war: da war eine schöne weite Halle in dämmerigem Licht, und dann ging es in einen Garten mit goldenen und roten Tulpen rechts und links von einem goldgelben schnurgeraden Wege. Es war just alles so wie in jenem Garten, den ich zuerst mit dem hechtgrauen Mantel betreten hatte. Dann wurde alles so seltsam still und stumpf in den Dingen, und wie ich zu meiner Gefährtin sprach, da waren es Worte, die ich wohl irgendeinmal auswendig gelernt hatte, und all meine Bewegungen kamen nicht von innen heraus mit eigner froher Kraft, sondern wurden von irgendwoher lautlos und ohne Fühlen geleitet.

Ich entsinne mich, daß wir nun in dem Hause wohnten, und es muß wohl lange Zeit gewesen sein, denn es hieß wiederholt: Nun ist wieder ein Jahr herum.

So saß ich einmal in meiner Stube und quälte mich, etwas zu schreiben, was ich mit fremdem Willen schreiben mußte. Da rissen meine müden Gedanken entzwei. Die Tür knarrte auf, und ein breites helles Licht kam herein. Ich saß schon mitten darin, und wie ich mich umdrehe, sehe ich meine beiden Kinder. Ei, die habe ich ja noch nie so recht gesehen! Was schleppen sie denn da?!

Und sie schleppen es auf mich zu und drücken es mir in die Hand, und ich nehme es, und es rollt sich auf: das ist ja mein alter hechtgrauer Mantel! — Da habe ich ihn schon angetan, und die Kinder springen auf meinen Arm und erzählen mir, wie sie draußen im Garten unter dem Laub den Mantel gefunden haben und wie sie ihn heimlich an dem Haushofmeister vorbei in das Haus brachten.

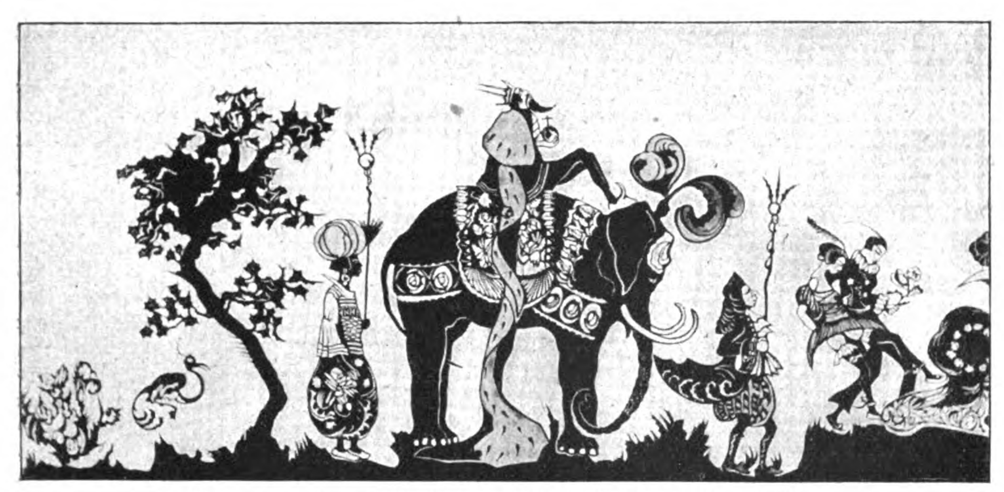
Aus frohem Lachen sah ich auf und sah meine Frau. Die schlug die Hände zusammen und rief: »Der Vater hat den hechtgrauen Mantel wieder!«

Da klopfte es. Meine Frau lief an die Tür, machte sie aber nur ein ganz klein wenig auf. Der Haushofmeister stand draußen und gab ihr eine Besuchskarte. Ein gewichtiger Name stand darauf, und nun sollte eine ernste Besprechung kommen. Ich streifte den hechtgrauen Mantel ab und hielt ihn in der Hand und sah mich um. Nein, hier konnte ich ihn nicht verbergen. Meine Frau nahm den Mantel hin und sagte: »Wir nehmen ihn mit in die Kinderstube, da hat der Haushofmeister nichts zu sagen.«

Meine Kinder hatten still und betroffen dagestanden, als ich den Mantel auszog, jetzt nickten sie fröhlich. Sie gingen mit meiner Frau durch die kleine Tür neben meinem Schreibtisch hinaus. Dort sah ich sie verschwinden: die Frau — den Jungen — das Mädel und den hechtgrauen Mantel.

Durch die große Tür von der Halle ließ der Haushofmeister den Besuch kommen — den Herrn mit der dicken Aktenmappe. Und wie ich seinen ernsten Gruß erwiderte, da dachte ich: Laß nur, oben im Kinderzimmer ist nun doch der hechtgraue Mantel.





Gruppe aus dem Hochzeitszug. Scherenschnitt von Lore Lessing

Von Kunst und Künstlern

Rudolf Koller: Gotthardpost (vor S. 461) — Alfred Otto: Das Tal (vor S. 477) — Otto Wiedemann: Weidende Schafe (vor S. 501) — Walther Buch: Aus der Uckermark (vor S. 485) — Edward Cucuel: Auf dem See (vor S. 413) — Alice Michaelis: Im Altenheim (vor S. 445) — Willy Preetorius: Romantische Landschaft (vor S. 421); Das Leiblhaus in Schongau (vor S. 429); Nymphen (vor S. 437) — Lore Lessing: Hochzeitszug, drei Scherenschnitte (S. 507, S. 508 u. S. 509)

Über keinen Maler hat Gottfried Keller, der bekanntlich in seiner Jugend selbst einer werden wollte, so viel geschrieben wie über seinen neun Jahre jüngeren Züricher Stadtgenossen Rudolf Koller (geb. 1828). Er rühmt an ihm das große Talent, das »ein in konventionellen Schlendrian versunken gewesenes Genre original in die Höhe gebracht hat und aufrechthält«; er lobt die ungebrochenen Farben, die Weite, Leichtigkeit und Lichtfülle seiner Darstellungen. Noch kurz vor seinem Tode äußerte er die Absicht, über Koller eine »größere, richtige Arbeit« zu schreiben, und fügte hinzu: »Wenn einmal dem seine Zeit kommt, der muß auch ein rechtes Fest haben. Ich sage Ihnen, er ist noch viel zu wenig geschätzt und anerkannt. Ist er einmal tot, so geht's wie bei Millet.« Diese Prophezeiung hat sich freilich bis heute, siebzehn Jahre nach dem Tode des Künstlers, noch nicht erfüllt, aber in seiner schweizerischen Heimat wird Koller in hohen Ehren gehalten, so weit sich auch die moderne schweizerische Malerei, z. B. die Hodlers und seiner Schule, von seinen Wegen entfernt hat. Doch auch in Deutschland haben Kollers Tierbilder, die oft zugleich auch Landschaftsbilder sind, viele Freunde gefunden, besonders unter denen, die in der Schweiz selbst haben beobachten können, wie eigentümlich und bedeutungsvoll dort das Tierleben mit der Natur und dem Wechsel der Jahreszeiten zusammengeht. Auch hat zur Würdigung des Malers viel das Lebensbild beigetragen, das Adolf Frey dem Meister bald nach dessen Tode gewidmet hat, ein dem geistigen Gehalt und der künstlerischen Ausstattung nach klassisches Werk, wie es nur ein Dichter schreiben konnte (Der Tiermaler Rudolf Koller. Mit 13 Heliogravüren und 2 Originalradierungen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.).

Kühn stellt ihn Frey als künstlerischen Beherrscher des tierischen Gliederbaues und der lebendigen, spielenden Einheit seiner Teile unmittelbar neben Potter, den holländischen Meister des »Jungen Stiers«. Mit gleicher Liebe, heißt es, malte er den stämmigen Alpstier, die feingliedrige, schlanke Bergkuh und ihre schlampampige Schwester drunten, die drallen Ochsen, die verwilderten Bergfohlen, das stürmende Campagnapferd, den schweren, starkhufigen Ackergaul, die abgetriebene Zigeunermähre, die runden Schweine, die gemütlichen Schafe, die bockigen Kälber und die Ziegen, die Abenteurer der Berge. Aber er begnügte sich nicht mit der Erscheinung der Tiere, er schilderte auch ihre Zustände und Bewegungen, und an Fülle der Motive werden ihm wenige Tiermaler gleichkommen. Bloße »Arrangements« verschmähte er, suchte vielmehr stets einen festen Gedanken, eine lebendige Vorstellung; seine Bilder wollen etwas erzählen. Dabei konnte er die Landschaft nicht entbehren, und da er sie ebenso wahr und poetisch, mit dem gleichen Sinn für das Konstruktive, das Gerüst, den Knochenbau eines Baumes, Felsens oder Gletschers, dargestellt hat, so sind wir zu einer ganzen Reihe von Bildern gekommen, die man nicht mehr Idyllen, die man kleine schweizerische Epen nennen muß, so viel wissen sie uns von der Landschaft mit ihren

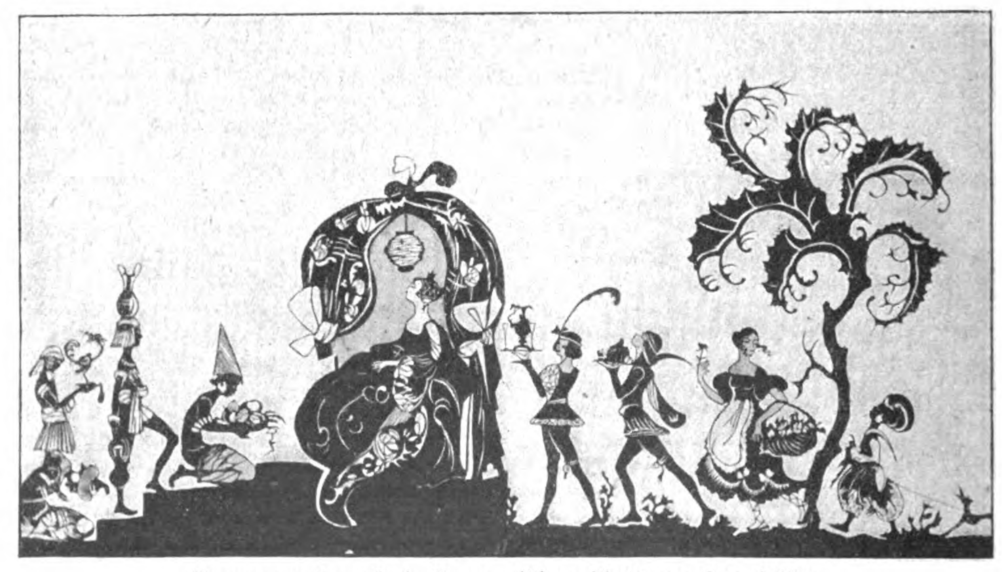
Wildbächen, Trümmerwällen und Schneewüsteneien, mit ihren behäbigen Bauernhöfen, entlegenen Weilern, fetten Ackerbreiten und saftigen Wiesen, vor allem aber von dem »lieben, einzigen Zürichsee« mit seinen gesegneten Buchten und Landzungen zu erzählen. Und wie weiß Koller Tier und Landschaft zusammenzustimmen, nicht nur koloristisch, sondern auch biologisch; wie weiß er mit den Tieren auch ihre Hüter und Lenker, die Sennen und Hirtenbuben, die Bauern, Knechte, Fuhrleute und Postillione zu treffen!

Kollers berühmtestes Bild — nicht sein bestes, wie er selbst gern betonte —, die Gotthardpost, verdankt seine Entstehung (1873) einem Auftrage der Direktion der Schweizerischen Nordostbahn. Sie beabsichtigte, wie Frey erzählt, ihrem Mitgliede Alfred Escher, der aus ihrer Mitte schied, um seine Kräfte ungeteilt der Gotthardbahn zu widmen, deren eigentlicher Schöpfer er dann geworden ist, ein Bild zu schenken — was für eins, mochte der Maler selbst bestimmen. Koller entschied sich sofort, das Motiv am Gotthard zu holen, auf dessen Durchtunnelung sich Eschers Gedanken und Mühen seit Jahren gerichtet hatten. Aber auch an Ort und Stelle fand er lange nichts Befriedigendes. Bis ihn seine Frau ermunterte, aus einer Skizze der Gotthardpost das gewünschte Gemälde zu machen. Das leuchtete ihm ein. Er fuhr nach Flüelen zurück, wo die Postverwaltung für Einzelstudien alles Erforderliche zur Verfügung stellte, und in kurzem war das Bild fertig, das den Schöpfer der Gotthardbahn just mit dem ehrte, was er überwunden hatte, was aber nun in der Kunst ein erhöhtes Leben weiterführte.

Neben Kollers »Gotthardpost« stellen wir ein verwandtes Motiv, eine Arbeit aus unsern Tagen: Alfred Ottos »Tal«. Der Maler ist uns zuerst im Maiheft 1921 begegnet. Auch damals war es ein Gebirgsbild, das wir wiedergaben: ein keck, fast gewagt in eine großzügige, von der aufgehenden Sonne überstrahlte Berg- und Seelandschaft gesetzter Schuljunge, der mit staunenden Kinderaugen das »Jugendglück« genießt, von diesen Herrlichkeiten bei all seinem Tun, selbst bei seinen Schularbeiten, umgeben zu sein. Dieses Miteinander von Mensch und großer, erhabener Natur, das von Hodler und Segantini gelernt zu haben scheint, herrscht auch in dem neuen Bilde: nur daß hier Menschendasein und Menschenwerk besser mit den gewaltigen Formen der Natur zusammenklingen, wohl weil der Maler sich inzwischen dazu bekehrt hat, die vergänglichen Formen den ewigen bescheidener unterzuordnen.

Otto Wiedemanns »Weidende Schafe« (im Unterholz) sind im vorigen Herbst unmittelbar vor der Natur in der Nähe von Potsdam gemalt, also Kinder einer norddeutschen Flachlandschaft. Daher, aus der milden, grauen Herbststimmung, die dieser Landschaft eigentümlich ist und sie für das feinere Auge so reizvoll macht, hat das Bild seine ausgeglichene, wohltuende Harmonie zwischen warmen und kalten Tönen, daher auch die mit der Landschaft in so schönem Einklang stehende ruhige, sanfte Bewegung der Tiere, an die der Künstler im Augenblick sein ganzes Herz hingegeben hat.

Dem farbigen Blatt »Aus der Uckermark« von Walther Buch liegt ein Pastell zugrunde, das an einem weichen Spätsommer-



Gruppe aus dem Hochzeitszug. Scherenschnitt von Lore Lessing

tage bei leichtbewölktem Himmel auf einem Gutshof in der Nähe von Prenzlau entstanden ist. Das Motiv, dieses auf einer der vielen, für die Uckermark kennzeichnenden leichten Bodenwellen breit dahingelagerte Wirtschaftsgebäude, ist so einfach wie möglich; seine malerische Schönheit bekommt es allein von dem weichflutenden Licht, das alle Umrisse zärtlich umhüllt.

Von dieser norddeutschen Verhaltenheit der Töne sticht Edward Cucuels Bootbild »Auf dem See« nicht nur durch seine sonnenhellen Farben wirkungsvoll ab. Wie in allen Bildern des Münchner Malers, so ist auch in diesem ein Klang aus der Welt der verwöhnten, eleganten Frau, die ihre Tage zu genießen weiß und dem kosenden Licht vom zierlichen weißen Schuh bis zum breitrandigen, bunt garnierten Hut die Farben darbietet, an denen es seine ganze liebevolle, wohl auch ein wenig kokette Kunst der Verschönerung üben kann.

Und abermals ein betonter Gegensatz zu diesem sinnenfreudigen Dolcefarniente in dem »Altenheim« der Berliner Malerin Alice Michaelis. Wer Max Uths Innenbilder kennt oder sich des vielseitig illustrierten Aufsatzes erinnert, den wir vor einigen Jahren über Uths Kunst gebracht haben (Augustheft 1916), wird etwas von dem Einfluß dieses Meisters darin erkennen. Von ihm hat denn auch die Malerin, die außerdem bei Baluschek und Corinth in die Schule gegangen ist, auf Studienreisen in Mecklenburg viel gelernt, zumal für die Darstellung des durch ein schmales, halb verhängtes Fenster in einen engen, altertümlichen Raum einfallenden Lichtes.



Gruppe aus dem Hochzeitszug. Scherenschnitt von Lore Lessing

Die drei Gemälde von Willy Preetorius, die »Romantische Landschaft«, das »Leiblhaus in Schongau« und die »Nymphen«, begleiten den Aufsatz von Lothar Frede.

Die drei Scherenschnitte von Lore Lessing: »Hochzeitszug«, Ausschnitte aus einem für das Kinderzimmer eines jungen rheinischen Ehepaares bestimmten Fries, sind das Werk einer Neunzehnjährigen, einer Schülerin der Staatlichen Kunstakademie in Düsseldorf. Der Fries hat bei einem halben Meter Höhe eine Länge von 18 Metern und stellt einen phantastischen Festzug dar, der Völker der verschiedensten Länder, Gestalten der verschiedensten Zeiten und Zeitstile zu friedlicher Huldigung vor den Jungvermählten vereinigt: Chinesen, Türken, Spanier, Mohrenknaben, Pagen, Rokoko-Prinzessinnen, Königinnen, Soldaten, Pierrots u. a. Er läßt auch wilde und zahme Tiere, fremdartige und bizarre Wunderbäume, seltsame Geräte und Kostbarkeiten nicht fehlen, alles scheinbar wahllos durcheinander, ohne Zeit- und Raumgrenze, aber schließlich doch durch das Gefühl spielender Lebensfreude und Grazie mit Witz und Anmut zu einem Ganzen zusammengehalten. F. D.

Mein Rößlein

Mein Rößlein will nicht traben,
Ich gab ihm manchen Schlag.
Was mag das Tier wohl haben?
Es ist doch Sommertag.

Zum Friedhof hat's gefahren
Ein holdes Mägdelein,
War fröhlich, jung an Jahren
Und licht wie Sonnenschein. —

Nur weiter, Rößlein, weiter,
Und heiter sei dein Sinn!
Bald bringst du deinen Reiter
Auf Rädern auch dahin.

Wilhelm Kunze

Literarische Rundschau

Das Buch des deutschen Kronprinzen — Bilder aus zwei Jahrhunderten herrnhutischer Geschichte und brüderischen Lebens — Das Johannes-Schlaf-Buch — Georg Reicke: »Woge und Wind« — Ernst Wiechert: »Der Wald« — »De plattdütsche Blomengarden«, herausgegeben von Dr. Otto Karstädt — Briefe und persönliche Aufzeichnungen Beethovens nach Berichten der Zeitgenossen von Albert Leitzmann — Paul Pietsch: »Der deutschen Sprache Ehrenkranz« — Reclams Universalbibliothek — Verschiedenes

Die Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm (Stuttgart, Cotta) rein als literarische Erscheinung nach ihrem inneren Stil, d. h. nach der erzielten oder verfehlten Eintracht zwischen Inhalt und Form zu würdigen, wie ich's s. Z. an dieser Stelle bei seinem Jagdbuch versucht habe, erweist sich bald als unmöglich. Dafür ist dem Herausgeber Karl Rosner für die »Gestaltung und künstlerische Formung des Stoffes« zuviel Freiheit eingeräumt worden. Er durfte nicht nur nach eignem Ermessen weglassen, was ihm nicht gefiel oder zu seinem Aufbau nicht taugte, er durfte — und das bedeutet bei einem Manne von dichterischer Phantasie mehr — auch nach Gefallen ergänzen, sei es auf Grund seiner mannigfachen Gespräche mit dem Kronprinzen, sei es nach eignen Beobachtungen und aus eignem Miterleben. Von den Originalaufzeichnungen scheiden oder auch nur kenntlich machen ließen sich diese Zusätze nicht; das hätte die Einheitlichkeit und Flüssigkeit des Ganzen zerstört, ihm wohl gar ein pedantisches Ansehen verliehen und damit sein Bestes, die Ursprünglichkeit des persönlichen Bekenntnisses, geraubt. Es wäre töricht, dem so vertrauensvoll ausgezeichneten Herausgeber dies Verfahren zu verargen, nur weil wir dadurch um den Reiz einer bis in die feinsten Abtönungen und letzten Prägungen des Ausdrucks persönlichen Formgebung gekommen sind; hier ist wirklich, das erkennt man bald, der Inhalt zu bedeutsam und gewichtig, als daß man sich viel um das literarische Gewand kümmern möchte.

Drei Dinge sind es vor allem, auf die sich die Aufmerksamkeit des Lesers konzentriert, drei Grundpfeiler, die diese keine feste, einheitliche Linie innehaltende Sammlung von Aufzeichnungen, Dokumenten und Tagebüchern trotzdem innerlich gliedern: die kronprinzliche Erziehung und das Verhältnis des Thronfolgers zum Kaiser; die Entwicklung seiner selbständigen politischen Ansichten; sein Verhältnis zum Kriegs- und Friedensproblem und sein eng damit zusammenhängender Entschluß, einstweilen ins Ausland zu gehen.

Es ist einer der menschlich wohltuendsten Eindrücke dieses Buches, daß es sich von heftigen oder erregten Anklagen, die man aus der Verbitterung der Einsamkeit wohl begriffen hätte, nach Möglichkeit fernhält, vielmehr überall zu verstehen, zu erklären und zu begründen trachtet. Dennoch läßt sich der Wechsel des Tones nicht überhören, der eintritt, wenn sich die Erinnerung von dem Bilde der zärtlich und kindlich vertrauensvoll geliebten Mutter zu dem des Vaters wendet. Dort überquellende Wärme, hier kühler Respekt und spröde Zurückhaltung. Das unglückselige System der Vermittlung, erst durch Hauslehrer und Gouverneure, dann durch Kabinettsorder, ein System, das sich überall zwischen Sohn und Vater schiebt, kann allein nicht daran schuld sein. In ihnen beiden müssen von Anfang an Elemente gelegen haben, die sich wie Wasser und Feuer schieden. Beim Kaiser immer und überall der Gedanke an Repräsentation, beim Kronprinzen eine freie, manchmal wohl allzu lässige, allzu aufgelöste unbefangene Menschlichkeit und Natürlichkeit oder wenigstens der Drang dahin. Er spricht es offen aus, was den Vater an ihm ärgerte: vor allem seine Abneigung, sich einem gehobenen Stil anzupassen. Über den wohl allgemein zwischen Vätern und Söhnen geläufigen Generationenkonflikt geht dieser Widerstreit zweier grundverschiedener Temperamente doch beträchtlich hinaus. Gewiß, der Sohn hat nie die Achtung und Ehrerbietung verletzt, die er seinem Vater und kaiserlichen Herrn schuldig war, aber gerade für seine zur Wärme und Vertraulichkeit drängende Art war das zuwenig. Alle seine ihm zur Ehre gereichenden Bemühungen, diesen Zwiespalt durch um so stärker betonte Hervorhebung der vornehmen und ritterlichen Eigenschaften des Kaisers nachträglich zu überbrücken oder zu verschleiern, müssen vergeblich bleiben. Ich weiß, es gibt Männer, die ihm diese Kritik an Vater und Kaiser heute noch, ja heute erst recht verdenken. Mir würde es umgekehrt unehrlich und untapfer erscheinen, wäre er in einem Bekenntnisbuch, das sich Rechenschaft über eignes Tun, Wollen, Vollbringen und Unterlassen geben will, darum herumgegangen.

Früh schon hat sich der Kronprinz den höfischen Bestrebungen widersetzt, in ihm den modernen, unbeirrt im Leben seiner Tage stehenden Menschen zu unterdrücken, das, was an selbständigem Wesen in ihm war, im Sinne einer Erziehung zu einem preußischen »Normalprinzen« zu nivellieren. Die hübsche Szene, die er von seiner Friedrichsruher Fahrt mit dem Fürsten Bismarck erzählt, wie er dem alten, schwer atmenden Herrn kurzerhand den viel zu engen Uniformkragen öffnet, ist symbolisch dafür. Äußerlich schien ihm dies stete Löcken wider den Stachel des »Systems« nicht viel zu helfen; innerlich hat er am Ende doch sein eignes Selbst behauptet, wie dies Erinnerungsbuch vielfach be-

weist. Seine Hinneigung zur Bürgerlichkeit, zur ungezwungenen Leutseligkeit, zum menschlichen Wohlwollen gegen seine Leute hatte er allenfalls von seiner Mutter, nicht durch Erziehung und Drill, ebensowenig wie die mit reifender Kritik immer schärfer hervortretende Abneigung gegen das Pomphafte der Hoffeste und die Vorschriften der Etikette.

Nicht weniger stark als gegen die übertriebene Einschnürung seines persönlichen Eigenlebens richtete sich seine Kritik gegen die Bevormundung und systematische Beeinflussung seiner politischen Anschauungen. Konnte er doch täglich beobachten, wie sehr die Freiheit und der Weitblick seines Vaters darunter litten. Ihm sollte das nicht geschehen. Er ist stolz darauf, daß sich hier der Witz der Weltgeschichte grotesk verkehrt hatte: der König war nach einem Materiale »ad usum delphini« orientiert, der Dauphin schöpfte sein Wissen aus dem Vollen des Lebens oder suchte es wenigstens zu schöpfen. Erste Beweise dafür seine vom Üblichen und noch heute Geläufigen abweichende Schätzung des Königs Eduard, seines welterfahrenen Großonkels, dem er wertvolle politische Lehren zu verdanken glaubt, und seine Kritik selbst an dem sonst aufrichtig verehrten Tirpitz. Am bezeichnendsten aber die sich in ihm immer entscheidener bestärkende Auffassung, daß für unsre innere Politik eine gesunde Entwicklung in liberalerer Richtung die gegebene Linie sei, und weiter sein Gegensatz zu dem »bis an die Grenze des Gespenstischen weltfremden« Bethmann Hollweg, diesen »Meister Immerhin«, für dessen müde Resignation er einmal die treffenden Worte findet: »Sein bedenkliches Herz hatte keine Flügel, sein Wille war freudlos, sein Entschluß lahm!«

Was ihm früh schon Bedenken und Sorgen machte, war unsre wachsende Abhängigkeit von den politischen Ideen und Zielen des Wiener Ballplatzes. Und damit setzt seine eigentümliche, bisher, wie's scheint, falsch beurteilte Stellung zum Kriege ein. Mit Entschiedenheit und Nachdruck wehrt sich der Kronprinz gegen die Vorwürfe, je zum Kriege gehetzt zu haben; nicht weniger liegt ihm daran, durch Mitteilung von Denkschriften und andern Dokumenten zu erhärten, daß er schon Ende 1915, stärker noch in den Sommertagen 1917 auf einen rechtzeitigen, besonnenen Frieden hingearbeitet habe. Er wurde nicht gehört, kaum ernst genommen, und die Bitterkeit über diese Nichtachtung fraß sich so tief bei ihm ein, daß sie für den, der nur ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen weiß, sogar in seiner Charakteristik Ludendorffs nachgällt, so redliche Mühe er sich in seiner (manchmal fast zu willigen und billigen) Courtoisie gibt, dessen vaterländischer Kraft und Treue, »gestählter Energie« und »geschliffenem Geist« gerecht zu werden. Wie gegen die Behauptung, er habe das Scheitern der Marneschlacht verschuldet, so wehrt sich der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz auch gegen den Vorwurf, er sei an den schweren Verlusten und dem schließlichen Mißerfolge vor Verdun schuld. Gewiß mit guten Gründen. Aber dieses stete, in Einzelheiten noch oft wiederholte Sichwehren läßt manchmal fast ein wenig von dem gelassenen Stolz vermissen, den wir an einem preußischen Königs- und deutschen Kaisersohn auch in seinem F a l l nicht missen möchten. Gemeinheiten wie das niederträchtige Schimpfwort »Der lachende Mörder von Verdun« stößt man mit der Stiefelspitze in den Kot, aus dem sie gekrochen sind. Im übrigen: sollte oder durfte einer, der schwarz in die Zukunft sah, vor den Soldaten, die er geliebt hat wie der Vater seine Jungen, der Bruder seine Brüder, Trübsal blasen?« Das herze weinet manege stund, so doch lachen muez der munt« — das steht schon in Vridanks »Bescheidenheit« ... Als dann der entsetzliche Zusammenbruch im Hauptquartier zu Spa kommt, da erfährt dieser Friedensfreund, der sich selbst gern einen modernen Menschen nennt, die schneidendste Tragik, die es gibt: er stößt bei dem General Gröner, dem Nachfolger Hindenburgs, auf die giftige Übersteigerung, die abscheuliche Verzerrung seines eignen Friedenswillens. Gegen Worte, wie sie aus jenem Munde kamen: »Fahneneid? Kriegsherr? Das ist am Ende bloß eine Idee«, m u ß t e sich der kaiser- und königstreue, in Pflicht und Hingabe großgewordene preußische Offizier in Entrüstung und Verachtung aufbäumen. Es zeugt von der Selbstzucht des Kronprinzen, daß er sich in seinen Ausdrücken selbst hier noch mäßigt ...

Furchtbares hat der Kronprinz in den nun folgenden Tagen und Wochen gelitten. Wie er, so wollen auch wir uns der Tränen nicht schämen, die uns dabei ins Auge schießen. Wer — sei es Monarchist oder Republikaner — möchte ihm in seinem Unglück die einzige tröstliche Hoffnung zerschlagen, daß doch dereinst die Stunde kommen werde, da es ihm vergönnt, durch schaffende Arbeit neben den Volksgenossen auf unserm Heimatboden wirken zu dürfen.

Im vorigen Heft hat uns Hermann Steinberg aus Niesky zur Z w e i j a h r h u n d e r t f e i e r H e r r n h u t s von der »Stadt auf dem Berge« erzählt, wie sie sich vorbereitet und aufgebaut hat, welche äußeren und inneren Nöte sie überwinden mußte, bevor sie zu der festen Burg und segensreichen Friedensstätte wurde, als die sie heute, über alle Schranken des Religionsbekenntnisses und der sozialen Anschauungen hinweg, geachtet und geehrt wird. Doch nur in knappen Umrissen konnte dort das Bild Herrnhuts und der Herrnhuter Brüdergemeine gezeichnet wer-

den, und mancher Leser mag, wenn er den Aufsatz aus der Hand legte, erst recht das Verlangen gespürt haben, tiefer noch und vertrauter in die »Welt der Stillen im Lande« einzudringen. Denn Herrnhut bedeutet nicht bloß in der Geschichte etwas. Es ist das letzte Beispiel einer religiös gebundenen Kultur und Lebensgemeinschaft, das sich nach dem Ausklingen des Mittelalters noch hat durchsetzen können. Aber im gottesdienstlichen Leben haben sich hier ganz neue Formen von so reichbewegter Ausdruckskraft gebildet, daß ihnen die Zeit nichts hat anhaben können, nein, auch die äußere Siedlungsgemeinschaft hat sich allmählich in einen religiösen Sozialorganismus umgewandelt, dessen Blut noch heute lebhaft kreist, und an dem auch die radikale Neuerungssucht nicht achtlos vorübergehen kann. Selbst unsre Jugendbewegung — muß nicht auch ihr Blick, auf das Ziel einer neuen Innerlichkeit und eines vertieften Gemeinschaftssinnes gerichtet, auf dem Wege dorthin für eine Weile, sei es auch nur nachsinnend, an dem weitragenden Bilde Herrnhuts haftenbleiben? ... So ließen sich wohl noch viele Fäden finden, die die »Stadt auf dem Berge« und ihre Tochtergemeinden mit der lebendigen Gegenwart verbinden. Aber bedarf es solcher Anknüpfungen überhaupt, um Interesse für »Bilder aus zwei Jahrhunderten herrnhutischer Geschichte und brüderischen Lebens« zu wecken? Ist nicht diese Geschichte selbst, für sich betrachtet, fesselnd genug? Wer daran zweifelt, werfe einen Blick in das festliche Buch, das der Furche-Verlag in Berlin dem Gedenktage zu Ehren herausbringt, und er wird sich alsbald durch den sanften Zauber dieser Feder- und Bleistiftzeichnungen, mehr- und einfarbigen Bildertafeln so eingesponnen fühlen, daß er sich ungern wieder davon trennt. Es sind außer einigen schönen Bildnissen, darunter Zinzendorf, Spangenberg und Abraham Dürninger, hauptsächlich die verschiedenen herrnhutischen Gründungen, die uns hier mit ihren Stadt- und Dorfanlagen, Schul- und Gemeindebauten begegnen, aber diese Steine reden, und aus diesen Plätzen und stillen Winkeln spricht der Geist, der sie geschaffen hat. Nur selten sind Lichtbildaufnahmen herangezogen, meist geleiten uns künstlerische Schöpfungen durch die Niederlassungen in Gnadenfeld (bei Oppeln), Gnadenberg (bei Bunzlau), Gnadenfrei (Schlesien), Gnadau (bei Magdeburg), Neusalz (a. d. Oder), Neudietendorf, Christiansfeld (Südjütland), Königsfeld (Baden), Kleinwelka (bei Bautzen), Niesky (Oberlausitz), Großhennersdorf, die Kindheitsstätte Zinzendorfs, vor allem aber durch Herrnhut selbst. Und diese Bilder sind so beredt, daß die beiden Herausgeber S. Baudert und Th. Steinmann nur eine kurze Einleitung beizusteuern brauchen, um sie ein wenig näher zu erläutern oder in den geschichtlichen Zusammenhang zu rücken. Man darf Herrnhut und alle, die zu ihm gehören, aufrichtig beglückwünschen zu dieser Jubelgabe.

Am 21. Juni d. J. wird Johannes Schlaf sechzig. Noch immer denken wir bei seinem Namen zuerst an den »konsequenten Naturalisten«, der mit Arno Holz die »Familie Selicke« geschrieben und dem Dramatiker Gerhart Hauptmann die Bahn gebrochen hat. Aber wie kurzsichtig und ungerecht ist das! Schlaf ist seitdem, auch an Zahl und Umfang seiner Bücher gemessen ein fleißiger und fruchtbarer Schriftsteller, in vielerlei Gleisen gefahren und hat sich vom erdgebundenen, wirklichkeitsbefangenen Naturalismus weit entfernt, bis zur Kulturphilosophie und Mystik, bis zur Erkenntnis und Verkündung eines neuen Weltsystems. Wir sollten den Gedenktag zum Anlaß nehmen, uns in dieser an kühnen Wendungen, aber auch ernsten Vertiefungen reichen Entwicklung näher umzusehen, schon damit uns das Bild des Jubilars an seinem Ehrentage reiner und klarer vor Augen trete, als es so vielen, getrübt auch durch seinen leidigen Zerfall mit dem einst so vertrauten Holz, in der Erinnerung steht. An einem guten und bequemen Hilfsmittel dafür fehlt es nicht. Drei Freunde des Dichters und Denkers, Ludwig Bäte, Kurt Meyer-Rotermund und Rudolf Borch, haben sich zusammengetan und dem Sechzigjährigen zu Ehren das Johannes-Schlaf-Buch geschaffen (Rudolstadt, Greifenverlag). Das ist keine der üblichen Jubiläumsschriften mit den üblichen kritiklosen Verhimmlungen, sondern der ernste und sachliche Versuch, dem Menschen, Dichter und Denker gerecht zu werden: Bäte erzählt, wohl auf Mitteilungen und Bekenntnisse Schlafs selbst gestützt, von seinem Leben und Werden, Meyer-Rotermund zeichnet die Wege des Naturalisten und Kulturpsychologen, Borch geht den Gedankengängen des Naturmystikers und seiner geozentrischen Theorie nach. Auch die alten Mitkämpfer aus der naturalistischen Epoche und die neuen Freunde aus der Weimarer Zeit kommen in kürzeren, mehr oder weniger aphoristischen Einzelbeiträgen zu Wort, vom flüchtigen, verbindlichen Glückwunsch bis hinauf zur scharfumrissenen Gesamtcharakteristik seines Werks und Wesens. Schließlich gibt noch ein Anhang erwünschten Überblick über Schlafs sämtliche Werke und über die wichtigsten ihm gewidmeten Arbeiten.

Georg Reicke, den wir seit seinen Jugendgedichten nur als Romanschriftsteller und Dramatiker kannten, hat sich in einer Versnovelle versucht. Sie heißt »Woge und Wind« (Berlin, Schuster & Loeffler), bewegt sich am



sommerlichen Strande und erzählt in zunächst etwas mühsam, dann freier und natürlicher fließenden Terzinen die kurze Geschichte einer Liebe: vom anmutigen, durch naturfrohe Ferienstimmung beschwingten Sichfinden der beiden, des Dichters und einer vom unholden Ehejoch wundgeriebenen zarten und feinen Frau, über ein bald zur letzten seelischen und körperlichen Vertrautheit aufsteigendes Glück zum wehen, aber sanften Ende mit Abschied und Entsagung. See und Sonne, Wind und Welle liefern die Begleitmusik dazu, und unter dem Bilde der unbewußt und ungewollt, wie mit Naturgewalt vom Winde getriebenen Woge faßt das Gedicht den Kampf, die Ergebung, den endlichen Verzicht dieser Liebe, was einen schönen Wohlklang gibt. Die Form, die nach Heyses »Novellen in Versen« eine ganze Weile verschollen war, sehen wir auch sonst wohl heute wieder aufleben. Doch es ist gut, daß sie sich jetzt ihres natürlichen Stils besser bewußt ist als die sogenannten episch-lyrischen Dichtungen, die in den fünfziger Jahren in Blüte standen, dann aber bald, gerade durch ihren Zwittercharakter, dies bunte Gemisch von Erzählung und Lyrik in wechselnden Versformen, den Rückschlag zur realistischen Prosa hervorriefen. Heyse durfte sich schon etwas darauf zugute tun, daß er diesem stilwidrigen Wechsel der Versart ein Ende gemacht und die echt epische Form einer sich in gleichem Rhythmus bewegenden Erzählung wieder in ihre Rechte eingesetzt hatte. Auch darin begegnet sich Reickes »Wind und Woge« mit ihm, daß diese sommerliche Liebesgeschichte schon im Stoff einen gewissen höheren poetischen Reiz, einen idealen Zug hat, der am schlagendsten in Rhythmus und Reim zutage treten kann, und daß das novellistische Motiv, einfach und ursprünglich, sich ohne viel tiftelnde und bohrende Psychologie, ohne individuelle Charakteristik und schärfere Lokalfarben gleichsam im Umriß, in wenigen andeutenden Zügen erschöpfen läßt. Nun fragt es sich bei solcher Wiederkehr nur, ob sich die Form jetzt besser einbürgern wird als vor fünfzig oder sechzig Jahren, da Heyse seine »Thekla«, seine »Braut von Cypern, die »Hochzeitsreise an den Walchensee«, den »Märchenprinzen« und noch manche andre Versnovelle schrieb. Der Deutsche hat nun mal nicht viel Sinn für den selbstherrlichen Reiz der Form und ist immer versucht, sie, wie Kinder, die mit Gewalt ins Gehäuse eines Spielzeugs dringen wollen, zu zerbrechen, um möglichst rasch und bequem an den »eigentlichen Inhalt« zu kommen.

Daß manchmal nichts leichter die Vorstellung von einem Buche verfälschen kann als die Nacherzählung des »Inhalts«, dafür ist Ernst Wiecherts Roman »Der Wald« (Berlin, G. Grote) ein sprechendes, ein warnendes Beispiel. Hielte man sich an das äußere romanhafte Geschehen, so müßte man berichten, wie Henner, ein aus dem Felde heimgekehrter und von den Roheiten der Revolution empfangener Grundbesitzer, der Letzte seines wilden Stammes, dem von seinen Vorfahren der Wald als ein für jede fremde Hand unantastbares Heiligtum auf die Seele gebunden ist, dies Heiligtum schließlich lieber dem Verderben durch Büchse und Feuer als den neuen Regierungsgewalten für ihre kommunistischen Pläne ausliefert. Wenn man vollständig sein wollte, müßte daneben oder dazwischen wohl auch noch von den Herzensbeziehungen dieses »Hauptmanns« zu Elsabe und Wera die Rede sein, von denen die eine dem Walde rechtzeitig ins Leben entflieht, die andre sich ihm zum Opfer darbringt, und schließlich noch von seiner engen Verbundenheit mit dem alten vermoosten und verwitterten Waldmenschen Isegrim, dem Einäugigen — das Eigentliche, die Seele der Dichtung würde man damit aber nicht treffen. Die liegt, eingekapselt wie der Fruchtkern in spröde Schale, in dem einen Worte des Titels: Wald. Liebevoller, andächtiger, entzückter als hier ist »der grüne Gott« kaum schon in deutscher Sprache gepriesen und gefeiert worden, und das will doch etwas heißen. So darf man also von dieser Dichtung sagen: »Die Seele macht ihr Glück«? Ja, denn der Naturfreund — ach nein, welch armselig Wort! — der Waldanbeter wird bei Wiechert aus seiner Kirche und seinem Gottesdienst nicht herauskommen. Er wird den Wald in allen Jahreszeiten, in all seinen Stimmungen, Tönen, Farben, Lichtern und Dämmerungen sehen, in Sturm und Stille, Blühen und Welken, Licht und Dunkel, Heimlichkeit und Größe. Aber der Wald ist hier mehr, ist eine Schicksalsmacht von mystischer Gewalt. Wer ihm nicht Bruder werden kann, dem wird er Herr; wem er nicht höchstes Glück schenkt, den schlägt er mit tiefstem Leid. Henner fühlt sich trotz oder gerade wegen seines leidenschaftlichen Ringens um seinen Segen, wobei er zwischen Demut und Vermessenheit, Zartheit und Roheit bald nicht mehr zu unterscheiden weiß, vom Walde verstoßen, und so wird ihm sein Eifer zum Verderben. Aus diesem Keim könnte sich ein tragisches Menschenschicksal entfalten, wenn der Verfasser die bilderwütige, schwelgerische Gefühls- und Stimmungslyrik zu bändigen verstünde und der Weg der Handlung und Entwicklung sich nicht immer tiefer in rätselhafte Dunkelheiten verlöre. Wo einmal, mehr episodenhaft als organisch, der Versuch gemacht wird, Realistisches hineinwirken zu lassen, verfällt die Darstellung der Verzerrung, wie beim wiederholten Erscheinen der »Kommission« und ihres Führers Dr. Matthias Plurr, aber auch beim Eingreifen Isegrims, der ebenso süß girrende Redensarten im Munde führt, wie sein

Name grimmig ist ... So ist hier nur ein halbschüriges, im Grunde stilloses Buch entstanden, dessen bewegliche, bald sanft wie Flöten- und Geigenklänge schwingende, bald mächtig wie Orgelton dahinbrausende Naturstimmungen nicht für den Mangel an festem epischem Bau und Gehalt zu entschädigen vermögen.

Vor fünfzehn Jahren etwa lud uns Dr. Otto Karstädt zum erstenmal in seinen »Plattdütschen Blomengarden«, und wir hatten unsre helle Lust an dem Grünen und Blühen, Funkeln und Duften all der niederdeutschen Gedichte, die uns da in buntem Flor empfingen: bald derbe Bauernblumen, bald fein säuberlich am Stock gezogene Kulturblüten. Deutsche Zeichner hatten die Sammlung mit anmutigen Bildern ausgeschmückt, und der Magdeburger Prüfungsausschuß für Jugendschriften gab ihm seinen väterlichen Beschützersegen mit auf den Weg. Nun baut aber der Väter Segen den Kindern nicht immer Häuser, und so war denn auch hier das Aushängeschild »Für die Jugend« viel zu eng für den Inhalt und Zweck des Buches, auf die Dauer eher ein Hemmnis denn eine Förderung für seinen Weg ins Volk. Anders wenigstens läßt es sich kaum erklären, daß dieses auch äußerlich originelle Bändchen ein halbes Menschenalter gebraucht hat, um zu seiner dritten Auflage zu kommen. Die ist nun bei Westermann mit der richtigeren Bezeichnung »För platt- un hochdütsche Groten un Kleinen« erschienen, und der Herausgeber hat durch einen Anhang dafür gesorgt, daß auch von dem jungen Samen, der inzwischen auf den niederdeutschen Rabatten so reichlich aufgegangen ist, mancherlei des Besten und Feinsten auf die Beete gepflanzt worden ist. Da finden wir denn vor allem die Schleswig-Holsteiner samt denen, die es geworden sind: Gorch Fock, Hans Much (von Geburt ein Brandenburger), Robert Garbe, Hermann Boßdorf, Hans Fr. Blunck, Hermann Claudius, Iven Kruse, Ingeborg Andresen, aber auch die Westfalen: Friedrich Wilhelm Grimme, Karl Prümer, Karl Wagenfeld, Augustin Wibbelt und Hermann Wette, den Verfasser des »Krauskopf«. Ganz besonders hübsch aber ist der »Kiekut« den sich der »Blomengarden« am Zaun zugelegt hat. Steigt man hinauf, so sieht man bis nach — Schottland. Wie das zugeht? Nun, da lebte, abenteuerte, erzählte und dichtete bis vor kurzem in der kleinen Ackerstadt Friedland in Mecklenburg-Strelitz ein gewisser Friedrich Kerkow, der sich Karl Spielmann nannte, wohl in Erinnerung an die fahrenden Leute des Mittelalters, in denen dieser viel umgetriebene Weltfahrer in der Tat so etwas wie literarische Vorfahren verehren konnte. Und dieser Spielmann hat den prächtigen Einfall gehabt, eine Anzahl der volkstümlichen Lieder von Robert Burns frischweg ins Mecklenburgische zu übertragen — nicht sprachlich bloß zu übersetzen, nein umzudenken, umzufühlen, umzubilden, daß man sie von einheimischen Gewächsen nicht mehr unterscheiden kann. Eine Probe und damit zugleich, wie zu hoffen, das beste Lockmittel in den »Blomengarden« selbst; denn der »Kiekut« oder »Kiekäwer« ist doch nur eine Art Zaungast, und den sollte es hier nicht geben. Kerkow-Spielmanns Gedicht ist ein kleines Idyll, heißt »Lotting« und lautet in seinen ersten Strophen also:

> Lotting woad'te dörch de Baek,
> Weeß ehr Woaben netting;
> Moakt' sich Rock un Beenings natt,
> As 'n boadtes Kätting.
>
> Lotting, ach! wuhr natt, mien Lütting,
> Nix blew drög, ach Jötting!
> Moakst di Rock un Beenings natt,
> Bet boaben ran, lütt Lötting! ...

Nicht immer führt Fülle zur Klarheit. Beethovens Bild ist durch die Unmasse von Zeugnissen seiner Zeitgenossen eher verdunkelt als geklärt worden. Nur zu vieles ist da ans Licht gezogen worden, was verwirrend wirken mußte. Mit den Briefveröffentlichungen steht es fast noch schlimmer: weitaus die meisten sind als krause Schößlinge einer augenblicklichen ungebändigten Laune wert- und bedeutungslos. Nur in einer Auswahl dünken uns Beethovens Briefe genießbar; nur befreit von dem beschwerlichen Ballast all der minderwertigen Kleinigkeiten und den schier endlosen Wiederholungen können die wenigen wirklich kennzeichnenden und bedeutenden Stücke zu gebührender Wirkung kommen. Von dieser Erkenntnis geleitet, hat Prof. Albert Leitzmann, in ähnlichen Arbeiten mannigfach geschult und bewährt, in zwei stattlichen Bänden des Insel-Verlages (Leipzig) die Berichte der Zeitgenossen, die Briefe und persönlichen Aufzeichnungen gesammelt, gesichtet und erläutert (mit 16 Bildnissen Beethovens aus allen Lebenszeiten und einer Briefnachbildung). Der erste Band bringt allein die Berichte der Zeitgenossen, möglichst in zeitlicher Reihenfolge und so eng wie möglich ineinandergreifend. Sie beginnen mit der Bonner Jugendzeit, weisen zunächst noch manche empfindliche Lücke auf, schwellen aber noch vor 1800 sichtlich an und lassen von 1810 an kein Jahr ohne mehrfache, sich mannigfaltig ergänzende, auch wohl einander widersprechende Belege, bis hin zu Grillparzers Grabrede. Die Anekdote wird dabei mit Recht nicht ausgeschlossen, und die von so vielen markanten Eigentümlichkeiten, aber auch wirren Sonderbarkeiten umgebene Persönlichkeit des Künstlers tritt ins hellste Licht. Mehr noch müssen wir diesen Zeugnissen für die Aufklärungen dankbar sein, die sie

uns über die Entstehung der Werke, ihre Wirkung und Würdigung bei den Zeitgenossen geben. Denn hierfür gerade versagen die Briefe Beethovens selbst. Diese gewähren uns in das Wesen seines Schaffens gar keinen, in seine Ansichten über die Kunst im allgemeinen und die seinige im besonderen nur sehr kärglichen Einblick. Leitzmann hat sich mit etwa 200 (darunter viele kleine Briefzettelchen) begnügt, aber die Auswahl so zu treffen gewußt, daß jeder einzelne Brief uns wirklich etwas zu sagen hat. Dann folgen persönliche Aufzeichnungen Beethovens: Tagebuchnotizen, Aphorismen, Verse, Auszüge aus der Odyssee (nach Vossens Übersetzung), aus Shakespeare (nach Eschenburgs prosaischer Übersetzung) und aus Goethes West-östlichem Diwan. Eine Übersicht über Beethovens Bücherei, reichhaltige erläuternde Anmerkungen zu den Berichten und Briefen, ein zusammenfassendes Nachwort des Herausgebers und sehr eingehende Sach- und Personenverzeichnisse schließen den zweiten Band dieser in jeder Beziehung würdigen Veröffentlichung. Sie wird hinfort, wenigstens für den Laien und genießenden Leser, manche Einzelausgaben entbehrlich machen.

»Der deutschen Sprache Ehrenkranz« — kann es einen hübscheren und lockenderen Titel für ein Buch geben, das dichterische Zeugnisse zur Geschichte der deutschen Sprache sammelt und erläutert? Nicht zuletzt solcher glücklichen Benennung darf es zugeschrieben werden, daß dies von Prof. Paul Pietsch für den Deutschen Sprachverein besorgte und seit zwei Jahrzehnten betreute Buch (Berlin, Verlag des A. D. Sprachvereins) nun schon in dritter, vermehrter Auflage vorliegt. Die ursprüngliche Zahl von 244 Gedichten und Dichterstellen, die das Lob unsrer Muttersprache singen, zu ihrer Pflege mahnen, vor ihrem Mißbrauch warnen und ihre Entstellung rügen, hat sich jetzt fast verdreifacht. Die ursprüngliche Absicht der Sammlung ging darauf, ein vaterländisches Erweckungs- und Erbauungsbuch zu schaffen, das dazu helfen sollte, deutsche Sprachgesinnung und deutsches Sprachgewissen zu einem allgemeinen Besitztum der Deutschredenden zu machen. Diese Absicht besteht noch heute, ja hat heute wieder erneute und erhöhte Berechtigung. Aber auch mit der sich selber genügenden Wissenschaftlichkeit der Deutschkunde verträgt sich das Buch. Überall wurde die erste und echteste Gestalt der Texte aufgespürt und den Stellen der für das geschichtliche Verständnis notwendige Nachweis über den Dichter, die Entstehungszeit, den Anlaß, die Zusammenhänge hinzugefügt. So ist der Ehrenkranz der Sprache auch zu einem Ehrenspiegel unsers deutschen Wesens und Werdens geworden.

In Reclams Universalbibliothek gab es bisher Dantes Göttliche Komödie nur in der Terzinen-Übersetzung von Streckfuß-Pfleiderer, die in der Form wie in der Genauigkeit des Ausdrucks mancherlei zu wünschen übrigließ. Jetzt ist ihr dort eine andre an die Seite getreten: die in reimlosen fünffüßigen Jamben gehaltene von Karl Witte. Sie ist von den älteren Übersetzungen eine der geschmackvollsten und trifft Sinn und Ton des Urtextes weit besser als die von Streckfuß. Zudem hat der Haller Romanist Prof. Dr. Berthold Wiese sie durchgesehen und irrige Wendungen auf Grund des Urtextes verbessert, veraltete Ausdrücke durch geläufigere und lebendigere ersetzt. Die Erläuterungen zum Text sollen in einem besonderen Bande der U.-B. folgen. — In derselben Sammlung kommt nun auch der lange Zeit zu Unrecht vergessene Jugenderzieher Joach. Heinr. Campe wieder zu Ehren, und zwar mit seinem »Theophron«. Der Herausgeber, Schulrat Dr. Th. Fritzsch, sagt nicht zuviel, wenn er diesem warmherzigen Buche, einer von verantwortungsvollem Ernst und reifer Lebenserfahrung erfüllten Sittenkunde, einen unvergänglichen Reiz zuschreibt, dank der Besonnenheit der Anschauung, der Wahrheit der Erfahrung und der Feinheit der Beobachtung. Die von Paul Würffel besorgte, stark gekürzte Ausgabe verfolgt einen doppelten Zweck: sie will denen ein Führer sein, die aus dem Vaterhause selbständig ins Leben hinausschreiten, und dem Moralunterricht, der wieder Eingang in unsre Schulen gefunden hat, Stoff bieten. Goethes Wort von Campe: »Er hat den Kindern unglaubliche Dienste geleistet, er ist ihr Entzücken und sozusagen ihr Evangelium«, gilt nicht bloß für den »Robinson.« — Nahe beieinander, wie in Braunschweig ihre letzten Ruhestätten, finden wir nun auch in Reclams Sammlung den häuslich-friedlichen Robinson-Erzähler und den abenteuerfreudigen Reisenden Friedrich Gerstäcker. Dessen kalifornisches Lebensbild »Gold« (2 Bände), in spannender Romanform vorgetragen, ist, wie alle seine Schilderungen aus der fernen Welt, ein Niederschlag eigner Erlebnisse und Beobachtungen. — Ferner begegnen uns in der letzten Reihe der Reclambüchlein: das Lustspiel »Das Stiftungsfest« von Roderich Benedix, womit die lange Reihe der in der U.-B. erschienenen Bühnenwerke (20) dieses liebenswürdigen Unterhalters abgeschlossen ist, ein Lebensbild Björnstjerne Björnsons, verbunden mit einer kritischen Würdigung seiner Hauptwerke, von Karl Theodor Strasser und eine ebenso spannende und psychologisch fesselnde wie in der Form anmutige Novelle unsers Grazer Mitarbeiters Emil Ertl: »Der Handschuh.«

F. D.



Verschiedenes

Eduard Engels »Deutsche Meisterprosa«, ein sieben Jahrhunderte vaterländischer Sprach-, Gefühls- und Gedankengeschichte umspannendes »Lesebuch«, beginnend mit Meister Eckhart und Heinrich Seuse, schließend mit Moltke und Bismarck, ist in neuer (4.) Auflage erschienen (Braunschweig, Westermann). »Lesebuch« könnte mißdeutet werden; mit der Schule oder gar der Schulmeisterei hat diese Sammlung nichts zu schaffen. Besser wäre es vielleicht, zu sagen: ein Charakter- oder, wenn die Bildung erlaubt ist, ein Wesensbuch. Denn der reine und wahrhafte Zusammenklang von Gehalt und Ausdruck, der hier als Erkennungszeichen und Eintrittsschein gefordert wird, kann nur aus dem Inneren der Persönlichkeit kommen und muß deshalb auch für sie zunächst und vor allem zeugen. Niemals entscheidet allein das Wie über Zulaß oder Abweisung, sondern das Wie und das Was, oft mehr das Was als das Wie. Da muß sich dann wohl Kern und Wert jeder Persönlichkeit enthüllen. So wird das Buch zugleich zu einem Spiegel des deutschen Menschentums. An Veränderungen macht sich in der neuen Auflage nur eine bemerkbar: Kaiser Wilhelms II. Thronrede vom 25. Juli 1888 ist durch eine Stelle aus Gneisenaus Denkschrift an König Friedrich Wilhelm III. vom August 1811 ersetzt worden. Auch das aber gehört zum Kapitel Charakter.

*

Eine neue Ausgabe des Nibelungenliedes bringt Prof. Walther Freye in Bongs Goldener Klassikerbibliothek (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.). Nach Simrocks Vorgang stellt er den mittelhochdeutschen Urtext und die neuhochdeutsche Übersetzung (von Simrock) strophenparallel nebeneinander (wie es übrigens auch die Tempel-Ausgabe schon getan hat). Durch dieses Verfahren wird die beste praktische Einführung in das Mittelhochdeutsche gegeben, und Hunderte von ablenkenden Anmerkungen werden dadurch überflüssig. Was trotzdem zum Verständnis noch durchaus nötig ist, findet der Leser im Anhang (Sprachliches, Metrisches, Mythologisches, Volks- und Kulturgeschichtliches) und in zusammenhängender Darstellung in der Einleitung des Herausgebers, wo namentlich die nordischen Wurzeln der Sage und ihre Verbreitung aufgedeckt, aber auch die Entstehung des Liedes, die Dichterfrage, die Überlieferung und das Fortleben der Dichtung sowie schließlich auch ihr mehr menschlich-sittlicher als künstlerischer Wert und ihr Fortleben in unsrer Literatur erörtert weden.

*

Den Namen Dr. Leopold Franck kennen die Leser aus den Baumschilderungen, besser: den Baumcharakterbildern, die nun schon mehrmals in den Monatsheften erschienen sind. Doch Franck ist kein Mann, der sich durch solche »Spezialität« einengen ließe. Seine Liebe gehört auch der »Reihe der Lebendigen«, unsern »Brüdern im stillen Busch, in Luft und Wasser«. So hat er ein eignes, ein »selbsterlebtes« Buch den Kerfen (Insekten) gewidmet und es »Kinder des Sommers, Kinder der Sonne« genannt (Braunschweig, A. Graffs Buchhdlg.), um gleich im Titel anzudeuten, daß wir hier keine trockene Terrarium-Gelehrsamkeit zu erwarten haben, sondern daß all diese Beobachtungen mit Hilfe seiner getreuen Freundin, der Biologie, der Lebenskunde, in Anschauung, Bewegung, Handlung, ja in Geschichten und kleine Dramen umgesetzt sind. Aber Franck hat noch eine andre Freundin und Bundesgenossin, die lohnt mit dem, was sie ist — heißt Frau Poesie und macht sein Buch zum Dichterwerk.

*

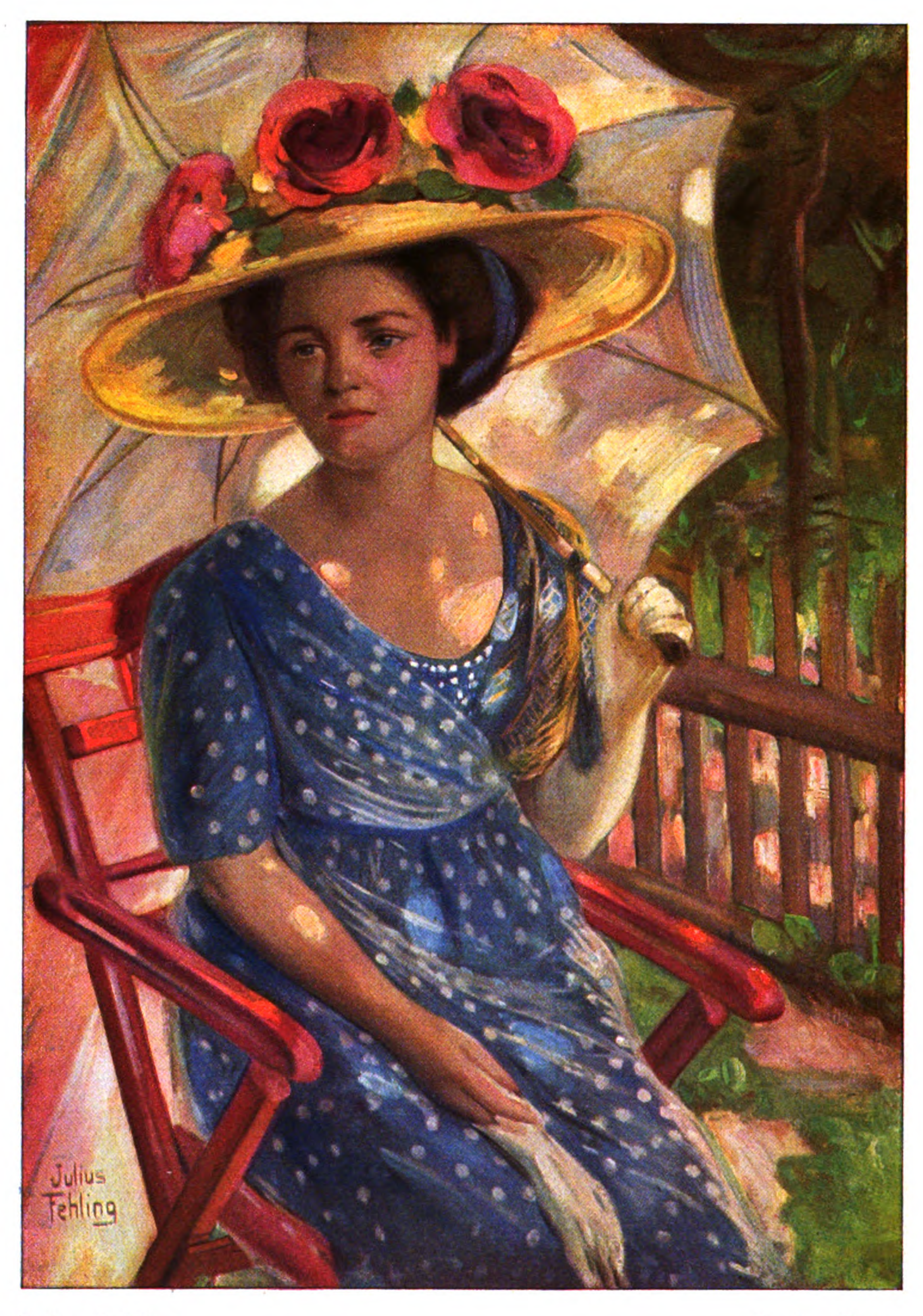
Die Hamburger und Bremer Jugendschriftsteller haben das Verdienst, die Alltags-, besser Werktagswelt der gewerbreichen Großstadt für das Kinder- und Jugendbuch erschlossen zu haben. Der Bremer Lehrer und Schriftsteller Heinrich Scharrelmann hat damit sein Glück sogar bei den Kleinsten und Allerkleinsten gemacht. Wer kennt nicht seine Berni-Bücher, die sich ihren Stoff aus der nächsten Umgebung des Kindes holen, aus Haus, Straße, Schule, dann aber weiter greifen, wie sich der Gesichtskreis, die Anteilnahme und Ausdruckskraft des Kindes erweitert: Berni, der »kleine Junge«, kommt in die »Schulzeit«, Berni »lernt Menschen kennen«, Berni vergnügt und belehrt sich »im Seebade«. Eltern, die Wert darauf legen, daß schon die frühe Erziehung des Kindes sich an die Wirklichkeit des Lebens statt ans Märchen und die Phantasie hält, werden aus diesen gut und reichlich illustrierten Bändchen (Braunschweig, Westermann) willkommene Anregung ziehen.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Julius Fehling: In der Sonne



Band: 132. II Aug. 1922

Meister

Novelle von Rudolf Hans Bartsch

II (Schluß)

as Ehepaar schrieb die Karten für den großen Abend im eignen Heim.

»Du, Geliebter, soll ich den Grafen Hoorn einladen?«

Der Meister fühlte, daß sich ihm alles Blut zum Herzen zog, und sogar einen leichten Krampf verspürte er in diesem allzu jung gebliebenen Organ.

Jetzt kam seine Prüfungsstunde.

Er sah seine junge Frau möglichst ruhig an. Auch ihr Antlitz blieb unbefangen.

»Würdest du ihn gern sehen?«

»Er ist hochgebildet und ein ausgezeichneter Musiker; weißt du etwas Unangenehmes über ihn?«

»Nichts; aber wir beide werden doch wohl bemerkt haben, daß er alle Möglichkeiten und Wege zu dir ausspäht und sucht; — und heute mußte ihm das endlich gelingen.«

»Ich habe nichts oder beinahe nichts bemerkt. Du hast auch sicherlich unrecht. Er ist, wie ich höre, durchaus bescheiden und überschätzt sich nicht. Denk' nur: wie ohnemaßen lächerlich müßte er sich oder mir vorkommen, wenn er mit dir in Wettbewerb treten wollte!«

»Wenn alles in dir so ruhig und sicher ist wie diese deine Worte, dann können wir ihn ja einladen,« lächelte Rautenstrauch.

»Johannes — eifersüchtig?!«

»Ein wenig; wie immer,« sagte er heiter.

Und so wurde der junge Graf Hoorn zu Rautenstrauchs geladen, ein halbes Jahr nach der Hochzeit.

Die junge Frau hatte viel mit dem festlichen Abend weiter zu schaffen, und der Meister versank an seinem Klavier in Stimmungen und Strömungen. Er hörte dem Rauschen seines Blutes zu, ob es nicht schon müde und alt flösse.

Dieser Hoorn! Ein Nachkomme des Grafen, der mit Egmont zusammen das Schafott bestiegen hatte; und darum ein rührender und phantasieerweckender, dazu ein erlauchter Name. Er war ein ruhiger, graziöser, sublimierter junger Mensch und dennoch elastisch, trainiert und gefährlich, wo immer man in ihm den Mann herausfordern mochte. Allerbeste Altwiener Kultur. Schön, tief veranlagt, voll Talent, verhalten leidenschaftlich. Wenn einer ihm seine Frau zu nehmen vermochte, der konnte es! Hoorn galt für einen jener Allergefährlichsten, welche sich selber völlig an das Weib verloren, das sie verführen wollten.

Und er wollte es. Rautenstrauch war ein viel zu feiner Menschenkenner; auch hatte seine kleine Frau sogar schon den Bewerber an ihm herausgefühlt.

Schon als sie gegenüber der Hoornschen Villa eingezogen waren, hatte es begonnen; — beim ersten Blick. Hoorn war nach Hause gekommen, als Rautenstrauch und Frau vor ihrer Gartentüre standen und den Plan für die Blumenrabatten des nächsten Frühjahrs überlegten. Seine zwei prachtvollen Wolfshunde waren ihm freudewinselnd entgegengesprungen, und er liebkoste sie mit seinen gepflegten Händen und mit einer so weichen und zärtlichen Stimme, daß der tonkundige Meister sofort hoch aufhorchte. So warb um Hundesliebe keine Männerstimme.

Rautenstrauch deutete eifrig in seinen Garten hinein, und indem er an nichts zu denken schien als an den Plan des Blumenparterres, beobachtete er immerzu im blanken Messingschildchen des Eingangs, das seinen Namen trug, den jungen und eleganten Grafen. Der sah so selten und so verhohlen herüber, daß der alternde Mann augenblicklich wußte: Der ist vorsichtig, und es liegt ihm daran, nicht durchschaut zu werden. Der Graf wurde ins Haus zum Frühstück gerufen: er vermochte nicht, sich von seinen Hunden zu trennen, und liebkoste sie immerzu, als wollte er so recht zeigen, wie zärtlich und weich er zu sein vermochte. Zuletzt ging Rautenstrauch mit seiner jungen Frau eher ins Haus und prüfte die geschlossenen Läden und Vorhänge gegenüber. Der eine hob und teilte sich ein wenig, und lange Zeit glaubte Rautenstrauch dort hinten jemand regungslos stehen zu sehen.

Dann war ihm Hoorn bei einem Konzert vorgestellt worden.

Hoorn war dem gefeierten Künstler gegenüber von einer lieben, fast knabenhaften Ehrfurcht und Schüchternheit. Der jungen gnädigen Frau sagte er nur Gemessenes und Gewöhnliches. Und doch — der weltkundige Meister fing ihm ein paar eigentümlich kurze Blicke ab.

Hoorn verehrte den berühmten Musiker, wie es wirklich schien, grenzenlos. Er war in all seinen Konzerten gewesen und wußte genau, was der Meister da und was dort gespielt hatte, wußte sogar genau über seine Stimmung zu sprechen und über jedes Tempo, wie es hier anfeuernd, dort zurückhaltend auf den Abend eingewirkt hatte. Alle seine guten und seine müden Abende fand der Meister treulich bewahrt in der Brust des Verehrers. Da war kein Unecht darunter, und er hatte hier wahrhaftig schon einen feurigen Anhänger gehabt, noch ehe die entzückende kleine Frau an Rautenstrauchs Seite getreten war. So viel Kenntnis und Feinheit hätte jeden eitleren Künstler hingerissen. Rautenstrauch faßte sein Herz nur zusammen, als sollte er etwas sehr Großes und Ernstes wagen. Er ließ sich seine äußerste Gespanntheit nicht merken, aber er wußte: Jetzt geht's um Leben und Tod meiner Liebe.

Brachte Hoorn dem Meister Blumen, dann brachte er immer den kleineren Strauß der gnädigen Frau. Nie traf er sie zufällig an, und nie kam er ihr mit einem werbenden Ton allzu nahe. Aber seine Stimme vibrierte manchmal vor verstecktem Begehren.

Lange durfte diese Ferne und Getrenntheit bei täglichem Anblick nicht mehr zwischen den beiden fortdauern. Bei solch ahnungsreichen Umständen entzünden sich die Herzen früher, glüht die Phantasie leichter auf. Es mußte zu einer bürgerlich behaglichen Alltagsnähe kommen, und darum lud Rautenstrauch den jungen Hoorn jetzt selber ein.

»Er mich verehren? Und wenn ich Goethe in Person wäre, ihm bliebe ich im geheimen nichts als der alte Mann mit der jungen Frau. Der Mann, dem man überlegen ist; dem gegenüber man nur etwas mehr und klüger hinzögern muß — wegen des verfluchten Ruhmes zu den feineren und abwartenden Formen der Verführung genötigt! Im Tiefsten achtet und schätzt er sich sehr viel höher als mich; und indem er meine Frau verführen will, verachtet und beleidigt er mich dort, wo es mein ganzes Leben bedeutet, mehr zu sein als er. — Ich werde ihm einen Gegner stellen, auf den er nicht gefaßt sein soll, und ich werde ihn bestrafen, wie er es um mich nur immer verdient.«

Niemand las an diesem glänzenden Abend dem göttlich heiteren Meister aus den blitzenden Augen die entnervende Seelenangst, die ihn im geheimsten verzehrte. Aber zugleich war alles in dem besonnenen Manne Spannung und Aufmerksamkeit.

Hoorn stand längst schon bei seiner Frau: ehrfürchtig, zartfühlend, sorglich fragend. Frau Maria sah wirklich ein wenig angegriffen aus, und Hoorn war so sehr besorgt.



Der Diener rief die Namen der Eintretenden. So viel Ausländer!

»Miß Delanjos!«

Ein junges Mädchen, und doch schon charakteristisch; eine dunkelhäutige, schlanke und aparte Kreolin. Der Meister kam ihr bis in die Tür entgegen, küßte ihr beide Hände und war mit dem erlesen schönen Mädchen so zärtlich, daß die dunklen Augen seiner entzückenden Schülerin stolz aufstrahlten: »Meister! Meister! Machen Sie mir keine Hoffnungen — so lieb, wie Sie sind — heute!«

»Aber Sie ahnen auch gar nicht, wie Sie aussehen — heute!«

»Doch wie immer? Dann haben Sie mich eben noch nie so recht angeschaut.«

»Es ist wahr, Miß Delanjos. Mir ist, als sähe ich Sie heute zum erstenmal.«

Man sagt, Kreolinnen könnten so wenig erröten wie Quinteroninnen; diesmal stimmte das nicht. Ganz dunkel war das fremde Mädchen unter dem Blick des Meisters geworden, und Frau Maria und Graf Hoorn hoben die Köpfe.

»Sie kann erröten, wann sie will,« sagte Frau Maria lachend.

»Gefällt sie dem Meister schon immer so?« fragte Hoorn, der aufmerksam geworden war und mit Kenneraugen das aparte Mädchen aus den Südweststaaten prüfte.

»Ich habe nichts bemerkt,« sagte Maria jetzt etwas gepreßt. Am liebsten hätte sie Hoorn gesagt: Im Gegenteil! Gerade an der kann und darf mein Mann keinen Gefallen finden! Sie ist phantasievoll bis zur Hysterie, abenteuersüchtig, kokett, treulos, wechselhaft! Aber die kleine Frau schwieg. Sie fürchtete, wegen Eifersucht ausgelacht zu werden.

Fortan aber hatte Hoorns einschmeichelnde Stimme in zwei kleinen blühenden Frauenohren keinen rechten Klang mehr. Frau Maria antwortete noch recht gut und nicht zerstreut; immer aber wendete sie ihre Haltung so, daß sie ihren Mann und Miß Delanjos wenigstens im Spiegel weiter beobachten konnte. Endlich ließ der Meister das erotisch schöne Mädchen los, und ein Schwarm von Verehrern stürzte sich auf die reiche Plantagentochter. Miß Delanjos blieb etwas zerstreut, etwas schnippisch, sah Frau Maria viel von der Seite an, suchte dann wieder mit den Augen den Meister und wurde immer dann erst völlig Sonnenschein, wenn er abermals zu ihr trat.

Hoorn kam an den Musiker heran: »Ah! Was haben Sie da für eine reizende Schülerin!?«

»Gelt?! Das ist einmal ganz was Feines! So was hab' ich noch nie gehabt.«

»Oh, noch nie?«

»Ja, ja, Sie wollen mir ein Kompliment wegen meiner kleinen Frau machen. Aber, sehen Sie: das ist eine Deutsche! Dort ist eine Kreolin; ältester spanischer Konquistadorenadel! Meine Frau hat sich in mein Herz — nehmen Sie's nicht übel — gekocht. Das hat sie Ihnen ja selber erzählt. Die dort macht aus jedem Herzen einen Blumengarten. Auch aus dem Ihren noch! Sie glauben nicht, was dieses verteufelte Frauenzimmerchen alles ahnen läßt! Ich weiß nicht einmal, ist diese Orchidee noch rein und ungepflückt? Sie tut, als ob sie Euch bei jeder Berührung in süßer Reife in die Hand fallen wollte. Tut sie es bei jedem? Versuchen einmal Sie es ... Kurz und gut, so weit ich Musikant umhergekommen bin, niemals habe ich ein so junges und vielleicht schuldloses Weib gesehen, das alle Phantasien, alle Ahnungen, ja alle Gefahren und Verbrechergedanken in einem Manne so aufwühlt, wie die dort! Wie sie nur herübersieht! Fragen Sie einmal den berühmtesten Liebhaber unsers Burgtheaters. Sie zerreißt ihm, verliebt lachend, aber doch nur lachend, das Herz, und nichts kann er gegen sie — gar nichts!«

»Aber, Meister, sie sieht Sie an, als ob sie Ihnen sagen wollte: Merkst du denn gar nichts?«

»O Gott — das ist die alltägliche Hypnose des Meisters bei seinen Schülerinnen. Kommt einer, der jünger und heiratbarer ist, flugs ist all das dahin.«

Graf Hoorn ging zur schönen Amerikanerin. Rautenstrauch selber stellte ihn vor.

»Aufgehorcht, liebe Miß! Da ist ein Mann und ein Name, bei denen man schon ein wenig nachdenklich werden darf: Graf Hoorn. Sie kennen doch Goethes Egmont? Schon aus der Beethovenmusik?«

»Freilich; aber, Meister!«

»Nun, hier haben Sie das lebend übergebliebene Blut des Freundes, der Egmont bis in den Tod nachgefolgt ist. Seine Familie wurde damals aus Flandern und Bra-



bant vertrieben, alles konfisziert; so kamen sie nach Österreich und dienten sich von neuem mit dem Schwert empor. Da, sehen Sie ihn an: so was wächst in Österreich!«

Die verwöhnte Miß war unzufrieden. »Sie empfehlen mir den Herrn Grafen mit einem Stolz, als wäre er Ihr eigner Sohn,« sagte sie, gab aber für alle Fälle dem bemerkenswerten jungen Menschen einen gut amerikanischen Händedruck. »Ich möchte, heute mindestens, von meinem verehrten Lehrer anders behandelt werden als eine kleine Schülerin. Heute bin ich Ihr Gast, bin Dame und bin anspruchsvoll.«

»Mit Graf Hoorn habe ich geglaubt, Ihren höchsten Ansprüchen genügt zu haben, Miß. Da Sie aber heute in gnädiger Laune sind und einem alten Manne den Vortritt vor unserm glänzendsten Kavalier vergönnen, so will ich es gern übernehmen, zu versuchen, ob ich ihn ersetzen kann. Hoorn, bitte, machen Sie dafür meiner Frau ein bißchen den Hof!«

Etwas mißmutig zog sich Hoorn zurück, und der Diener rief weiter die Namen der Gäste.

»Exzellenz van den Bosch!«

Frau Maria und Hoorn wandten sich zu dem entzückenden alten Herrn, der jetzt eintrat und der, vielleicht mehr noch als Rautenstrauch und ein Herr von Artaria, jenes wunderbare Attika unsrer Zeit, das Wien bedeutet, in frischgebliebener Körperlichkeit umherzutragen wußte.

Mit behutsamen Schritten kam van den Bosch herein. Er vermied es künstlich, jung zu erscheinen; er trug seit Jahrzehnten einen Bart unter den Backen, wie ihn kaum noch ein Helgoländer Fischer festzuhalten wagt, und es war ihm fröhlich egal, daß dieser Bart weiß wurde.

Das rote Antlitz, die leuchtenden und hellgraublauen Augen, die glatte Haut und die gebändigte Frische seiner Haltung widersprachen dem Alteherrenbilde, welches er durchaus geben wollte, in so reizvoller Art, daß all das nur Koketterie schien. Wenn man die Gewähltheit seiner Kleidung, die unauffällige Kostbarkeit seiner sparsam getragenen Juwelen und die gepflegten Hände genauer betrachtete, wußte man auch bald, daß van den Bosch jene entzückende Eitelkeit besaß, welche alte Herren oft nur mehr aus gutem Ton und bloßer Kultur belieben. Sie wollen bloß, daß man sie angenehm empfinden und suchen soll, und trachten nach nichts anderm, als eine Gesellschaft, von der sie sich nicht absondern mögen, liebenswürdig mit den Schwächen und Abscheulichkeiten des Alters zu verschonen. Es ist das keine der kleinsten Künste einer hohen Kultur: solch ein alter Herr zu werden, in den sich alles verliebt!

Van den Bosch ging, wie es sich in gesittigteren Zeiten gehörte, auf die Hausfrau zu und sagte zuerst ihr alles Angenehme, das er zugleich mit seiner guten Laune hergebracht hatte. Dabei sah er sich in hübscher Beweglichkeit nach den andern Gästen um, damit er herausfände, zu wem er nächstens hinmüßte. Aber der Hausherr war merkwürdig gebunden! Fragend blickte der alte Freund und Trauzeuge die kleine Frau an.

»Ah ja, van den Bosch! Das ist eine Kreolin, mit der ich mich schon zu Füßen des Meisters nie recht vertragen konnte. Schön und reich ist sie ja! Aber maßlos eingenommen von ihrer Wichtigkeit! Sie ist meinem Manne bis hierher nachgefahren, und jetzt hat er sie gar eingeladen — eigentlich nicht ganz mit meinem Willen.«

Van den Bosch lächelte: »Gnädige Frau, ich kann ihn dort wirklich nicht aus dem Sattel heben.«

»Mein Gott! Wer hätte Rautenstrauch überhaupt jemals aus dem Sattel gehoben! Wenn er nur nicht zu sitzen w ü n s c h t, van den Bosch!«

»Soll ich's herauskriegen, gnädige Frau?«

»Gehn Sie — Sie lügen mich ja doch nur tröstlich an, wenn er wirklich dort was wollte!«

Graf Hoorn hatte sich innerlich längst gestrafft. Sein Sportgeist war rege geworden. »Aber! Aber! Ich merke ja doch am leichten Ton Seiner Exzellenz und der gnädigen Frau,« sagte er, »daß es sich hier nicht um ein Spiel mit Herzen und Schicksalen handelt, sondern um einen lustigen Kleinkrieg! Ich würde, ich weiß nicht was dafür geben, wenn ich e i n m a l in mein Leben das Erinnerungsblatt eintragen könnte: Den Unbesiegbaren ausgestochen!«

In diesem Augenblick sah Rautenstrauch hell und fröhlich her und nickte seinem alten van den Bosch zu: Kommt herüber, ihr zwei!

Der allerfeinste der Hofräte wußte sofort:



Entweder gilt's ihm hier Ernst, dann muß man Übles verhüten, oder er braucht mich anders. So nahm er Hoorns Rechte in seine Hände. »Lieber Graf, da unser Meister dort sein Glück versucht, gönnen Sie mir altem Kerl, der in seinem Leben schon lange Zeit kein hübsches Erregungsmoment gehabt hat, ebenfalls die Sensation, mich, neben Ihnen und ihm, um die reizenden Launen der Miß bewerben zu dürfen?«

»Sakerment, das wird ja immer schlimmer und gefährlicher für mich,« sagte Hoorn und richtete sich so höflich angeregt empor, als würde es nun wirklich für ihn hoffnungslos.

»Ich werde tun, was ich kann,« tröstete van den Bosch lachend.

Die kleine Frau stand sogar eine Weile allein, bis man bemerkt hatte, daß sie ein wenig angstvoll nach der verteufelten Miß hinübersah, um welche jetzt ihr Mann, bedroht oder verstärkt durch van den Bosch und Hoorn, sich bewarb. Alle älteren Damen umringten sie; tröstend oder lästernd. Denn Miß Delanjos hatte das Glück, alten Frauen zu mißfallen.

Hoorn arbeitete vorsichtig. Wie immer. Er gewann auch Zeit hierzu; denn einen Augenblick traten seine Mitbewerber, die zu unterschätzen er doch nicht ganz wagte, zu einer andern Gruppe hin.

Er fragte die Miß, ob sie es ertragen könnte, in Europa zu bleiben.

»Gehen Sie, ich wünsche nichts andres! Hier bin ich Königin! In Amerika die Zwanzigste; hinter Hutnadel- und Schmieröltöchtern!«

»Sie würden überall sehr merkbar sein.«

»Darum lerne ich Klavier.«

Bis hierher war dem Grafen Hoorn wenig geglückt. Aber er war viel zu klug, um es bei der verwöhnten jungen Dame fernerhin mit Schmeicheleien zu versuchen. Er begann also, sie auf reizende Art aufzuwiegeln. Er inquirierte sie, wie sie es denn im nur scheinbar gestorbenen Wien beginnen wollte, mehr zu erreichen als die eingeborenen Kinder einer völlig eigenartigen und welterobernden Kultur.

Miß Delanjos wurde eifrig und ernsthaft. Davon redete sie gern. Sie begann vom Klavier, kam zu ihren fremden Verbindungen und endete bei der Kleiderkunst.

Van den Bosch frug indessen den Freund: »Alter Kerl, du hast was vor?«

»Ja, Friedel.«

»Na, und so feierlich?«

»Friedel, jetzt geht's ums Leben.«

»Heraus damit; ich sage dir dann, ob ich dir helfe oder dir absage.«

»Ich habe meine kleine Frau gegen diesen Hoorn zu erhalten. Er stellt ihr zäh und vorsichtig nach, und sie ist unbewußt schon so weit, daß sie ihn gern sieht und einlädt, obwohl sie ahnt, daß mir das weh tut. Hat er Zeit und Gelegenheit und hat er durch mich Verhinderung, so daß er nur immer mehr nach der ewig fernen kleinen Frau entbrennt, so wird es bloß eine Frage von Monaten oder Jahren. Du verstehst; man darf es weder zu Monaten kommen lassen noch zu Jahren. Darum mache ich meiner Schülerin den Hof. Der interessantesten, südlichsten und abgefeimtesten meiner Schülerinnen, sage ich dir! Er aber ist so nordisch blond ... Und ich suggeriere es ihm, daß meine Frau nüchtern und norddeutsch ist.«

»Johannes, ich werde ihr ebenfalls den Hof machen. Und der erlesene junge Hund soll seine Schwierigkeiten neben uns alten Kerlen haben!«

»Abgemacht; und jetzt geschwind auseinander.«

Gleich war van den Bosch wieder bei Miß Delanjos.

»Sie haben einen Namen, Miß, welcher sich widerspricht. Obwohl Sie, politisch genommen, Nordamerikanerin sind, gehören Sie also doch nach Texas oder Mexiko, nicht wahr?«

»Florida,« lächelte die fremde junge Dame.

»Ja, also! Sie sehen so südlich aus; wie tropisch mögen Sie empfinden!«

»Nein! Nördlich, ganz nördlich! Und Richtung gegen Europa zu,« rief sie lachend. »Es sind Schweden unter meinen Vorfahren und Schotten!«

»Verzeihen Sie es nun einem alternden Manne, wenn er Sie mit einer europäischen Gelehrtenlaune langweilt: Welche Linie war in Ihrer Familie die stärkere? Die europäische oder die spanische?«

»Welche Rasse empfinden S i e in mir als die stärkere?«

»Im jungen Mädchen überhaupt nur die Delanjos.«

»Und später einmal im alten?«

»Ich kenne bei Ihnen nur den betäubenden Augenblick,« lachte van den Bosch.

»Bitte, warum machen Sie mir den Hof?«

»Warum? Ich studiere Sie, seit Sie hier hereingekommen sind. Ich studiere auch, warum Sie nach Europa gekommen sein mögen. Sie lieben dort drüben die Ruinen. Unsre Armut läuft zum Gelde; Ihr Geld läuft zur Armut. Sie kommen wie die siegreichen Römer nach Athen, lernen. Sie sind aus einem Lande, das noch wenig Seele hat, fortgegangen auf einen vertiefteren Boden. Unsre Leute möchten hinüber; aber **wer** von unsern Leuten! Es ist wirklich so, wie der Austausch zwischen dem alten Rom und dem noch älteren Griechenland. Rom schickte seine Allerbesten hinüber, Griechenland sehr viel Gesindel dagegen. Es ist so hübsch, hier im sterbenden Wien die besten Kinder der Neuen Welt zu finden und sich an ihrer ahnungslosen Frische zu erquicken. Und darum mache ich Ihnen den Hof.«

»Was waren Sie in den Zeiten des österreichischen Kaisertums?« fragte Miß Delanjos interessiert und sehr unvermittelt.

»Alles, was man werden konnte, ohne etwas werden zu wollen. Damals klammerte man sich an Menschen, die sich versteckten und mehr zu wollen und zu wissen schienen als jene, welche zu guten Stellen hindrängten. Jedenfalls wurde ich gegen meinen Willen mehr als ich wollte.«

»Sonderbar! Was denn wollten Sie dann werden?«

»Niemand kann mehr als Mensch werden — bis an die letzten Grenzen, welche uns die Allerhöchsten unsers Geschlechts gesteckt haben. Wird er mehr, so wird er schon zum Erlöser und damit zum Gott,« sagte van den Bosch sehr ernst.

»Und Sie wollten am Ende mehr?« rief das neugierige Frauenzimmer.

»O nein. Ich wollte bloß so weit kommen, alles zu verstehen und in mir zu Fleisch zu bilden, was von Ost bis West empfunden worden ist. Das ist das Verdienst, das ist auch die Schwäche des Wieners. Er stand jahrtausendlang zwischen zwei Welten. Beiden gerecht geworden zu sein, das ist sein Geheimnis, seine Schönheit — und seine Schwäche.«

»Sie sind die entzückendste Naturmerkwürdigkeit, die ich jemals bemerkt habe,« sagte die frische Miß.

Van den Bosch verneigte sich mit der ganzen Kultur eines Jahrhunderts, das an der schwierigsten Stelle der Erde gewachsen war. »Ich weiß, daß ich nur ein Museumsobjekt bin, und danke also als solches.«

»Exzellenz!« rief die Miß gereizt und impulsiv.

»Ich nehme genau soviel, wie mir gebührt.«

»Ich habe mehr sagen wollen — fühlen Sie das nicht?«

»Ich bin ein alter Mann und fühle nur, was ich verdiene.«

»Sie wissen, daß wir jungen Mädel gerade von alten Männern am ehesten aus dem Gleise gebracht werden. Spielen Sie nicht mit mir!«

Die junge Miß war gereizt und beleidigt, weil hier einer war, der das alte Europa, lächelnd und nachlässig zwar, aber dennoch stolz, gegen ihr Land und ebenso sein Alter gegen ihre reizende Jugend bewahrte. Er gefiel ihr so, daß sie mit dem Fuß aufstampfte, weil er nicht jünger war. In ihrem Ärger wendete sie sich dem Grafen Hoorn zu, und gegen ihn entlud sich ihre Ungeduld.

»Wenn Sie schon von so altem Adel sind, so sagen Sie mir, bitte, warum seht ihr dahier alle auf uns herunter? Weil wir den Erfolg für uns haben?«

»Was für einen Erfolg?« fragte Graf Hoorn.

»Hören Sie das Wort?« fügte van den Bosch abschiednehmend hinzu. »Er fragt: ‚Was für einen Erfolg?' Den Erfolg eines fetteren Bodens, günstigerer geographischer Bedingungen. Den Erfolg von Minen und Erzadern. Er steht gegen unsern Erfolg — den eines jahrtausendlangen Überlegens.«

Und er ging fort.

Hoorn selber war sinnend still geworden.

»So antworten Sie doch!« fuhr die Miß empor.

»Ich denke noch darüber nach, was der Hofrat gesagt hat. Warum muß ich immer nachdenken, sobald der Mann etwas sagt!«

Die Amerikanerin, so umworben und gesucht sie war, fühlte sich immer gerade von den ernstesten Menschen verlassen und aufs Trockene gesetzt. Hoorn war geradezu

verlegen, weil seine Unterhaltungsgabe versagte.

Die Miß schlug ihren kostbaren Fächer beinahe entzwei. »Alle diese Männer laufen mir beiseite aus wie Leute, welche ein Geheimnis nicht sagen wollen. Auf was seid ihr stolz? Auf eure Niederlage?«

»Ja; denn wir brauchten sie. — Aber nein, ich habe unrecht. Ich übersehe die neuen Reichen. Nein! — Das sind alte Rittersagen und lächerliche Geschichten,« beruhigte sie Hoorn.

»Und sind Sie so gewiß, daß sie tot sind?« rief die Fremde.

»Gott gebe es, daß sie ewig lebten!« seufzte Hoorn. »Aber der Reichtum erschlägt sie schon noch.«

Und damit hatte er bei dem sonderbar unruhigen und suchenden fremden Mädchen gewonnen. Sein Ton griff ihr in die Seele. Er war vielleicht ein Schwanengesang des Adelsgedankens — er war vielleicht eine erste Frühlingshoffnung zu anständigem Menschentum. Aber sie begriff ihn. Fortab betrachtete sie den jungen Mann mit mehr Spannung.

Hoorn sollte aber trotzdem noch ein wenig Unglück haben. Denn eben, als er fühlte, daß die junge Fremde einen Augenblick über den andern und neuen Ton nachdachte, mit dem sie ihn fortab zu behandeln hätte, donnerte das Instrument des Meisters empor, der endlich, gedrängt und gebeten von den vielen Fremden, eine Sarabande begann; jene Sarabande von Rameau, von der niemand wußte, was sie zwei Menschen in diesem Saale bedeutete.

Er begann sie reich und großherrlich, als zöge mit ihren Klängen der ganze Hof des vierzehnten Ludwig bei ihm ein samt dem Condé, dem Turenne und Catinat, samt der Ninon und der Maintenon; und ganz im verborgenen vielleicht ein Dichter, der Couperin dem Großen, dem maitre de clavecin du roi, die Noten umblätterte und der Molière hieß und sonst nicht in diese erhabene Pracht hineingelangt wäre.

Die schöne Kreolin, welche eben ihre feingeschwungenen Augenbrauen hochgezogen hatte, um den Grafen von Hoorn näher anzusehen, war nahe daran, vor dem Meister in die Knie zu sinken und ihn um Verzeihung zu bitten, daß sie sogar ihm beinahe treulos geworden wäre. Hoorn selber war unter die Macht der wunderbaren alten und doch wieder neubelebten Weise aufrichtig gebeugt. Aber so entzückt, verwundert und begeistert auch alle Freunde sein mochten — am zerwühltesten kam sich Frau Maria vor. Sie war ihm eben noch so fern gewesen, als hätte sie ihn längst verloren. Nun grüßte der Entrückte entweder sie allerpersönlichst und im geheimsten, oder er verriet sie aufs grausamste, indem er um eine andre mit denselben Klängen warb, bei denen sie sich gefunden hatten. War das Erinnerung? War das leichtsinniges, gleichgültiges Künstlervergelten? War das grausame Laune? Verhöhnung — oder am Ende Mahnung?

Denn das wußte sie: ihr angebeteter Gatte war ein klein wenig eifersüchtig; Gott sei Dank! Eifersüchtig? Auf Hoorn natürlich, dessen leise werbendes Näherkommen sie fühlte.

So hoffte sie, ängstete sich und hatte im Grunde als einzige der ganzen Gesellschaft nicht die geringste Künstlerfreude an der prachtvollen Sarabande.

Die Delanjos dort, freilich! Die stand ganz selig da. War ihre reiche Phantasie schon mit Bildern erfüllt? Wie etwa einmal bei ihr ein Einzug von Gästen oder ein Antritt zum Tanz sich ausnehmen würde neben Johannes? Vielleicht stellte sie sich schon den Hausherrn an ihrem Arme vor?

Frau Maria ahnte richtig. Allerdings — die Delanjos dachte an drei zugleich. An van den Bosch, wegen seines unnachahmlichen Duftes nach Wiener Kongreß und ancien regime, an den Meister selbst — und dann doch wieder ein wenig an das hübsche, ernstklingende »Gräfin Hoorn.«

Ihre andern Verehrer hatte sie für heute vergessen. Aber daß sie in Wien bleiben und leben müßte, das stand längst bei ihr fest.

Mit wem? Gleichviel. Es war ein aufregendes Abwarten und eine aufregende Wahl. Am liebsten hätte sie der immerhin etwas hausbackenen kleinen Rheinländerin den Mann weggenommen. Ihn wollte sie dann schon beschäftigen, daß keine Dritte hinterher kommen sollte!

Der Jubel war verbraust; Rautenstrauch schüttelte lachend die Arme, die ihm beinahe ausgerissen worden waren. Besonders die Angelsachsen hatten ihn beglückwünscht, als wäre er ein Boxerchampion.



Ganz zuletzt trat seine kleine Frau zaghaft zu ihm.

»War das für mich?« fragte sie leise.

»Maria!« sagte er ebenso leise und zärtlich. Ihr traten die Tränen in die Augen.

»Hast du an mir gezweifelt?« fügte sie dann rasch hinzu, als sie schon wieder Gäste kommen sah.

»Nie an dir. Immer jedoch an der menschlichen Schwäche, an der Frauengüte, an den Tücken der Gelegenheit und der Zeit und —«

»Johannes — wenn wir den Hoorn an die Delanjos verheiraten könnten!«

»Pst! Das wäre ein Teufelsgedanke!«

»Ich helfe dir.«

»Mach' sie lieber auf den armen, einsamen Friedel neugierig! Der ist ja völlig von ihr benommen!«

Damit waren sie schon wieder getrennt. Zum erstenmal bemerkte die kleine und bisher etwas geängstigte Hausfrau, daß sie ihre Pflichten der schönen Kreolin gegenüber gar zu sehr versäumt hatte. Sie widmete sich ihr jetzt mit doppelter Liebenswürdigkeit. »Meine einzige und aparteste Kollegin! Habe ich Sie endlich ein bißchen frei?»

»Sie konnten mich nicht früher bemerken?«

»Nicht, wenn die besten Männer um Sie sind, welche ich Ihnen zu bieten vermag. Von meinem darf ich nicht sprechen. Wen aber Exzellenz van den Bosch so auszeichnet — Sie verzeihen das Wort der Freundin, aber bei dem bedeutet es wirklich eine Auszeichnung —, von dem muß man sich achtungsvoll fernhalten, bis er weggegangen ist. Er ist unser arbiter elegantiarum sozusagen. Was er anerkennt, das gilt in Wien für Gold.«

»Wirklich?« lachte die Miß.

»Ach, es war hübsch, zuzusehen. Sie ahnen nicht, wie ungewöhnlich dieses Bild war. Der vereinsamte, mehr als zurückhaltende Mann, der immer noch an seinem stillen Schmerz arbeitet, und heute Ihnen gegenüber so!«

»Was für ein stiller Schmerz?« rief die Delanjos begeistert.

»Er hat ein wunderschönes und rätselhaft kluges Mädchen aus der Volkstiefe emporgehoben, zu einer Dame erzogen und dann geheiratet. Es war eine Liebe auf Leben und Tod. Und leichtgemacht hat ihm das lebhafte und wechselvolle junge Geschöpf diese Liebe wirklich nicht; obwohl sie ebenfalls an ihm wahnsinnig zu hängen schien. Als er endlich alles stillgeworden und gut meinte, hat er sie durch den Tod verloren und sitzt nun mit einem reizenden Töchterchen von etwa neun Jahren ganz allein in seinen alten Möbeln und Erinnerungen. Ich habe schon Angst gehabt, daß er in Ihnen sein Hannerl wiedersieht!«

»Angst, warum?«

»Weil man solche Kämpfe und Enttäuschungen nur einmal aushält.«

»Warum Enttäuschungen? Glauben Sie, daß ich so bin?«

»Sie sind zu schön; also muß er eifersüchtig sein ... Den Fall vorausgesetzt, daß Sie nicht mit ihm und mir Ihren Spott treiben und einen Mann nehmen würden wie er.«

»Ich könnte nicht nein sagen; wennschon ich nicht wüßte, warum ich ja sagen sollte. Er war recht herb mit mir.«

»Da wissen Sie nicht, wie er mit andern ist!«

Als Frau Maria sich von der Kollegin verabschiedet hatte, sah diese sich den Hofrat recht inniglich an.

Nein! Dieser van den Bosch? Und wie rührend das mit seiner kleinen jungen Frau ist!

Das war nun ihre dritte Begeisterung an diesem Abend.

Frau Maria aber zerbrach sich schon wieder den Kopf, warum ihr Mann nur dem alternden Hofrat und nicht dem jungen Hoorn die Delanjos gönnte. Johannes wollte sie sich doch nicht »auf Eis legen«?

Sie war sich wieder völlig ungewiß und nahm sich vor, das nächste Mal den Hoorn in den Augen der wetterwendischen Miß sehr viel schöner zu machen.

An diesem Abend kam sie nicht eher zur Ruhe, als bis unter vielen Verzückungen sämtliche Gäste abgezogen waren. Dann fiel sie ihrem Manne um den Hals und weinte sich alle Ungewißheiten heraus, ohne viel zu fragen noch zu klagen. Nur das sagte sie: »Es ist ein recht bitteres Glück neben dir!«

»Warum denn?«

»Ich rede gar nicht von der Delanjos! Aber die andern Weiber!«



Empire

Nach einer Aufnahme von H. C. Kosel in Wien

»Aber, Maria; dann laden wir eben nur ein paar alte Freunde ein und leben füreinander!«

»Ja; von jetzt an wirklich ja!«

Hallo! Schnell: Bitte Exzellenz van den Bosch zum Telephon!«

»Grüß dich Gott, Rautenstrauch!«

»Grüß Gott, Friedel! Nun hör' zu! Der Hoorn, der mir in der Nähe wohnt, ist eben mit einem Einspänner in die Stadt gefahren. Bäckerstraße, hat er gesagt. Also will er seine Karte bei der Delanjos abwerfen. Ich habe sofort meine Stunde an der Musikakademie abgesagt, so daß sie zur gleichen Zeit zu Hause sein wird, um sich aus ihrem Schülerkleidchen umzuschälen, während er ankommt. Ich bitte dich, gehe so hin, daß er dich schon bei ihr findet, und mach' es ihm ein bißchen schwer. Verstehst mich?«

»Mit Vergnügen!«

»Dank dir, lieber Alter!«

»Nichts zu danken. Verschaff' mir öfters so kleine Aufregungen bei deinen hübschen Schülerinnen!«

»Sei so gut! Da müßte Maria wieder in Gefahr kommen!«

»Sie soll's; sie soll's! So liebst du sie doch am meisten.«

»Hol' dich der Teufel! Schluß!«

Wirklich fand der Graf von Hoorn zu seinem Unbehagen van den Bosch bei der interessanten Schülerin des Meisters Rautenstrauch.

Van den Bosch war makelfrei gekleidet; beinahe wie zu einer angedeuteten Brautwerbung. Aber davon war keine Rede. Wiewohl die Miß mehrmals selber davon begann, daß van den Bosch schon einmal und mit Erfolg das Wagnis begangen hätte, ein reizendes junges Geschöpf heimzuführen.

»Das tut man nie wieder,« sagte van den Bosch. »Denn immer kommt der andre. Und wenn dann einer kommt, dessen Jugend wider mich ist ...«

»Aber das wäre sie nicht; Sie sind selber jung.«

»Und wenn einer käme, dessen noch viel größere Leidenschaft wider mich wäre?«

»Wenn Ihre Leidenschaft dieselbe ist wie jene, mit welcher Sie Ihre kleine Frau glücklich machten, wer wollte sie überbieten?«

»Ein Mann, der mich in allem überbietet. Zum Beispiel Ihr Meister!«

»Rautenstrauch ist verheiratet und verliebt, lieber Hofrat.«

»In wen, das steht noch aus.«

Diesmal hätte selbst eine Frau nicht zu bestimmen gewußt, ob die kleine Kreolin aus Willen oder Hilflosigkeit rot wurde.

Van den Bosch erhob und empfahl sich.

»Was soll das jetzt heißen?« fragte die Miß den jungen Grafen in leichtem Ton. Aber ihre Stimme saß so unsicher, daß er wußte, ein hinundhergeworfenes, ein hilf- und ratloses junges Weib fragte ihn.

»Wenn hier niemand mit Ihnen spielt, so heißt das entweder, daß dieser van den Bosch von Ihnen einen Treuschwur erpressen wollte, oder daß er als Kuppler kam für ...«

»Das ist ein abscheuliches Wort, Graf!«

»Glauben Sie denn, Miß, der verwöhnte alte Herr ließe Frau Maria jemals los? Die Frau? ... Na ja! Die kleine Hausfrau und Köchin aber nicht, Miß! Sie als Amerikanerin wissen selbst, was für schlechte Hausfrauen dort drüben bei Ihnen wachsen. Er hat mir oft darüber geklagt. Ein so großer Künstler er ist, im tiefsten ist er doch ein Bequemlichkeitsrat und damit ein Philister. Sie sind das Ungewöhnliche, das Abenteuer. Und ich fürchte — nur als Abenteuer würde er Sie suchen und lieben!«

»Sie sprechen abscheulich von einem Manne, der krank und hilflos zu Hause liegt und dessen Erkrankung allein Sie es verdanken, daß ich überhaupt jetzt daheim bin und diese Ihre Worte über ihn anhören muß! Überhaupt: wenn ich nun einverstanden wäre, ihm ein bloßes Abenteuer zu sein und nicht mehr, welches Recht haben Sie, mich davor zu warnen und mir von ihm abzureden?«

Das Recht eines, der Sie nicht mehr vergessen kann.«

Die Miß stand auf und streifte ihre Handschuhe über. »Begleiten Sie mich jetzt zum Meister hinaus. Über so dumme Dinge wollen wir erst wieder reden, wenn ich selber einen dummen Tag habe.« —

Der Meister schien ernstlich erkrankt zu sein. Frau Maria ließ niemand vor; nicht einmal die reizende, besorgte Schülerin.

Da nahm Miß Delanjos den Arm ihres neuen Verehrers und sagte ein wenig resoluter: »Der Vormittag ist mir verdorben. Versuchen nun Sie es, ihn mir zu retten.«

So kam der Graf von Hoorn in die öftere



und nähere Gesellschaft der schönen Kreolin, während Rautenstrauch krank blieb und schließlich vierzehn Tage Urlaub nahm.

»Sie gehört zu jenen Feuern, welche beständig nachgelegt und geschürt werden müssen. Lassen wir das Hoorn besorgen. Beide sind jung. Beiden ist die Gegenwart eine mächtige Göttin.«

Als Miß Delanjos den Meister dreimal vergeblich besucht hatte und zuletzt gar mit der »Köchin«, wie sie Frau Maria nannte, verreist wußte, wendete sie sich zuerst aus Langerweile, dann aber mit steigendem Behagen zum Grafen Hoorn.

»Ich würde aber beide, van den Bosch und Rautenstrauch, niemals als Hausfreunde missen wollen,« sagte sie einmal lachend, als Hoorn sie fragte, ob sie sich wohl so gänzlich ihrem Manne würde widmen können, wie »die Köchin« dem ihren.

»Rautenstrauch? Van den Bosch? Gott sei Dank, eine Gefahr, die mit jedem Tage kleiner wird,« lächelte er.

»Sie kennen die Frauen nicht, Graf. Das Alter spielt nur in der Backfischzeit eine Rolle bei ihnen!

»Aber Miß, Sie sind ja noch ein Backfisch!«

»Unterschätzen Sie mich immerhin — aber auf Ihre Gefahr hin!«

»Heißt das, daß ich mich dauernd in Ihrer gefährlichen Nähe aufhalten darf?«

»Noch einen Tag, noch einen Tag Überlegung,« rief das schöne Mädchen lachend.

Meister Rautenstrauch konnte heute nicht arbeiten. Es war in den Weingärten von Sievering Schubertwetter, wie er es nannte. Also halbverdecktes, weiches, werbendes, föhniges Märzveilchenwetter.

Er nannte die sturmgeschüttelten und die düsterwolkigen Gewitterzeiten Beethovenwetter; die feingestillten, silbernen Septembertage Haydnwetter. War, in der Kaiserzeit, eine Fronleichnamsprozession so recht unter feudal ausgebreitetem Sammethimmelbaldachin verlaufen, dann war es Gluckwetter gewesen. Und so weiter.

Er stand bei seiner entzückenden kleinen Frau, in die er an solchen Tagen verliebter war als sonst, und machte ihr viele galante Erklärungen, welche sie so lange in stummer Seligkeit anhörte, bis er, hingerissen von ihrer leisegebliebenen Mädchenhaftigkeit, die Geliebte ins Zimmer zog und sein Glück mit dem ihren mengte. Dann erzählte und beichtete er. Wie er sich vor Hoorn geängstigt hätte, und wie er, nach schlaflosen Nächten, die Psyche des Grafen genau ausgewogen und sorgfältige Erkundigungen über seinen Geschmack und den Frauentyp eingezogen hätte, den er suchte. So unterrichtet, hatte er dann unter seinen Schülerinnen Brautschau gehalten für den Mann, der entschlossen schien, Jahre daran zu wenden, um ihm seine gefährliche kleine Frau zu nehmen.

»Du bist genial in allem,« lachte sie.

»Ich bin es darin nicht, daß ich dir das erzählte. Aber ein andermal mache ich's wieder anders.«

»Ein andermal? Es war nicht einmal — ‚einmal'! Ich war doch gar nicht in ihn verliebt!«

»Ahnst du, wie wir Männer Liebe erwecken? Und wie gerissene Frauen sie erzeugen? Sie läßt sich beinahe rezeptmäßig, bei Dutzendgeschöpfen sogar fabrikmäßig herstellen. Bin nur ich erst unaufmerksam, schwach und alt, und will er mit ganzer Seele, so bist du mir verloren! Was ahnst du von der Hypnose einer starken Leidenschaft? Ich sage dir, damit du sie ahnst, bloß das: allen Mädels, auf die ich jemals meine Begierde geworfen hatte, träumte es, rettungslos, schon in den ersten Nächten, nachdem ich ihnen bekannt war, sie hätten mich geküßt!«

»Johannes! — mir auch!«

»Es sind nichts als Starkströme einer positiven Elektrizität; das ist ein recht nüchternes Wort, aber es ist richtig. Gelang es ihm, dich, sozusagen, andauernd zu bestrahlen, — indem ich bildlich an Alpha- und Betastrahlen erinnere —, so kam ich als Schwächerer hinter ihm. Bloß meine stete Bereitschaft, die klare Funktion meines Hirns und meine Menschenkenntnis haben mich diesmal gerettet. Da! Sieh her!«

Und er zog einen Brief des Grafen von Hoorn hervor.

»Mein angebeteter Meister!

Wollen Sie die Beichte eines Glücklichen hören, der sich schämt? Wollen Sie ihm noch überdies eine Bitte gewähren?

Ich war vor wenig Wochen noch auf jenen Höhen der Verzückung, die im Hohen Lied der Liebe, in Romeo und Julie, mit den Namen Rosalinde und Julie nach jeder Seite einen Absturz bedeuten. Ich kannte eine



Rosalinde. Ahnen Sie nie, wer sie gewesen sein mag! Nun kenne ich Julie. Ich sterbe vielleicht an ihr. Aber eben das ist es scheinbar, was ich suchte. Ich habe mich mit Miß Delanjos verlobt. Ich weiß, es kann Ihnen das nicht wehe tun: Die Mädchen defilieren an Ihnen vorüber; — griffen Sie nicht zu, so wollten Sie nicht. Nun die Bitte: möchten Sie und Hofrat van den Bosch, wenn es ernst wird, in der entzückend geheimen Kirche von Sievering, wo auch Sie getraut wurden, unsre Zeugen sein? Meine Braut hat das Kabeltelegramm ihrer Mutter, welche zu uns kommt. Mehr Zeugen werden wir nicht haben. Bitte, bitte! Ihr Ihnen unendlich dankbarer Hoorn.«

Rautenstrauch sah seine kleine Frau an: »Was sagst du zu diesem Ausgang?«

»Ich muß mir nur immer Euren schmunzelnden Ernst vorstellen, mit dem Ihr die beiden in die Kirche vorauslassen werdet, um ihnen zu folgen. Ein Augur, der einen Haruspex anschmunzelt.«

»Wir werden keine Miene verziehen,« sagte Rautenstrauch.

»Auch das glaube ich Euch! Nie hat ein zur Hinrichtung Geführter zwei soigniertere Henkersgehilfen gehabt!«

»Du redest so scharf von der Ehe!?«

»O mein Mann! O mein einziger Mann! Was habe ich diese Delanjos gehaßt! Was habe ich gelitten! Du behauptest, du hättest es! Du hast geschlafen; — ich habe gewacht und auf deine Lippen gesehen, ob sie nicht von ihrem Taufnamen bewegt würden!«

„Sapperlot, wie heißt sie denn?«

»Juana; Chuana wird es ausgesprochen. Hast du es nicht gewußt?«

»Wirklich nein.«

Da warf sich die kleine Frau laut weinend an seine Brust. »Du, wenn du mich wieder zu verteidigen hast, wähl' einen weniger schmerzhaften Apparat!«

»Man muß immer tun, was man kann,« tröstete er.

— — — — — — — — — —

Van den Bosch trat ein. Auch ihn hatte das Wetter dieses Tages ergriffen. Er kam Rautenstrauch abholen. Er nahm die Einladung der kleinen Rheinländerin zum Mittagessen mit mehr als gebührlichem Vergnügen an, denn eine herrliche Köchin war sie ja dennoch. — Dann entführte er den Freund in die lieben Weingartenwege ob Sievering.

»Sieh da, wie es schon sprießt! Und wie alles an den Hängen dort in der Ferne im Sonnenschein hemdärmelblitzend gräbt; sogar Häuschen zu bauen beginnt! Früher hätte man so was Baracken genannt. Jetzt weiß sogar der Wiener, daß alles Glück der Welt in einer solchen Baracke am dichtesten zusammengedrängt werden kann! Früher war man Villenbesitzer — jetzt ist man Farmer. Du, diese Stadt ist doch unverwüstlich!«

»Genießen wir diesen Duft, diese Hoffnungen, diese ewige Jugend und diesen Sonnenschein,« sagte Rautenstrauch lächelnd. »Genießen wir so verfeint, wie wir alles Glück, das uns beschieden ist, in unserm Herzen erst feinmahlen. — Und nun, weil du mich für einen Angstmeier und Gespensterseher gehalten hast, der seine kleine Frau bedroht glaubte, wo gar nichts dergleichen im Zuge war, lies diesen herzigen Dummejungenbrief.«

Beide saßen, auf sorglich gebreiteten Taschentüchern, im braungoldenen Märzgrase. Van den Bosch setzte etwas umständlich die Fernsichtigkeitsbrille auf und las, freundlich nickend, als gäbe er einen im voraus gewußten Takt an.

»Der setzt sich in einen schönen Trubel,« sagte er dann lächelnd.

»Er tut es ja mit Zuversicht.«

»Milliarden sind eine schwere Last; — eine gefallsüchtige und immer wieder zum Verlieben bereite Frau noch mehr.«

»Hat er an mir besseres verdient?«

»Er hat dir wirklich Maria wegzunehmen gedacht ...«

»Ich habe es zu rechter Zeit gefühlt. Und ich danke dir, daß du mir das so fein abwenden geholfen hast.«

»Ich? Dir? Rautenstrauch, ich will dir was sagen, was ich dir dann am Eingang der kleinen Sieveringer Kirche vielleicht nicht mehr zu sagen Gelegenheit haben werde.«

»Na?«

»Du bist halt doch der Meister.«






Ferienbriefe aus dem Jahre 1859 von Paul Heyse und Emanuel Geibel

Mitgeteilt von Erich Petzet

Die letzten fünfziger Jahre sind die literarische Blütezeit Münchens unter König Maximilian II. Nicht nur die geistbelebten Symposien des Königs vereinigten noch ohne Lücken die bedeutendsten Geister aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Dichtung, die er von auswärts berufen oder aus den einheimischen Kräften herangezogen hatte; auch die junge Gesellschaft der Krokodile, die fast nur aus aufstrebenden Dichtern idealistischer Richtung bestand, war in der frischesten Entwicklung und Schaffensfreudigkeit, die 1862 in dem Münchner Dichterbuch ihr dauerndes Denkmal gefunden hat. In beiden Kreisen aber standen in erster Linie Geibel und Heyse, der ältere auf der Höhe seines Ruhmes und noch nicht durch das quälende Leiden gebrochen, das ihn später immer mehr lähmte, der jüngere im glänzenden Aufstieg seiner unerschöpflich reichen Schaffenskraft, beide in herzlicher Freundschaft und Gesinnungsgemeinschaft verbunden in allen Fragen der Kunst wie des Lebens. Wenn im Sommer und Herbst Geibel München verließ, um der Erholung zu pflegen, spann sich der Faden des gewohnten Gedankenaustausches und gegenseitiger Hilfsbereitschaft fort in einem behaglichen Briefwechsel, der große und kleine Fragen, wie der Tag sie brachte, plaudernd besprach. Die im folgenden mitgeteilten Briefe geben eine bezeichnende Probe davon aus dem Jahre 1859, das noch zu dieser glücklichen Zeit gehört. Der vollständige Briefwechsel beider Freunde, der von 1848—1884 reicht und ein umfassendes Denkmal ihrer reichen, harmonischen Lebensgemeinschaft bildet, soll noch im Herbst dieses Jahres bei J. F. Lehmann in München erscheinen.

1.

München, 25. August 1859.

Lieber Geibel!

Außer sehr nichtsnutzigen metrischen Exerzitien eines Herrn Chalybäus aus Dresden, die ich umgehend zurückschickte, haben zwei Pensionärinnen in Lausanne und eine eben konfirmierte siebzehnjährige Tochter gebildeter Eltern aus Reval Dir ihre Hochachtung bezeigt. ...

Was mir aber wichtiger ist als die Herzensangelegenheiten dieser Backfische, ist ein altes Novellenmotiv, das wieder in mir auftaucht und mir gerade jetzt gelegen kommt, wo Sybel mich drängt, für das Feuilleton der neuzugründenden Zeitung einen novellistischen Beitrag zu liefern. Ob Du von dem Plan, die bayrische Wochenschrift zu einem Tagesblatt umzugestalten und gegen die Babylonierin energisch Front zu machen, schon vor Deiner Reise munkeln gehört hast, weiß ich nicht.* Genug, Brater ist jetzt zum Redigieren willig, und Wilbrandt wird ihm als Redakteur des Feuilletons zur Seite stehen. Dasselbe soll breiter angelegt werden als die Augsburger Beilage und, ähnlich wie in der Kölnischen, von Zeit zu Zeit eine stattliche Novelle bringen. An Heigel* habe ich geschrieben und will sehen, ob seine neue Arbeit, die der Tor an Rümpler geschickt, für diesen Zweck tauglich sein wird. Desgleichen will ich bei G. Keller** anklopfen. Ich selbst werde mich schwerlich mit Versprechungen durchschlagen können, sondern gleich bei der ersten Nummer dabeisein müssen. Daß mit einem kleinen Liebesproblem hier nicht wohl geholfen ist, begreifst Du. Nun kam mir gestern wieder jene unheimliche Figur des Venezianers, der Volksjustiz übt und dabei innewird, daß der Einzelne nicht ungestraft den Richter machen soll.*** Mehr als das war mir nicht im Gedächtnis geblieben, außer, daß ich dies Motiv aus Deinem Munde habe. Wo hast Du es nun her und wo wäre etwas mehr Knochenmark dazu zu finden? Laß mich hierüber so bald Du irgend kannst etwas erfahren, auch darüber, ob Du selbst noch an dem Motiv hängst und Dein Eigentumsrecht daran geltend machst. Heute geht die Abschrift der

* Am 1. Oktober 1859 trat die »Süddeutsche Zeitung« an die Stelle der »Bayerischen Wochenschrift«. Hiermit gewann die Gothaer Partei, die in Karl Brater (1819—1869) einen ihrer bedeutendsten Führer hatte, ein Organ, in dem sie wirksam gegen die großdeutsche Haltung der Augsburger »Allgemeinen Zeitung«, der Babylonierin, ankämpfen konnte, mit der Sybel sowohl wie Heyse schon heftige Fehden gehabt hatten.

* Karl August Heigel (1835—1905) war Mitglied der Krokodile gewesen und durch Geibels Empfehlung Bibliothekar des Fürsten Carolath geworden. Rümpler war Verleger in Hannover.

** Gottfried Keller wurde nicht zur Mitarbeit angegangen.

*** Aus diesem Motiv erwuchs eine der bedeutendsten Novellen Paul Heyses, »Andrea Delfin«.

»Elisabeth Charlotte«* an die Rettich** ab. Sybel und Windscheid,*** die das Stück gelesen, sind seines Lobes voll. Ich nicht. Auch wenn die Rettich es gutheißen sollte, bin ich doch entschlossen, erst noch eine volle Arbeit daranzuwenden, ehe ich es, selbst als Bühnenzensor, drucken lasse. Ich meine, es brauchte darum kein schlechteres Theaterstück zu werden, wenn es mir gelänge, noch ein besseres Gedicht daraus zu machen. Aufgeführt, wird es jedenfalls auch so wirken, und ich will sogleich in Wien damit vorgehen, auch ohne den Druck abzuwarten. Dir werde ich es schwerlich schicken, da ich gern ein Exemplar in Händen behielte. Es hat übrigens schon jetzt gegen die erste Schlauderskizze unvergleichlich gewonnen.

Wir hatten böse Tage, unser Ernst war todkrank, schon aufgegeben von den Ärzten und uns. Nun ist wieder alles im Flor. Kathrinchen Windscheid läßt noch immer auf sich warten. Die Stadt ist wie ausgestorben, von bekannten Gesichtern. Nur Bodenstedt läßt sich zuweilen sehen, dieser Unsterbliche! — Wie geht es Dir? Ich verlange und will keinen Brief. Pflege Dich und schreibe nur eine kurze Zeile über den Venediger. Von dem Zeitungsvorhaben soll noch nicht gesprochen werden.

Meine Frauen grüßen Dich herzlich, desgleichen Windscheids. Gott befohlen!

Treu Dein Paul Heyse.

2.

Travemünde, d. 28. August 1859.

Lieber Paul!

Die Geschichte vom venezianischen Schuster habe ich mündlich vom verstorbenen Kölle. Gedruckte Quellen vermag ich nicht nachzuweisen. Was ich erinnere, ist folgendes:

In völlig rechtlosen Zuständen lebend, glaubt sich ein Schuhmacher (vielleicht Schwertfeger, um seine Verbindungen mit Edelleuten zu motivieren), ein stiller, zu religiöser Schwärmerei geneigter Mann, eine wunderliche Mischung von Kohlhaas und Cardillac, von Gott zum Werkzeuge ausersehen, die Gerechtigkeit auf Erden wiederaufzurichten. In diesem Sinne vollstreckt er in geheimnisvoller Weise an der straflos übermütigen Patrizierjugend eine Reihe selbstgesprochener Todesurteile, bis er endlich den Liebhaber der eignen Tochter erschlägt. Das Mädchen wird darüber wahnsinnig, und er liefert sich selbst aus. — Das ist alles, freilich nicht viel, aber doch wohl genug für einen Poeten. Das Lokal ist freilich schwierig, da uns einmal das Bild Venedigs in seiner Blütezeit scharfgeprägt im Sinne steht, in dieser sich aber kaum historische Anknüpfungspunkte werden finden lassen. Ich hatte, um bestimmtere Kulturfärbung zu gewinnen, schon daran gedacht, die ganze Geschichte nach Rom in die wüsten Zeiten der Orsini und Colonnas zu verlegen, und möchte auch Dir diesen Ausweg vorschlagen. Daß ich Dir den Stoff mit Freuden überlasse, versteht sich von selbst. Wer macht, hat Recht.

Am 6. August verließ ich das Lindenhaus, von meinem Bruder Karl noch bis Heidelberg begleitet, wo wir den Abend heiter verschwärmten. Am nächsten Tage ging es nach Kassel, am darauffolgenden nach Hamburg. Als ich in Göttingen aus dem Waggon trete, um rasch ein Glas Bier zu trinken, steht Göbeke* vor mir, der eben nach Celle fahren will. So setzten wir uns denn zusammen und hatten Zeit genug zum Austauschen. Er fragte, ob wir seine Sendung (Schiller und Goethe) mit den beigehenden Briefen erhalten hätten, was ich verneinen mußte. Im übrigen ist er wieder völlig wohlauf ...

Seit dritthalb Wochen hause ich hier in Travemünde, wo ich meine fürstlichen Freunde** bereits behaglich eingesiedelt fand. Ich liege fast den ganzen Tag am Strande, atme Seeluft und freue mich an meinem Kinde,*** das sich reizend entwickelt und Ada von Tag zu Tag ähnlicher wird. Gearbeitet aber hab' ich, ein paar Lyrika abgerechnet, auch nicht das mindeste, so daß ich mich eigentlich vor Deiner unausgesetzten Tätigkeit entsetzlich schämen müßte, was mir jedoch nicht recht gelingen will. Mein Befinden ist, Gott sei Dank, wieder ganz leidlich, obwohl ringsumher in Lübeck, Hamburg, Mecklenburg die Cholera grassiert. Sie soll jedoch bereits im Abnehmen begriffen sein.

Der Gedanke mit der Zeitung scheint mir höchst glücklich; nur werdet ihr allerdings be-

* Heyses Schauspiel »Elisabeth Charlotte« wurde in Wien nicht aufgeführt, errang aber in München am 2. Februar 1860 einen durchschlagenden Erfolg.

** Julie Rettich (1809—1866), die große Tragödin des Wiener Burgtheaters, eine nahe Freundin Heyses.

*** Der Historiker Heinrich von Sybel (1817 bis 1895) und der Jurist Bernhard Windscheid (1817—1892) waren unter den Münchner Gelehrten mit den beiden Dichtern am nächsten befreundet.

* Karl Göbeke (1814—1887), der 1869 den 1. Band einer Biographie Geibels erscheinen ließ, hatte sein Buch »Schiller und Goethe« (1859) »E. Geibel und P. Heyse in München« gewidmet.

** Fürst Heinrich von Carolath-Beuthen (1787 bis 1864) und seine Gemahlin Amalie geb. Freiin von Firks.

*** Geibels Töchterchen Marie wurde nach dem frühen Tode ihrer Mutter Ada in Lübeck bei Geibels Schwägerin erzogen.



deutender geistiger und materieller Mittel bedürfen, um der Augsburgerin mit Erfolg gegenübertreten zu können.

An wen sendet man am besten seinen Beitrag für die Kuglersche Büste?* Und bis wann muß man einschicken?

In den Zeitungen lese ich, der Inspektor Schmidt sei vom König an Frays Stelle zum Intendanten ernannt worden.** Das ist doch wohl nicht so, oder doch nicht ganz so. Laß mich bei Gelegenheit etwas darüber hören.

Für die Besorgung der Briefe besten Dank; meine Adresse bleibt einstweilen dieselbe. Herzliche Grüße an die Deinigen, Windscheids und Julie.*** Auch an Theres,† wenn Du sie einmal triffst. Diesen Augenblick wird mir ein Besuch von Putlitz†† auf morgen angemeldet.

Treu der Deine Emanuel Geibel.

3.

Herzlichen Dank, liebster Geibel, für die Indemnity-Bill in Sachen des Venezianers, der allerdings, ohne sie abzuwarten, sich die Freiheit genommen hatte, an Fleisch und Bein erheblich zuzunehmen. Aus dem Schuster aber, von dem ich nichts wußte, ist ein Nobile geworden, der den wehrlosen Zustand der Aristokratie gegen die aus ihrer eignen Mitte hervorgegangenen Despotie des Inquisitions-Triumvirats schärfer empfinden muß als ein Plebejer, der verhältnismäßig besser daran war. Der Stoff nimmt fast Romandimensionen an, und ich finde in den Statuten der Staats-Inquisitoren, die Graf Daru††† herausgegeben hat, ein Intrigenmaterial, wie ich es nie geahnt hatte.

Das neue Blatt ist sehr sicher fundiert. Die Pfälzer Herren von der Opposition haben, glaube ich, große Summen zur Verfügung gestellt.

Die Nachricht über die hiesige Intendanz war, wie Du schon gemutmaßt hast, inkorrekt. Frays hat einen längeren Urlaub, und Schmidt führt interimistisch nach wie vor die Geschäfte. Das Beste tun die Herren Regisseure, die auch schwerlich Lust haben werden, abzudanken. Dahn* hat nun auch mich in den bei den Haaren herbeigezogenen Grund eingeweiht, der den »Courier in die Pfalz« hier unmöglich macht. O tempora, o humo—o—res!

Inzwischen ist ein Fräulein Windscheid zur Welt gekommen, das sehr liebenswürdig sein soll. Frau Lotte befindet sich über Erwarten wohl und frisch.

Was soll mit drei Gesängen eines »Franz von Sickingen« geschehen, die Herr Paul Pressel** in Stuttgart mit der Bitte um ein Fürwort bei Cotta an Dich gesandt hat, sich auf ein Versprechen berufend, das Du ihm einmal in Ems gegeben? Ich hätte es zurückgeschickt ohne diesen Passus, obwohl auf dem Umschlag darum gebeten ist, Dir das Paketchen nachzusenden, falls Du verreist.

Meinen Beitrag zu Kuglers Büste habe ich an Eggers gesendet. Ein Termin, glaube ich, ist nicht gestellt, nur wäre es wünschenswert, wenigstens die Unterschriften, wenn auch noch nicht die Summe selbst, bald beisammenzuhaben.

Tausend Grüße von allen Meinigen. Glücklicher, der Du jetzt mit so friedlichem Gemüt am Gestade des weitaufrauschenden Meeres dahinwandeln kannst. Mich ärgert dieses Jahr, in dem mir nichts voll und ganz geglückt ist, und stachelt mich, wenigstens eine mir selbst willkommene Frucht diesem Herbst noch abzugewinnen. Der Centaur,*** den ich nun gedruckt gesehen, erscheint mir überaus mager. Ich nähme ihn gern zurück, um ihn reicher, toller, phantastischer auszustatten oder ihn zu vernichten. Die Pfalzgräfin wird wohl in diesen Tagen in Wien ihr Urteil holen. Leuthold tritt eben ins Zimmer, er grüßt sehr. An Dein Kind einen Kuß von Deinem getreuen Paul Heyse.

München, 31. August 1859.

* Die Büste Franz Kuglers von Bernhard Afinger, die in der Halle des Neuen Museums in Berlin Aufstellung fand, war von Freunden und Verehrern des ausgezeichneten Gelehrten gestiftet worden.

** Freiherr von Frays war der Nachfolger Dingelstedts als Leiter der Münchner Hofbühne, überließ aber bald immer mehr die Geschäfte dem Theatersekretär und Hausinspektor Wilhelm Schmitt, der nach seinem Rücktritt auch bis 1867 mit der Verwesung der Intendanz betraut wurde.

*** Frl. Julie Dreuttel, die Pflegetochter der verstorbenen Staatsrätin von Ledebour.

† Die Haushälterin Geibels in München.

†† Gustav Hans Edler zu Putlitz (1821 bis 1890) wurde nach dieser ersten Begegnung einer der treuesten Freunde Geibels.

††† Vgl. P. Daru, Histoire de la république de Venise (1819), VI, 33—195.

* Friedrich Dahn (1811—1889) war von 1834 bis zu seinem Tode eins der angesehensten Mitglieder der Münchner Hofbühne, von 1844 bis 1861 auch Regisseur. Das Lustspiel »Der Courier in die Pfalz« von dem ihm befreundeten Andreas May gelangte erst 1869 zur Aufführung.

** Paul Pressels Epos »Franz von Sickingen« erschien 1860.

*** »Der letzte Centaur«, in seiner endgültigen Fassung eins der glücklichsten Meisterwerke Heyses, entbehrte in der »Argo« für das Jahr 1859, wo er zuerst erschien, noch der Rahmenerzählung, die in der Tat dem Ganzen erst seine Vollendung verleiht.



4.

Travemünde, den 4. September 1859.

Lieber Paul!

Schade, daß meine Notizen nicht früher eintrafen! Dein Held würde sonst schwerlich ein Nobile geworden sein; ein Handwerker, einem ausschweifenden Patriziertum gegenüber, scheint mir unendlich viel günstigere Motive zu geben. Aber jetzt ist's wohl zum Andern zu spät; item, es muß auch so gehen. An starken und spannenden Ereignissen wird es wenigstens diesmal nicht fehlen.

Willst Du mir einen Gefallen tun, so schickst Du auch den Sickingen zurück, von dem ich — unter uns gesagt — wenig erwarte. Ich hätte jede literarische Nachsendung verbeten, würde erst im November wiederkommen; ohnedies sei bei Cotta jetzt sehr schwer anzukommen.

Frau Lotte und dem glücklichen Vater meine besten Glückwünsche! Nun kann er sein Erziehungstalent doch besser verwenden als für junge Hunde.

Für die Büste habe ich zehn Taler bestimmt, sende sie aber noch nicht, weil ich auch noch einen Carolather Beitrag erhoffe.

Deine Unzufriedenheit begreif' ich nicht. Ist denn die »Elisabeth Charlotte« nichts? Und läßt sich aus der gegenwärtigen Novelle nicht das Bedeutendste gestalten? Nur müßtest Du sie nicht als eine beiläufige Zwischenarbeit betrachten. Und dann der dritte Gesang des Walchensees* und so manches an Übersetzungen! Auch dem Centauren tust Du unrecht; er könnte breiter und mächtiger sein; aber er ist immerhin frisch, lebensvoll und ergötzlich. Was soll ich denn sagen, dem nichts mehr kommt als hin und wieder ein paar lyrische Strophen?

Donnerstag will ich von hier, und dann nach Reinbeck bei Hamburg, um dort ein paar Tage mit Frau Marianne Wolf** und Putlitz zuzubringen. Der letztere besuchte mich neulich, und ich lernte in ihm einen ganz einfachen und gescheiten Menschen kennen. Indessen geht mein Fürstenpaar nach Carolath voraus, ich bleibe noch bis über die Mitte des Monats in Lübeck und folge nach, wenn ich meine Freunde gesehen und meine Angelegenheiten geordnet habe.

Von Heigel hatte ich kürzlich einen extravaganten Brief. Er ist sterblich verliebt, rast wiederum ein weniges, und ich werde meine liebe Not haben, ihn von dummen Streichen zurückzuhalten. Dabei soll er dick geworden sein wie ein Bierfaß.

Fürst und Fürstin sind übrigens recht mit ihm zufrieden, denken nicht daran, ihn gehen zu lassen; nur über seine krankhaft übertriebene Empfindlichkeit beklagen sie sich.

Lebewohl! Grüße die Deinen und die Unsern. Zu Deiner Arbeit viel Glück und herzlichen Dank für die freundliche Besorgung meiner Briefschaften.

Getreu der Deine Emanuel Geibel.

* Die Hochzeitsreise an den Walchensee, eine heitere Novelle in Versen, deren erste zwei Gesänge schon 1858 entstanden waren, war Windscheid zugeeignet.

** Frau Marianna Wolff geb. Niemeyer war die Witwe Immermanns.

5.

Carolath, den 1. Oktober 1859.

Lieber Paul!

Heute nur mit zwei Worten die Nachricht, daß ich seit einigen Tagen in Carolath bin und mich leidlich wohl fühle. In Berlin habe ich mit Gütschow* wegen der Kuglerschen Gedichte gesprochen; er hat aber abgelehnt, aus Gründen, die ich, als in der Natur seines speziellen Geschäfts liegend, respektieren mußte. Sonst hab' ich dort niemand gesehen, da ich nachmittags ankam und am nächsten Tage weiterging. Heigel, mit dem ich hier nun täglich verkehre, hat in Lyrik und poetischer Erzählung Vortreffliches gemacht. Im übrigen ist er ein wunderlicher Heiliger geblieben, dem ich am liebsten noch ein Jahr ruhigen Studiums auf einer norddeutschen Universität gönnen möchte.

Noch eins! Was hat man in München zum Schillertage vor? Etwas muß doch geschehen. Bei einer gesellschaftlichen Feier wird freilich kaum viel herauskommen, da der schroffe Gegensatz der Parteien alles wirklich Gemeinsame stört. Dagegen scheint mir das Theater schlechterdings die Verpflichtung zu haben zu einer außerordentlichen Anstrengung. Sprich doch einmal mit Dahn! Wären die Kräfte besser, so würde ich ein Festspiel (?) und dazu das Bruchstück des Demetrius vorschlagen. Jetzt wäre etwa die Wallensteintrilogie zu nehmen, die ohnedies auf dem Repertoire ist. Natürlich an zwei Abenden; und zur Einleitung ein einfach würdiger Prolog. Der letztere am besten von Dir, da Du da bist und mit den Leuten alles verabreden kannst.

Jedenfalls schreib mir baldmöglichst, da im allerschlimmsten Falle ich vorgehen müßte, solche Dinge mir aber nur sehr schwer und langsam gedeihen.

An Theres die herzlichsten Grüße von mir und vom Musch,** der sie fort und fort in gutem Gedächtnis behalten hat. Wie schwer es mir diesmal geworden ist, mich von dem Kinde zu trennen, magst Du denken.

* Gütschow war der Inhaber der Springerschen Verlagsbuchhandlung in Berlin. Die beabsichtigte neue Ausgabe von Franz Kuglers Gedichten kam nicht zustande.

** Kosename für Geibels Töchterchen.

In vier Wochen hoffe ich wieder bei Euch zu sein. Laß mich aber, wie gesagt, vorher von Dir hören, und zwar bald!

In alter Treue der Deine Geibel.

6.

Aibling, 5. Oktober 1859.

Liebster Geibel!

In den letzten Tagen des September ließen wir uns sämtlich von meiner Frau, die immer das Prinzip der Bewegung in meinem Hause repräsentiert, plötzlich zu einer Nachsommerfrische in diesem anmutigen Nest beschwatzen, wo mich gestern abend Deine Zeilen erreicht haben. Mögest Du in Carolath so unbewölkte Tage genießen wie wir am Fuße des alten Wendelsteins! — Ich schreibe im Garten unter Springbrunnengeräusch, Pfauenschrei und Kinderjubel. Die notdürftigsten Gedanken hoffe ich dennoch zusammenzubringen.

Am letzten Sonntag im September war eine Vorberatung in Sachen der Schillerfeier und -stiftung bei Förster. Bluntschli, Carriere, Oldenbourg, Bodenstedt, ich; Sybel war geladen, kam aber nicht. Man beschloß, jedenfalls einen Bevollmächtigten nach Dresden zur Generalversammlung zu schicken, damit nicht München allein sich ausschlösse und wir auch die Disposition über das Geld, das wir ja beisteuern, in der Hand behielten. Zur Wahl des Gesandten kam es noch nicht. — Die Bildung eines größeren Festkomitees wurde beschlossen. Dasselbe ist erst nach meiner Abreise zusammengetreten, und ich habe mir heute erst von Sybel das Nähere über das beratene Programm ausgebeten. Hülsen hat mich aufgefordert, für die Festfeier im Berliner Theater einen Prolog zu dichten. Ich bin noch nicht entschieden, ob ich zusagen soll. Daß ich zunächst meiner jetzigen Heimat eine dichterische Beteiligung am Fest schuldig bin, versteht sich von selbst. Im Theater aber (wo am ersten Tage die Glocke und Wallensteins Lager, am zweiten die Piccolomini, am dritten Wallensteins Tod zur Aufführung kommen) scheint man uns lieber zu entbehren. Ich fragte Richter* schon vor Wochen, was man für den 9., 10. und 11. vorbereite. Er teilte mir obiges Repertoire mit, und von einer Hinzuziehung der Münchner Poetenschaft war keine Rede. Wie die Sachen stehen, kann man sich ihnen nicht anbieten, und da ein Festessen, Konzert oder dergleichen, eine große Feier im Rathaussaal vorbereitet wird, so ist Gelegenheit genug, zu zeigen, daß man nach Kräften den schönen Tag mitverherrlichen möchte.* Es scheint mir aber durchaus nötig, daß auch Du dich beteiligst. Du würdest sehr fehlen, wenn Du fehltest, und wenn Du da bist, darfst Du nicht schweigen. Sobald ich etwas mehr orientiert bin, schreibe ich Dir wieder. Dein Fragezeichen bei dem »Festspiel« unterstreiche ich dick. Es ist nichts gefährlicher und mißlicher; ich denke immer dabei an Polterabende.

Die venezianische Novelle ist fertig geworden, doppelt so lang als meine längste. Nun wälze ich den fünften Akt der Elisabeth Charlotte, den die Rettich nicht genügend gefunden hat. Sie wünscht, daß die Heldin zum Schluß noch etwas tue, anstatt den Knäuel durch ihre Hand einfach ablaufen zu lassen. Das ist nun verdammt schwer, da ihr Wesen bisher ein Sein war und ihre Aktion und die stille Reaktion des einfach Guten gegen das verwickelte und sich verwickelnde Schlechte. Im übrigen scheinen die Wiener sich sehr an dem Stück erwärmt zu haben. Wärst Du nur hier!

Tausend Grüße an Heigel. Du bringst doch seine opera omnia mit? Und wie steht es mit seiner Novelle für die Süddeutsche Zeitung? Der Abdruck der meinigen ist noch vertagt, da Brater sich mit den Frankfurtern** zu eng verknüpft hat, um nicht als das Haupt der Münchner Gothaer zu gelten, die Gothaer aber unserm Allergnädigsten seit diesem gesegneten Sommer ein Scheuel und Greuel sind, und unsereins doch nicht unnötigerweise Demonstrationen machen soll. In einigen Monaten, wenn der erste Lärmen verraucht ist, kann man viel unscheinbarer der Zeitung sich anschließen als gerade im Beginn. Mir ist die Sache der Sache wegen sehr leid. Warum mußte Br. solche Sprünge machen, ehe er noch Boden gewonnen hatte?

Gott befohlen. Darf ich Dich bitten, mich dem Fürsten und der Fürstin zu empfehlen? Meine Frauen grüßen Dich herzlich.

Dein Paul.

---

* Heinrich Richter (1820—1896), seit 1849 Mitglied, seit 1858 Regisseur des Münchner Hoftheaters.

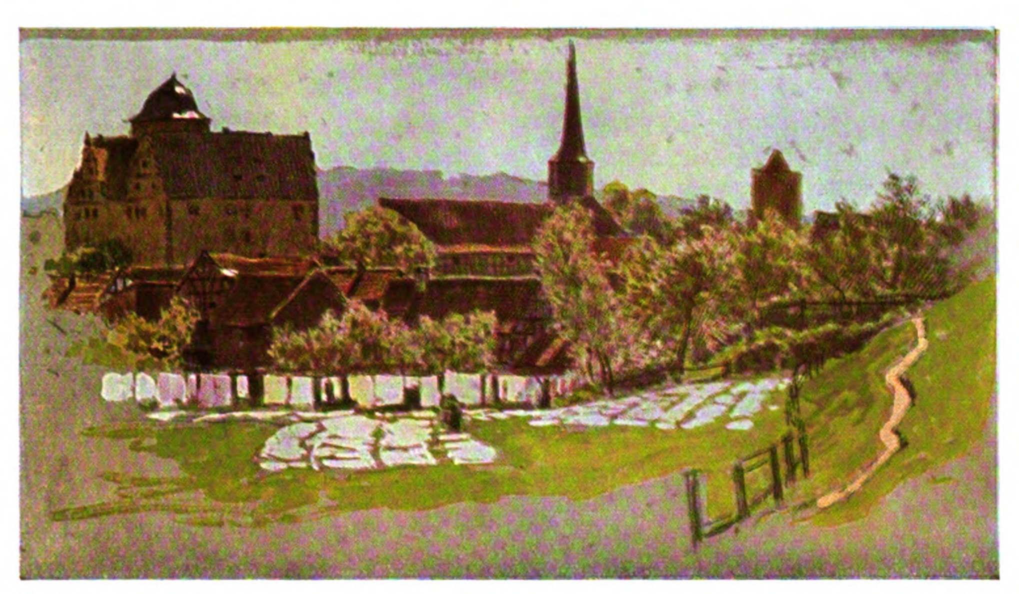
* Den Prolog für das Münchner Hoftheater verfaßte der einheimische Dichter Herman von Schmid, während Heyses Prolog im Berliner Schauspielhaus vorgetragen wurde. In München kamen Geibel und Heyse nur bei dem Festmahl in den »Vier Jahreszeiten« am 12. November zu Worte.

** Am 15. und 16. September 1859 war in Frankfurt a. M. der Deutsche Nationalverein ins Leben getreten, in dessen Ausschuß Brater von Anfang an eingetreten war.





Ernst Eimer: Aufziehendes Gewitter



Paul Hey: Schlitz

Schlitz

Von Heinrich Werner

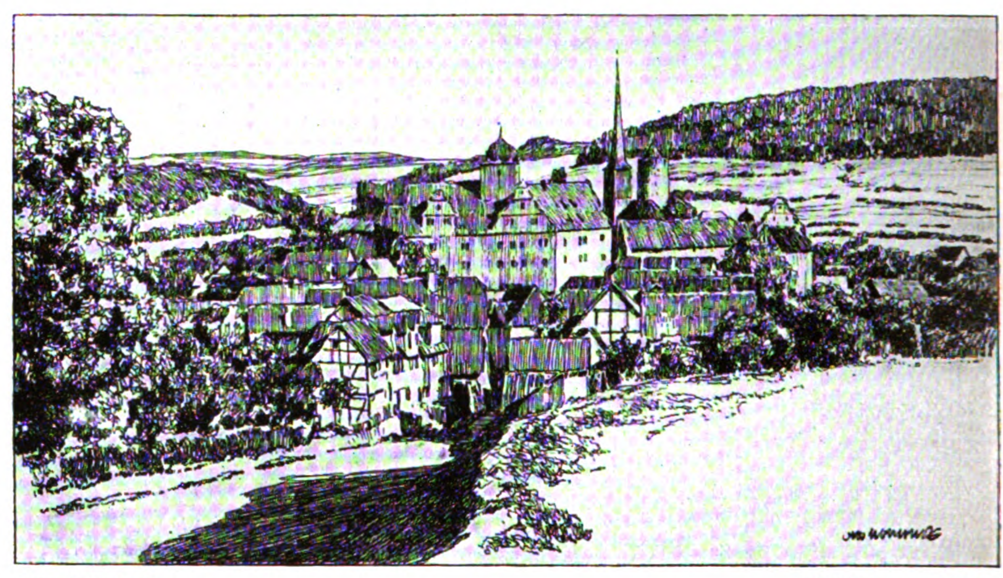


Schlitz! Das klingt wie der Lockruf eines Vogels oder der Pfiff eines übermütigen Bauernburschen. Und fröhlich ist auch der Eindruck für den mit der Kleinbahn in das also benannte Städtlein neugierig Einfahrenden. Er kommt zu viel kaum gekannter und verborgener Schönheit und findet auf Schritt und Tritt Gelegenheit, von neuem zu sehen, wieviel Köstliches die deutsche Heimat in stillen Tälern und Gründen umschlossen hält, wovon die Alltagsweisen und Allerweltreisenden nichts ahnen. Denn beim Namen Schlitz dämmert vielleicht diesem oder jenem im Erinnern auf, daß ein altes Grafengeschlecht den Namen trägt, und daß dieser bekannt war als der eines Wilhelm II. befreundeten Edelmannes, zu dem der Kaiser alljährlich zur Auerhahnbalz gefahren ist, in Wälder, reich an uraltem Buchen- und Eichenwuchs und an herrlichem Wildbestand. Schon vom Bahnzug aus gibt es eine umfassende Schau aufs Städtchen und auf seine kennzeichnende Zier, die alten Burgen mit ihren gewaltigen Mauern und aufspringenden Türmen. Die Bürgerhäuser ducken sich unter den alten Wehrbauten, und in ihrem Zuge rings um den einer Insel gleich aus den grünen Wiesen aufsteigenden Hügel künden sie die Geschichte ihrer Siedlung, die wirklich zum Schutz vor einfallendem Raubvolk und feindlichen Haufen so unmittelbar in der Nähe des ritterlichen Herrenhauses geschah. Das Schaubild aber — am schönsten im lebenweckenden Frühling — bekommt prächtigen Halt und Abschluß durch die ringsum lagernden Höhen. Es sind Ausläufer des Vogelsbergs, der — ein westlicher Nachbar der gleich ihm vulkanischen Rhön — seine Lavafluten vom vorzeitlichen Riesenkrater des Hoherodskopfes nach allen Himmelsrichtungen weithin ins Land geworfen hat. Die Berge schauen nieder auf ein ruhig durch die Wiesen ziehendes Flüßchen, und von ihm, der Schlitz (»slitesa aha« = fließendes Wasser), haben die Siedlung und die Stadtburg den Namen.

Nicht immer hat das Land so freundlich und wohlbestellt ausgesehen. Als sein Entdecker sozusagen muß der Apostel der Deutschen, Winfried-Bonifazius, gelten, der etwa im Jahre 740 aus Norden, von Hofgeismar kommend, hier den Christenglauben und mit ihm die erste zielbewußte Kulturtätigkeit erweckte. Er fand eine in unendlicher Einsamkeit sich dehnende Landschaft, von großem Buchenwald bestanden. Aber der Gottesmann ließ sich nicht schrecken. Weiter südöstlich gründete er 744 das Kloster Fulda am gleichnamigen Flusse. Es wurde Mittelpunkt seiner eignen unverzagten Bekehrungsreisen in die rings sich breitenden Wälder und für die seiner sich rasch mehrenden Jünger und Helfer. Sehr wahrscheinlich, daß der heutige



Burghügel von Schlitz schon damals als der natürliche Sammelpunkt in der Ebene eine alte heidnische Kultstätte gewesen ist, und daß gerade darum die Fuldaischen Glaubensboten ihn zur Baustelle einer christlichen Kirche erwählten. Jedenfalls bezeugt eine Urkunde, daß im Jahre 812 die Kirche zu »Slitese« auf Bitten des Fuldischen Abtes Ratgarius von Richolf, dem ehrwürdigen Erzbischof von Mainz, am 20. September zu Ehren der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Margarete geweiht worden ist. Zum Schutze gegen die umwohnenden Heiden erhielt sie einen festen »Ring«, aus dessen Hauptbollwerken Slitesse in einer Urkunde von 1116 genannt wird, sind Angehörige des Hauses häufiger nachweisbar. Auch Berthold von Fulda, der 1133 die Abtwürde erhielt, war aus dem Schlitzer Geschlecht. Er begleitete Lothar von Supplinburg zur Kaiserkrönung nach Rom und hatte bei der Festlichkeit den Ehrensitz neben dem Kaiser, wurde danach auch zum Erzkanzler der Kaiserin erhoben. Im 17. Jahrhundert trat der hessische Generalmajor Georg Ludwig von Schlitz während der Raubkriege Ludwigs XIV. namhaft hervor. Er hielt 1692 die kaiserliche Feste Rheinfels mit einer kleinen Besatzung gegen eine große immer



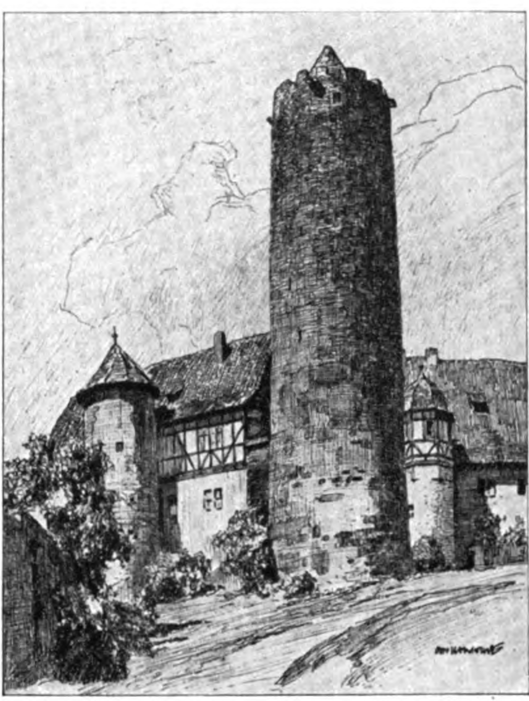
Otto Ubbelohde: Ansicht von Schlitz

Mit Genehmigung des Kunstverlags Gustav Mandt, Lauterbach H.

in späterer Zeit die Schlitzer Burgen geworden sind. Bald nach der Kirchgründung, im Jahre 852, taucht urkundlich zum ersten Male der Name des Schlitzer Herrengeschlechts auf, und er hält sich dann durch alle Jahrhunderte, früh mit dem Zusatz »von Görtz« versehen, in engster Verbindung mit dem des gleichbenannten Städtleins. Die Schlitzer Herren standen naturgemäß zuerst in engster Verbindung mit dem zu starker Herrschaft gelangten Kloster Fulda, dessen Vögte, später Erbmarschälle genannt, mit entsprechenden Gerechtsamen sie gewesen sind. Der Stamm des Hauses spaltete sich bald in mehrere Zweige und dehnte seinen Besitz weit in den Vogelsberg hinein. Vom 12. Jahrhundert an, wo ein Ermenoldus de wilder anstürmende Franzosenschar, die schließlich nach Verlust von 4000 Toten erfolglos abziehen mußte. Auch der als »Schweden-Görtz« bekannte Minister des Nordlandkönigs Karl XII., Georg Heinrich Freiherr von Schlitz, genannt von Görtz, hat ein abenteuerliches und tragisches Schicksal gehabt. In den politischen Wirren am schwedischen Hofe nach Karls XII. Tode erreichte die ihm feindlich gesinnte Partei, daß er für Handlungen des Königs verantwortlich gemacht und zum Tode verurteilt wurde. Er starb in fester Treue zu seinem Herrn, und mit vieler Mühe nur gelang es einem ergebenen Diener, seine Leiche in einer Kiste in die Heimat zu bringen, wo er unter einem Grabstein mit der von ihm selbst gewählten

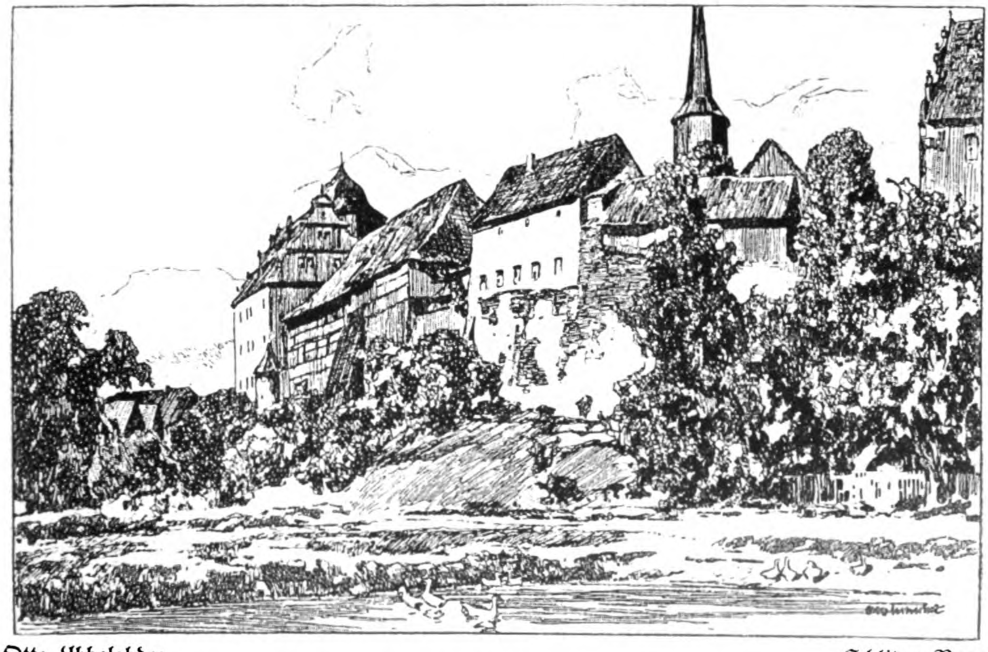
Inschrift »Mors regis, fides in regem mors mea« (etwa: Der Tod des Königs und die Treue gegen ihn brachten mir den Tod) Ruhe gefunden hat. Das Jahr 1726 brachte den Schlitzer Reichsfreiherren die Erhebung in den Grafenstand. Mit der Stadt Schlitz gehörten noch 16 blühende Dörfer zu ihrer Herrschaft.

Die moderne Zeit hat auch aus dem Leben der Standesherren die alte Romantik getilgt. Mit den andern reichsunmittelbaren Adelsgenossen verloren auch die Schlitzer 1806 die Regierungsgewalt über ihren dem Großherzogtum Hessen einverleibten Besitz, aber sie blieben seßhaft im Städtlein und haben heute in der in grünem Park liegenden, im 17. Jahrhundert an Stelle eines älteren Schlosses erbauten Hallenburg eine stattliche und freundliche Residenz. Der 1914 verstorbene nahe Freund Kaiser Wilhelms, Graf Emil Friedrich, war ein tüchtiger Künstler als Bildhauer und hat lange Jahre die Weimarer Kunstschule als ihr Vorstand geleitet.



Otto Ubbelohde: Schlitzer Burgturm
Mit Genehmigung des Kunstverlags Gustav Mandt, Lauterbach H.

Das sind Tatsachen aus der Geschichte des Herrenhauses im besonderen. Gemeinsam aber waren Leid und Not den Grafen und den Stadtbürgern im 16. und im 17. Jahrhundert. Das Schlitzer



Otto Ubbelohde: Schlitzer Burg
Mit Genehmigung des Kunstverlags Gustav Mandt, Lauterbach H.



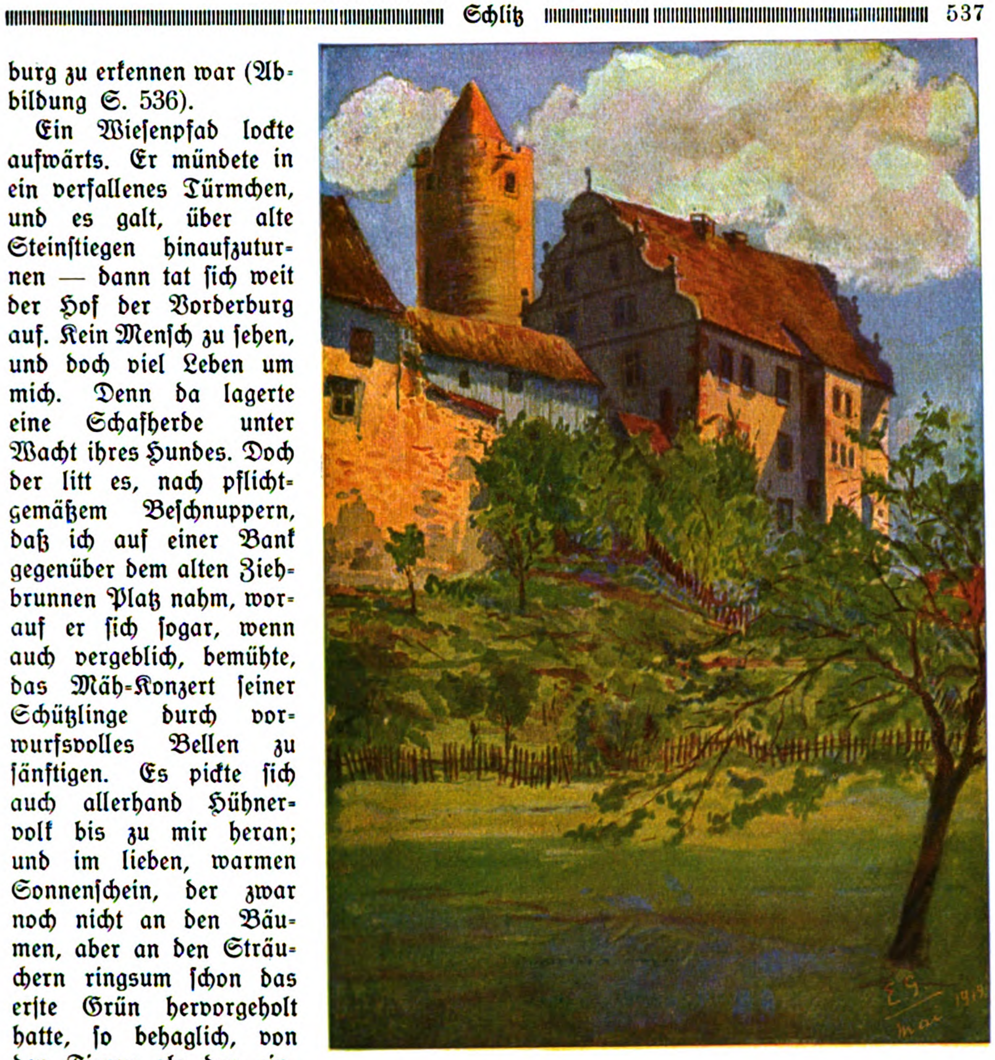
Gräfin Elisabeth von Schlitz: Vorderburg
Mit Genehmigung des Kunstverlags Gustav Mandt, Lauterbach H.

ßen Armee Napoleons in völliger Auflösung nach Frankreich zurückkehrten, hatten die Schlitzer noch einmal schwere Zeit. Im Weltkriege gab es nach dem traurigen Zusammenbruch an der Front auch Massenbesuch der Heimkehrer aus Frankreich, und die große Flut verrann nur langsam nach und nach. Heute hat das Städtlein wieder seinen Frieden, und ein Gang durch seine Gassen schenkt reichen Gewinn.

Ich will erzählen, wie ich nach langer Frist wieder einmal im Frühling 1921 durch das alte Nest geschritten bin, ganz dem Willen hingegeben, Großstadt- und Alltagsgedanken aus dem Sinn zu lassen und im Schauen alter Dinge die alte Zeit aufzubauen und zu lieben. Bei solcher Absicht ist die breite Straße nicht der rechte Zugangsweg. Man ist vor »zeitgemäßen«, in die alten Fluchtlinien der Fachwerkhäuser eingestellten Neubauten, vor frechen Reklametafeln, auch

Land hatte sich 1563 der Reformation zugewandt und war damit aus der alten Verbindung mit dem Kloster Fulda ausgeschieden. Das wollten die Äbte nicht dulden. Wieder und wieder versuchten sie bis zum Jahre 1635, also in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinein, mit guten und mit feindlichen Mitteln, die Abtrünnigen zurückzugewinnen. Die daraus entstandenen Belästigungen und Plagen waren nur ein Vorspiel der »schweren Not«, die plündernde Heerscharen der vom großen Kriege in das Land verschlagenen Soldateska mitbrachten. Auch im 18. Jahrhundert, wo die letzten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges sich im oberhessischen Gebiet abspielten, erneuerte sich die Not. Als 1813 die Reste der gro-

vor im Auto durchrasenden Kriegsgewinnlern nicht sicher. Aber es gibt ja auch Schleichwege und schmale Pfade, die nur bedachtsam und kundig erspäht sein wollen. Ich fand ein Steiglein zu einer Wiese mit niederem Teich, der die alte Bestimmung des Burggrabens vermuten ließ, und hielt stille Zwiesprache mit den sich im warmen Sonnenschein würdig oder auch nervös — je nach der Einzelveranlagung — auf der Wasserfläche bewegenden Enten und Gänsen. Zur Rechten stiegen ein Steilhügel und darüber alte Bauten auf. Hart am Hang staffelten sich die Dächer von Wohnhäusern und Schuppen bis zum Renaissancegiebel und dem uralten viereckigen Turm, daran die schon vom Bahnzug aus gegrüßte Vorder-

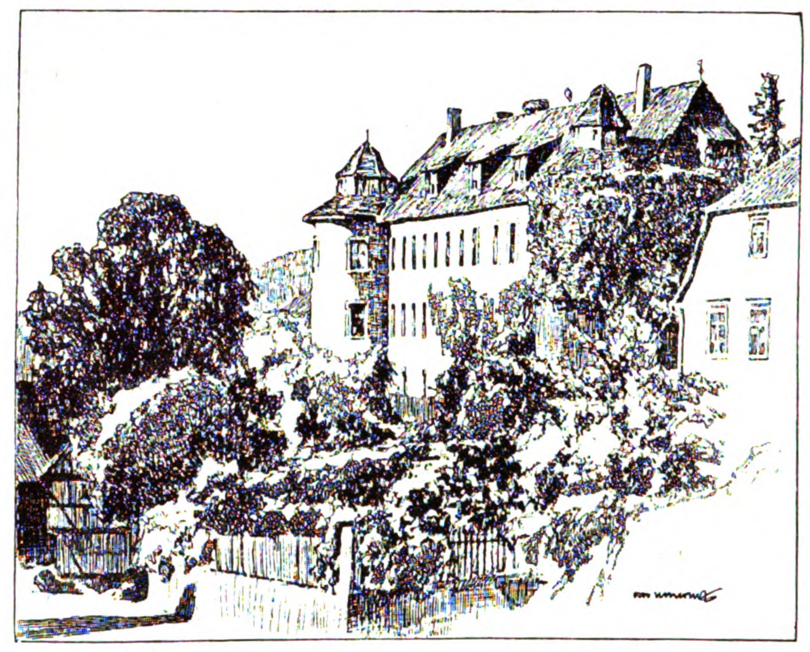


Gräfin Elisabeth von Schlitz: Hinterburg
Mit Genehmigung des Kunstverlags Gustav Mandt, Lauterbach H.

burg zu erkennen war (Abbildung S. 536).

Ein Wiesenpfad lockte aufwärts. Er mündete in ein verfallenes Türmchen, und es galt, über alte Steinstiegen hinaufzuturnen — dann tat sich weit der Hof der Vorderburg auf. Kein Mensch zu sehen, und doch viel Leben um mich. Denn da lagerte eine Schafherde unter Wacht ihres Hundes. Doch der litt es, nach pflichtgemäßem Beschnuppern, daß ich auf einer Bank gegenüber dem alten Ziehbrunnen Platz nahm, worauf er sich sogar, wenn auch vergeblich, bemühte, das Mäh-Konzert seiner Schützlinge durch vorwurfsvolles Bellen zu sänftigen. Es pickte sich auch allerhand Hühnervolk bis zu mir heran; und im lieben, warmen Sonnenschein, der zwar noch nicht an den Bäumen, aber an den Sträuchern ringsum schon das erste Grün hervorgeholt hatte, so behaglich, von den Tieren als den einzigen Genossen ummeckert und umgackert, zu sitzen, war für mich, den über Winter in Großstadthaft gehaltenen Wanderer, wohl ein paradiesisches Vergnügen. Ich habe es erst recht ausgekostet, ehe ich die mächtige Vorderburg vor mir zu beschauen begann. Sie ist vom Grafen Eustachius im 16. Jahrhundert begonnen und nach dessen Tode 1598 von seinem Sohne Balthasar vollendet worden. Ein stattlicher Renaissancebau, gemäß dem Gelände aus zwei zueinandergebogenen Flügeln gefügt, die der fast in die Mitte gestellte Turmbau verbindet. Der Leib des noch aus romanischer Zeit von einem älteren Bau gebliebenen Turmes selbst steigt in einer gedrungenen viereckigen Gestalt wuchtig zwischen den steilen Schrägdächern empor, und seine niedere schiefergedeckte Haube mit der leichten Wetterfahne darauf hat etwas gravitätisch Behagliches. Schlicht und stattlich der Eindruck der geteilten Fronten; nur an den Seiten nehmen die mit kleinen Obelisken besetzten hohen Renaissancegiebel den Aufschwung zu reicherer Wirkung. Die Vorderburg krönt den über das Städtlein aufsteigenden Berg.

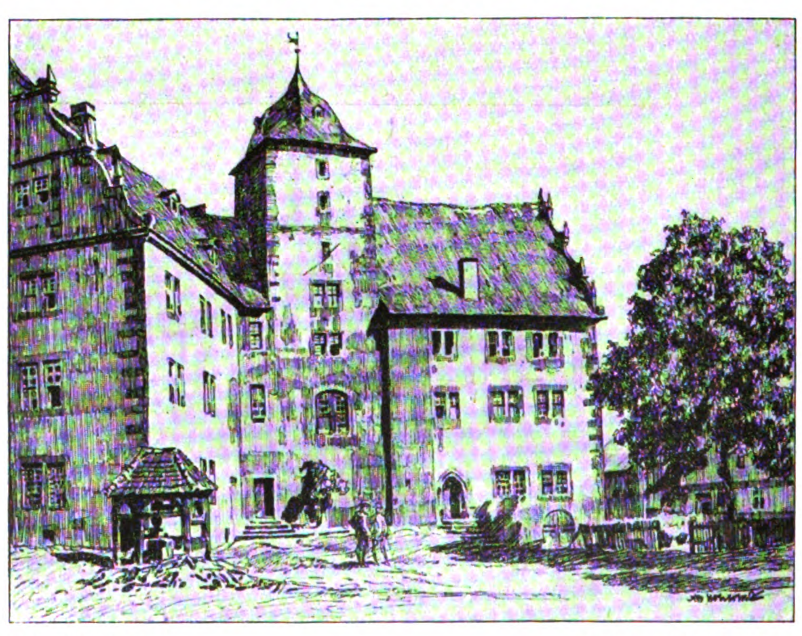
Zu aller weiteren Schau heißt es abwärts wandern. Wenige Schritte nur sind es bis zur Hinterburg, die aus zwei Einzelbauten besteht und ihren Hauptschmuck in einem durch einen gedeckten Durchgang erreichbaren Bergfried hat. Wiederum sind die architektonischen Formen ganz einfach; ein geschwungener Giebel und ein aus der Renaissance verbliebener Wasserspeier sind Zierstücke, doch



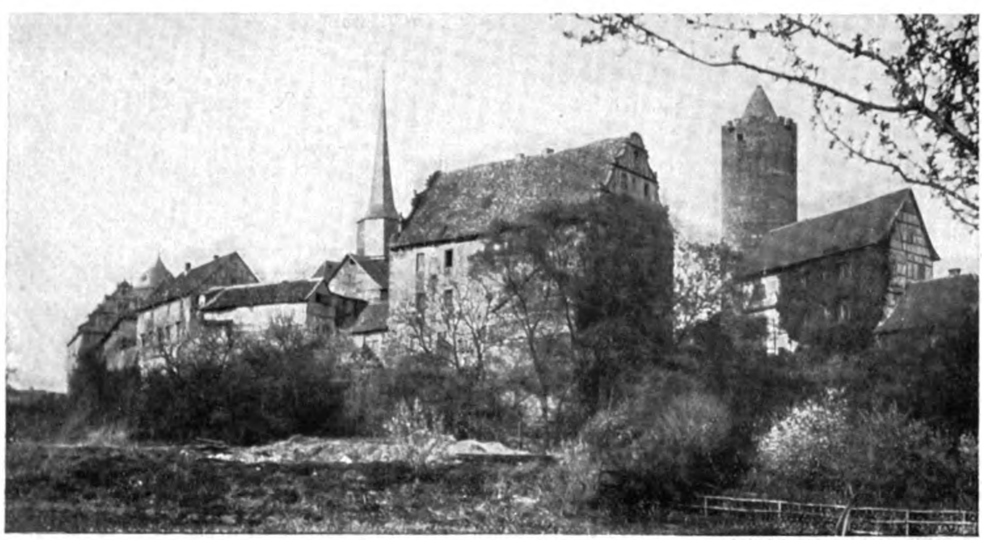
Otto Ubbelohde: Ottoburg in Schlitz
Mit Genehmigung des Kunstverlags Gustav Mandt, Lauterbach H.

dieser Stätte gekommenen Herrn von Schacht geschaffener Fachwerkbau, und die Ottoburg, mit der Front am Marktplatz gelegen, im 17. Jahrhundert, aber als langgestreckter nüchterner Bau ohne alle besonderen Stilmerkmale errichtet, bietet eine malerische Schau eigentlich nur für den Blick aus dem Tal, da sich dann die Höhe ihrer Gartenfront mit

gibt den schönsten Schmuck für die verwitterten Mauern der die grauen Steine überdeckende dunkle Efeu. Die Schachtenburg dagegen ist ein 1557 von einem durch Heirat einer Schlitzer Erbtochter zur Ansiedlung an den beiden seitlich geordneten Rundtürmen über grünen Bäumen und Büschen darstellt. Das Gelände auf dem Burgberg selbst ist uneben und geht in Bodenwellen auf und ab. Nur ein Platz, oder richtiger ein Plätzchen, breitet sich in gerader Fläche und ist auch wohl darum schon im 9. Jahrhundert zur Errichtung einer Kirche ausgesucht worden. Aber nicht nur die Weihe der Geschichte schenkt der Stätte eine feine Stimmung. Der alte Freythof oder Friedhof ist zwar verschwunden, aber köstliche Ruhe umhegt das im Schutze von Linden-



Otto Ubbelohde: Schlitzer Schloß (Hof)
Mit Genehmigung des Kunstverlags Gustav Mandt, Lauterbach H.



Aufn. Gustav Mandt, Lauterbach H.

Blick auf die Burg in Schlitz

bäumen liegende Gotteshaus in nächster Nachbarschaft des Pfarrgartens und der alten Wirtschaftsgebäude der Schloßherrschaft mit ihren traulichen alten Ziegeldächern. Am Kirchlein selbst haben alle Jahrhunderte seit der frühen Gründung gebaut und nicht immer gebessert. So gehen in den Einzelteilen die Stilformen durcheinander. Ein Sondermerkmal ist der aus der Dachmitte aufsteigende schiefergedeckte Spitzturm mit gotischem Maßwerk in den Fenstern. Das Westportal hat an den seitlich gestellten Säulen zierlichen Schmuck feiner Vasen und schlanker Knospenkapitelle in den Formen der romanisch-gotischen Übergangszeit. Den Türsturz über dem Haupteingang füllt ein modernes Sandsteinrelief des segnenden Christus, ein Werk des zuvor genannten Grafen Emil Friedrich von Görtz. Voll schlichter Schönheit ist das gotische Südportal, und ihm zur Seite bezeichnen der Treppenturm und die angebaute romanische Gruftkapelle des gräflichen Hauses mit den schönen frühgotischen Fenstern den malerischsten Teil der Anlage. In der Nordfront aber, die ganz in schmuckloser Einfachheit sich darbietet, stecken zwischen Chor und Turm noch Reste des alten Hauses von 812, und Grabungen haben erwiesen, daß es ursprünglich eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit je drei Säulenpaaren gewesen ist. Im Inneren läßt sich die Baugeschichte an guten Zeitmerkmalen verfolgen. In der Mitte des Langhauses sind vier mächtige Rundpfeiler, Wahrzeichen ältester Baukunst; auf ihnen hat ein hoher achteckiger Turm gesessen. Die romanische Zeit hat das west-östlich gelagerte Schiff durch einen quadratischen Chorumbau und vorgelagerte Apsis geschlossen. Was heute aber an



Aufn. Gustav Mandt, Lauterbach H.

Burg in Schlitz

Säulen und Rippen von plastischer Formung zu sehen ist, verweist alles in die Wendezeit des Romanischen zum Gotischen. Zwei Seitenkapellen sind dem Chor angefügt. Den mittelalterlichen Formen gesellen sich die der Renaissance in den stattlichen Grabmälern der Görtzischen Herren an den Wänden.

Bei dem Gang um das Kirchlein und hinein hatte ich am zwölfjährigen Söhnchen des um die Erforschung der Geschichte des Schlitzer Gotteshauses, aber auch des Städtleins hochverdienten Oberpfarrers Knodt einen gutbewanderten, freundlichen Führer. Noch bewehrt mit dem riesigen Kirchenschlüssel, gab er mir das Geleit hinüber zum spätgotischen Rathaus, mit einem Fachwerkobergeschoß und lustigem Schiefertürmchen über dem roten Ziegeldach, und zum Markt mit einem uralten steingefaßten Rundbrunnen.



Paul Hey: Gasse in Schlitz

Danach bin ich noch still für mich durch die Gassen gegangen, zu vielen feinen und lustigen Entdeckungen. Der älteste Teil von Schlitz liegt oben, innerhalb des Burgenrings, der die ersten Stadtsiedler wehrhaft umschloß und zwei Zugangstore hatte. Ein später entstandener Teil zieht über die Ebene. Droben bedingte der Fall des Geländes die Anlage von Steilstraßen. An ihren Rand nun alle die kleinen und großen, die stattlichen und die ärmlichen Bürgerhäuser gestellt, Fachwerkbauten fast durchweg in der besonderen fränkischen Form. Das Alter hat sie zum guten Teil hart mitgenommen, verwittert schaut das Holz des sie tragenden Gerüstes aus den Flächen des Glattverputzes, aber es leuchtet auch oft in hellem Anstrich und macht dann das Straßenbild gar bunt und fröhlich.

Viel besser, als das in Worten zu schildern ist, haben die Maler und Zeichner verstanden, die hier heimische Schönheit und Romantik in flinken Studien und Bildern zu fangen. Gräfin Elisabeth von Schlitz,



Georg Heil: Vor der Kirche in Schlitz

genannt von Görtz, aus dem alten Schlitzer Grafenhaus und im Heimatstädtchen seßhaft, erzählt von seinem stillen Zauber in zeichnerisch wie farbig reizvollen Aquarellen, und ihr Verdienst ist es, den in der Kunst, Kleinstadtschönheit aufzuspüren, wohlbewanderten Paul Hey nach Schlitz gebracht zu haben. Eine Reihe flott hingeworfener, farbig getönter Bleistiftskizzen zeugt von der Liebe, mit der der Künstler sich in die Schönheiten der hessischen Kleinstadt versenkt hat. Der Frühling hat ihm beim Zeichnen dieser Blätter



Paul Hey: An der Schachtenburg





Aufn. Gustav Mandt, Lauterbach H.

Marktplatz in Schlitz

über die Schultern gesehen und in weißen Blütensträußen seinen Schimmer über sie gegossen. **Georg Heil** hält die wuchtige Größe der Schlitzer Wehrbauten in durchgeführten Ölgemälden fest, und auch **Otto Ubbelohde** hat für seine zierlich gestrichelten Federzeichnungen mehr stattliche Schaubilder als Einblicke in Gassen und Winkel gewählt. Allen Künstlerwerken ist die Freude der Bildner an ihren Schöpfungen, an deren Vorwurf und Inhalt anzumerken. Es sind nicht äußerlich glatte Wiedergaben und Niederschriften des Erschauten. Die Entdeckerlust, die Anteilnahme am Leben und Weben all der Schönheit im Kleinen und Heimlichen spricht aus den künstlerischen Gaben, und etwas davon ist auch in die von der Kamera besorgten Aufnahmen des **Mandt**schen Kunstverlags im nahen Lauterbach gekommen.



Aufn. Gustav Mandt, Lauterbach H.

Brunnen in Schlitz

Die Durchsicht der Abbildungen wird verständlich machen, welch köstlicher Genuß eine beschauliche Wanderung durch das alte Schlitz sein muß. Wie sich die Häuschen in den Fluchtlinien der Gassen gegeneinander verschieben, diese vor-, die andern zurücktreten, das eine den Giebel neigt, als wollte es im nächsten Augenblick vorwärts zusammenpurzeln, das andre seitlich schiefe Stellung angenommen hat — »windebang«, sagt Eduard Mörike einmal — das gibt im Eindruck auch dem nicht an künstlerisches Sehen

Gewöhnten eine Veranschaulichung dessen, was die Poeten malerisch und romantisch nennen. Wer beim Streifen auf die Gassen- und Flurnamen achtet, tut noch manchen Einblick in die alte Siedlungsgeschichte, wenn er Bezeichnungen wie »Seelbiede«, »Hainbuche«, »Lehmkaut«, »Krempelmarkt« liest und hört. Am schönsten ist's freilich im Stadtinneren an Festtagen, wo sich alle Wege mit den Kirchgängern in der noch — wenigstens von den Frauen — gern und stattlich getragenen Schlitzerländer Tracht beleben. Dann schreitet die Weiblichkeit im Schmuck der kaum über das Knie reichenden »Stumperöcke« daher. Der »Motzen«, ein Wollwams mit Blumenstickerei in Perlen und untergelegtem Halstuch als Brustlatz, hüllt den Oberkörper ein. Die blauen Strümpfe haben schwarz und weiß gestickte Zwickel, und die Füße stecken im »Färbes«, einem über einer Leinensohle selbstgenähten Tuchstiefel, der über dem Knöchel in einen gestrickten Socken übergeht. Ein schwarzes Kopftuch oder ein schwarzes Käppchen mit eingesticktem weißem Stern vervollständigt das hübsche Trachtenbild. Der Beschäftigung nach sind die Schlitzer zum größten Teil Landwirte und Handwerker. In mäßigem Umfang wird noch als Hausindustrie die Töpferei betrieben, während die einst in weitem Umfang gepflegte und als künstlerisch hochstehend weitberühmte Schlitzer Hausweberei von ein paar am Ort entstandenen Fabriken übernommen worden ist. An Arbeitsamkeit, aber



Aufn. Gunav Mandt, Lauterbach H.

Straße in Schlitz

auch an Fröhlichkeit und vor allem an schnell fertigem Witz, der den Nachbarn gern foppt und aufzieht, steht das Schlitzer Volk den andern darob berühmten Oberhessen nicht nach, und wie in den größeren malerischen Nachbarstädtchen Alsfeld und Lauterbach sind auch hier noch Bürgerstolz und gravitätisch zur Schau getragenes Selbstbewußtsein fester eingesessen als im weiteren Lande ringsumher.

Wer des Städtleins Schönheit und Traulichkeit genossen, findet draußen im grünen Wiesengrund viele Wege zu guten Wanderzielen. Talaus geht es an den Ufern des Flüßchens zum Bade Salzschlirf, dessen Bonifaziusquelle Rheuma- und Gichtkranken Genesung bringt und ob seiner guten Heilerfolge von Jahr zu Jahr mehr aufgesucht wird. Zur Höhenwanderung locken die Gipfel des Steinbergs, des Wolfersbergs, des mit vorgeschichtlichen Schlackenringwällen gekrönten Sengersberges und noch mancher andern im Umkreis.

Aber auch die Dörfer der alten Grafschaft Schlitz lohnen einen Besuch. Schmuck und freundlich liegen sie im Glanz ihrer weißverputzten Fachwerkhäuser inmitten von Feldern und Wiesen, und in jedem ist irgendein wertvoller Rest aus alter Zeit sichtbar geblieben. Im kleinen Frau-Rombach gibt es im Kirchlein gar eine kunstgeschichtliche Sehens-



Aufn. Gunav Mandt, Lauterbach H.

Kapelle in Schlitz

würdigkeit erlesener Art: ein in frühgotischem Stile gehaltenes Freskobild, eine Darstellung der Herakliuslegende, um 1350 gemalt. Wer die Entdeckungsfahrten weiter ausdehnen will in das Land zwischen dem Vogelsberg und der Fulda, hat dazu günstige Gelegenheit genug. Verwitterte Burgen und uralte Städtlein, herrliche Laubwälder und blanke Flüßchen, schön geschwungene Berge und verträumte Täler schmücken das Bonifaziusland auch in dem der Stadt Schlitz fernerliegenden Bezirk. Schlitz selbst aber mit seinen malerischen Burgbauten, seinen traulichen Straßen und stillen Winkeln bleibt inmitten eines gesegneten Stückes deutschen Landes eine Stätte der Schönheit und alter Romantik für sich, und wer im Bereich seines Burgrings und seiner Gassen Einkehr hält, findet Frieden und Ruhe nach des Alltags Unrast.



Gräfin Elisabeth von Schlitz: Am Stadtberg
Mit Genehmigung des Kunstverlags Gustav Mandt, Lauterbach H.

Das Wappen der Herren von Lahr

Das Schwert zerspellt am Harnisch Zeit —
Nun pilgert er zur Ewigkeit.

Ein Kreuzzug ruft in das Heilige Land.
Sein Wappen zerschlägt er mit eigner Hand.

An der Straße blüht eine Rose mild —
Er nimmt den Dorn in sein Wappenschild.

Ein Kreuz ist in seinen Weg gestellt —
Das tut er ins andere Wappenfeld.

Das dritte bleibt leer — die Zeit wird lang —
Des Ritters Auge ist dunkel und bang ...

Bis ihn sterbend ein Weib am Wege fand.
Sie legt auf den Schild ihre weiße Hand

Und streicht mit der andern ihm Blut von der Stirn.
Er schaut sie, bis sich die Sinne verwirrn ...

Er schlummert. Sie tragen den Toten ins Zelt.
Die Hand blieb in dem Wappenfeld.

Karl Uloth




Gustav Freytag als Hausfreund

Briefe Gustav Freytags aus den Jahren 1858 bis 1887

Mitgeteilt von Sara von Janson, geb. von Holtzendorff

V

Leipzig, 27. Dezember 1873.

Lieber Freund!

Daß ich Ihnen für Ihren und der Gemahlin treuen Weihnachtsgruß erst jetzt danke, haben die Zigarren verschuldet. Ich saß und rauchte, las kalifornische Briefe Hennings, rauchte und spintisierte, und alles Federhalten erschien mir verächtlich. Lassen Sie sich aber jetzt von Herzen danken für die Poesie Ihres Kistels und für die Nachrichten, welche Sie mir aus Berlin mitteilen. Nicht am wenigsten für den Brief Hennings. Dies erste harmlose Selbstgefühl einer guten Natur über die Erfolge bei Mädchen und Frauen hat für einen alten Hausfreund etwas sehr Anmutiges. Möge ihm die Frische dauern und die Besonnenheit. Sein Brief ist eine gute Ergänzung zu Bret Hartes Schilderungen, von dem übrigens der Salon das beste — bis auf etwa zwei Novellen — enthalten hat. Mehrere sind schwach. Der Übersetzer der großen Ausgabe scheint mir Moritz Busch zu sein, sie ist langstielig und ohne Grazie, und er hätte die Sache besser machen können.

Ich habe in den Weihnachtstagen oft Ihrer gedacht. Eva soll mit mir Geduld haben, und ihr gutes Herz der Buchbinderei verzeihen, welche den Prachtband nicht beschaffte. Er legt sich, sobald er kommt, leise auf ihren Büchertisch.

Hier wurden wir durch eine Todesgefahr von Frau Hirzel alarmiert, noch ist die Besserung nicht entschieden, es gab stille Weihnacht in Sorge um eine alte treue Bundesgenossin. Bei uns im Hause geht's nicht schlecht, und das neue Quartier fängt an, seine guten Seiten herauszukehren.

Vom Nest beginnt morgen der Druck der dritten Auflage. Die zweite ist völlig vergriffen. Auch die Kritik erfüllte ihre Aufgabe, den trunkenen Dichter zu ernüchtern, mit Rührigkeit. Wenigstens die Berliner tun redlich ihre Pflicht. Recht zierlich Guido Weiß. Ich habe das Exemplar an Hirzel geschickt, sende Ihnen morgen die Rezension, wenn Sie ihr einen Blick gönnen wollen. Die Frage ist nur, ob der Herzog von Koburg oder der Großherzog von Weimar, oder gar ich selbst der letzte Lebende der Familie sein wird. Ich wollte, ich hätte die Antwort darauf schon fertig.

In diesen Tagen hatte ich Gelegenheit, mit einem Vertrauten von Falk über die Zustände im Kultusministerium zu sprechen. Was er erzählte, war fast unglaublich. Die erbärmliche und schimpfliche Abhängigkeit der einzelnen Etatsposten von der Bestimmung des Finanzministeriums, d. h. eines zufälligen Rates, ist g a n z u n g l a u b l i c h. Und die Bewilligung wird versagt nicht auf Grund des Geldmangels, sondern nach Ermessen, ob die Ausgabe auch nötig sei. »Wenn er mir nur e i n e n Posten unter dem Vorwand gestrichen hätte, daß kein Geld vorhanden ist! Aber man wußte dort alles besser.« Daher Pertsch, Mommsen und hundert ähnliche Fälle. Es blieb nur übrig zu sagen: »Wenn Herr Falk sich das gefallen läßt, so wird er nicht Minister bleiben können, denn es handelt sich hier um seine Amtsehre.« — Worauf traurig mit den Achseln gezuckt wurde.

Liebe Freunde, das Jahr geht sichtlich zu Ende, jedoch die alte Freundschaft kümmert sich darum nicht. Erheben Sie Ihre Gläser und rufen Sie mit mir: »Hoch die sämtlichen Geburtstagskinder des Holtzendorffschen Hauses. Vivant 1., 2., 3.« Bleiben Sie gut

Ihrem getreuen Freytag.

Siebleben, 18. Juli 1874.

Geliebte Freunde!

Den heutigen Tag kann ich doch nicht verleben, ohne Ihnen von Herzen für Ihre Freundschaft zu danken. Zwar weiß ich keinen zureichenden Grund anzugeben, daß ich Ihnen gerade heut eine Liebeserklärung in das Haus sende; indes ist mir doch so zumut, als müßte ich's tun. Wenn das Leben uns allmählich den Ernst der tiefsinnigen Wahrheit fühlbar macht, daß wir mit den Jahren älter werden, so vermehrt es doch zugleich die Freude und die Genußfähigkeit an aller Liebe, die wir bei andern gefunden haben. Und so lange dieses Behagen in unsrer Seele gemehrt wird, wollen wir uns das schnelle Rollen des Weltenrades wohl gefallen lassen.

Da heut der 18., also der spezielle Ehrentag des Hausherrn ist, so bitte ich Sie, lieber Freund, wohlwollend ein altes Buch anzunehmen, welches ich in verschiedenen Exemplaren so oft in Ihr Haus gestiftet habe, daß alle Autorenscham, welche sonst verbietet, dasselbe Buch wieder zu überreichen, längst überwunden ist.

Mit Ungeduld erwarte ich den Aufgang der nächsten Morgensonne, um auch der lieben Hausfrau an Ihrem Geburtstage die gewohnte Huldigung darzubringen.

Im neuen Jahr die alte Treue! Dies ist die herzliche Bitte

Ihres alten Freytag.



Siebleben, 18. April 1875.
Liebe Freundin!

Wat is dat, wat soll dat, wat bedüt dat? Ich soll Ihnen Kaffee schicken? Recht gern, von ganzem Herzen, ich bin sehr bereit. Aber ich muß mir ihn selber erst zu verschaffen suchen und würde sehr dankbar sein, wenn ich Ihre Sorte wüßte. Brasil? Nein. Also Cuba, Java, Baguevra? Befehlen Sie nur die Sorte!

Verlegen aber macht mich die Andeutung des Boten, daß ich auch noch andres schicken soll, er hat dafür einen Handwagen mitgebracht. Ich sinne vergeblich, was ich hineinpacken könnte. Das einzige, was Siebleben in dieser ungünstigen Jahreszeit von seinen Produkten zur Disposition stellen könnte, wären Zwiebeln. Richtig, ich sende also ein Gebund Zwiebeln, lege mein Herz bei und bin, obwohl für den Augenblick von verächtlicher Ratlosigkeit, von Kopf bis zu Fuß

Ihr getreuer Freytag.

Meine Mutter hatte dem Diener zwei Briefe mitgegeben, er verwechselte die beiden und brachte den für den Kaufmann bestimmten an Freytag. Noch ratloser als er war der Kaufmann, als er die Zeilen in die Hand bekam, die — eine Einladung zum nächsten Abend enthielt.

Leipzig, 11. Februar 1875.
Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Ihren Gruß! Daß es im Hause gut geht, sehe und schließe ich aus Ihren Zeilen. In vielem habe ich zu Ihrem Regietalent unbedingtes Vertrauen, aber das allergrößte zu Ihrem Ausrichten von Hochzeiten: denn hier wird die natürliche Anlage Ihres Hauses durch eine reiche Erfahrung geadelt. Wen haben wir nicht schon alles verheiratet, und was werden wir noch alles von höherer Weiblichkeit verheiraten!

Übrigens wäre mir lieb, wenn ich bei solcher Gelegenheit einmal mein altes Silber anbringen könnte, die restierenden zwei Taufbecher. Doch bescheide ich mich, daß diese Gelegenheit nicht günstig ist und das Vorhandene nicht geziemend. Jedoch, wenn, ohne der Zukunft vorzugreifen und jungfräuliche Empfindung zu kränken, vielleicht möglich wäre, daß Sie als Freund in irgendeiner Zukunft daran erinnern könnten, daß ich, wie Leboeuf vor dem französischen Kriege, archiprêt bin, und daß meine Berufung gar keine Umstände machen würde, so wäre mir das ganz willkommen.

Mir ist der hiesige müßige Aufenthalt durch kleines Unwohlsein, welches mich öfters bei meinen Büchern festgenagelt hat, gestört worden. Das war auch der Grund, daß ich nicht an erweckte Hoffnungen erinnerte und eine Zusammenkunft der Geburtstagskinder erfleht habe. Denn ich war die letzte Woche nicht brauchbar. Morgen will ich auf acht Tage nach Görlitz-Breslau-Dresden. Von Sonnabend, 20., bin ich wieder hier und bleibe noch bis etwa Mittwoch, den 24. Ich will doch leise fragen und kratzen, ob nicht doch noch ein collegium politicum ackerlullianum einzurichten möglich wäre. Von Breslau schreibe ich an die Berliner und mahne an alte Eide. Es wäre sehr schön, und es wäre auch heilsam, wenigstens für mich.

Was Sie über unsern lieben Tempeltey schreiben, erschreckt mich. Er soll nicht zu schnell einen Schritt tun, der nicht zurückgetan werden kann. Über die Eventualitäten seiner Zukunft sprechen wir mündlich; ich werde auf der ganzen Reise in die Heimat seiner denken und mir alles überlegen. Mit der Professur in Straßburg ist's nichts, schon deshalb nicht, weil zur Zeit keine leer ist, und Wilhelm Scherer zwar nach Berlin möchte, aber durch hohen Gehalt für Straßburg gebunden ist. Auch würde Tempeltey das Altdeutsche nicht übernehmen, was doch nötig wäre; doch ich denke darüber.

Bleiben Sie gut Ihrem Getreuen, sagen Sie dem Hause und seinen Vertrauten herzliche Huldigungen und Grüße Ihres Freytag.

Leipzig, 15. Januar 1876.
Meine lieben Freunde!

Tausend Dank für Ihre Grüße und die Nachrichten, welche Sie mir geben. An Weihnachten und Neujahr habe ich Ihrer in treuer Gesinnung gedacht; daß ich nicht geschrieben, halten Sie mir mit erprobter Nachsicht zugute. Diese festliche Zeit kam mir diesmal recht unbequem vor, und es gab Rückfälle in stille Versunkenheit und mehr Verkehr mit der Vergangenheit, als leichter Laune zuträglich war.

Sonst geht es mir hier nicht schlecht. Die hiesigen Bekannten tun redlich das ihre, mich an den kleinen Freuden und Sorgen Leipzigs zu beteiligen; ich sitze unter meinen Büchern und schreibe zuweilen ein wenig.

Doch kann ich hier die Empfindung nicht loswerden, die vielleicht jedem in reiferen Jahren kommt, daß der Kreis der alten Vertrauten, mit denen ich zu leben gewöhnt war, immer kleiner wird, so schnell und so plötzlich, wie sonst niemalen. Gestorben, veraltet, verdüstert, und frisches Blut fehlt. Es ist freilich vorhanden, aber es zirkuliert nicht in meiner Anrufweite. Dennoch ist Leipzig kein übler Winterbau, schon deshalb, weil es gerade so klein ist, daß man sich noch leicht treffen kann, und doch so groß, daß es schon respektable Interessen befriedigt. Und ich werde mein Doppelleben wohl fortführen.

Daß Henning sich im elterlichen Hause wohlgefühlt hat, freut mich sehr; für ihn ist der Zusammenhang mit der Familie jetzt vom höchsten Wert. Daß Eva, mein liebes Kind, ihre große Zeit bei der Mutter verleben möchte, finde ich

ganz in der Ordnung, auch um Ihretwillen ist es mir recht lieb. Diesmal liegt in der Sorge auch Beruhigung. Das Weibele soll sich's nur nicht schwer machen; wir alle wollen ausgesuchten moralischen Beistand leisten, und es müßte mit dem Bösen zugehen, wenn wir die Geschichte nicht verständig abmachten. Ich denke doch, obgleich ich Holtzendorffs Widerwillen gegen kirchliche Akte kenne und annehme, daß diesmal nur Zivilstandseinschreibungen stattfinden werden, ein großes Anrecht auf Beschaffung von Trinkgefäßen für Säuglinge nicht aufzugeben.*

Ein Bildhauer Krane aus München hat mir eine Photographie von Irmgard und Ingo, letzter Moment seiner Gruppe, für die er von der Akademie prämiiert worden, zugesandt. Irmgard ist gut, aber Ingo liegt schon mit geschlossenen Augen. Ich wage beizulegen.

Packe 100 000 Grüße ein, an Sie, das Haus, die guten Freunde als Ihr getreuer Freytag.

Leipzig, 21. Februar 1876.
Lieber Freund!

Großen Dank für Ihren lieben Brief und seine bedeutsamen Nachrichten. Ich wollte nur, die letzteren wären sämtlich gut. ...

Mir ist es hier durch vier, fünf Wochen nicht gut gegangen. Es war wohl körperliches Leiden, nach langer Spannung eine Abspannung, die mich ziemlich unbrauchbar machte. Ein stiller Zustand, ohne Schmerzen und gar nicht traurig, in dem mir alles Schreiben zuwider war und ein Heißhunger aufs Lesen kam. Seitdem bin ich wieder Mensch geworden, und das Manuskript des Buches liegt vor mir. Ihm fehlt zum Beginn des Druckes nur wenig, aber dies Wenige kriege ich nicht zu kaufen, und mein verlorener Vorrat ist noch nicht ersetzt, und diese Kleinigkeit heißt im gemeinen Leben Übermut.

Ich muß hier noch die ersten Wochen des nächsten Monats abwarten, um wieder einmal auszuziehen, was ich diesmal vor dem Quartal abmache. Meine Polstermöbel sind bei einem Tapezierer — Kampf gegen Motten —, welche die Einsamkeit hiesigen Quartiers in den letzten Jahren benutzt haben, um die Haare zu fressen und ihre Säuglinge an die Stelle zu legen. Wenn ich mich setzte, um eine Zigarre zu rauchen, kamen diese von allen Seiten aus dem Sofa hervor, starrten mich an und schlugen untereinander Kobolz. Ich habe also alles aus dem Hause geschafft, worin dies Wurmtüg hausen kann, und bin nur von Holz und Büchern umgeben.

Jedoch, dessenungeachtet, sollte Ihr Weg Ihnen möglich machen, Leipzig zu berühren, so wäre das doch sehr schön. Und könnten Sie Stosch zu dem ihm angedrohten Flaggensouper bei Aeckerlein mitbringen, so wäre das außerdem patriotisch verdienstlich.

Ihnen aber und der Freundin alle Liebe und Treue Ihres Freytag.

Siebleben, Donnerstag, 29. Juni 1876.
Liebe Freunde!

Wie geht es, wie steht es und wie wird es mit Ihr und dem kleinen ihm? Bitte dringend um Auskunft. Am Dienstag wurde ich auf dem Wege zu Ihnen so durchnäßt, daß ich als besuchsunfähig zurückwandeln mußte. Erlaube mir also, bis der Bann gebrochen und der neunte Tag erschienen ist, die artige, aber sehr bestimmte Anfrage:

Wie geht es Ihr?
Wie geht es ihm?
Stillung oder Ammismus?

Ist es möglich, so bitte ich, meinen Glückwunsch in die geheimnisvolle Stube zu tragen, immer aber lieb zu behalten

Ihren getreuen Freytag.

Am 24. Juni 1876 wurde im elterlichen Hause der älteste Sohn meiner Schwester Eva geboren. Sie hatte sich im Juli 1874 mit dem damaligen Assessor Kurt Zitelmann verlobt, heiratete im April 1875 nach Pyritz, und Freytag war sowohl bei der Verlobungs- wie bei der Polterabendfeier zugegen. Zwischen ihm und Eva bestand ein besonderes Verhältnis; in ihren Backfischjahren fühlte diese Schwester plötzlich schriftstellerischen Drang und verfaßte »Novellen«. Gelesen hat sie keiner von uns, es blieben ihrer auch nur wenige, aber Freytag kam einmal dazu, als sie mit rotem Kopf darüber nachsann, ob der Held blaue oder braune Augen haben sollte und ob man an der Seekrankheit sterben könne, da sie eine Schwiegermutter durchaus beseitigen müsse. Freytag war so entzückt, daß er sie sofort zu seiner Schülerin und Kollegin ernannte und diesen Scherz durch Jahre fortspann. Am Polterabend hielt er eine besonders schöne Rede, und Eva bat, er möge ihr das eben Gesagte ungefähr ins Album schreiben. Damit nahm er es nie eilig und ließ die Bücher oft monatelang liegen. Als dann Evas Sohn im großelterlichen Hause geboren und getauft wurde, war Freytag natürlich Pate. Beim Mittagsmahl des Tauftages holte er auf einmal das Album hervor und las seinen Toast in Form des eingeschriebenen Gedichtes vor. Die Wirkung war so gewaltig, daß eine lautlose Stille eintrat und wir alle erst Herr unsrer ins Innerste getroffenen Gefühle werden mußten. Das Gedicht lautet:

* Dies ist eine kleine boshafte Neckerei; mein Vater war durchaus »kirchlich« seiner ganzen Erziehung nach, und Freytag zog ihn etwas auf.

Zum 30. Juli 1876

's ist ein Jahr, da saßen wir vertraulich
Hier beim Mahle, du in unsrer Mitte,
Dir zur Ehr' erhob sich kluge Rede
Von dem Amt des Dichters und der Frauen,
Und daß beide ganz dasselbe üben:
Schönheit, Anmut, ideales Fühlen
In dem herben Streit des Marktes hütend.
Du, in bräutlicher Verklärung, lauschtest
Unsrer Weisheit, Mädchen halb, halb Fraue,
Traulich klang dir in dem Herzen wider,
Daß die Dichter und die Frau verwandt.
Und du gabst dies Buch in meine Hand
Und du batest: Schreibt es alles nieder.
Mit dem Gatten zogst du in die Ferne,
Ehrlich übtest du dich in der Frauen
Holder Dichterarbeit, dem Geliebten
Lieb das Haus und lieber dich zu machen.
Blätter fielen, und der Schneesturm tobte,
Frühling kam, und neue Hoffnung keimte,
Und du sandtest Botschaft nach dem Buche,
Frugst bekümmert, wo der Spruch geblieben;
Doch die Blätter lagen unbeschrieben.
Ob aus Zufall? Ob in stiller Sorge,
Daß der klugen Lehre vom Vergolden
Noch ein letztes Quentlein Weisheit fehlte?
Endlich kehrtest du zum Vaterhause,
Anders du und eine andre uns.
Wie gehüllt in unsichtbare Schleier,
Wie ein schwer Geheimnis schrittest du
Auf den Stufen, durch die Hausgenossen,
Die sich dir in scheuer Ehrfurcht neigten.
Im geschmückten Saal gleich einer Fürstin
Haben sie das Lager dir bereitet,
Vater rückte sorglich dir den Sessel,
Mutter trug geschäftig dir den Pfühl.
Und du ruhtest in dem Vaterhause
Als ein müder Vogel, der, das Wetter
Ahnend, angstvoll mit den Flügeln flattert,
Auf die Sprache Gottes bebend harrt.
Da erklang ein neuer Ton im Hause,
Neues Leben lag in deinen Armen,
Und du schautest in zwei Kinderaugen,
Fühltest leis ein zuckend Kinderherz.
In der Stunde hat der Gott des Lebens,
Eva, dich gemacht zur Dichterin.
Und der Hausfreund, den als einen Lehrer
Du vor Zeiten ehrtest, legt die Blätter
Heut dir ernsthaft in die Hand zurück.
Ehrerbietig grüßt er die Genossin
Seiner Kunst als beßre Meisterin.
Arm ist seine Macht doch gegen deine,
Er begleitet das geschaffne Leben
Singend, schildernd, mit gewähltem Wort,
Nur was andre wurden, kann er geben;
Dir verlieh der Welten großer Hort
Teil an seiner Arbeit. Neues Leben
Schufst du selbst als göttliches Gedicht.
Von dem Kleinen auf der Mutter Händen
Strahlt beglückend warmes Himmelslicht
Zu dem Vater, aus des Hauses Wänden
Weit hinein bis in des Volkes Mitte.
Denn der Urquell aller milden Sitte,
Bürgschaft, daß in finstern Jahren nicht
Schönheit, Adel unserm Volk vergehe,
Ist die hohe Poesie der Ehe,
Ist die Mutterliebe, Mutterpflicht.

Siebleben, 18. Juli 1876.

Liebe Freundin,

Meine lieben zwei Geburtstagskinder!

Obwohl Holtzendorff diesmal dagegen protestiert hat, daß seines Geburtstages gedacht werde — ich weiß nicht, was der Mann dabei hat, er will wahrscheinlich später einmal eine besondere Orgie für sich haben —, so kann ich doch nicht von altem Brauche lassen, Sie zusammen, wie Sie beide in mein Herz geschlossen sind, auch miteinander durch einen Glückwunsch anzusingen. Es war für mehrere von uns nicht nach allen Richtungen ein sorgloses Jahr, das wir hinter uns haben, doch die Kraft, zu leben, ist bewahrt, und viele gute Saat der Vergangenheit trägt uns jetzt Ähren.

Lassen Sie uns auch ferner gut und treu zusammenhalten, bewahren Sie beide mir Ihre Freundschaft! Das ist der Kern und Inhalt aller Gedanken und Grüße, die ich Ihnen heut zu senden habe.

Der Strauß, welchen ich vor Ihre Füße zu legen wage, ist nur ein Zwerg gegen die Fülle herzlicher Wünsche, welche ich Ihnen in meinem Gemüt zusammenbinde, und ein ganz unscheinbares Riechel, verglichen mit dem großen Busch von Liebe und Verehrung, welchen ich Ihnen zu Ehren in meinem Leben bewahre. Bleiben Sie mir gut und bringen Sie Holtzendorffen zum Possen heut auch seine Gesundheit aus!

Er lebe hoch! Ihr getreuer Freytag.

Wiesbaden, Hotel zur Rose,
11. Dezember 1876.

Lieber Freund!

Sie hätten eher einen Gruß erhalten, wenn ich nicht eine gewisse Zuversicht gehabt hätte, daß in diesen Tagen Ihnen zuweilen Veranlassung geworden sei, an mich zu denken, da doch Herr Markus* bei Ihnen einquartiert ist.

Unterdes geht es mir nicht übel. Ich sitze hier in erträglichem Behagen, freue mich der lauen Luft, lebe normal, lese etwas, schreibe immer noch über versäumten Briefen, verkehre so wenig als möglich mit dem hiesigen Publikum (die Wintergäste des Bades betrachte ich ohne Hochachtung; obgleich auch unter ihnen »gutte Leutel« sein mögen, so ist der Typus doch nicht einladend). Aber ich freue mich zum erstenmal seit vielen Jahren über ein nettes kleines Theater,

* Freytags Roman »Markus König«.





Ludwig Dettmann: Mutter und Kind

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1921

in dem erträglich gespielt wird, lache über Benedix, der hier im Schauspiel herrscht, und bewundre eine lange Primadonna mit schönem blondem Haar, welche einiges kann, aber an dem Übelstande leidet, daß sie nicht lustig sein kann. Und wenn ich als Fremder im Parkett unter hiesigen Habitués sitze, komme ich mir vor wie Mephisto unter den Hexen, oder wenn Ihnen das lieber und bescheidener klingt, wie ein regierender Herr, der seinen Orden unter dem Paletot trägt, zwischen Bürgerschützen. Denn den Rummel versteh' ich besser als das ganze Gesindlein vor und auf der Bühne. Wir haben unsern Beruf verfehlt, Freund. Auf dem Theater hätte ich gewirkt, wie der alte General Hausmann von mir wünschte, »im Sinne Bismarcks«.

Wiesbaden habe ich mir größer gedacht. Die Villen sind anspruchsvoller als in Koburg, nicht so zahlreich und nicht so landschaftlich eingefügt, auch ungeschickt anspruchsvoll darum, weil sie auf viel zu teurem Baugrund errichtet sind. Allerdings hat das einen zureichenden Grund für gewisse Lagen. Denn die eigentümliche milde Wärme des Ortes erstreckt sich, wie mir scheint, nur über ein ganz kleines Terrain um Brunnen und Kurhaus. Aber die wüste Spekulation hat auch hier übel gewirtschaftet und die Preise für den Grund und Boden so gesteigert, daß kaum noch möglich ist, mit Vorteil zu bauen. Die Umgegend ist so zugig und kalt wie im Rheintal.

Grüßen Sie die Gemahlin und das Haus! Bleiben Sie gut, lieber Freund,

Ihrem getreuen Freytag.

Wiesbaden, 27. Dezember 1876.

Lieber Freund!

Für Ihren lieben Brief herzlichen Dank. Daß Herr Markus (König) Ihnen und der Gemahlin nicht mißfallen, ist mir eine große Freude. Daß meine jungen Freundinnen nicht ganz einverstanden sind, kommt wohl daher, daß sie sich gewöhnt, mich in der Würde eines Onkels und Paten zu empfinden; ich bin aber nur würdig und Onkel bei Nordnordost, bei Südwest springe ich als Teufel. Martha aber lasse ich sagen, daß dieser Roman besser ist als die früheren, denn bei keinem der früheren haben die Leser mir Pfefferkuchen geschickt, diesmal aber häufig, und was das Schönste ist, anonym.

Was nun mein Kommen betrifft, so hat die eingetretene Kälte mir zunächst einen Strich durch die Rechnung gemacht. Der hiesige Arzt, ein geborener Schlesier aus Kreutzburg, hat mir das Ausgehen beschränkt und eine größere Reise verwehrt, und da sein Dekret verständig ist, so muß ich mich darin fügen. Die Resignation wird mir schwer, doch tröstet mich die Aussicht, daß ich nicht mehr gar zu lange hier sitzen werde. In der zweiten Hälfte des Januar benutze ich milde Tage, um zu Ihnen zu kommen. Denn bevor ich weitere Reise unternehme, muß ich noch nach Leipzig. Sonst geht es mir nicht schlecht; ich lebe in musterhafter Mäßigkeit, und meine größte Ausschweifung ist Benedix im Theater. Auch Lohengrin habe ich endlich hier gehört, zum erstenmal. Und ich muß sagen, daß ich im ersten und dritten Akt doch so viel dramatische Bewegungen gefunden habe, wie ich bedurfte, um festgehalten zu werden. Der zweite ist technisch zu übel gemacht. Über das Musikalische enthalte ich mich des Urteils. Wagner wäre viel leidlicher, wenn er nicht so ausgezeichnet geschmacklos versuchte, Episches zu dramatischen Wirkungen auszunutzen. Darin mutet er dem Zuschauer und Hörer Unglaubliches zu. Auch ein schwedisches Stück »Die Hochzeit von Ulfäsa« wurde hier gegeben. Kindliche Arbeit. Die Schweden stecken noch zu tief in ihren Sagen und wissen auch noch nicht, Charaktere in Bewegung zu setzen. Darin sind ihnen die Dänen über.

Mein Hotel (Rose) ist langweilig in der Küche und sauer im Wein, auch die Billigkeit kann ich nicht rühmen. Doch ist es jetzt im Winter still, was vieles aufwiegt. Aber nach dem Tisch im Hotel Holtzendorff fühle ich ein starkes Sehnen. Zum Teufel mit den ewigen Rostbeefs und Seefischen, zum Braten unablässig magere Hühner. O, wenn nur einmal Gekröse da wäre, oder Kalbfleisch mit Majoran oder sonst etwas Häusliches. Vom Wein ist gar nicht zu reden. Was meinen Sie zu Schweinsknöcheln mit Erbsen? Meine Seele lechzt danach. Im ganzen sind die Leute hier höflich, bequem, aber salopp und verwöhnt. Im Gasthofe steht vor 7 Uhr niemand auf.

Kurz die Menschheit, auch die höhere, ist dem Fluch eines Badeorts verfallen. Auch Ihr Getreuer lebt in der lässigen und träumerischen Weise dahin. Meine größte Tagesarbeit ist, einige Briefe lesen und schreiben.

Aus diesem Schlaraffenlande sende ich treue und warme Grüße und Glückwünsche für Sie alle und bitte, gut zu bleiben im neuen Jahr

Ihrem alten Freytag.

Wiesbaden, 13. Januar 1877.

Lieber Freund!

Wenn ich den Dank für die Gänsebrust in meiner Mannesbrust seither schweigend herumgekugelt habe, so bricht er jetzt mit der Gewalt einer Feuerbombe hervor. Und wenn ich Ihnen für Ihre Staatszigarren das Gebührende vorenthalte, so glauben Sie deshalb nicht, daß die Zigarren ungeraucht geblieben sind. Nur mit Mäßigung fand der feierliche Verbrennungsprozeß statt, zum Teil deswegen, weil mir, dem es körperlich sonst gut ergeht, eines meiner Augen, an dem ich zuweilen leide, unartig

wurde. Seien Sie beide tausendmal bedankt. Sie haben ganz recht: Gutes Essen und Rauchen veredelt den Menschen, und die »Rose«, deren ich herzlich müde bin, vermag auf die Länge durch ihre Genüsse den Mangel höherer Kultur nicht zu ersetzen. Wie ich diese Liebesgaben vergelten soll, weiß ich nicht; meine einzige Hoffnung ist, daß dies ein gutes Jahr für Zwiebeln werden wird.

Ach, lieber Freund, ein gutes Jahr wünschen wir einander alle, und jeder hat sein Bündel Hindernisse in der Tasche, welche ihm die Fröhlichkeit des Vorwärtsschreitens mindern. Seien Sie überzeugt, daß ich mit herzlicher Gesinnung Ihrer denke und Unausgesprochenes als Freund mitfühle. Nur klein und weich soll uns keine Widerwärtigkeit machen; so lange wir leben, stärker zu sein als die Sorge, das soll unser stiller Ruhm sein. Behalten Sie mich im neuen Jahre in treuer Freundschaft!

Hier ist's, wenn ich nach dem Aussehen der Promenaden schließen darf, im neuen Jahre leerer geworden; erst die Kaiserzeit, der April, beginnt zu füllen. Auch ich bin befriedigt. Ich bin allmählich zu einem Habitué des Theaters geworden, welcher Benedixen höchst drollig und nett und Lotte Birch sehr rührend findet, aller Kritik entsagt und jede Gelegenheit benutzt, zu klatschen und zu pochen. Da wird es wohl Zeit, dies Behagen zu mindern und mich den Armen Thalias zu entwinden. Das Leben hat mir vieles gewährt, aber ein stiller Wunsch, den ich seit meiner Jugend herumtrug, ist nie erfüllt worden, dieser Wunsch war eine Proszeniumsloge im Theater, die mir ganz allein gehörte. Da ich nicht darauf ausgegangen bin, ein Fürst, ein Krösus oder ein Intendant zu werden, so war diese Sehnsucht freilich nicht zu befriedigen. Indes habe ich sie doch immer gehabt. Und ein zweiter Wunsch ist, daß durch Reichsgesetz jedermann verboten würde, fernerhin Romane oder so etwas zu schreiben, zumal keine Ahnen. Dann könnte ich als Märtyrer umhergehen und nichts tun mit gutem Gewissen.

Für das Geschäft wird dies Jahr wohl besser werden; die Leute sind müde, mutlos zu sein, und werden sich überall wieder rühren. Und ich denke, es bleibt und wird zunächst allgemeiner Friede.

Grüßen Sie herzlich die Freundin und Martha. Wie und wann ich auf dem Wege nach Gotha komme, werde ich vorher noch schreiben. Bleiben Sie gut Ihrem getreuen Freytag.

Wiesbaden (Rose), 27. Januar 1877.
Lieber Freund!

Die eingetretene strenge Witterung macht mir das Reisen unbequem. Außerdem ist mir aufgegeben worden, mich über Theaterschulen zu äußern, und wie dem Verfall und der Entsittlichung der Theater zu steuern. Darüber brüte ich jetzt, und so bleibe ich vorläufig hier. Jedenfalls bis nach Ihrer Rückkehr von Berlin.

Wiesbaden ist in Wahrheit ein milder Ort, doch gilt dies wohl nur für den Teil der Stadt, welcher um die warmen Quellen liegt. Sonst ist's keine Winterschönheit, und mir wird mein Stilleben langweilig. Über die Gasthofsküche habe ich schon geklagt, sowie über die Säuerlinge der Rose. Würden Sie Kränchen zu Ihrem Lieblingsgetränk erwählen, wenn Ihnen ganz freie Wahl gelassen wäre? Seien Sie ehrlich und täuschen Sie sich nicht selbst, Sie würden es nicht erwählen, auch nicht halb Milch. Das aber ist hier mein eigentliches Getränk, und ich spüre die Wirkungen, ich werde leichtsinnig.

Neulich habe ich die seltene Gelegenheit gehabt, mich über Geffcken zu freuen. Türkeiartikel in Rundschau, Januarheft. Abgesehen von dem falschen Satz, daß Rußland in der Türkei nicht erobern wolle, sondern daß neue souveräne Staaten seinen Interessen am besten entsprächen, enthält der Artikel eine bessere Würdigung der deutschen Politik, als ich seither irgendwo gefunden. Freilich ist das kein Wunder, denn Nikodemus Geffcken zerschreibt sich auch mit Aegidi, und Aegidi läßt wie ein Herrgott seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, nach dem Grundsatz: »Laß fallen, wo's fällt, man kann nicht wissen, ob's nicht düngt.«

Sie frugen neulich, was ich Frenzeln getan? Nichts Besonderes, aber er ist ein alter Bellmaus Gutzkows.

Gute Geschäfte und gute Gesundheit! Mir die alte Freundschaft!

Ihr getreuer Freytag.

Wiesbaden, 24. Februar 1877.
Liebe Freundin!

Wegen der Fahrt zu Gerhardt zähle ich noch immer die Knöpfe. Ich würde jedenfalls hinstürmen, wenn die Taufe nicht ein geselliges Vergnügen wäre. Da sie diese üble Eigenschaft aber nicht loswerden kann, so würde ich wirklich lieber hingehen, wenn ich sie einmal allein treffe. Denn die Gasterei tut's nicht, und wenn man das erstemal in ein Haus kommt, will man doch die Wirte genießen. Also ich erwäge, werde aber beschließen, nicht hinzureisen, sondern um Erlaubnis flehen, etwas später einfallen zu dürfen.

Warum schreibt Frau H. Romane? Es steht zu besorgen, daß die Dame dafür keinen zureichenden Grund hat. Und warum soll gerade ich darin lesen? Also ich flehe, derselben andeuten zu lassen 1. daß ich sie aus der Ferne achte, hochschätze und verehre, 2. daß ich gegenwärtig schwächlich und zur Aufnahme höherer Poesie nicht recht qualifiziert, auch auf dem

Wege nach Italien bin und deshalb gegenwärtig nicht lesefähig, 3. daß ich allerdings später durch Mahnungen meines Herzens stark bedrängt zu werden Aussicht habe, wenn ich ihren Wunsch nicht erfülle, und deshalb für die Zukunft mich dazu erbiete; daß ich aber alles kritische Lesen eines geschriebenen Romans, wenn der Lesende nicht im täglichen trauten Verkehr mit dem Verfasser ist, für unnütz halte. Denn der Kritiker stört und erörtert mehr, als er fördert, weil im besten Falle der Verfasser einzelnes bessert, d. h. ändert, halb im Sinne des Kritikers, halb gegen denselben. Nur dann hat das Lesen einen Sinn, wenn der Verfasser vom Urteil des Kritikers abhängig macht, ob er überhaupt herausgeben soll oder im Kasten behalten. Ein solches Urteil abzugeben aber würde ich mich nur schwer entschließen. Denn selten ist etwas so wenig gelungen, daß es nicht immer noch besser wäre als manches bereits Gedruckte. Und zweimal habe ich die Erfahrung gemacht, daß höhere Weiblichkeiten mir die erwähnte Befugnis gaben, und als ich ihnen riet, nicht drucken zu lassen, mir melancholisch dankten und nachher doch drucken ließen.

Mir geht's etwas verschnupft, zumeist wegen der zwei Todesfälle. Das dumme Sterben! An mir selber es durchzumachen bin ich ganz willig; aber warum dürfen einem andre davonlaufen, so daß man zuletzt einsam unter lauter leeren Trinkkrügen sitzt?

Bleiben Sie mir gesund, das wage ich zu fordern. An Holtzendorff und Martha herzliche Grüße! Dito an Aldenhoven.

Bewahren Sie Ihre Freundschaft

Ihrem getreuen Freytag.

Frankfurt a. M., ? März 1877.

Lieber Freund!

Ich grüße Sie, ich segne Sie, ich bitte um Fortdauer alter Wertschätzung endlich auf direktem Wege nach Rom. Nämlich Frankfurt ist für mich nur eine Station auf dem Wege zum Papste, ich wandre mit einem direkten Billett nach Rom in der Tasche, welches aussieht wie ein kleines Buch, habe zu der Reise 30 Tage Zeit, und da habe ich hier mein erstes Aussteigen gemacht, um mich einmal zu verpusten und noch einmal die verständlichen Laute deutscher Sprache zu hören, obgleich allhier der Buchstabe n weggelassen zu werden pflegt.

Die Feder ist schlecht.

In Würzburg hatte ich mich für morgen telegraphisch angemeldet, um die zweite Station zu nehmen und noch einmal Bocksbeutel zu trinken, bevor ich zu der verfluchten pulciano genötigt werde. Jedoch da Wanda zurücktelegraphieren mußte, sie freue sich, Gerhardt aber werde mit Dietrich erst morgen abend von Gotha zurückkehren, telegraphierte ich wieder zurück, ich wollte Gerhardt nicht missen und würde deshalb auf dem Rückwege vorsprechen. So ist mir diese Freude vergangen. Ich streichelte mich über meine Hochherzigkeit auf beide Backen, denn ich hatte mich sehr auf diesen Ruhepunkt gefreut wegen des Bocksbeutels, und weil ich nicht gleich im Anfange vor Eile außer Atem kommen wollte. Jetzt werde ich wohl ventre à terre fortmüssen, wenn ich nicht etwa in Grunzenhausen mich etwas umsehe.

Lebt alle wohl, behaltet lieb einen, der auf dem Wege ist, als

Ihr getreuer Freytag.

(Ein Schlußabschnitt folgt.)

Sommertag

Weiße Wolken, die sich machtvoll ballen,
Blütenbüschel, die zur Erde fallen,
Eines Huftritts weicher Ton im Moos,
Und des Himmels schimmernd zarte Helle
Und des Bodens duftend grüne Welle
Dehnt sich in die Ferne grenzenlos.

Was ich war, sank hinter mir danieder,
Was ich bin, sind lauter Lerchenlieder,
Ist ein Hauch vom blühenden Jasmin;
Was ich werde, mag mich nimmer sorgen,
Während durch den goldenblauen Morgen
Vogelleicht mir die Gedanken ziehn.

Zählt mein Herz, in süßen Traum verloren,
Jene Tage, die noch ungeboren,
Perlengleich sich nahn dem Horizont?
Nein, mein Herz in zitterndem Frohlocken
Taucht hinab in blaue Blumenglocken,
Wird mit ihnen bis zum Rand durchsonnt.

Emma Müllenhoff






Deutscher Mittelstand

Familienbilder aus fünf Jahrhunderten und Jugenderinnerungen

Von August Sperl

III

Wunderliches Auf und Ab

Auch Gelehrte ohne Geschäftssinn sollen sich nun und nimmermehr in kaufmännische Unternehmungen einlassen, von denen sie doch im Grunde gar nichts verstehen.

Das hat ein andrer meines Geschlechts zu seinem und der Seinigen bitterem Leide erfahren.

Und damit komme ich zu einem Ausschnitt aus meiner Familiengeschichte, der so reich an seltsamen Schicksalen ist, daß seine Erzählung vielleicht gerade in unsrer bösen Zeit von tröstlicher Wirkung sein könnte. Denn die Völker sind ja doch letzten Endes auch nichts andres als große Familien. —

Wenn man auf der Eisenbahn von Nürnberg nach Weiden fährt, öffnet sich linkerhand vor dem Haltorte Rothenstadt das flache Tal der Heidenaab, die hier in die Waldnaab mündet. In diesem Tale stand einst auch ein Sperlhammer, der ältere dieses Namens. Das Herrenhaus ist mit dem Hammerwerke bis auf schwache Spuren von Wall und Graben längst vom Erdboden verschwunden. Eine Glasschleife spiegelt sich in dem braunen Gewässer — rostrot wie alle Glasschleifen und trübselig anzusehen.

Das ist der Ort der Tragödie.

Christoph Sperl war ein Enkel jenes Daniel, von dem wir alle herkommen, und ein Sohn des Vohenstraußer Marktschreibers Johann Sperl und seiner Ehefrau Anna Harrer.

Diese Pfarrerstochter ist für unsern Stamm von Bedeutung geworden. Denn obwohl schon ihr Mann das Gymnasium besucht und nur infolge des frühzeitigen Ablebens seines Vaters das Studium aufgegeben hatte, so ist doch wohl erst durch diese Frau das gelehrte Element in unsre Familie gekommen. Sie ist die Stammmutter vieler, vieler Federfuchser und Tintenmenschen geworden. Ob das ein besonderes Verdienst ist, bleibe dahingestellt. Aber wenn alles so gekommen wäre, wie es hätte kommen sollen, dann leuchtete heute ihr Sohn Christoph als Universitätsprofessor an unserm Stammbaum. Und welch ein Stolz wäre das — ein leibhaftiger Professor! Aber es ist eben nicht so gekommen.

Er bezog im Jahre 1695 die Altdorfer Hochschule, studierte Philosophie und Theologie, schrieb eine jedenfalls grausam gelehrte Abhandlung de appellatione conscientiae Jobea — ahnungslos, daß er selbst das Schicksal eines Hiob in sich trug — und war auf dem besten Wege, einen Lehrstuhl für orientalische Sprachen zu besteigen. Denn es fehlte auch die (natürlich nur damals) notwendige Protektion nicht: der hochgelehrte Theologieprofessor Johann Michael Lang war sein leiblicher Vetter.

Da saß aber auf dem Herzogstuhl von Sulzbach der ebenfalls hochgelahrte Pfalzgraf Christian August. Diesem schickte das brave Landeskind in tiefster Devotion sein Werk. Und daraus entspann sich das Unglück.

Zunächst allerdings unter der Maske beneidenswerten Glückes. Denn der Landesvater fand Gefallen an der so glänzend betätigten Gelahrtheit seines Untertanen und ließ ihm bedeuten, daß er in seinen Diensten gern Landsleute von solchen Qualitäten sähe. Der Wunsch war Befehl. Gehorsam bezog der junge Orientalist die Universität Straßburg und versenkte sich in die Tiefen des römischen Rechtes. Zwei Jahre danach — gerade zur rechten Zeit — segnete der hochfürstlich sulzbachische Geheime Referendarius Schopper das Zeitliche, und Christian Sperl wurde zu seinem Nachfolger berufen.

Der hochbetagte Herzog meinte es allerdings gut mit seinem Schützling, und in der berechtigten Sorge, daß nach seinem Tode für protestantische Staatsdiener die Aussichten schlecht würden, bot er ihm schon nach wenigen Jahren eine Hofratstelle an.

Aber der junge Beamte war klug und bescheiden, sah Schwierigkeiten und wagte alleruntertänigst zu bemerken, er würde sich zunächst in der Haut eines Hofratssekretarius wohler befinden. Die ihm auch zuteil ward.

Der Herzog starb, und sein Sekretarius nahm des Bürgermeisters von Sulzbach jüngste Tochter zum Weibe.

Die Hochzeitgesellschaft saß beim frohen Mahle, da öffnete sich die Tür, und der Kanzler des neuen Herrn betrat das Gemach, verneigte sich gnädig und brachte dem jungen Ehemanne als Angebinde abermals die Berufung zum Hofrat.

Aber siehe da, zum zweitenmal bat der also Ausgezeichnete — vermutlich unter vielen Bück-

lingen und bescheidenem Hinweise auf würdigere, viel ältere Perücken —, man wolle ihn gnädigst zunächst in seiner Stellung belassen.

Er hatte ohne Zweifel seine bestimmten Beweggründe zu solchem Verhalten, war aber gewiß auch keinesfalls das, was man heutzutage einen Streber nennt.

Unverändert leuchtete die Gunst des Herzogs über seinem Haupte. Aber es währte nun doch zwölf Jahre, bis sein »hochgelahrter, lieber Getreuer« wirklich zum Hofrat befördert werden konnte. Und jetzt kam das Unglück. Allerdings wieder in einer Maske.

Es war die Zeit, wo man sich allenthalben mit »Fundamentalplänen« zur »Verbesserung und Kultivierung des Landes aus dessen eignen Mitteln und Naturgaben« befaßte, und damit auch die Zeit schüchterner Anfänge der deutschen Industrie.

Christoph Sperl war ohne Zweifel ein vielseitig begabter Mann. Aber gerade diese Vielseitigkeit gereichte ihm zum Verderben. Er konstruierte »eine Kunstmaschine zu schleuniger Verfertigung allerhand kleinen Zaun- oder Nagel-Eisens, groben, runden Drahtes, Bleches und dergleichen«. Das hatte nun allerdings gar nichts zu tun mit den orientalischen Sprachen und auch nichts mit der Juristerei. Aber zeitgemäß war's. So zeitgemäß, daß auch der Landesherr die Erfindung mit seiner Aufmerksamkeit beehrte und den Erfinder zur Tat drängte.

Nahe dem Einflusse der Heidenaab in die Waldnaab erhob sich der »Maschin-Hammer« des Hofrats Sperl; im benachbarten Wildenau erstand ein zweiter Hammer; in Mantel wurde ein Hochofen dem Hauptwerke angegliedert. Ein Unternehmen wuchs aus dem andern, und damit begann für den nicht eben unvermöglichen Erfinder und seine Familie eine ununterbrochene Kette von Leiden.

Auf jeder Großindustrie liegt ein geheimer Fluch, der sich früher oder später, im kleinen oder im großen erfüllen muß.

Nach vielen Jahren hat ein Sohn Christophs über die Anfänge des väterlichen Werkes folgendes geschrieben:

»Wahrlich, nicht durch gewöhnliche Lockungen, nein, im Gegenteil durch die gütigsten Schenkungen, Versprechungen, bedeutende ... Privilegien ließ er sich endlich bewegen, eine überaus kostbare Maschine mit wirklich unmäßigem Kostenaufwande zu erbauen. Da aber der nicht gerade reiche oder wohlhabende Mann sich der Vollendung dieses mit Staatsgeldern unternommenen Werkes nicht gewachsen fühlte und doch den gnädigsten Aufforderungen ... auf jede Art Genüge leisten wollte, mußte er das nötige Geld aufnehmen.«

Neid, Mißgunst und Religionshaß mögen zusammengewirkt haben. Zwanzig Jahre schleppte sich das Unternehmen fort, konnte nicht leben, nicht sterben. Nahe Verwandte wurden in den Strudel hineingerissen. Dann mußte der unglückliche Erfinder den Konkurs anmelden. Seine persönliche Ehrenhaftigkeit stand außer Frage. Aber die Schulden waren ins ungeheure gestiegen. Und weil denn einmal ein Bankrottierer nicht Hofrat bleiben konnte, folgte dem geschäftlichen Zusammenbruch die Entlassung aus dem Amt — ohne Gnadengehalt. Und über der Familie schlugen die Wogen zusammen.

Sieben Jahre lebte Christoph noch, zehn Jahre seine Gemahlin. Dann kamen die Tage, an denen der Pfarrer von Sulzbach diese Einträge in sein Totenbuch schrieb: »Ånno 1748 den 28. April wurde begraben mit großem Geläute und auf kurfürstlich gnädigste Konzession zu Nachts nach acht Uhr mit sechs Fackeln Herr Johann Christoph Sperl ..., aus Kummer und Altersschwachheit den 27. April gestorben.« — »Anno 1751 den 23. September wurde begraben mit großem Geläute und vier Fackeln bei der Nacht Frau Anna Maria Sperlin geborene Pantzerin ... Witwe, welche durch Altersschwachheit, Sorg und Kummer entkräftet ... am 22. September gestorben.«

Vier Kinder überlebten die unglücklichen Eltern, und zwei von ihnen vermochten sich zeitlebens nicht mehr emporzuraffen. Der älteste Sohn W o l f g a n g P h i l i p p war Hofratsadvokat und ein gelehrter Jurist. Als guter Sohn kämpfte er so lange als möglich für seinen Vater. Es war vergeblich. Und auch im eignen Leben hatte er nicht Glück, nicht Stern. Wie weit krankhafte Veranlagung sein Dasein beeinflußt hat, wissen wir nicht. Nach mancherlei Schicksalen fand er Aufnahme im Bürgerspital zu Sulzbach. Dort hat er in einem Anfall von Geistesstörung den Wappenbrief von 1594 und andre, wohl viel ältere Urkunden der Familie verbrannt. Zuletzt verweigerte er die Nahrungsaufnahme. Es half auch nichts, daß ihm der Landesherr allergnädigst sagen ließ, er solle doch essen. Im Jahre 1756 starb er. Fünfzehn Jahre nach ihm seine Schwester Sophie Charlotte — »welche als eine melancholica im hiesigen Spital ihr Leben in der Stille zubracht, an einer Auszehrung«.

Damit hatte die Familientragödie ihren Abschluß gefunden.

Aber das Leben ist ja unverwüstlich; immer wieder ringt es sich aus Trümmern und Schutt in die Höhe zum Lichte.

Zwei Söhne des Hauses kamen mit der Zeit in angesehene Ämter und behagliche Lebensverhältnisse.

A n d r e a s wurde Pfandamtmann der Reichsstadt Ulm, und von ihm entwirft eine Familienaufzeichnung ein freundliches Bild: »Dieser vor-



treffliche Mann, dieser wahre Chrtst, hochachtbar wie der teure, fromme Gellert, verdient es, daß ihn die Nachkommen als einen der edelsten Menschen stets hochschätzen, ja selbst verehren. Er hatte als halbjähriges Kind das Unglück, daß ihn seine Wärterin von einem Tisch herunterfallen ließ. So wurde er für sein ganzes Leben ein mißgestalteter, verwachsener Mensch, der bloß ein hübsches Gesicht hatte. Er hatte studiert, sah aber bei dem neu ausgebrochenen Verfolgungseifer gegen die Protestanten der Oberpfalz in seinem Vaterland keine Aussicht zu einem Staatsdienste, verließ daher dasselbe und hatte durch göttliche Fügung das Glück, in Ulm eine Heimat zu finden. Er verwaltete sein Amt etwa 45 Jahre lang mit der größten Pünktlichkeit und Treue und erwarb sich durch seinen liebenswürdigen Charakter, seine herzlich freundlichen Umgangsmanieren und exemplarisch tugendhaften Lebenswandel die allgemeinste Liebe und Achtung.«

Sein Bruder Christian wurde der Stammvater einer Soldatenfamilie, die erst kurz vor dem Kriege des Jahres 1870 in Sachsen erloschen ist.

Er wirkte von der Mitte bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts als Regierungsrat und Stadtsyndikus in dem freundlichen Städtchen Weiden an der Naab und lebte in einem gesegneten Ehestande mit Sophie Charlotte Landgraf, der Tochter eines sulzbachischen Regierungsadvokaten.

Man besorgte mit Eifer seine jedenfalls nicht allzu aufregenden Amtsgeschäfte und bewegte sich in vornehmen Zirkeln, fast exclusivement inmitten des damals noch zahlreichen Adels der nördlichen Oberpfalz. Man kämmte das Frauenhaar über mächtige Wülste in schwindelnde Höhen; man trug in Ehren den Männerzopf, die Schnallenschuhe und die Wechselfälle eines langen Lebens. Man erzog fünf Söhne und zwei Töchter zu honetten Menschen und gewann Schwiegertöchter und Schwiegersöhne aus angesehenen, auch aus adeligen Familien. Man pflegte vor dem oberen Tore nächst dem hölzernen Brückchen einen Garten und züchtete Rosen, deren grande beauté Aufsehen erregte. Aber als man sich einst unterfing, das Wasser aus dem Stadtbach nicht nur »zur besseren Bestellung« besagten Gartens hereinzuleiten, sondern mit Schaden des publici zu einem beständigen Lust- und Springbrunnen laufen zu lassen«, legten sich Bürgermeister und Rat ins Mittel und verboten solchen Übermut ernstlich. — Man parlierte mit Vorliebe französisch und dokumentierte dadurch einwandfrei, daß man zur creme der Gesellschaft gehöre. Man legte den Kindern in französischen und lateinischen Stammbuchversen echt deutsche Lehren ans Herz, wie zum Beispiel das väterliche

> **A Dieu complaire,**
> **chacun servir,**
> **jamais mal faire**
> **c'est mon désir.**

oder

> **Inter utrumque tene,**
> **medio tutissimus ibis.**

Daneben steht aber auch auf gut deutsch das Bibelwort: »Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang«, unterschrieben mit: »Deine bis in den Tod getreue Mutter Sophie Charlotte von Sperl«.

Und als man sich endlich nach 83 Jahren des Erdendaseins zu seinen Vätern versammelte, blieben die überlebenden Kinder in angesehenen Positionen zurück.

Der älteste Sohn freite wider den Willen ihrer Eltern eine Baronin Schatte, brachte es bis zum kurbayrischen Oberstleutnant und beschloß als Kommandant der in der Weltgeschichte nicht weiter bekannten Festung Otzberg ein Leben, das er sich und seiner Gemahlin durch »heftige Gemütsart und jähen Zorn« ungebührlich zu erschweren gewußt hatte.

Sein Bruder Leonhard von Sperl ging in kursächsische Militärdienste. Als junger Leutnant schrieb er seinem Bruder ins Stammbuch:

> Drey Ding in dieser Welt
> Schließt mir mein Wünschen ein:
> Gesund, mein eigner Herr
> Und niemals schuldig sein.

Er machte die Feldzüge der Jahre 1778 und 1796 mit, heiratete auf das Rittergut Eilenfeld und beschloß als verabschiedeter Major und Erblehen- und Gerichtsherr auf Langenreichenbach und Gräfendorf sein Dasein.

Wildbewegt in der Jugend, still und einsam im Alter verfloß das Leben seines Sohnes Wilhelm von Sperl.

Im Jahre 1802 schrieb er als Leutnant seinem jüngeren Bruder in Anlehnung an die Seumeschen Verse mit bezeichnendem Zusatze ins Stammbuch:

> Werde Mann und groß durch eigne Kräfte
> Und überlaß nie andern ein Geschäfte,
> Das du noch selbst zu enden magst.
> Sei Harmonie in Wort und Tat und weiche
> Kein Haar breit; stark wie eine Königseiche
> Und felsenfest sei, was du sagst.

Er ist ein Kind des Feldlagers gewesen. Mit zehn Jahren war er in das Regiment getreten, in dem sein Vater ein Bataillon kommandierte. Mit fünfzehn Jahren wurde er Fähnrich. Da geschah es wohl, daß sein Vater zur Schonung der jungen Kräfte die Bataillonsfahne dem Sohne abnahm und einem Unteroffizier zu tragen gab. In sieben Feldzügen der napoleonischen Zeit bewährte er sich als tapferer, kaltblütiger

Soldat und einsichtsvoller Führer. 1796 kämpfte er am Rhein, wurde bei Jena zum erstenmal verwundet, erlitt bei Boltowa die zweite Blessur und war einer der Wenigen, die aus dem russischen Feldzug wieder heimkamen. Er befehligte in dem berühmten Bajonettkampf auf dem Kirchhof von Großbeeren das sächsische Grenadierbataillon Sperl gegen die Preußen, kam in der Völkerschlacht wieder in Aktion, rückte mit den verbündeten Armeen in Frankreich ein und blieb dort fünf Jahre in Besatzung. Der Friedensschluß hatte den Teil Sachsens, in dem seine Heimat lag, vom Hauptlande getrennt. Lockende Anerbietungen traten auch an ihn heran. Aber als treuer Untertan seines Königshauses verschmähte er, in preußischen Diensten rasches Vorrücken zu suchen. So wurde er nach einem Dutzend Jahren erst Oberstleutnant. Nun machten sich aber auch allgemach die Folgen der Feldzüge bemerkbar, und nach weiteren fünf Jahren sah sich der Gichtleidende gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. Ungern entließ ihn König Friedrich August, der ihn persönlich schätzte. Er behielt ihn zur Disposition und bot ihm noch wiederholt das Kommando eines Regiments an. Aber Sperl fühlte sich neuen Aufgaben körperlich nicht mehr gewachsen. Er lebte mit einer unvermählten Schwester auf seinem Gute Langenreichenbach und baute mit der alten soldatischen Pflichttreue seinen Kohl. Später zog er nach Wurzen, endlich nach Dresden. Auch dort hauste er mit seiner Schwester und verbrachte, im Kreise alter Kriegskameraden, den Abend seines Lebens. Alle seine näheren Verwandten verehrten in ihm den Versorger und Vater. Ihnen zuliebe hatte er längst auf eine Vermählung verzichtet.

Der Bruderkrieg des Jahres 1866 schmerzte ihn tief, obwohl er sich der Größe der anbrechenden Zeit keineswegs verschloß. Aber mit Grimm pflegte er zu betonen, daß vier liebe Verwandte in der preußischen und ebenso viele in der sächsischen Armee dienten und bereit waren, sich die Hälse zu brechen.

Er wird als ein hochgewachsener, schlanker Mann geschildert; als ein Mann von stolzer Bescheidenheit, lauterer Klarheit, militärischer Ordnungsliebe, schweigsam, streng gegen sich, mild gegen andre, wenn auch zuweilen ein wenig ironisch. Im Schlachtengetümmel aufgewachsen, war er ein entschiedener Gegner des Duells. Er gehörte nach dem Urteil eines, der ihn genau kannte, zu den seltenen Männern, die ihrer Überzeugung gewissenhaft treu bleiben und sich nie durch äußere Vorteile zu Handlungen bestimmen lassen, die sie nicht mit ihrem Ehrgefühl vereinigen können.

Mit Wehmut sah er, daß der Mannesstamm seiner engeren Familie mit ihm aussterben werde. Dem wollte er vorbeugen.

Sein jüngerer Bruder, ein kleiner Gutsbesitzer, war frühzeitig auf der Jagd ums Leben gekommen, und wenige Jahre darauf war ihm seine Gattin im Tode gefolgt. Zwei anmutige Mädchen von vierzehn und zwölf Jahren standen elternlos und wenig bemittelt vor dem Kampfe ums Dasein. Da nahm sich ihrer der alte Onkel an und gewährte ihnen Heimat und Erziehung. Allerdings eine Erziehung nach einfachstem, soldatischem Zuschnitt und so stramm, daß die kleinen Nichten in Gegenwart des Onkels ungefragt kein Wort zu äußern wagten. Die Ältere von ihnen, Marie, vermählte sich mit 19 Jahren dem Landgerichtsrate Dr. Georg Siemens aus dem nachmals so berühmt gewordenen Erfindergeschlechte. Ihr Mann entwickelte in der Folge als Justizrat beim Berliner Geheimen Obertribunal eine bedeutende Tätigkeit und zog sich endlich von den Geschäften auf sein Rittergut Wendisch-Ahlsdorf bei Jüterbog zurück.

Aus dieser Ehe stammte ein einziges Kind, Georg mit Namen, und auf ihn gedachte der Großonkel Sperl durch Adoption den Namen und das Wappen zu vererben.

Allein der Vater, stolz auf das eigne alte Geschlecht, konnte sich nicht entschließen, den Sohn aus der Sippe zu lassen, und knüpfte seine Einwilligung an die Bedingung, daß ihm zuvor ein zweiter Sohn geboren würde. Da dieses Ereignis nicht eintrat, blieb der junge Georg Siemens, was er von Geburt war, und hat später als Direktor der Deutschen Bank, Begründer der anatolischen Eisenbahnen und der Bagdadbahn und als Politiker seinen Namen weithin bekannt gemacht. Und er mußte Georg von Siemens heißen, nicht aber Georg von Sperl; denn sein Finanzgenie war unzweifelhaft nicht von seinen Sperlschen Ahnen auf ihn gekommen.

Am Abend ihres Lebens habe ich die greise Schloßfrau von Ahlsdorf, Marie Siemens, geborene v. Sperl, kennengelernt. Ich rechne den Tag, den ich unter den hohen Bäumen von Ahlsdorf verlebte, zu den freundlichsten Erinnerungen meines Lebens und habe vor dreißig Jahren der verehrten Freundin meines Vaters in meinem Erstlingswerkchen, .frei dichterisch gestaltend, ein kleines Denkmal zu setzen versucht.

Werbe- und Liebesbriefe aus der Zeit des Rokoko

Was erzählen denn die Chroniken der Geschlechter? Im Grunde doch nur das Ungewöhnliche, das ist das Hocherfreuliche und das Tieftraurige im menschlichen Leben. Verschwiegen aber wird gemeinhin das Selbstverständliche, das Alltägliche.

Und alltäglich ist der Wechsel von Licht und Finsternis und seine Wirkung auf den Staub-



geborenen. Alltäglich ist das Erwachen des Frühlings und das Ersterben des Jahres. Ist das Rauschen des Korns wie das Knirschen des Schnees. Ist das Funkeln der Sterne, die Glut der Sonne, der Schatten des Hauses. Ist das Flüstern der blühenden Linde wie das Brausen des gärenden Mostes. Ist das Knarren des Erntewagens wie das Zischen des Apfels im Ofen. Ist das Werben um Liebe, das Hoffen und Zagen, die selige Erfüllung an einem warmschlagenden Herzen. Ist das Keimen eines jungen unbekannten Lebens und das wonnige Lallen des erwachenden Kindes. Ist die Spannung des Tages, die Ruhe des Abends, die Lösung der Nacht. Ist flüchtige Befriedigung, ist ungestillte Sehnsucht hinauf über die Sterne. Ist das zitternde Ahnen dereinstiger Wandlung.

Davon ist nur wenig oder nichts zu lesen in solchen Chroniken. Und deshalb sind Chronikblätter dürre Blätter. Trocken wie raschelndes Laub, das der Herbst von den Bäumen gestreift hat.

Und doch, es gibt eine Ergänzung der Chronik. Das ist der Brief.

In schriftlicher Wechselrede mit seinen Lieben und Vertrauten gibt sich der Mensch zumeist, wie er ist, und gewiß denkt er gar nicht daran, daß dies leichte Blättchen unter seiner gleitenden Feder am Ende ihn selbst überdauern könnte, wenn es der Zufall so fügt. Gerade dadurch aber werden solche Zeilen, wird namentlich auch das, was zwischen ihnen steht, zum unverfälschten Zeugnis für den, der zu lesen vermag.

Nur haben sich leider Familienbriefe aus ferner Vergangenheit, zumal Briefe des Mittelstandes, der nicht an der Scholle klebt und nicht über altererbte Häuser gebietet, ganz verschwindend selten erhalten. Und wären diese Mittelstandsleute auch seit Jahrhunderten seßhaft gewesen — es kommt immer wieder zu einem großen Reinemachen in den Wohnungen der Sterblichen, und Zufall ist's, wenn dann solch ein vergilbtes Bündel all den Wechsel der Zeit überdauert. Familienbriefe sind eben auch nichts andres als Blätter, die der Wind von den Bäumen gestreift hat.

Haben sie sich aber durch alle Fährnis gerettet, dann steigt ihr Wert mit jedem Jahrzehnt.

Da leuchtet über ganze Generationen herüber gleich dem Lichte eines erloschenen Sternleins etwa ein bescheidenes Glück. Da spiegelt sich die Sonne von heute in Tränen, die längst von den Wangen gewischt sind. Da spricht leise die Hoffnung, da klagt verklärt die Enttäuschung. Da stehen die Toten auf, und ihr Blut pocht in den wieder jung gewordenen Adern. Da tönen längst verhallte Schritte, da erwacht längst verklungenes Lachen, da rauschen altmodische Gewänder, da knistert verblichene Seide hochzeitlicher Tage.

Das sind die Briefe, und das ist ihr Wert. —

Solch ein altes Bündel liegt auf meinem Tische; schön geschriebene Briefe auf starkem, zum Teil grobem Papier. Nichts Bedeutendes. Nein, gar nichts Bedeutendes. Nur die Geschichte vom Sichsuchen und Sichfinden zweier Menschenkinder. Nur das uraltewige Lied von der Liebe, uralt wie das Atmen des Meeres. Im altmodischen Gewande kunstvoll gedrechselter Sätze. Und doch — unter der seltsamen Verkleidung das Menschenherz, wie es war, wie es ist und wie es pochen wird bis ans Ende der Tage.

Ich glätte die rauhen Bögelein und lasse das Licht von heute auf ihre gebräunten Schriftzüge fallen. Werde ich viele finden, die mit mir zu lesen verstehen? Vielleicht nur den einen und andern. Und das genügt. —

Mein Urgroßvater Andreas Sperl lebte und wirkte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als kurfürstlicher Amtsbürgermeister in Vohenstrauß; der letzte meiner Vorfahren, der in der alten Heimat ansässig war, und der jüngste von vier Brüdern. Einer von ihnen war Pfarrer in Neukirchen bei Weiden.

Und von diesem Georg Alexander und seiner Braut sind meine Briefe geschrieben.

Er hatte die Universität Altdorf besucht, war Rektor der Lateinschule in Weiden geworden und wartete nun als Diakon der Berufung ins Pfarramt. Da ging er aus und suchte unter den Töchtern des Landes eine Frau.

Und siehe, im nahen Sulzbach blühte dem reichen Hofkammerrat Tretzel, seinem insonderheit hochzuverehrenden Herrn Vetter, eine Tochter, Margareta Rosina mit Namen.

Zwei Jahre schon hatte der Diakon in dem Verwandtenhause verkehrt, und jetzt, wo es galt, sich fürs Leben zu binden, kehrten seine Gedanken immer wieder zu der lieblichen Base zurück.

Aber noch hatte er nicht den geringsten Anhalt dafür, daß sich auch ihre Gedanken mit seiner Person beschäftigten. Nein, nicht den geringsten.

Da faßte er sich am zweiten Osterfeiertage des Jahres 1761 ein Herz, nahm einen Bogen größten Zuschnittes und schrieb ihr geradeswegs einen Werbebrief.

Man lebte in einem außerordentlich höflichen Zeitalter, und die Courtoisie hatte allenthalben um die Angehörigen der höheren Stände und des Mittelstandes Grenzzäune gezogen und Schlagbäume errichtet, die nicht so einfach zu überwinden waren. Namentlich nicht, wenn es sich um ein sorgsam behütetes Jüngferlein und um eine so gute Partie handelte. Auch dann nicht, wenn man sich rühmen durfte, ihr Vetter zu sein.

Das fand vor allem seinen gewichtigen Aus-



druck in sorgsam abgewogenen Titulaturen und einer Fülle von Höflichkeitsformen.

Hundertundfünfzig Jahre früher war nur die Tochter des Fürsten das »Fräulein« schlechthin gewesen. Selbst die adlige Hofdame hieß Jungfer. Jetzt genügte diese Anrede nur noch der kleinen Bürgerstochter. Das Kind des vornehmen Hofkammerrats aber war zum Fräulein befördert und selbstverständlich »hochedelgeboren« wie ihr Herr Vater. Hundert Jahre vorher noch hatten sich große Geschlechter den Titel »Wohlgeboren« am kaiserlichen Hofe um schweres Geld gekauft Titel haben starke Ähnlichkeit mit Münzen. Beide nützen sich ab und sind fortschreitender Entwertung unterworfen. Und das ist gut.

Also schrieb Georg Alexander Sperl:

Hochedelgebohrne Hochzuverehrende Fräuln Baas. Eu. Hochedelgeb. bitte zuvörderst um Verzeihung, wenn allenfalls der Innhalt dieses Brieffs denenselben nicht allzuwol gefallen solte, und ich will auch solchen, mit Vermeidung aller Weitläuffigkeiten, alsogleich zu erkennen geben. Ich bin nemlich nunmehro zu dieser Zeit mehr als iemals entschlossen, meinen bißher ledig geführten Stand alles Ernstes zu verändern und nach einer solchen Person mich umzusehen, mit welcher ich meine Lebens Zeit in einem zufriednen Stande hinbringen könnte. — Eu. Hochedelgeb. nun wären nach meiner Wahl vollkommen dieienige Person, von der ich diese gute Hoffnung hätte, und es kommt also lediglich darauf an, ob Dero Gesinnung eben die nemliche sey, wie die meine ist, ob sich Dieselben getrauen, Ihre Lebenszeit im ehelichen Stande mit mir hinzubringen und ob Sie auch mit meinen dermaligen Umständen noch mit mir zufrieden seyn wolten. — Solten sich denn Dieselben zu meinen nicht geringen Vergnügen hiezu entschließen, so bitte ohnmaßgeblich und unbeschwert solches im balden schriftlich mir Kund zu machen, damit ich alßdenn höhern Orts gehen und förmlich um Dieselben Ansuchung thun könne. Denn ehe ich zu dem letztern schreite, muß ich vorher wissen, wie ich mit dem erstern daran bin und wessen ich mir von der Hauptperson zu versehen habe, wie ich denn Eu. Hochedelgeb. hiemit versichere, daß Dero Ja ein Nein gelten solle, daferne Deroselben hochwerthester Herr Papa nicht darein willigen würden. — In Hoffnung nun, bald einige Zeilen zu meinem Wolgefallen von Denenselben zu lesen, habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung und Zärtlichkeit zu seyn und zu verbleiben Eu. HochEdelgeb. gehorsamster Diener Alexander Sperl.

Der Zeitpunkt war nicht günstig für eine Werbung. Die Antwort ist nicht vorhanden; sie mag recht zurückhaltend ausgefallen sein. Lange Monate wartete der Bewerber, und immer näher rückte der Tag seines Amtsantrittes. Da endlich griff er abermals zur Feder und wiederholte seine Bitte:

Eu. Hochedelgebohrn werden sich noch gütigst zu entsinnen wissen, daß ich allbereit vor 8 Monathen mir die Freyheit genommen, Denenselben eine gewisse Eröffnung zu thun, die Dero eigne hochwerthste Person betroffen, als welche ich nach des Herrn Willen zu meinem künfftigen Ehegatten ausersehen hätte. Die Antwort, die mir Dieselben hierüber zu ertheilen beliebet, gieng dahin, wie Sie wegen damaliger sehr betrübten Umstände halber, in welche Sie durch den Tod Dero hochwerthester Mama gesetzet worden, keine Erklärung von sich geben könnten noch wolten, folglich auch ich nicht anderst konnte, als eine Zeit lang inne zu halten. Nachdeme aber diese Hindernisse gröstentheils gehoben sind, und ich noch immer auf meiner vorigen Entschliessung beharre und mich glückselig schätzte, Deroselben angenehme Person besitzen zu können, so bin ich denn so frey und wiederhole abermal meine vorige Anfrage, nemlich ob Sie sich entschliessen können und wollen, sich mit mir ehelich sprechen zu lassen und mit mir zu ziehen, aber nun nicht mehr nach Weyden sondern nach dem lieben Neunkirch, und daselbst ihre Lebens Zeit hoffentlich vergnügt mit mir hinzubringen. — Ich bitte mir hierüber ohnmaßgebigst eine baldige erfreuliche Nachricht aus, um so mehr, da mein Aufzug nach Neunkirch 8 Tag nach dem neuen Jahr festgesetzt ist, mithin auf eine dergleichen Veränderung des Standes nunmehr nothwendig sehen muß. Ich bin mit allerdenklicher Hochachtung Euer Hoch-Edelgebohrn ganz gehorsamster Diener Alexander Sperl. Weyden den 28 Nov. 1761.

Diesem Briefe widerfuhr ein übles Schicksal. Woche um Woche blieb die Antwort aus. Da wagte Sperl, vor Neujahr einen kurzen Glückwunsch zu schreiben. Dann endlich bekam er ein Lebenszeichen. Aber war der Auserkorenen inzwischen zugetragen worden, daß er sich auch anderwärts umgesehen hatte? Fast will es so scheinen. Sicherlich war bei ihr noch lange nicht die gleiche Neigung erwacht. Ihr Schreiben lautete frostig genug.

Die Aufschrift ist natürlich französisch: A Monsieur Monsieur Sperl pasteur aux Eglises Evangeliques qui sont à Neukirch, Mantel et Rothenstadt à pres. à Weiden. Der Inhalt gut deutsch:

Hochwohlehrwürdiger, Hochgeehrtester Herr Vetter. Es ist mir durch eine frembde Persohn ein Brief von Ihnen überbracht worden, welcher ganz abgeschmuzt u. wie ich vermuthe aufgemacht worden. Lezeres aber kan auch nur eine Vermuthung seyn; haben Sie die Güte u. melden mir durch wem Sie diesen Brief nach Sulzbach



gebracht haben. Ich dancke vor den Neujahrs Wunsch, und wünsche im Gegentheil alles beständige Wohlergehen, u. fernere dauerhaffte Gesundheit. Sie verlangen von mir eine baldige Erklärung, und warum so schnell? Ist der Aufzug die Ursache, so lassen Sie sich deswegen nichts hindern, sondern stellen alles nach Dero eigenen Wohlgefahlen und Gutbefinden an. Die ich Ihnen dazu alles Gute anwünsche. Oder haben Sie andere Absichten? So seyn Sie so gütig u. eröfnen mir solche, so werde ich darinnen nicht hinderlich seyn. Daß ich aber eine längere Zeit nöthig habe, um einen Schritt wohl zu bedenken, denn man nicht wieder zurück tretten kan, werden Sie mir nicht ungütig nehmen. Ich überlasse es aber Dero Wohlgefahlen, ob es Ihnen nicht zu lange wird, biß ich nach Sulzbach komme, allwo ich den Willen meines Vatters zu Rathe ziehen will, und alsdann sollen Sie zu was ich entschlossen bin, gewieß vernehmen. Auch darinnen werde ich den Willen meines Papas nicht zuwieder seyn. Die ich mit aller Hochachtung verharre Dero aufrichtige Freundin Margaretha Rosina Tretzlin. Illschwang den 7 Jan. 1762.

Einen Monat wartete Sperl. Er bezog seine Pfarrei, und es war eine fette Pfarrei. Dann bekam die »Fräuln Baas« wieder einen Schreibebrief:

Neunkirch den Tag nach Lichtmeß 1762. Dieß ist der erste Buchstab und Brieff, so ich von meinem lieben Neunkirch, in welches ich gestern den Einzug gehalten, abgehen lasse, und da er an eine so angenehme Person gestellet ist, so habe ich ihm den freundlichen Auftrag gethan, er mögte mir auch eine angenehme Antwort verschaffen. Keine Zeit habe ich ihm nicht vorgeschrieben, weil ich besorgt, er mögte dadurch einige Ungunst erwecken, wiewol ich diese Zeit her immer mit Schmerzen auf eine mir begünstete Erklärung aufgesehen habe und noch alltäglich aufsehe, um in balden mit meiner Auserwehlten und Verehrungswürdigen vereinigt zu werden. Fürchten sich Eu. Hochedelgeb. nicht, als ob Sie einen gefährlichen Schritt thäten, denn in dem Fall wollte ich Denenselben zugestehen, allezeit einen solchen wieder zurück thun zu dörffen. Nicht sage ich solches, als ob ich die Sache vor gleichgültig ansehe, gar nicht, ich versichere vielmehr, daß, wenn mir anderst noch das Glück günstig ist, ich mich vor andern in unserm Lande recht glücklich schätze und zu schätzen habe, sondern nur damit die Versicherung zu thun, wie Dieselben auf keinerley weise durch mich sollen gefährt werden. Übrigens melde auf Dero Befehl, daß mein voriger Brieff durch Hn. Landgerichtschreiber mitgegeben worden, mit Bitte, solchen in Dero hochwerthesten Herrn Papa Behausung zu schicken, wäre mir also leyd, wenn etwas unanständiges geschehen wäre. Ich verharre usw.

Wieder muß er lange warten. Es hat den Anschein, als ob im Hause der Auserwählten Einflüsse gegen ihn wirken. Er bekommt abermals einen kühlen Brief. Seine Antwort lautet:

Wenn doch nur auch einmal die erwünschte Zeit herbey käme, da ich Deroselben sonst so angenehme Brieffe mit weniger Furcht eröffnen und durchlesen könte, als bißhero immer geschieht! Denn so offt ich die Ehre habe, deren von Dero schönen Hand zu bekommen, so offt erbreche ich sie mit einiger Furcht und Schrecken, darum weil zu der Zeit das unangenehme in meinem Herzen eher hervortritt als das angenehme, und jenes ebenso gewiß werden könte, als dieses noch ungewiß ist ... Aber mein allerliebstes Kind, warum lassen Sie mich so gar lange in einer so verdrüßl. Ungewißheit, zumal, da ich befürchte, der Feind der wider meinen Willen auch Wissenschaft hievon hat, mögte die Gelegenheit solcher Verzögerung sich zu Nutzen machen und Unkraut ausstreuen. Sind Dieselben anderst gesonnen, eine Veränderung des Standes zu treffen, warum nehmen Sie sovielen Anstand, demienigen sich anzuvertrauen, deme Sie sich wol am ersten und sichersten anvertrauen dörften, da Sie meine Gemütsart schon von mehrern Jahren kennen, die zu der Ihrigen am schicklichsten seyn wird, als die gelind und zärtlich ist. Zu Eu. Hochedelgeb. habe ich zu ieder Zeit einen ganz besondern Zug in meinem Herzen gespürt, und kan wol aufrichtig versichern, wie Sie meine erste Liebe gewesen, und wenn ich vor diesem nach meinen damaligen Umständen ia anderst wohin sehen müssen, so haben sich doch meine Augen gar bald abgewendet, wenn mir Dero schöne und annehmliche Person beygefallen, so daß mir auch das schöne nicht mehr schön vorgekommen ist. Aber eben da ich dieses schreibe, werde ich ganz frölichen Muts, und dünckt mich ganz zuversichtlich, ich werde im balden etwas angenehmes zu lesen haben, der ich in dieser gewissen Anhoffnung mit all erdencklicher Verehrung verharre usw.

Seine Hoffnung hat ihn nicht getäuscht. Noch im gleichen Monat darf er sich das Jawort im Hause der Geliebten holen.

Auf einem Kanzleibogen versicherte er nach seiner Rückkehr der »Hochedelgebohrenen«, daß er recht vergnügt und freudenvoll von Sulzbach abgereiset, nachdem er von Denenselben die angenehme Erklärung erhalten, daß er Besitzer von Dero schönem Herzen werden solle. Sein inniger Wunsch sei nur der, daß er »hiezu vollends ie eher ie besser gelangen mögte«.

Aber auch nach dem Verlobungskusse vollzieht sich der Briefwechsel in den gewähltesten Formen; noch immer ist die Braut die »Hoch-

Edelgebohrne hochzuverehrende Fräuln Baas«, noch immer herrscht das feierliche Sie, und das erste Schreiben des glücklichen Bräutigams schließt mit den Worten: »Eines wolte mir aniezo gehorsamst ausgebetten haben, daß sich Eu. HochEdelgeb. mögten gefallen lassen, durch rückkommenden H. von Pudewelß nur etl. Zeilen mitzugeben und mich Dero hochschätzbarsten Gewogenheit zu versichern.«

Die »Hochedelgebohrene« tritt nun entschieden aus ihrer Zurückhaltung heraus. Schon der nächste Brief lautet einigermaßen natürlich:

Dero glücklich und vergnügte Nachhaußkunft hat mich sehr erfreuet. Wie soll ich Ihnen mein Theurester und bester Freund die Zärtlichkeit mit welcher ich Ihnen ergeben bin. genugsam ausdrücken, doch Sie werden zufrieden seyn, wan ich sage, daß ich mehr empfinde als ich Ihnen beschreiben kan. Daß alle meine Wünsche auf Dero Wohl gerichtet sind. Das ich wünsche, Ihnen das beschwerliche so bald es möglich ist erleichtern zu können. Nur Ihnen ist mein Herz gewiedmet. Sie alleine sind die Persohn mit welcher ich hoffe glücklich zu seyn, und in der Stille und Zufriedenheit mein Leben hinzubringen. Sie Theuerster Freund können nach Dero eigenen Gefahlen die Reise hieher vornehmen. Nur haben Sie die Güte, u. bestimmen den gewissen Tag, wan wir die Ehre, u. das Vergnügen haben Dieselben zu sprechen.

Aber das, was nun zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn besprochen werden muß, die Frage der gewichtigen Mitgift, berührt ihr zartes Gemüt peinlich. Sie erklärt, daß sie alles den Männern anheimgebe:

Dasjenige was verabredet werden solle wird bald geschehen seyn, indeme es wegen der Haubt-Sache keinen Anstand haben kan, was einige Punckte anbetrifft die überlasse ich dem Papa, und verlange solches gar nicht zu wissen, sondern womit Sie Theurester Freund zufrieden sind, das wird mir gewieß recht u. angenehm seyn. O könten wir nur alles Weitläufftige dabey überhoben seyn.

Sie erwartet nun jede Woche einen Brief, nur setzt sie sogleich vorsichtig hinzu: Solten Sie aber nicht allezeit von mir wieder meinen Willen Briefe erhalten, So seynd Sie versichert, das ich gewiß niemahln aufhören werde, mit der zärtlichsten Liebe Zeit Lebens zu seyn Dero treu ergebene Freundin Margaretha Rosina Tretzlin.

Beglückt antwortet er:

Hochedelgebohrne Hochzuverehrende Fräuln Baas. Mein auserwehltes, mein allerliebstes Kind. Nun nenne ich Sie so, nachdem es mir endlich gelungen, daß ich das Vergnügen habe, Eu. Hochedelgeb. so nennen zu dörffen. Nicht nur nenne ich Sie so, sondern Sie werden mir auch mein allerliebstes Kind seyn und bleiben, solang es mir von oben herab wird gegönnet seyn, mich zu regen und zu bewegen. Gewiß all mein Sinnen u. Denken soll stets dahin gehen, Ihnen alles wahre Vergnügen zu verschaffen, und wie ich Ihnen das beschwerliche dieses Lebens so viel möglich versüssen möge. — Aniezo aber dancke Eu. Hochedelgeb. auf das gehorsamst verbindlichste, daß Sie sich gefallen lassen, mir eine so liebreiche u. zärtliche Zuschrifft zuzustellen, darinnen Sie mir die Schenckung dessen, was Ihr vornehmstes ist, vom neuen versichert, so mir damals von meiner überaus beschwerlichen Hin u. Herreise wol ein rechtes Labsal gewesen. Ich habe bey freudiger Eröffnung derselben auf nichts mehr gesehen als auf die Unterschrift, wie selbige beschaffen seyn möge, u. wie ich das angenehme Wort Treu erblicket, erst umgekehrt und alles mit sonderbarem Vergnügen glesen und öffters überlesen.

Aber noch geht es wie leises Zittern durch seine Zeilen, noch bangt er um sein Glück, wenn er schließt:

Und dieses um so mehr, nachdem ich kurz vorher durch eine gewisse Frage eines andern bald sollen irre gemacht werden, wie ich auf den dritten Osterfeyertag ein mehrers mündlich und persönlich zu erzehlen die Ehre haben werde, der ich biß dahin mich mit den zärtlichsten Gedanken unterhalte, dabey aber auch immer an die Verehrung gedenke, die ich bey solcher Zärtlichkeit nie getrennt werde seyn lassen Euer Hochedelgebohrn treu gehorsamer Diener.

Weitere Prüfungen bleiben ihm erspart. Aber auch er empfindet die unvermeidliche Erörterung der Mitgift als eine peinliche, wenngleich im Grunde vermutlich recht erfreuliche Aufgabe. Nur der Vater zeigt sich als Geschäftsmann, der klare Verhältnisse über alles zu schätzen gewohnt ist:

Eu. Hochedelgeb. beliebten leztens zu melden, wie Sie gerne sähen, daß bey noch vorseyender gewöhnl. Verabredung [d. i. des Ehevertrages] alles weitläuffige unterbleiben mögte, und eben dieses ist es, was ich hauptsächlich gerne u. von Herzensgrund wünschte, ia wenn es nach meinem Wünschen gienge, so solte dergleichen ausgesetzt bleiben, biß an unsern Hochzeittag, welches alsdann bey einer viertel Stunde könnte vorüber und gethan seyn. Jedoch sey es ferne, daß ich Deroselben hochzuvenerirendem Herrn Papa hierin die allerminderste Maas setzen wolte, was geschehen und unterbleiben könnte, sondern dessen Wille soll auch mein Wille seyn.

Um eins bittet er jetzt schon, und weiß sich in diesem Wunsche eins mit der Geliebten:

Was die Hochzeit selbsten betrifft, so soll auf



Seiten meiner alles in die engste Schranken gesezet werden, als mein Bruder zu Sulzbach mit seiner Frauen. Denn an diesem Tag, welcher der einzige in meinem Leben ist, mag ich von einem unruhigen u. verdrüßl. Gepräng nichts wissen, welches auch gedachtem meinem Bruder zuwider wäre.

Und endlich bittet er ungeduldig:

Übrigens wolte Eu. Hochedelgeb. nochmalen gehorsamst ersuchen, den Bedacht in allen Stükken dahin zu nehmen, daß ich Sie, mein allerliebstes Kind, bald dahier sehen möge, nicht nur in Vergnügen unsere Zeit und Tage anzufangen, sondern daß mir auch das beschwerliche in andern mir nicht zukommenden Dingen mögte abgenohmen werden.

Der Ärmste muß sich noch geraume Zeit gedulden, bis er aus dem so sehnlich herbeigewünschten Brautstande herauskommt.

Immer heißer schlagen die Herzen. Ein kurzer Besuch in Sulzbach erhöht das Verlangen. Immer natürlicher werden die Briefe. Nur die gewundene, wohlabgezirkelte Form bleibt die gleiche. Aber schon läßt die Rokokodame einer gewissen Schalkheit die Zügel schießen. Es macht ihr offenbar Spaß, den Geliebten ein wenig zappeln zu sehen.

Wann Sie Besizer meines Herzens, so glücklich und vergnügt nach Hause gekommen sind, als ich wünsche, so erfreuet es mich von Herzen. Aber schon so lange weg, und noch keinen Brief. Eine kleine Strafe sollen Sie dafür zu erwarthen haben, 14 Tage werden Sie keinen Brief von mir bekommen. Ob Sie es aber vor eine Strafe halten, das weiß ich nicht.

Doch gleich wird sie wieder ernsthaft:

Nun kome ich erst zur Haubt Sache, warum ich schreibe. Da Dero Nahmens Tag so nahe ist, so habe die Ehre Ihnen von Herzen zu gratulieren, begehen Sie diesen Tag recht vergnügt. Aber nicht nur diesen Tag, sondern alle Tage wünsche ich mit Zufriedenheit der Seele hinzubringen ... Mein Wohl, meine Zufriedenheit, u. Vergnügen wird von den Ihrigen abhängen.

Dabei bewegen Hausfrauensorgen ihr Herz. Der Hausrat wird in Vohenstrauß hergestellt, und die große doppelte Himmelbettstatt ist wohl schon längst fertig. Nur noch eine einfache Bettstatt fehlt. Und so schreibt sie in einem der zierlichen Postskripten, die sie so liebt:

Dörffte ich nicht bitten, das Sie so gütig wären, u. in Vohenstraus noch eine einfache Bettstadt bestehlen lissen, wan es Ihnen keine Beschwernuß verursachte. Entschuldigen, u. verzeihen Sie dabey meine Freyheit.

Neckisch und ungeduldig zugleich antwortet er:

Euer Hochedelgeb. angenehme und zärtliche Zuschrifft habe mit sehr vielen Vergnügen durchlesen, und nun ganz richtig beschlossen, Denenselben bey dem ersten Eintritt in mein Hauß die Stelle eines geheimen Secretairs zu übertragen, indem ich Sie ie mehr u. mehr sehr geschickt dazu befinde, nicht nur wegen des guten Stellens [d. i. Stils], sondern auch wegen des netten Schreibens. Gewiß ich bin nicht wenig erfreut, daß mir das Glück worden, einen solchen Ehegatten zu überkommen, welcher zu mehr als zu einerley zu gebrauchen ist, und wer weiß, wie viele verborgene gute Dinge und Eigenschafften mein allerliebstes Kind noch an sich hat, deren ich mich einstens mit gutem Nutzen bedienen kan? Aber wenn wird wohl diese angenehme Zeit erfüllet werden? So vieles zu schreiben und nicht einmal soviel zu schreiben, wenn die Hochzeit sein soll? Diese Erinnerung wird darum vonnöthen seyn, weil ich ausser diesem auf Executions Mittel dencken muß. Der Commod Kasten und die Bettstatt ist bestellt, auch die einfache. Warum soll aber eine einfache dabey seyn? etwa wenn Sie vor gut befinden, iährlich einmal 6 Wochen mit mir zu zürnen und sich von mir abzusondern? Wenn diß die eigentl. Ursache ist, so ist in der That unter allen nichts, das ich lieber bestellt habe, als diese einfache Bettstatt, und ich werde mich zu selbiger mit gröstem Erfreuen zu meinem allerliebsten Kind hinsetzen.

Trotzdem geht die Angelegenheit nur langsam vorwärts.

Immer Briefe, lauter Briefe, heißt es in einem Schreiben vom 1. Mai 1762, nichts als Briefe u. doch keine Frau. Dieser und noch einer, und sonst keiner mehr, alsdann lasse ich mich proclamiren. Wornach sich also zu achten u. vor Schaden zu hüten hat. Ernstlich aber, so ersuche dieselben inständigst, die Beschleunigung zur baldigen Hochzeit sich bestens anbefohlen seyn zu lassen, indem der Schade u. der Nutze von selbsten einzusehen ist, der ich mich gehorsamst u. bestens empfehle mit ewiger Treue verharrend.

Immer dringender wird sein Bitten:

Was mag wol die Ursache seyn, daß ich am lezt verwichnen Posttag keinen Brieff gar keine Zeile erhalten? Sind etwa die lieben Hände von der unvermuthet eingefallnen Frost erstarrt gewesen, oder hat solche gar einen Einfluß in die Liebe? Im letztern Fall wäre mir übel gerathen mit dem Winter ... Nur Schade, daß der schöne Mey so verstreicht ohne des andern und ungleich schönern, lieblichern und angenehmern Meys meines annehmlichen Kindes genießen zu können. Gewiß es wird zum öfftern Vorwürffnißfalls setzen, die nicht geringe sind. Inzwischen machen Sie sich, meine Auserwehlte,



die noch kurze Zeit Ihres Aufenthalts in Sulzbach wol zu Nutzen, jedoch ohne Schaden und Nachtheil meiner, daß Sie dabey mich nicht vergessen, gleich wie Sie sich im Gegentheil von mir dörffen versichert halten, daß ich Sie täglich in Gedanken recht vielmal herze und küsse, und mir überhaupts vorstelle, wie zufrieden und vergnügt ich mein Leben mit Ihnen als meinem allerliebsten Kinde hinbringen werde.

Wieder tritt ein Hindernis dazwischen. Der Vater erkrankt nicht unbedenklich. Mit rührenden Worten erzählt die Braut dem Geliebten von ihrem Schrecken, von ihrer Angst. Die Gefahr ist zwar behoben, aber die Hochzeit muß verschoben werden. Und neckisch bittet sie um Geduld:

Versichern Sie mich dessen so bin ich volkommen zufrieden. Ja meine Liebe würde sich dadurch, so es anders möglich stärcker zu werden, noch mehr verstärcken. Solten Sie aber wegen der Beschwerlichkeit der Haußhaltung die Beschleinigung wünschen, So will ich Ihnen ein Mittel vorschlagen, dieser Sorge frey zu werden, ich will Ihnen einsweilen eine Haußhälterin verschaffen. Sie dörffen nur schreiben wan sie kommen solle. Bin ich nicht recht besorgt um Ihnen?

Wohl oder übel muß er sich fügen, und in einer Anwandlung von Galgenhumor geht er auf den angeschlagenen Ton ein:

Dieselben haben mir eine Haußhälterin zuzusenden versprochen, u. versichere ich, daß ich gar nicht dagegen bin, aber nur so eine, wie ich sie haben will, nemlich sie muß in allen so u. iust so seyn, wie meine Auserwehlte, eben so aussehn, eben so thun u. handeln, eben so heissen. Wissen Sie nun eine solche in Sulzbach, so erwarte ich dieselbe mit offnen Armen.

Dieser Brief scheint nicht in ihre Hände gekommen zu sein. Da wird sie ängstlich:

Hochwohlehrwürdiger, Mein theurester Freund. Nur in der Geschwindigkeit muß ich Ihnen fragen, ob Sie vielleicht mit mir zörnen, weil Sie nicht eine Zeile an mich geschrieben haben! Und damit ich Ihnen wieder gut mache ob ich gleich Ihren Zorn nicht verdiene, so habe Ihnen mein Theurester, melden wollen, daß unsre Copulazion in der Margarethen Wochen zu Illschwang fest gesezet worden. Ist Ihnen aber diese Zeit nicht recht, u. wollen Sie es noch etliche Wochen anstehen lassen, so bin es auch zufrieden. Aber damit kann ich nicht zufrieden seyn, das Sie mir nicht geschrieben haben, dieses kan ich Ihnen unmöglich vergeßen. Ist Ihnen etwas daran gelegen, so machen Sie es wieder gut.

Jubelnd antwortet er — aber noch immer »dem Hoch Edelgeborenen Fräuln«, wenn auch mit dem Zusatz »Mein allerliebstes Kind«:

Endlich einmal habe ich die erfreuliche Nachricht erhalten, wenn ich völliger Besitzer von meinem trautesten Kind werden solle, u. da solches auf dem lieben Margarethen Tag bestimmt ist, so ist es mir um so viel angenehmer, dieser Tag soll denn meiner Auserwehlten ganz besonder eigen und gewidmet seyn, ich wünsche nur, daß nichts Verdrüßliches darzwischen sich einfinden möge, sonst soll es an angenehmer Begehung desselben, ich rechne ihn aber zu 24 Stunden, gewiß nicht fehlen.

Schalkhaft und herzlich zugleich ist der letzte Brief der Geliebten gehalten. Das Bangen des Vögeleins zittert zwischen den Zeilen, des Vögeleins, das die Schwingen ausbreitet zum ersten Flug aus dem Neste:

Ist es dan gewieß das Sie sich den Petri u. P. Tag haben proclamieren lassen! und solle ich also in balden mit Ihnen ziehen. Ob ich zwar nicht Willens bin Ihnen untreu zu werden, So muß ich doch vorher fragen, ob Sie wan ich allenfahls nicht eingewohnen könte, Gedult mit mir haben werden. Ich weiß nicht warum mir der Abschied so bange macht, ich habe selbst nicht gewust das ich so gerne hier bin, Lachen Sie oder sind Sie vielleicht böse auf mich, das ich es sage, nein, das müssen Sie nicht thun, Gedult immer Gedult müssen Sie haben. Sie werden wie ich das Vertrauen zu Ihnen habe, vermögend seyn, mir alles erträglich, u. leichter als ich mir's vorstehle zu machen.

Die Antwort hat er ihr wohl mündlich erteilt.

Am 13. Juli 1762 fand die Hochzeit in dem lieblichen Illschwang bei Sulzbach statt. Der Bruder der Braut gab das Paar zusammen. —

Wann der Eheherr wohl die errötende »Hochedelgebohrene« zum ersten Male geduzt haben mag?

Vermutlich doch, als die Sonne des Tages sich neigte und die Stille der Nacht sie umfing.

*

So haben sich die beiden »gekriegt«, wie man das bei uns zulande nennt. Freilich, das wichtigste ist durchaus nicht, wie sie sich kriegen, ungleich wichtiger ist, wie sie sich haben. Und da kann ich zu meinem Vergnügen berichten, daß sie sich gut hatten. Einundzwanzig Jahre lang in Freud und Leid, wie es das Leben mit sich bringt. Am 12. Oktober 1783 bettete Georg Alexander Sperl die treue Lebensgefährtin tiefbetrübt neben sein geliebtes Töchterlein, das Lorl, das als Dreizehnjährige gestorben war, in den Friedhof von Neukirchen. Und an seiner Seite stand ein hoffnungsvoller Sohn von achtzehn Jahren.

(Fortsetzung folgt.)





Vom Hören und Verhören, vom Lesen und Verlesen

Eine psychologische Plauderei von Friedrich Burmeister

In der Erinnerung treten Erlebnisse meiner Knabenzeit auf. Mein Heimatdorf, inmitten einer waldreichen Gegend Mecklenburgs gelegen, lenkt meine Gedanken zurück in längst vergangene Tage. Die Gegend ist kärglich (»Jabeler Heide«); in unendlich mühevoller Arbeit entringen die fleißigen Bewohner dem mageren Boden die karge Nahrung. Die Röcknitz, der großen Elbe kleines Kind, durchrieselt, etwa 1½ Stunden vom Dorfe entfernt, eine Ebene und sorgt für einen üppigeren Graswuchs. Dadurch wird es auch den »kleinen Leuten« ermöglicht, sich eine Kuh zu halten. Doch des Hauses wichtigstes Tier, der Familie Reichtum, gebraucht nicht nur Heu, es will nicht nur fressen, sondern sich im Stalle auch behaglich strecken. So muß Streu herangeschafft werden. Dieses ehrenvolle Amt überließ man gern den Frauen — die Männer arbeiteten zum großen Teil in Hamburg — und den Kindern. Die Schubkarre wurde herausgeholt, und dann ging's hinein in den tiefen Forst. Das Streuholen war verboten, der Jäger daher sehr gefürchtet. Das Bewußtsein war erfüllt mit Gedanken und Gefühlen, die sich nicht durch das Merkmal des Angenehmen auszeichneten. Das knarrende Schubkarrenrad schien sich nicht um das zu kümmern, was die Seele des »Schiebers« bewegte. Oder doch? Vermochte es auch zu reden? Es drehte sich so langsam, es knarrte so eindringlich. Frauen, die diesen Gang in den Wald so oft gegangen waren, haben mir die Sprache des Rades gedeutet. Das Rad klagte und warnte auf dem Hinweg: »Dei Jäger kümmt, dei Jäger kümmt!« — Die Streu war zusammengerafft, die Karre bepackt, der Rückweg wurde angetreten. Der Gefürchtete des Waldes hatte sich nicht sehen lassen. Das Rad geht schneller, um den heimatlichen, trauten Hof so bald wie möglich zu erreichen und der Gefahr zu entweichen. Da taucht schon das Haus auf, der Jäger ist nicht zu sehen. Da jubelt das Rad: »Hei is nich kamen, hei is nich kamen!« — Jahre sind inzwischen dahingegangen, ob das Rad auch heute noch so spricht? Mein Freund, gehe hin und frage die Frauen mit dem schlechten Gewissen.

Ein andres Beispiel. Im Herbste 1919 sollte in dem jetzigen Wirkungsorte des Verfassers die Volkshochschule eröffnet werden. Mit großer Spannung sahen die Bürger der Stadt dem Neuen entgegen. Da erschien das Verzeichnis der Vortragsreihen. Vor mir liegt es. Ich schlage es auf und sehe — oder sage ich lieber ich lese —: »12. Pfarrer Saran: Buddha — Mahomet — Christus.« So lasen es damals viele. Was spielte sich nun in der Seele derer ab, die der Volkshochschule großes Interesse entgegenbrachten und sich liebevoll in die Themenfolge versenkten? Versuchen wir, die Gedankengänge darzulegen.

Buddha — Mahomed — Christus? Man sann; das waren ja alle drei Religionsstifter, also mit der Religion wird das Thema zu tun haben. Daran erinnerte auch der Name des Dozenten. D r e i Religionsstifter? Vielleicht trat bei dem einen oder andern auch noch der Name eines Moses ins Bewußtsein. Da an der Volkshochschule über das Thema gesprochen werden sollte, wird eine objektive Darstellung dieser Persönlichkeiten gegeben werden: man wird eingeführt werden in ihr Innenleben, in ihr Denken, Fühlen und Wollen; man wird hören, wie sich in ihrem Geiste Gott und Welt spiegelten, wie sie wuchsen und wurden, welche Seelenkämpfe sie zu führen hatten, wie ihre Mitwelt sie nicht oder doch nicht ganz verstand, wie sie gehaßt und angefeindet, von andern verehrt und geliebt wurden, wie der eine Gedankengänge des andern verwertete, sie weiterführte oder in eine andre Richtung lenkte, wie sie selber von der Erde gingen in dem Bewußtsein, daß die Erfolge nicht den ursprünglichen Erwartungen entsprachen, und doch auch wieder in der festen Hoffnung, daß das von ihnen Angestrebte sich doch schließlich Bahn brechen werde. Solche oder ähnliche Gedanken werden bei denen mobil gemacht worden sein, die die Vortragsreihen mit warmem Interesse durchgelesen haben. Ähnliche Prozesse haben sich bei der Lektüre der andern Vortragsnummern abgespielt.

Und nun kamen die ersten Vorträge der angekündigten Reihen. Mit den Erwartungen, die durch eigenes Nachsinnen bei der Lektüre des Programms oder durch eine Aussprache mit nahestehenden Personen wachgerufen wurden, strebte man dem stolzen Bau der Volkshochschule zu. Glänzende Gesichter derer, deren Erwartungen der Vortrag entsprach, ein Gefühl des Mißbehagens oder des Zweifels bei denen, die sich ein wesentlich andres Bild gemacht hatten, ein Gefühl der bitteren Enttäuschung bei denjenigen, denen der Vortrag nichts zu sagen hatte, sei es, daß die Vortragsweise ein ruhiges, inneres Mitarbeiten nicht auszulösen vermochte, sei es, daß Gedanken entwickelt wurden, die dem Geiste des Hörers gar nichts zu tun gaben, oder daß sie so hoch gehalten waren, daß sie über seinen Kopf hinweggingen, ohne einzudringen. Man sagt dann, der Redner habe über die Köpfe seiner Hörer hinweggesprochen; psychologisch ausgedrückt, würde es heißen, der Redner habe

nicht verstanden, in dem Geiste seiner Hörer verwandte Inhalte wachzurufen, die das Neue umfassen und deuten konnten.

Hiermit kommen wir schon zur psychologischen Ausdeutung der Beispiele. Dazu ist eine kurze Entwicklung einiger psychologischer Begriffe nötig.

Als ein Fremdling tritt der Mensch ins Leben; es ist ihm ein unbekanntes Land, das er erst erforschen, sich erst erobern muß. Wie geschieht das? In tausend und abertausend Reizen stürmt die Welt auf die Sinne des Menschen ein, pocht an die Pforten des Bewußtseins und begehrt Einlaß. Die feinen Ätherschwingungen beispielsweise treffen die Netzhaut unsrer Augen, erfahren hier vermutlich eine chemische Umformung und setzen dann den Sehnerven in Erregung. Der Nerv leitet die Bewegung weiter ins Gehirn, und zwar in diesem Fall in den Hinterhauptslappen. Die Erregung kommt uns zum Bewußtsein als eine Empfindung des Hellen, des Roten, Orangen, Gelben usw. Die Empfindung ist somit gleichsam die erste Antwort unsers Geistes auf die mancherlei Nervenreize. In das Chaos von Empfindungen bringt der Geist bald Ordnung und Zusammenhang. Die Reize beispielsweise, die von der Mutter ausgehen, hebt das kleine Kind aus den andern heraus, formt und gestaltet sie zu einem inneren Bild von der Mutter, legt dies Bild dann in die umgehende Außenwelt und tut so den wichtigen Schritt von der Innen- zur Außenwelt. Das Kind schmeckt bald nicht nur das Süße, sondern es weiß auch, daß die Muttermilch den süßen Geschmack vermittelt, es empfindet nicht nur das Helle, sondern ist sich auch dessen bewußt, daß die Lampe brennt. Wenn das Kind diese Entwicklungsstufe erreicht hat, nimmt es wahr, es ist von den bloßen Empfindungen zu Wahrnehmungen fortgeschritten. Zeichnet sich die Wahrnehmung durch große Deutlichkeit, Klarheit und Genauigkeit aus, redet man von Anschauungen. In der Schule gibt es Anschauungsunterricht und Anschauungsmittel, keinen Wahrnehmungsunterricht und keine Wahrnehmungsmittel. — Nun können die Gegenstände, deren Reize meinen Geist zu Empfindungen, Wahrnehmungen und Anschauungen angeregt haben, aus dem Bereich meiner Sinne entschwinden. Trotzdem bleibt ein Bild von ihnen in meinem Geiste zurück, ich stelle mir die verschwundenen Gegenstände gleichsam vor mein inneres Auge oder ich stelle sie mir vor. Man hat eine Vorstellung von den abwesenden Dingen. Zeichnet sich die Vorstellung wieder durch große Klarheit und Anschaulichkeit aus, könnte man sie als innere Anschauung bezeichnen.

Im Laufe der Entwicklung wird unser Geist eine Menge solcher Vorstellungen erhalten. Da das Bewußtsein nun beengt und beschränkt ist, müssen ältere Vorstellungen beim Eintritt neuer Inhalte weichen, sie werden gleichsam über die Schwelle des Bewußtseins gedrängt und werden nun unbewußt oder besser unterbewußt. Zu gegebener Zeit drängen sie aber wieder nach oben, hüpfen über die Bewußtseinsschwelle und gesellen sich den soeben eingetretenen neuen Vorstellungen zu. Mit ihnen vereint sind Gefühle der Lust und der Unlust, des Angenehmen und Unangenehmen, der Erregung und Beruhigung, der Spannung und der Lösung. In ihnen erleben wir ursprünglich Wert und Unwert der verschiedenen Objekte, die auf unsre Sinne wirken.

Wie ist es nun beim Hören oder Lesen? Das knarrende Geräusch des Schubkarrenrades dringt in das Ohr der Frauen und löst im Gehirn eine Gehörsempfindung aus. Damit begnügt der Geist sich aber nicht. Sofort legt er die Vorstellungen und Gefühle, die an der Bewußtseinsschwelle lagern, in das Neue hinein und deutet dies so durch das Alte. Die stark gefühlsbetonten Vorstellungen und Gedanken, die sich auf die drohende Gefahr beziehen, glaubt man in dem Geräusch wiederzuerkennen. So warnt das Rad: »Dei Jäger kümmt, bei Jäger kümmt!«

Ähnlich ist es bei der Lektüre der Vortragsreihen. Lichtreize treffen das Auge und lösen im Gehirn Gesichtsempfindungen, Wahrnehmungen und Anschauungen und — bei Fortnahme des Blattes oder beim Schließen der Augen — Vorstellungen aus. Diesen neu eintretenden Gästen eilen nun sofort ältere Vorstellungen, die mit dem Neuen in irgendwelcher Beziehung stehen, entgegen, umfassen sie, deuten sie und ordnen sie ein in bereits bekannte Gedankengänge. So die mancherlei Gedanken, die dem eifrigen Leser bei der Lektüre des Programms kamen.

Bei den Vorträgen ist es genau so. Neues klopft an das Bewußtsein und wünscht einzutreten. Sofort eilen ihm alte, verwandte Vorstellungen entgegen, machen sich darüber her und deuten und ordnen es. Geht dieser Prozeß, wenn auch mit einiger Anstrengung, glatt vonstatten, erlebt man ein Gefühl des Erhoben- und Gehobenseins. Man vermag mit dem Neuen fertig zu werden, man kann es sich angleichen. Dies erfolgreiche Kräftespiel erfüllt uns mit Freude und Genugtuung. Vermag unser Geist dagegen mit dem Neuen, was der Vortragende bringt, nicht fertig zu werden, sind keine verwandten Saiten da, die anklingen, dann ein Gefühl der Unlust oder der Langenweile.

Da nun das Geistesleben der Hörer gar verschieden ist, der eine über einen größeren Reichtum an verwandten, dem Neuen entgegenkommenden Vorstellungen verfügt als der andre, die Interessen des einen auf einem ganz andern Gebiete liegen als die des andern, so ist auch



die Aufnahme eines Vortrages sehr verschieden. Man möchte fast sagen, soviele Hörer, soviele verschiedene Auffassungen eines Vortrages und soviele verschiedene Urteile darüber. Der eine hat ihn höchst lehrreich und interessant — Damen vielleicht entzückend — gefunden, andre dagegen langweilig und nichtssagend. Der eine hat eine Sache so und der andre anders aufgefaßt, und die Auffassung des Redners ist vielleicht noch eine andre. Es soll eine Tragik gewisser Redner sein, daß sie niemals verstanden werden. Die psychologische Erklärung ist uns jetzt bekannt.

Zwei Faktoren sind es, auf die wir zu achten haben: einmal der neue Eindruck, der sehr oft ein Sinneseindruck ist, und sodann die alten, reproduzierten Vorstellungen, die bei der Neuaufnahme eines Eindrucks diesem gleichsam entgegeneilen, beide Arme ausstrecken, ihn umfangen und ausdeuten. Diesen Vorgang der Aneignung des Neuen mit Hilfe alter, verwandter Vorstellungen bezeichnet man mit dem Namen Apperzeption (oder Assimilation).

Die Apperzeption ist ein Vorgang, der sich tagtäglich bei uns abspielt. Das kleine Kind, das zu Hause einen Hund mit Namen Leo hat, wird, wenn es einen andern Hund sieht, diesen auch als Leo auffassen und bezeichnen. Die Kunst des Unterrichtens besteht vor allem darin, in der Seele des Kindes Vorstellungen und Gefühle wachzurufen, an die sich das Neue leicht und innig anschmiegt. Wir schicken der Darbietung des Neuen gerne eine Vorbereitung voraus.

Ein psychologisch geschulter Redner wird seinen Hörern auch nicht sogleich das Neue auf dem Präsentierteller reichen. Er wird vielmehr von Bekanntem, Vertrautem ausgehen, die Gedanken der Hörer hier zunächst wieder heimisch machen und sie dann allmählich weiter zum Neuen leiten. So macht man es auch sonst im praktischen Leben. Man fällt nicht gleich, wie man zu sagen pflegt, mit der Tür ins Haus. Wenn man eine Trauernachricht zu übermitteln hat, wird keiner so plump vorgehen, daß er der Mutter sogleich ins Gesicht sagt, ihr Sohn sei gefallen. Man führt mit feinem Takt das Gespräch erst allmählich dahin, immer eine Vorstellung nach der andern weckend, bis schließlich solche Inhalte das Bewußtsein der Mutter füllen, daß auch das Neue sich leicht und ohne große Revolution einfügt.

Nach unsern bisherigen Darlegungen scheinen die alten, verwandten Vorstellungen eine überaus segensreiche Tätigkeit zu entfalten. In den meisten Fällen ist ihr Nutzen auch sehr groß. Sie machen das Neue zu unserm geistigen Besitz. Dabei spielt sich der Vorgang durchweg so schnell ab, daß das Neue gar nicht erst genau aufgefaßt wird. Ich erinnere an eine nicht zu schwere Lektüre, vielleicht gedenken sie des Lesens eins Romans. Man fliegt dort oft nur so über die Zeilen und Seiten hin. Zu einer genauen Auffassung eines jeden Wortes, geschweige denn einer jeden Silbe oder eines jeden Buchstabens ist gar keine Zeit. Die Anfänge, einige bedeutungsvolle Teile eines Wortes oder eines Satzes genügen als Signal, um die alten, deutenden Inhalte über die Bewußtseinsschwelle hüpfen zu lassen. Wir erfassen so trotz der lückenhaften Aufnahme des Textes doch die Gedanken und deren Zusammenhänge. — Ähnlich ist es mit dem Hören eines Vortrages. Es wird auch hier nicht jedes Wort genau und deutlich aufgefaßt, zumal wenn schnell gesprochen wird. Und trotz dieses mangelhaften Auffassens sind einem doch die Gedanken klar. In all diesen Fällen sind es die alten, verwandten, reproduzierten Vorstellungen, die sich des Neuen so schnell bemächtigen, etwaige Lücken ausfüllen und Fehlendes ergänzen. Gewiß ein löbliches Tun, dem wir gar nicht genug danken können.

Anders wird die Sache nun, wenn das Alte eine solche Macht erlangt, daß es die wahrgenommenen Eindrücke vollständig beherrscht und gleichsam »terrorisiert«. Dann kann Nachteiliges entstehen. Aus einem solchen Übergewicht der alten, apperzipierenden Vorstellungen erklärt sich das Verhören und Verlesen. Man nimmt das Neue nicht genau auf, man hört oder sieht nur einen Teil des Wortes — vielleicht auch diesen nur flüchtig — und benutzt ihn sofort als Fingerzeig für das ganze Wort. Die alten Vorstellungen stürzen sogleich hervor, überfallen das Neue und formen es nach ihrem Sinn. Also ungenaue, unvollständige Erfassung des Neuen, Übergewicht des Alten, Formung und Deutung des Neuen einseitig im Sinne des Alten.

Diese Erfahrung macht besonders der Lehrer, der viele Korrekturen hat. Wenn man vierzigmal dasselbe Diktat oder denselben Aufsatz durchlesen muß, sind die alten, verwandten und bekannten Vorstellungen durchweg so stark, daß man die einzelnen Formen nicht mehr genau beachtet, und die Folge ist dann, daß man Fehler übersieht.

So haben die alten, apperzipierenden Vorstellungen in den meisten Fällen für die Entwicklung unsers Geistesleben eine sehr große Bedeutung, indem sie die Aneignung neuer Inhalte ermöglichen und fördern. Anderseits können sie bei übermäßiger Stärke zu irrtümlichen Auffassungen führen; namentlich bei Kindern. Daher Vorsicht bei Aussagen der Kinder, die in ihren Beobachtungen durchweg viel flüchtiger sind als die Erwachsenen, die zwischen Sein und Schein noch nicht scharf scheiden und deren Phantasie noch viel ungezügelter schaltet und waltet!

Gerhard Schliepstein: Wein, Weib und Gesang





Grabmalsfigur

Der Bildhauer Gerhard Schliepstein

Von Dr. Fritz Hühne

m Neuruppiner Lehrerseminar hängt eine von Gerhard Schliepstein geschaffene Helden-Gedenktafel. Nicht eine der vielen, allzuvielen. Ein Werk, das Eigenklang hat, das eine herb anmutende, aber feingeschliffene, jedenfalls eine besondere Sprache redet.

Wenn wir das Wort Heldendenkmal hören, so huscht vor unserm inneren Auge gemeinhin jenes gefürchtete unbestimmte Etwas vorbei, das sich bei genauerer Zergliederung als ein Gemisch aus folgenden Motiven erweist: Stahlhelm mit Seitengewehr und Handgranaten; sterbender oder betender Krieger; trauernde Jungfrau; ornamentale Einfassung irgendeines Denkspruches.

Leicht ist es ja nicht, in dem vorgezeichneten Rahmen Individuelles zu schaffen. Was zu sagen ist, hat die Plastik schon zum tausendsten Male ausgedrückt. Tausend Vorbilder drängen sich vor die Seele des Künstlers und lähmen ihm den freien Blick. Dazu kommen die Wünsche und Fußfesseln des »Denkmals-Ausschusses«. So sieht der Künstler schließlich nur noch die Möglichkeit, gefällig abzuwandeln, was andre schon vor ihm gesagt haben.

Aber dieses Werk läßt auf den ersten Blick aufmerken. Auf hohem Relief aus gebeiztem Mahagoniholz ein kauernder nackter Bogenschütze, der auf einen Zug Adler anlegt. Einer von ihnen taumelt bereits, den Pfeil im Herzen, breit und schwer herunter. Was kümmert es unsern Künstler, daß der Adler in der Natur nicht in Zügen fliegt! Auch der Held pflegt sonst nicht in Schwärmen aufzutreten, und doch erschien uns in diesem ungeheuren Weltgeschehen jeder Kämpfer als Held. Grausam und unerbittlich spannt der Schütze seinen Bogen quer über die Fläche und wählt sein Opfer. Die Adler rechts oben sind nicht nur ein Abbild der in den Kampf ziehenden Krieger, sondern in ihrer starren Stilisiertheit zugleich auch eine Kristallisation des Pflichtbegriffes und der himmelstürmenden Kraft. Dazwischen Raum, Fläche, aber durchgeistigte Fläche. Fläche, verarbeitet zu einer Symphonie von Linien, die Schicksalsmotiv und tragische Verklärung bergen. Fläche als Stimmungsträger. Also expressionistische Gestaltungsform, sicherlich tief aus dem Unterbewußtsein herausgeholt. Und dabei spielt als entscheidender Faktor die durch das Material gegebene Bedingtheit mit. Die Technik des Einkerbens wird geflissentlich betont. Diese Eigenart Schliepsteins, dem Material als Material eine Stimme in seiner Kontrapunktik zu geben, treffen wir immer wieder bei ihm an.

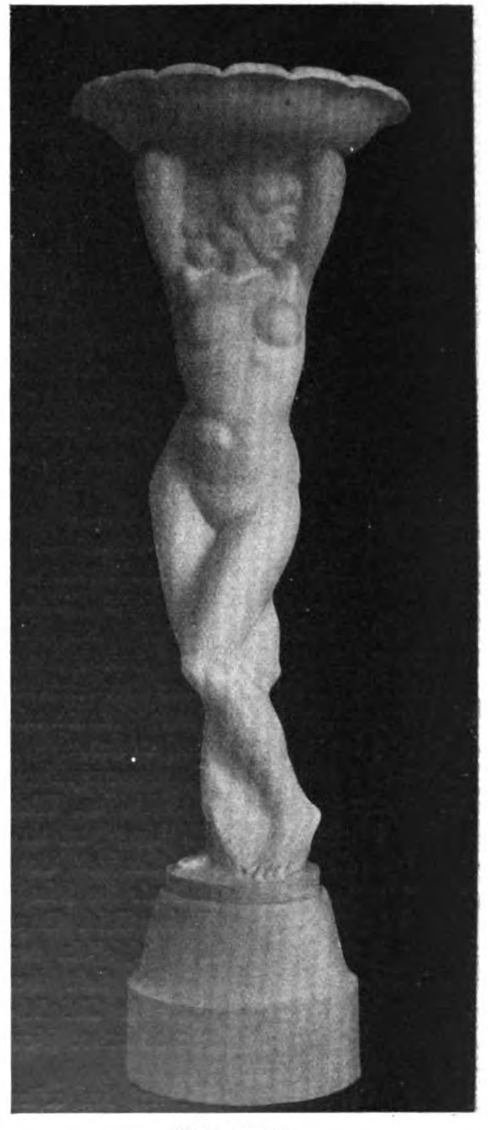


Entwurf zu einem Grabmal

Eine rein theoretisierende Betrachtungsweise könnte versucht sein, in dem deutlich zutage tretenden Dualismus zwischen der Stilisiertheit über der Diagonale des Bogens und dem Naturalismus des kauernden Schützen einerseits sowie zwischen der impressionistischen Gestaltung der Figuren und der rein auf Expression eingestellten Belebung der Fläche anderseits einen Beleg für den heute immer mehr sich breitmachenden Mangel an Stilgefühl zu finden. Dagegen ist zu sagen, daß bei Schliepstein die Ausdrucksform, deren er sich bedient, immer dem Wesen des Auszudrückenden logisch und psychologisch angepaßt ist. Die Verquickung verschiedener Stilrichtungen rundet bei ihm das Ganze zu einem einheitlichen Erzeugnis von außerordentlich starker künstlerischer Wirkung.

Die Stillosigkeit unsrer Tage ist leider kein Märchen, aber sie äußert sich ganz anders. Sie wird gekennzeichnet durch das Streben der Künstler, unter allen Umständen einen eignen Stil zu haben, an den man sich gedankenlos klammert und den man zur Manier auswachsen läßt. Ohne auf das zu verwendende Material, ohne auf die durch das Motiv gegebenen psychologischen Stilforderungen, ohne auf die ästhetischen Bedingtheiten des Raumes gebührend Rücksicht zu nehmen, ist man bemüht, sich brutal auszuleben, sich durch seine selbst gefundene originelle Darstellungsart immer wieder erkennen zu lassen. Also schließlich: Selbstverherrlichung und schrankenloser Subjektivismus.

Wenn Schliepstein von dieser Art zu schaffen himmelweit entfernt ist, so bleibt vielleicht der Verdacht bestehen, daß sich seine Kunst in einen geschickten Eklektizismus auflöst. Wir haben erst eins seiner Werke betrachtet



Brunnenfigur





Schreck

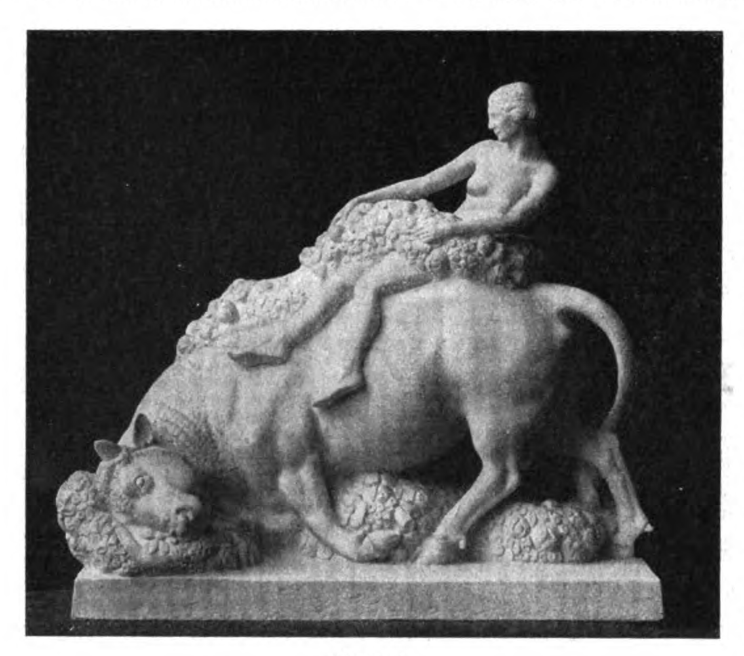
Sehen wir uns einige weitere Plastiken Schliepsteins an. Auf der Großen Berliner Kunstausstellung trafen wir 1921 leider nur drei, die uns aber schon hinlänglich bestätigten, was wir hier über seine Kunst ausgeführt haben. Es sind »Der Schreck«, »Wein, Weib und Gesang« und die »Brunnenfigur«.

Um einen vorübergehenden Affekt wie den **Schreck** darzustellen, bedient sich Schliepstein eines nackten Frauenkörpers, ohne irgendwelches Beiwerk, ohne irgendwelche Andeutung einer schreckbegründenden Handlung. Abgeschmackt wäre es, die Nacktheit des weiblichen Körpers selbst als schreckbringendes Erlebnis zu denken. Das Weib, das sich etwa in seiner Nacktheit urplötzlich überrascht sähe, würde in ihrer Affektgebärde zum mindesten eine Beimischung von Scham zeigen müssen. Der Künstler hätte hier einem seelischen Komplex gegenübergestanden, den er gar nicht mehr einfach als Schreck

und sind bereits auf die verschiedensten Techniken gestoßen. Doch diese Art der Betrachtung war gewissermaßen nur ein Notbehelf. Wenn wir den Blick auf das Gesamtwerk richten, unabhängig von eng-philiströsen Stilforderungen, so befinden wir uns im seelischen und ästhetischen Gleichgewicht. Und wenn wir uns fragen, woher die ästhetische Ruhe rührt, so stoßen wir auf Logik und Psychologie des Ausdrucks. Können wir da von Eklektik reden? Mit demselben Recht oder Unrecht dürften wir etwa Richard Wagner als einen Eklektiker bezeichnen, weil er das Prinzip der absoluten dramatischen Wahrheit mit der Forderung der melodischen und harmonischen Schönheit in seiner Opernmusik teils horizontal, teils vertikal vereint. Die Bezeichnung Eklektik wäre hier genau wie dort eine Torheit — oder eine Böswilligkeit.



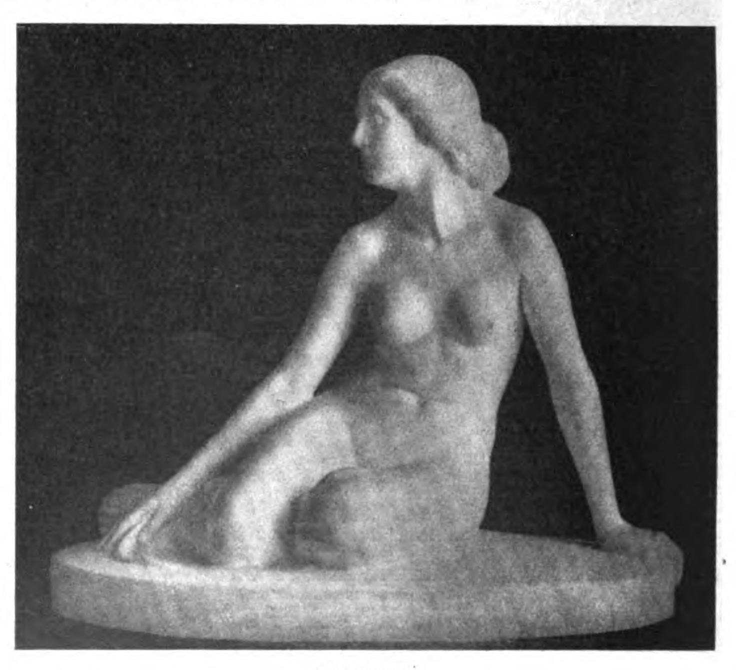
Gastfreundschaft



Europa

men soll. Alles, was an Handlung erinnert, muß ausgeschaltet werden, und nur diese besonderen, den Affekt kennzeichnenden Bewegungseinzelheiten müssen gleichsam auf eine Formel gebracht werden. Da der Schreck nun gerade ein Zustand augenblicklicher Erstarrung ist, so wird ersichtlich, daß die formelhafte Art der Darstellung in diesem Falle besonders glücklich ist. Erstarrung gleich Schreck: das ist schon die erste Teilgleichung. Alles andre ist meisterlich durchgeführt: die gekrampfte Haltung des Kopfes, das etwas angezogene Kinn, die leicht gepreßte Bauchmuskulatur, das Nachlassen der Tragfähigkeit in den Knien, die zwischen instinktiver Abwehr und eckiger Hilflosigkeit streitende Geste der scharf emporgerissenen Arme, die gespreizten Finger, das durch innere Spannung scharflinig gezogene

hätte bezeichnen dürfen. Nun sind ja alle seelischen Erlebnisse mehr oder weniger verwickelte Komplexe, günstigenfalls solche mit einer besonders stark hervortretenden psychischen Einzelbestimmtheit. Ein Mensch, der erschrickt, wird also neben dem Schreck, der sich in den Bewegungen seiner Gesichtsmuskeln und seines Körpers widerspiegelt, immer noch psychische Erlebnisse andrer Natur neben diesem Haupterlebnis zur Schau tragen, seien es nun gefühlsmäßige Beimischungen, etwa Angst und Entsetzen, seien es Auslösungen des Intellekts, etwa Vorstellungen, blitzartige Gedanken usw. Der Schreck für sich genommen ist jedenfalls eine Abstraktion, und die Darstellung einer solchen Abstraktion kann nicht anders, sie muß etwas Starres, Erstarrtes an sich tragen, wenn die Idee rein zur Anschauung kom-



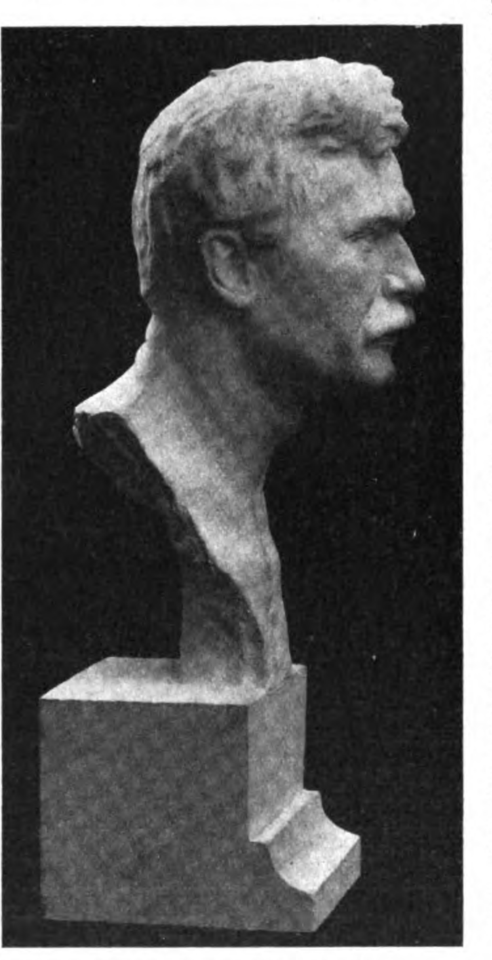
Kauernde

Gesicht. So ist alles auf das knappste gesagt, nichts Wesentliches versäumt, nichts Überflüssiges hinzugetan, eine reine Anschauung der Idee ist effektlos vermittelt.

In dem Vorwurf »Wein, Weib und Gesang« tritt der Künstler aus der starren Darstellungsform heraus. Er erscheint hier als ein andrer, und er muß als ein andrer erscheinen, wenn ihm nicht die Manier oberstes Gesetz ist, sondern der durch die Sache selbst geforderte Stil. Was heißt »Wein, Weib und Gesang«? Die heitere Lebensbejahung hat den Ausdruck geprägt, irgendwo und irgendwann einmal. Nicht Luther war es übrigens, wie das bekannte Trinklied Müchlers glauben machen will, und wie bereits Herder behauptete. Schon ein alter italienischer Reim von unbekanntem Ursprung sagt:

Chi non ama il vino,
la donna e il canto
Un pazzo egli sara e
mai un santo.

(Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, wird ein Narr sein und niemals ein Heiliger.)



Bildnisbüste des Dr. R. M.

»Wein, Weib und Gesang« ist eine Aufzählung von Dingen, die keinen organischen Zusammenhang miteinander haben, sondern die nur durch ein sie empfindendes Subjekt zu einer Gruppe zusammengeschweißt werden. Hinter den drei Begriffen steht also eine Lebensauffassung, die durch Leichtherzigkeit, Lebensfreude, Lebenshunger, Frohsinn gekennzeichnet ist. Hierdurch ergibt sich für den darstellenden Künstler schon eine Hauptbedingtheit: die freudige, leicht und anmutig geschwungene Linie und ein heiteres Temperament des ganzen Werkes. Aber darüber hinaus galt es nun, die Gruppe so aufzubauen, daß sie nicht nur formal, sondern auch inhaltlich zu einer Einheit verschmilzt. Schliepstein verkörpert nur das Weib und den Gesang durch Personen. Das Weib, in voller sinnlicher Schönheit und strahlender Nacktheit, bildet gleichsam die Achse der ganzen Ideengruppe. Der Gesang erscheint in der Maske des Narren mit der Laute. Ein Narr muß es schon sein, denn eine ernsthafte Figur würde aus der Gesamtidee herausfallen. Aber es ist ein Narr mit schwärmerisch verzücktem Ausdruck, ein sentimentaler Narr, ein Vertreter des Liebes- und Schmerzliebes zugleich. Durch Blickfesselung ist er mit dem Weibe über ihm zur Einheit verschmolzen. Dazu umfaßt sein rechter Arm ihre Beine ganz unten, und so wird das Groteske mit dem Sentimentalen zwanglos verbunden. Den Wein fügt der Künstler als eine Traubenlast ein, die er dem Weibe in den Arm legt. War das nur technisch bedingt? Durfte noch eine dritte Person zu den beiden treten? Diese dritte Person müßte notwendigerweise eine Bacchus- oder eine Trinkerfigur sein, die sich aber weder der einen noch der andern der beiden ineinander versunkenen Gestalten sinngemäß zugesellen könnte. Das Ganze würde sich durch dieses dritte Wesen auflösen. Warum aber die Traube und nicht der gekelterte Wein, den doch unser Wort meint? — Ein Weinglas in der Hand des nackten Weibes würde der Gruppe alle Zartheit und Keuschheit rauben. Der Anschein des Frechen, Frivolen wäre nicht zu vermeiden. Der Weinkelch in



Die Verliebten

Raum, in die Umgebung. Auch hier wird der weibliche Akt als Achse oder besser als Säule verwandt, aber nicht ideell, wie im vorigen Beispiel, sondern streng architektonisch, rein dekorativ gedacht. Der Kopf und die über dem Kopf gekreuzten Arme bilden ein deutliches Kapitell, der übrige Körper fließt in strenger Linienführung rhythmisch gegliedert herab. Das eigenartig Fließende in der Linienführung verrät wieder Schliepsteins Instinktsicherheit

der Hand des Narren aber würde diesem, da er schon mit der Laute erscheint, überladen und ihn zudem in die Rolle des Subjekts der ganzen Idee drängen. Dann würde nicht er den Gesang darstellen, sondern die Laute; dann wäre er in diesem Bildwerk, das doch die Idee allein zur Darstellung bringen soll, völlig überflüssig geworden. So wählt der Künstler lieber die Traube. Aber die Traube ist ihm nicht ein Ausweg aus der Verlegenheit, sondern die ästhetisch bedingte Abrundung seiner Idee. Der Traubenreichtum entspricht dem jungfräulich-zarten Hauch, der über der ganzen Gruppe liegt, und betont dabei doch das Schwellende, Strotzende der hier zur Anschauung gebrachten Gefühlswelt. Die Trauben vervollständigen zudem die Linienführung, die auf Weichheit und Rundung eingestellt ist. Sie passen sich dem Material an, weil sie als geschlossene Masse der Forderung der Dichtheit entgegenkommen.

Die »Brunnenfigur« ist ein Musterbeispiel für geniales Sicheinfühlen in den

in der geistigen Vermählung von Stil und Motiv. Der Begriff Brunnen löst in ihm auch rein formal den Zwang aus: alles fließt. Aber das Formale ist auch hier wieder nur Resonanzboden der Idee. Die Säule gewinnt Wesenheit, wenn der Blick ruhig auf ihr verweilt. Nun wird die schläfrige, fast schlafwandlerische Geste augenfällig, das Weib mit der wasserspendenden Schale wird zur Verkörperung des in müdem, einförmigem Rhythmus kreisenden Wassers selbst:

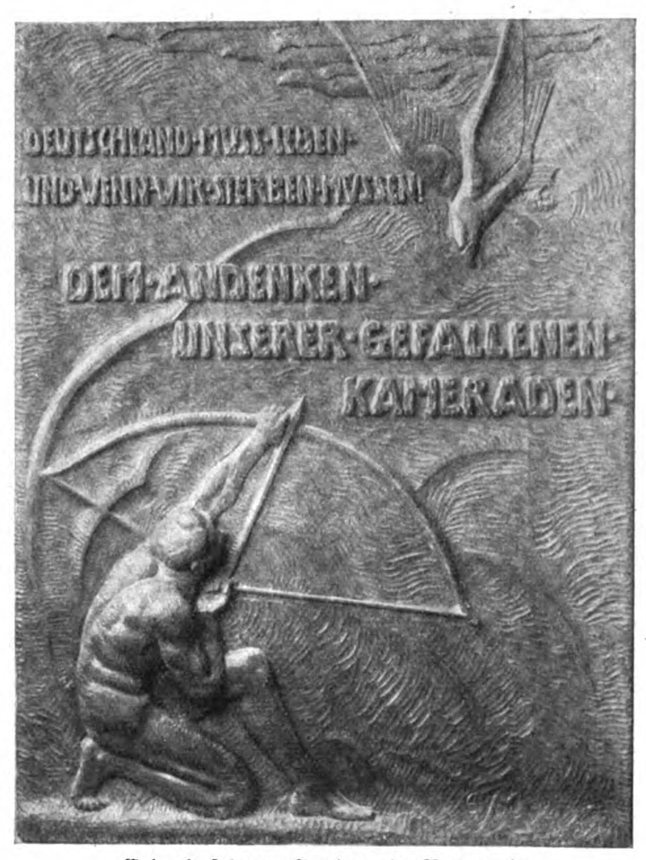
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd. —

Tropf! — Und tropf! — Und tropf! — wie im Halbschlummer hören wir es beim Anblick dieses verträumten Brunnens.

Ein Stück sonnigsten Humors sind die »Verliebten«, eins der jüngsten Werke Schliepsteins, offenbar unter dem Einfluß seines jungen Eheglücks entstanden.

Diese in Holz geschnitzte Gruppe ist nur

aus dem Geiste der Musik heraus recht zu erfassen. Wenn auch Schliepstein selbst durchaus nicht Musiker ist, wenn auch die hier aufgebauten Gestalten nicht eigentlich musizieren, sondern in einem Augenblick des Einstimmens ihrer Instrumente gesehen sind: dem sinnenden Beschauer und besonders dem musikalisch Empfindenden lacht aus der ganzen Linienführung ein scharf betonter Rhythmus entgegen. Man lasse den Blick von rechts oben über die parallel eingestellten Ellbogen tasten und an der Gitarre des unteren Spielers weich abgleiten, um das anmutig gegliederte, melodische Motiv zu erleben, das sich auf dem festgefügten Akkord der fast sockelhaften unteren Hälfte des Bildwerks aufbaut.



Gedenktafel am Seminar in Neuruppin

Daß Schliepstein auch ein guter Bildniskünstler ist, mag die beigefügte Büste des Arztes Dr. R. M. erweisen. Jedenfalls wird ein jeder Unbefangene uns recht geben, wenn wir behaupten, daß man dies Bildnis mit gutem Recht kurzweg »der Arzt« nennen könnte. Hier ist echt impressionistisch, wesenbetonend gestaltet.

Es gibt auch eine Max-Bruch-Büste von Schliepstein, übrigens die einzige Bruch-Büste überhaupt — ein Werk, das von Freunden und Verwandten des 1919 verstorbenen Komponisten eine sehr verschiedene Beurteilung erfahren hat: das Schicksal aller auf Impression eingestellten Bildnisse. —

Zum Schluß noch einige persönliche Daten über den Künstler. Schliepstein ist 1886 in Braunschweig geboren, besuchte dort die Oberrealschule und nach einer mehrjährigen praktischen Lehrtätigkeit die Hochschule für die bildenden Künste in Charlottenburg. Er machte sich aber sehr früh, auch innerlich, selbständig und lebt jetzt in Berlin-Friedenau. Immer mehr arbeitet er sich in jüngster Zeit in die Aufgabe hinein, rein psychisches Geschehen symbolistisch durch den freistehenden Körper auszudrücken. Meist streng und herbe in der Linie, immer aber das formal Schöne stark betonend, scheint er berufen zu sein, an der Wiedergesundung unsers Stils kräftig mitzuwirken.

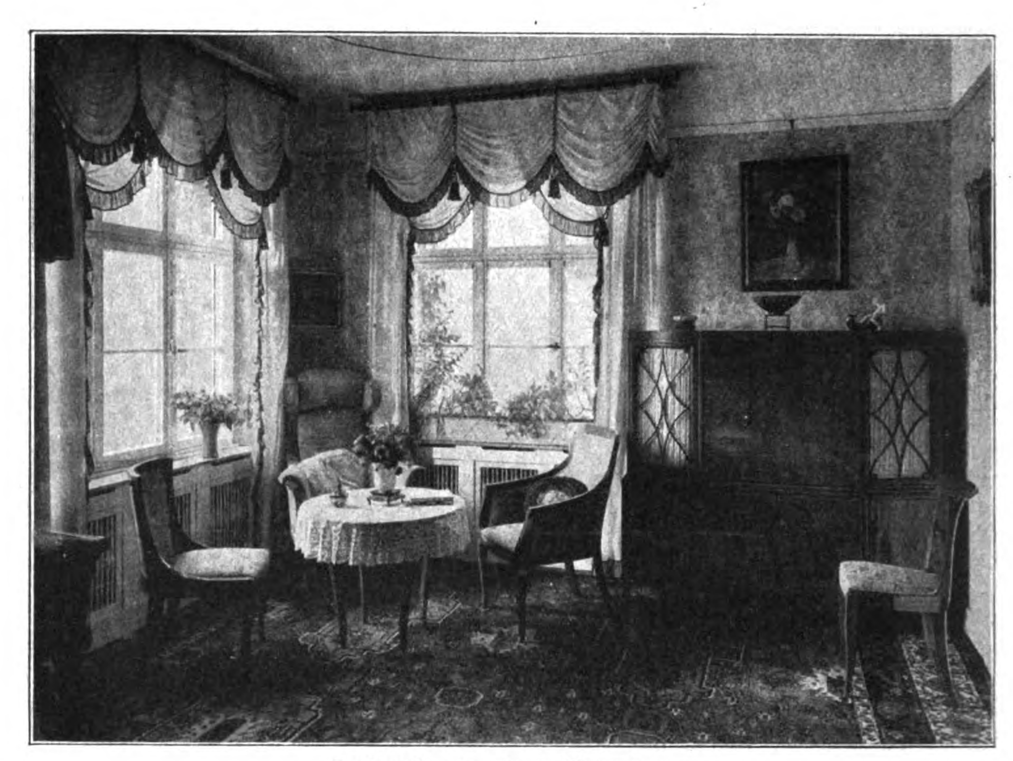
Spuren im Sand

Bei des vollen Mondes Helle
An des Meeres Uferrand
Gruben meine Füße Spuren
In den reinen weißen Sand.

Immer aber leis und schnelle
Glättete mit sanfter Hand
Eine liebevolle Welle
Meine dunkle Spur im Sand.

Strich' doch über meine Sünden
Einst auch eine Frauenhand,
Wie des Meeres sanfte Welle
Über meine Spur im Sand.

Heinrich Knöfel



Fensterecke aus einem Wohnzimmer

Handwerk und Kunstgewerbe

X

Vom bürgerlichen Heim

Mit dreizehn Abbildungen nach Möbeln aus den Werkstätten von Bernard Stadler in Paderborn Entwürfe von Max Heidrich in Paderborn

Von Georg Schmitz



ie Umwälzungen, die unsrer Zeit das Gepräge geben, haben auch vor dem bürgerlichen Heim, das einstmals eine Stätte tiefsten Friedens nud innigsten Behagens war, nicht haltgemacht. Teuerung und Wohnungsnot haben die einst so glücklichen Verhältnisse von Grund auf verändert, vor allem für die, die darangehen, sich ein neues Heim zu gründen. Früher bedeutete der Bau des eignen Nestes auch für die, denen nur bescheidene Mittel zur Verfügung standen, eine Reihe froher Tage; heute sind es für viele, allzuviele Wochen voller Opfer und Verzichte, von der Beschaffung der nötigen Wohnräume an bis zum Kauf der Einrichtungsgegenstände.

Aber hat nicht auch diese Notzeit ihr Gutes? Im Überfluß der Vorkriegsjahre hatte das Gefühl für den tieferen Wert des eignen Heims in weiten Kreisen bereits bedenklich zu schwinden begonnen. Es war wohl zu leicht und mühelos, es zu »schaffen«, und es gab daher Menschen genug, die nicht nur die Wohnräume, sondern auch den Hausrat so gedankenlos wechselten wie ihr Hemd. Es fehlte eben allzu oft das innere Verhältnis zu dem, was man sich so mühelos und preiswert zu verschaffen vermochte. Heute errichten die meisten ihren Hausstand unter Schmerzen. Aber eben dadurch erhält das Herz wieder vertieften Anteil an allem, was zu einer Einrichtung gehört, schlingen sich Bande des Gefühls um jeden Gegenstand und geben ihm die Weihe des Persönlichen. Es ist, dünkt uns, von tiefer symbolischer Bedeutung, daß die beiden Worte »Heim« und »Himmel« derselben altdeutschen Wurzel »himan«, die »bedecken« heißt, entstammen. Unsre Sprache hütet hier, wie so oft, alte Gefühlsschätze und beziehungsreiche Gedankenverbindungen mit stummer Treue.

Heim — dem Menschen von Herz nicht viel weniger als ein irdisches Paradies, ein Himmel auf Erden.

Eine Folge der vertieften Schätzung des eignen Heims und der innigeren Beziehungen zu seinen Einrichtungsgegenständen ist aller Teuerung zum Trotz die unverkennbare Neigung zum guten Möbel, eine Entwicklung, die angesichts unsrer wirtschaftlichen Nöte überraschen muß. Unter dem frischen Eindruck unsers Zusammenbruchs mußte man zunächst vielmehr glauben, daß nun für unser verarmtes Volk auf Jahrzehnte hinaus das wertvollere Möbel aus Eichen- oder Nußbaumholz nicht mehr in Frage kommen und daß die Zukunft dem »einfachen Hausrat« aus schlichtem Kiefernholz gehören werde. Statt dessen sehen wir, daß mit den Schwierigkeiten und Kosten der Einrichtung die Sorgfalt, die darauf verwendet wird, sich steigert. Man ist sich bewußt, Möbel nicht mehr für beschränkte Zeit, sondern für sein ganzes Leben, ja vielleicht noch darüber hinaus für Kinder und Enkel zu kaufen. Die Ehrfurcht vor diesen Dingen ist wieder erwacht, die früheren Zeiten eigen war, die wir aber unter dem Überfluß der letzten Friedensjahre vor dem Kriege verloren hatten.

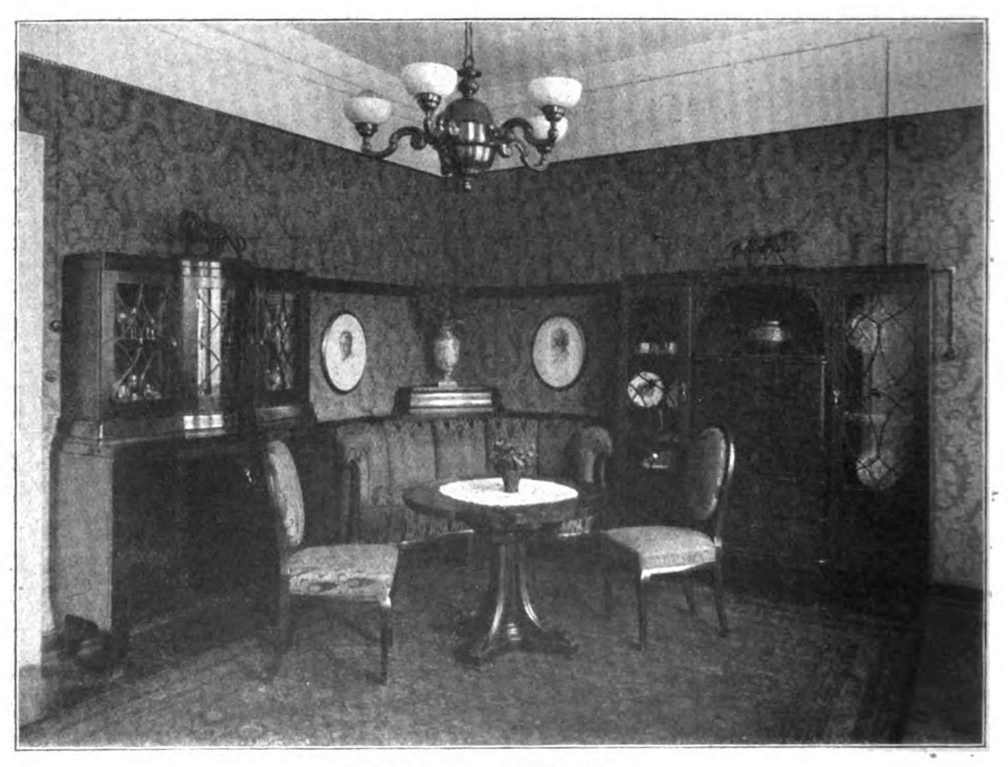
Die Entwicklung unsrer kunstgewerblichen Industrie kommt dieser Neigung zu wertvollem und schönem Hausrat entgegen. Wertarbeit heißt seit Jahren ihre Losung, aber dieser Losung mußte doch die rechte Wirkung in die Breite fehlen, solange sie sich nur ästhetisch begründen ließ. Jetzt erhebt sie sich auf dem Boden volkswirtschaftlicher Notwendigkeit, denn das deutsche Volk darf es sich angesichts der Rohstoffknappheit und der Höhe der Kosten nicht mehr leisten, in Dingen, die nicht bloß dem flüchtigen Tagesgebrauch dienen, Tand zu schaffen und Tand zu kaufen. Es ist angesichts dieser erhöhten Schätzung und Bedeutung der Wertarbeit auch auf dem Gebiete der häuslichen Einrichtung ein glücklicher Umstand, daß es in Deutschland eine ganze Reihe von Werkstätten gibt, die dank ihrer Überlieferung und ihren Grundsätzen dieser Entwicklung zu dienen berufen sind. Wer die Möbel betrachtet, die in Abbildungen diesen Aufsatz begleiten, dem wird bei allen eine ruhige Sachlichkeit, eine schlichte werkgerechte Gediegenheit und stille Schönheit auffallen, die



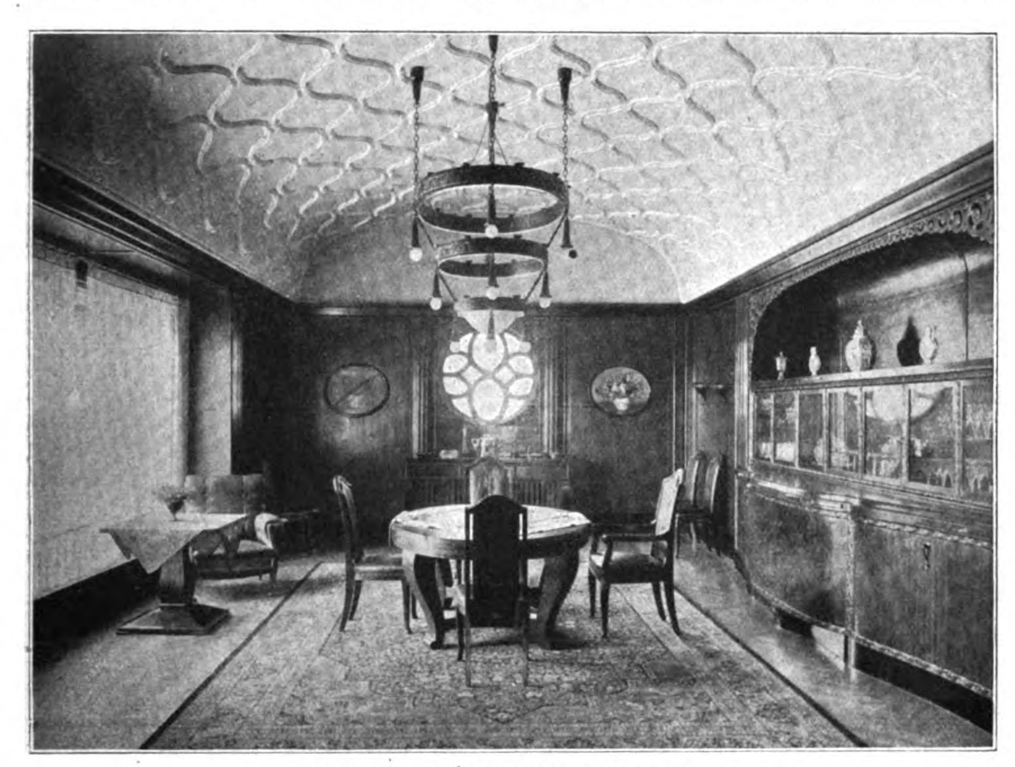
Sofaplatz in einem Wohnzimmer



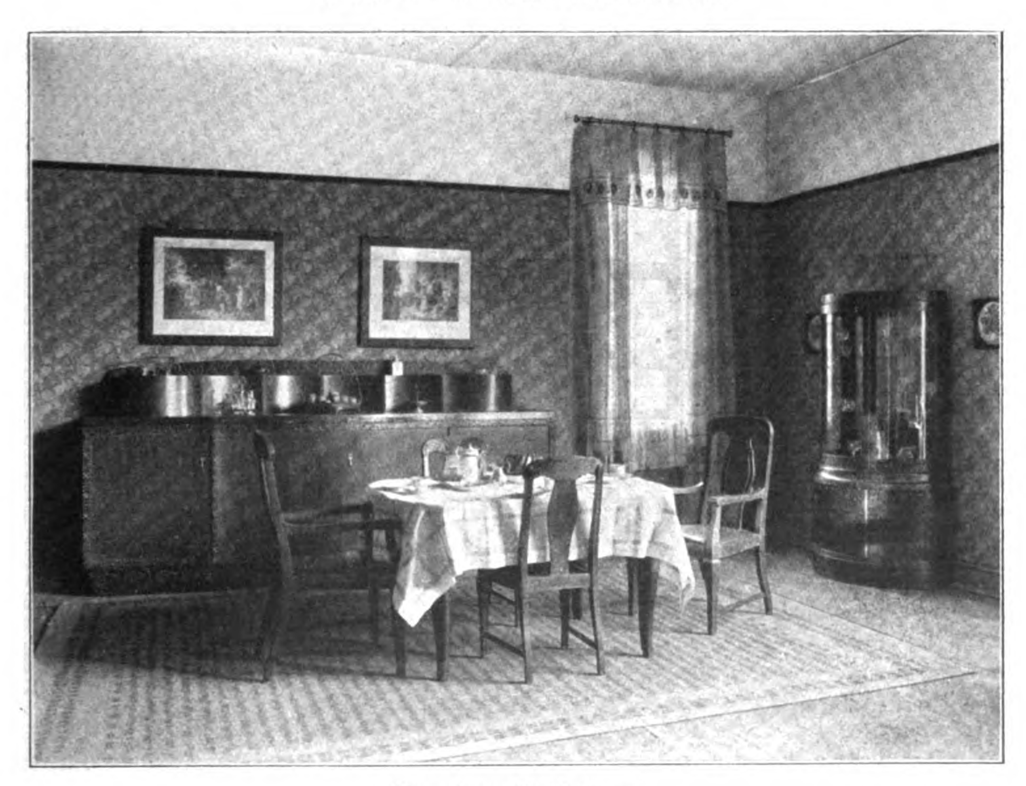
Wohnzimmerecke mit Zierschrank



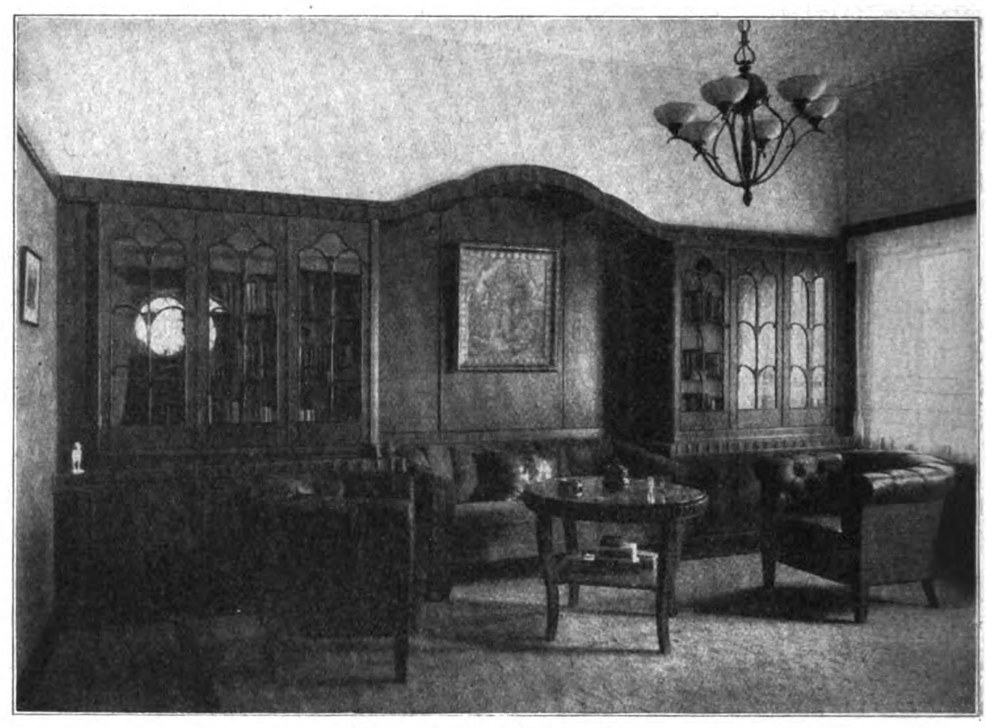
Empfangszimmer mit Sofaecke



Speisezimmer mit eingebauten Schränken



Aus einem Speisezimmer



Herrenzimmer mit Sofanische

im besten Sinne zeitgemäß sind. Die Möbel entstammen den Werkstätten von Bernard Stabler in Paderborn, einem Unternehmen, das seit bald zwei Jahrzehnten die harmonische Zusammenarbeit von Kaufmann, Künstler und Handwerker zu seiner Grundlage gemacht hat. Schon der Gründer der Firma, die sich aus bescheidenen Anfängen zu ihrer jetzigen Bedeutung entwickelt hat, legte in seiner Möbelhandlung größten Wert auf werkgerechte Ausführung, gute Verhältnisse und unaufdringliche Vornehmheit. Sein Sohn, der jetzige Inhaber des Geschäfts, ist in dieser Schätzung des Werkgerechten, Schönen und Vornehmen sein getreuer Erbe, hat aber zu der von Hause mitgebrachten Geschmacksbildung durch ein ernstes Hochschulstudium die theoretisch-ästhetischen Grundlagen hinzugefügt. Dadurch erklärt es sich wohl zur Genüge, daß in diesen Werkstätten der Zusammenhang zwischen Kaufmann und Künstler besonders eng ist. Darf doch der Künstler bei einem Geschäftsleiter, der nicht nur kühl rechnender Kaufmann, sondern auch warmherziger Kunstfreund ist, für seine Pläne und Entwürfe immer verständnisvoller Aufnahme sicher sein, ohne befürchten zu brauchen, eine Ablehnung zu erfahren, weil sein aus der Wärme des Herzens geborener Entwurf sich vielleicht nicht ganz mit den kalten Zahlenreihen des Geschäftsmannes verträgt.

Eine Folge dieses vorbildlichen Verhältnisses ist es wohl auch, daß Max Heidrich seit nun bald 20 Jahren ununterbrochen als Künstler für das Stablersche Unternehmen tätig ist. Seit dem Jahre 1905 hat er jegliches Möbelstück entworfen, das aus diesen Werkstätten hervorgegangen ist. Max Heidrich kommt aus dem praktischen Tischlerhandwerk. Er hat eine gründliche Lehre durchgemacht, kennt jeden Handgriff seines Berufs und hat in seinen nicht kurzen Wanderjahren als Tischler gearbeitet. Im Handwerk ruhen auch heute noch seine Wurzeln, und daher rührt auch das enge Verhältnis, das im Stablerschen Unternehmen zwischen dem entwerfenden Künstler und den ausführenden Handwerkern zum Segen der gemeinsamen Arbeit besteht. Aus dieser handwerklichen Schulung Heidrichs erwächst das Selbstverständliche seiner Möbel, sein unmittelbares, warmes Gefühl für das Leben des Holzes und sein Verständnis für die praktische Gebrauchsform. Heidrich liebt die großen schlichten Flächen, die Wuchs und Maserung des Holzes voll zur Geltung



Plauderecke eines Herrenzimmers

kommen lassen. Diese Flächen umgibt er gerne mit schmalen, flach gerundeten Stäben, die eine weiche, verschwimmende Schnitzerei tragen. Die übliche Bildhauerarbeit, bei der jeder einzelne Schnitt sichtbar stehenbleibt, wäre zu laut für die verhaltene Vornehmheit seiner Schöpfungen. Heidrichs Freude am Malerischen lebt sich in dem fein berechneten Spiel des Lichtes auf blank polierten Flächen aus. Deshalb wölbt er gern die Türen und schneidet die Deckblätter seiner Schränke mit Vorliebe in Kreiszacken aus, um dem Licht Gelegenheit zu geben, sich an den hohlen Flächen in kurzen Wellen zu brechen.

Die hier im Bilde wiedergegebenen Möbelstücke und Zimmer lassen die Vorzüge der Kunst Max Heidrichs deutlich erkennen. Die »Fensterecke aus einem Wohnzimmer« und das »Wohnzimmer mit Sofaplatz« stellen die beiden Hälften ein und desselben Zimmers dar. Die Freude Heidrichs am Licht spricht sich hier klar in der Liebe aus, mit der er im Winkel zwischen den beiden großen Fenstern einen lichtüberfluteten Sitzplatz mit gemütlichen Stühlen und einem zierlichen Tischchen geschaffen hat. Der breite Schreibschrank mit den großen spiegelnden Flächen ist natürlich auch mit Absicht so aufgestellt, daß der Strom des Lichtes ihn trifft und das Holz zu funkelndem Leben weckt. Die Gefahr, durch den Sofaplatz und den Schrank an den beiden Längswänden das Zimmer in zwei Hälften zu zerreißen, hat der Künstler dadurch vermieden, daß er Tisch und Sofa gegenüber nur ein niedriges, flaches Schränkchen aufgestellt hat, das sich durch seinen seitlich zurückgeschweiften Grundriß noch mehr an die Wand schmiegt und sich bescheiden dem Ganzen als Verbindungsstück zwischen Fensterecke und Sofaplatz unterordnet. Beachtenswert ist die Unbefangenheit, mit der Heidrich Sitzmöbel verschiedener Form in einem Raume vereinigt hat. Aber gibt die Wirkung ihm nicht recht? Sie stören sich gegenseitig nicht im geringsten. Bedauerlich ist nur, daß der behagliche Eindruck des Raumes durch das allzu unruhige Muster des Teppichs gestört wird, woran den Künstler freilich keine Schuld trifft.



Schreibtisch und Bücherschrank eines Herrenzimmers

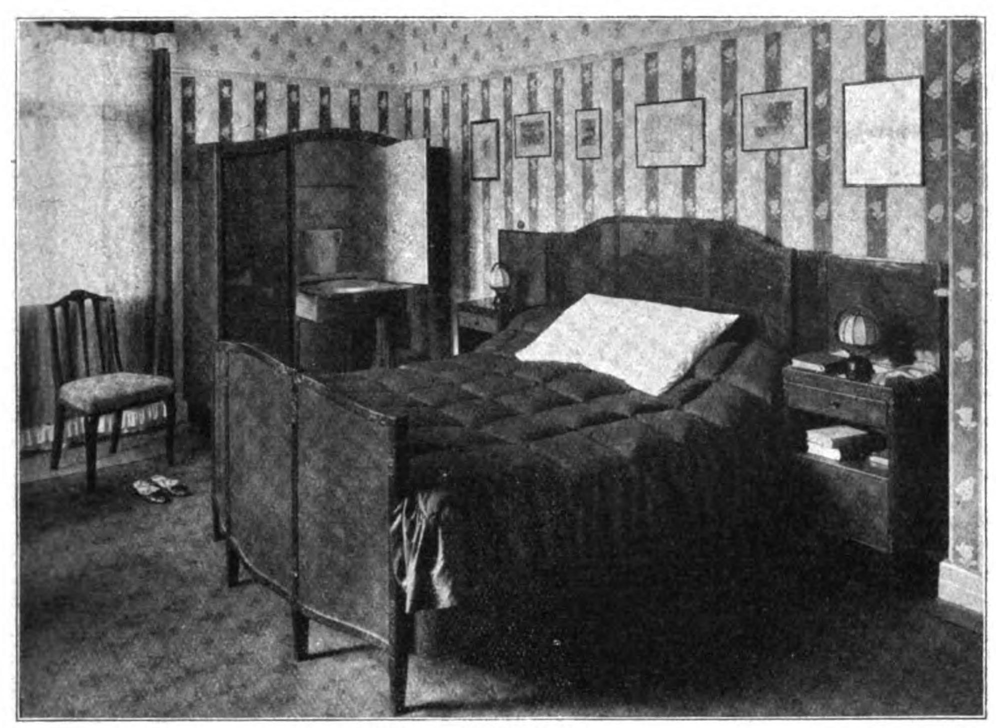
Mit wie einfachen und natürlichen Mitteln Heidrich künstlerische Wirkungen hervorzubringen versteht, zeigt der Zier-


Kamin eines Herrenzimmers

schrank aus einem Wohnzimmer. Dieses Möbel mit seinem schlichten Aufbau, seinen zierlichen Fenstersprossen und seiner verschwimmenden, zarten Schnitzerei gefällt wohl ohne weiteres; der künstlerische Wert des Entwurfes kommt einem aber erst recht zum Bewußtsein, wenn man sich überlegt, was denn früher an seine Stelle gekommen wäre: ein Zierschrank oder ein Prunkschrank, die beide, der eine leicht, der andre wuchtig, durch einen möglichst reichen, ja komplizierten Aufbau zu wirken gesucht hätten. Hier ist der Aufbau noch einfacher als z. B. beim Vertiko, das wenigstens noch um einen Aufsatz reicher war. Aus einer einfachen dreitürigen Grundform ist durch leise Schweifung der Seiten, Wölbung der Mitteltür und geschmackvolle Verzierung der Scheiben ein vornehmes Möbelstück geworden, dem die feine Schnitzerei der Umrahmungen zum selbstverständlichen Schmuck wird.

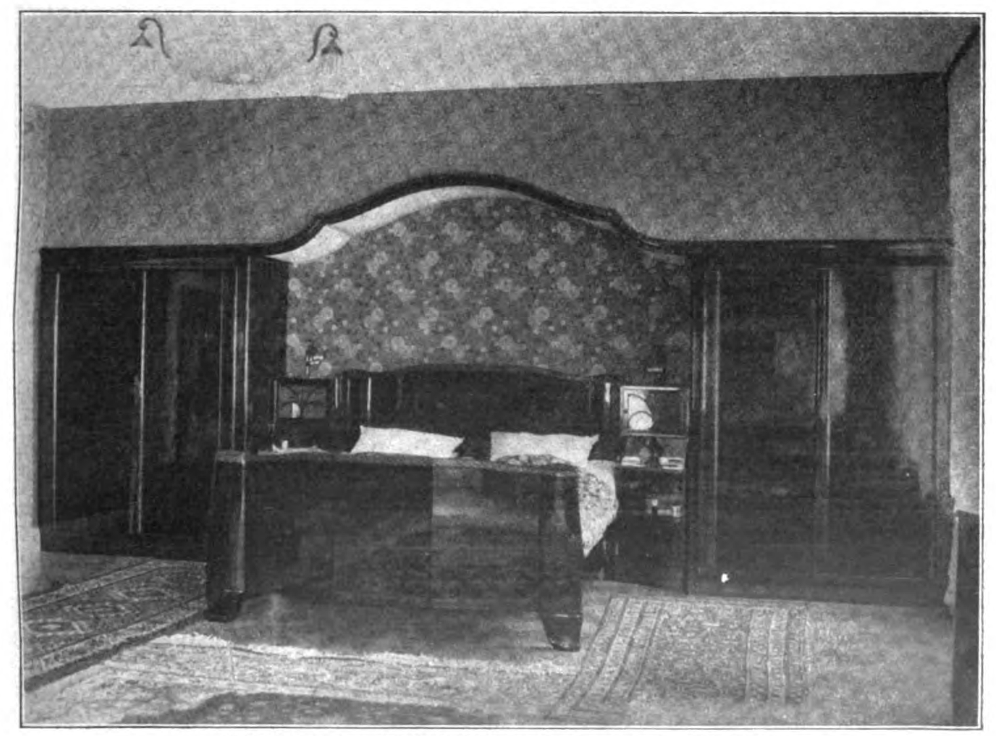
Bei der Sofaecke des Empfangszimmers mag man die geschmacksichere Geschicklichkeit bewundern, mit der Heidrich


Kleiderschrank und Toilettetischchen eines Schlafzimmers



Aus einem Schlafzimmer

durch eine einfache breite Bilderleiste, die in Höhe der Schrankgesimse über die Tapete gelegt ist, einen Zusammenhang zwischen den beiden ganz verschieden aufgebauten



Schlafzimmer mit Bettnische und eingebauten Schränken

Schränken und dem Sofa geschaffen hat. — Von den beiden hier wiedergegebenen Speisezimmern ist das eine ein gewaltiger festlicher Raum mit Tonnengewölbe. Büfett und Schränke sind eingebaut; dadurch wird am leichtesten eine gute Raumwirkung erzielt, zumal wenn wie hier die Fenster zu einer einheitlichen Lichtquelle zusammengezogen sind. Mit weisem Bedacht hat Heidrich das breite, ganz auf die Wirkung des Materials und den Reiz der guten Form gestellte Büfett nicht bis zum oberen Abschluß der Täfelung hinaufgeführt, sondern durch eine hohe Nische, deren Rückwand sich oben nach vorne wölbt, Anschluß an das Gesims gesucht. Dadurch bleibt dem Raum bei aller Festlichkeit doch eine gewisse Leichtigkeit gewahrt. Man muß nicht schweren Rheinwein oder gar Burgunder trinken, wenn man dort tafelt; auch Tee wäre in dieser Umgebung ein durchaus angemessenes Getränk.

In dem andern Speisezimmer ist vor allem das Büfett ein Meisterstück neuzeitlicher Tischlerkunst. Einfacher und werkgerechter läßt sich solch ein Möbelstück schwerlich aufbauen. Aber wie fein sind die Verhältnisse zwischen Höhe und Breite, zwischen Seiten- und Mitteltüren, zwischen eigentlichem Schrank und Aufsatz abgewogen! Mit welcher Liebe und welch feinem Gefühl ist auf den breitflächigen Türen die Maserung des Holzes betont, mit welch weiser Berechnung der Aufsatz gebuckelt und poliert, um dem Lichte Flächen zu Spiel und Schimmer zu bieten und festlichen Schein in den Raum zu tragen! Auch die behaglichen und standsicheren Stühle verdienen Lob.

Daß Heidrich sich überhaupt gut auf die Kunst versteht, schöne und bequeme Sitzmöbel zu schaffen, zeigen seine Herrenzimmer, die nicht zum wenigsten den behäbigen, geschmackvoll angeordneten Sesseln ihre Ruhe und Gemütlichkit verdanken, zumal da auch die übrige Einrichtung sich jeden lauten Tones enthält. Es ist ein Hauptverdienst unsrer neuzeitlichen Wohnungskunst, zweckentsprechende Einrichtungen für das bürgerliche Herrenzimer geschaffen zu haben. Gerade bei der gesteigerten Berufsarbeit bedarf der Hausherr eines aller Unruhe entzogenen, auch in seiner Einrichtung stillen und gedämpften Raumes zu gesammelter Arbeit oder ungestörter Erholung. Heidrich versteht es meisterhaft, beidem Rechnung zu tragen: der Arbeit und der Erholung. Seine Schreibtische mit großer, freier Arbeitsfläche sind geräumig und bequem, seine Bücherschränke praktisch und zugleich schön. Dem nachdenklichen Ausruhen und der anregenden Unterhaltung dienen der Kaminplatz mit behaglichen Sesseln oder die zwischen zwei Bücherschränke eingebaute Nische mit Ledersofa und Leder-Klubsesseln. — Auch dem hier abgebildeten Herrenzimmer-Kamin, der aus blaurotem Boitzemer Ton gebrannt ist, liegt ein Entwurf Heidrichs zugrunde.

Das neuzeitliche Schlafzimmer verkörpert vor allem den Grundgedanken praktischer Vollkommenheit und gesunder Sauberkeit. Das gilt auch von den Schlafzimmer-Entwürfen Heidrichs. Groß und breit baut er seine Schränke, bequem die Betten. Nirgends bringt er überflüssigen Zierat an, sondern alles ist auf einfachste, schlichteste Formen gebracht. Die von ihm bevorzugten polierten Flächen erhalten für das Schlafzimmer besondere Bedeutung, betonen sie in ihrer spiegelnden Glätte doch den Eindruck von Helle und Sauberkeit. —

Betrachtet man die von Max Heidrich entworfenen und von den Werkstätten Bernard Stadler ausgeführten Möbel in ihrer Gesamtheit, so bemerkt man bei allen jene Zweckmäßigkeit, Sachlichkeit, Konstruktionsrichtigkeit und Stoffgerechtigkeit, die uns als hervorstechendste Merkmale des neuen deutschen Gewerbestils gelten. Diesen Stil empfinden wir in seiner schlichten, allem falschen Schein abholden Art als deutsch und zeitgemäß, zumal wenn er, wie hier, zu einer von innen gewachsenen, gemütvollen Schönheit führt.

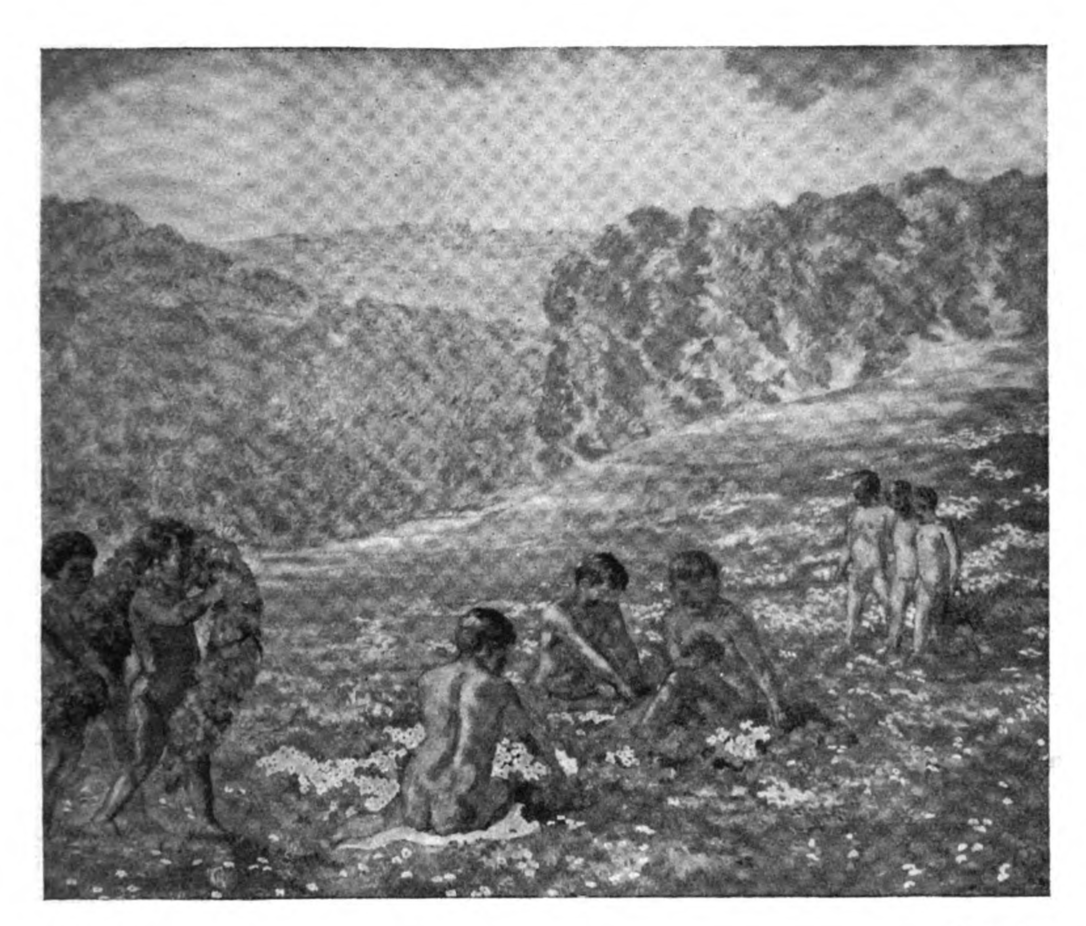
Eichendorff

Die Ströme fließen silbern,
Der Wald rauscht still und weit,
Nacht neigt sich in die Lande,
Schlägt um die Welt ihr Kleid.

Und wie die Dörfer sinken,
Um sie die Nacht sich spannt,
Ruft leise eine Glocke
Sehnsüchtig in das Land.

Curt Schreinert





Artur Bär: Frühling




Pierre Charron

Von Karl Adolf Mayer

Der Inspektor und der Professor — beide ergraute Junggesellen — die sich jeden zweiten Samstag in der Villa des Landesgerichtsrats zum Quartett einzufinden pflegten, saßen nun schon eine Viertelstunde beim weißgedeckten Tisch, über dem ein von blassem Seidenstoff gedämpfter Lüster sein mildes Licht in dem vornehm eingerichteten Raume verbreitete; der dritte Gast, der Primarius, fehlte noch. Die Notenpulte hatte man schon bereitgestellt.

Die Unterhaltung war lebhaft. Der Generalstabsbericht wurde besprochen.

Endlich sah die Hausfrau — ein stilles Wesen mit wunderschönen, gütigen Augen — nach der Uhr und wandte sich dann zu ihrem Mann. »Wenn der Doktor unpünktlich ist,« sagte sie lächelnd, »dann muß er es sich eben auch gefallen lassen, wenn man ohne ihn mit dem Teetrinken beginnt.«

Sie drückte bei diesen Worten auf den Knopf der hölzernen Nuß, die von der Lampe herunterhing. Man vernahm den diskreten Klang des Läutewerks in der Küche, aber ein zweites, weit kräftigeres Läuten mischte sich in das erste.

»Lupus in fabula!« lachte der Inspektor. »Ich glaube, da ist er schon.«

In der Tat dauerte es nicht lange, bis das Mädchen die Türe öffnete, über deren Schwelle jetzt ein ebenfalls tief ergrauter Herr erschien, der die Anwesenden herzlich begrüßte.

»Wir wollten eben mit dem Teetrinken beginnen, auch ohne Sie, lieber Doktor,« sagte die Hausfrau. »Darf man vielleicht den Grund Ihrer Unpünktlichkeit erfahren?«

»Ich wüßte keinen anzuführen, gnädige Frau. Ich bin zu spät gekommen ... was soll ich Ihnen weiter sagen. Verzeihen Sie dem zerknirschten Sünder, der zu ehrlich ist, um Ihnen von irgendeiner unaufschiebbaren Arbeit vorzuflunkern, die er in Wirklichkeit nicht zu bewältigen hatte. Nicht einmal auf ein Störung bei der elektrischen Bahn kann ich mich ausreden, denn ich bin zu Fuß gekommen. Ich nehme also meinen gewohnten Platz ein mit der heiligen Zusicherung, nun und nimmer wieder die verehrte Gesellschaft durch meine Verspätung zu ... na — sagen wir — zu beunruhigen.«

»Es sei Ihnen verziehen.«

»Ja, richtig, weil ich eben vom Zufußgehen sprach, muß ich Ihnen wohl auch den Grund dafür angeben. Ich habe nämlich meinen Joli mitgebracht, den Sie ja schon kennen. Er ist draußen in der Küche hinter dem Ofen. Meine Wirtschafterin hat sich Ausgang genommen, und Sie wissen, daß das Hündchen — alleingelassen — ein derartiges Jammergeheul von sich gibt, daß sich die neben, unter und über mir wohnenden Parteien beim Hausmeister beschweren würden ... Sie wissen auch, wie ich den Mann fürchte.«

Die Hausfrau lachte.

»Überhaupt«, fuhr der Doktor weiter fort, »scheint sich Ihr Mädchen ausgezeichnet mit ihm zu vertragen. Für den Takt und das anständige Benehmen meines Hundes, dem ich eine hervorragende Erziehung habe zuteil werden lassen, bürge ich. Joli ist — von einigen Kleinigkeiten abgesehen, die eher in seiner Rasse als in seiner persönlichen Veranlagung zu suchen sind — eine Perle.«

»Wissen Sie,« unterbrach ihn lächelnd der Inspektor, »es ist eigentlich eine Ungehörigkeit, daß Sie, lieber Doktor, jetzt, wo wir Krieg mit Frankreich haben, einem Hunde Obdach gewähren, der einen so ausgesprochenen französischen Namen hat.«

Der Doktor nahm sich mit der silbernen Zange drei Zuckerstückchen aus der Dose und ließ sie in die Schale fallen, die ihm die Frau des Hauses eben gefüllt hatte, dann wandte er sich dem Sprecher zu. »Dieser Name beweist, daß mein Rattler vor dem Kriege damit getauft wurde. Oder glauben Sie, lieber Freund, wirklich, daß ich so ehrvergessen gewesen wäre, mein Ohr den heilsamen Ermahnungen des ‚Vereins für die Beilegung deutscher Hundenamen' zu verschließen? Hätte ich die Statuten dieses Vereins, der leider erst jetzt während des Kriegs sein ruhmreiches Banner im Winde flattern läßt, nur vorausgeahnt! Glauben Sie mir« — und er legte beteuernd die Hand auf das Herz — »ich





würde heute mit einem ‚Hübschen‘ oder ‚Entzückendchen‘ auf Besuch gekommen sein und so dem beklagenswerten Wesen es erspart haben, ein patriotisches Herz wie das Ihre in seinen heiligsten Gefühlen zu kränken.«

»Da, seht euch den an!« erwiderte lachend der Geneckte. »Er macht sich über das deutsche Volk lustig, das endlich einmal sich aus dem Zwang und der Albernheit der Französelei befreien will. Und doch erinnere ich mich nur zu gut, daß Sie, lieber Doktor, als wir unlängst miteinander durch die Stadt gingen, mit größter Genugtuung bemerkt haben, daß die Modes- und Robesaufschriften in unsern Gassen immer seltener werden.«

»Das wäre die vereinzelte Regung eines besseren Ich gewesen,« meinte der Hausherr, »denn ich habe es schon längst bemerkt, daß unser lieber, alter Freund ein faible — sit venia verbo — für unsre transrhenanischen Nachbarn hat. Erst unlängst ist mir das aufgefallen, als wir harmlos über die vor den Hindernissen liegenden Franzosenleichen sprachen — Sie erinnern sich ja noch des Generalstabsberichts vom vorletzten Samstag. — Da ist er förmlich grob geworden. Ja, ja, Doktorchen, nichts ableugnen, es war so.«

»Ich muß«, nahm die Hausfrau lächelnd das Wort, »meinem Manne diesmal beipflichten; mögen Sie es mir auch als schwere Sünde anrechnen, wenn ich gegen die Gäste meines Hauses Schulter an Schulter — Sie verzeihen schon den Gemeinplatz — vorgehe. Aber der Wahrheit muß man beipflichten.« Sie sah ihn schelmisch an. »Sollte vielleicht die Erinnerung an eine kleine Französin der Grund dazu sein, daß in einem Winkel Ihres deutschen Herzens dieses unpatriotische Blümchen der Franzosenliebe wurzelt?«

»Nein, gnädige Frau,« sagte der Doktor. »Das ‚Cherchez la femme!‘ dürfen Sie in meinem Falle nicht anwenden. Schon die teutonische Aussprache dieses französischen Imperativs beweist Ihnen, daß ich nie in Frankreich war — und was die paar Bonnen und Lehrerinnen anbelangt, die ich hier kennenlernte, so waren sie nicht dazu angetan, mein Herz zu betören: arme, verbitterte Dinger, die eher mein Mitleid als meine Liebe erregten. Und doch haben Sie ganz recht, wenn Sie mich für etwas — wie soll ich sagen? — beeinflußt halten. Nicht ein Mädchen, sondern ein armer französischer Student war es, der mich diesem geistvollen Volke — bitte, ich zitiere nur Bismarck — gewogen machte.«

»Und kann man die Geschichte dieses Studenten nicht hören?« fragte die Hausfrau.

»Es ist keine Geschichte, gnädige Frau; es ist ein Erlebnis« — der Doktor war ernst geworden —, »an das ich mit tiefer Wehmut zurückdenke. Ich will es Ihnen gern erzählen, wenn ich auch auf ein gespanntes Zuhören nicht hoffen darf. Es kommt nicht einmal ein Mädchen vor, das die Wege meines armen Charron — dies war sein Name — gekreuzt hätte. — Vorerst erlauben Sie mir aber, daß ich meine Zigarre anzünde. Ich erzähle dann leichter.«

Sie selbst gab ihm das Feuer. Da böses Beispiel gute Sitten verdirbt, zündeten sich auch die andern Herren ihre Zigarren an.

Der Doktor begann: »Es sind vierzig Jahre — ungefähr — vergangen, seit sich das zutrug, was ich Ihnen jetzt erzählen will. Ich war damals im ersten Semester und studierte Germanistik, hier in Wien. Erst im dritten habe ich mich der Medizin zugewandt. Ich besuchte, wie das ja bei einem braven akademischen Novizen meist der Fall ist, fleißig die Vorlesungen und hätte mir ein Gewissen daraus gemacht, auch nur eine zu versäumen. Damals war der Ansturm zur Universität und besonders zur Germanistik noch kein solcher wie heute, wo jeder sich seinen Sessel mitbringen mußte, um sein sicheres Plätzchen zu haben. Wir waren vielleicht zwanzig im Hörsal, und jeder hatte seinen bestimmten Platz, den ihm niemand streitig zu machen versucht hätte. Neben mir saß ein stiller, blasser, dunkeläugiger Student, der zwar selten sprach, aber so liebenswürdig und bescheiden war, daß ich mich bald zu ihm hingezogen fühlte. Was für ein Landsmann er war, konnte ich anfangs nicht herausbekommen. Wir Österreicher pflegen das für gewöhnlich sehr bald ergründet zu haben, da uns mehr als genügend Gelegenheit geboten ist, mit Leuten andrer Nationalität zusammenzukommen, die nicht gut Deutsch sprechen. Der Akzent, mit dem mein Nachbar sprach, war kein slawischer, aber auch italienisch war er nicht. Ich riet auf einen Rumänen.

So fragte ich ihn einmal nach seiner Herkunft und erfuhr, daß er Südfranzose sei. Er hatte zwei Jahre an der Sorbonne studiert, wo ihm ein österreichischer Student den



Rat gab, nach Wien zu gehen. Man begann damals sich hier für die romanischen Sprachen zu interessieren, Lehrkanzeln wurden errichtet, und da nicht jedem der Hörer die Möglichkeit geboten war, sich einen Aufenthalt in Frankreich zu leisten, so hoffte Pierre Charron durch Stunden Geld zu verdienen. Denn er war gänzlich mittellos. Er sei auch anfangs recht zufrieden gewesen, seit ein paar Monaten aber fühle er sich unwohl und habe sich genötigt gesehen, einige der Stunden aufzugeben.

Bald waren wir Freunde geworden, und da unser Weg von der Universität durch die Währinger- bis zur Nußdorferstraße gemeinsam war, so gingen wir fast täglich miteinander heim. Das bescheidene Wesen meines stillen Freundes, die tiefe, freilich etwas einseitige Bildung, die liebenswürdige Kunst seiner Plauderei, alles das hatte es mir angetan. Sein feines Lächeln, mit dem er mich anhörte, wenn ich etwas zu kraftgeniale Meinungen äußerte, hat auf mich oft einen größeren Eindruck gemacht, als es eine lange Moralpauke getan hätte, und dann hat es mich nie gereizt. Noch heute fühle ich, daß ich ihm viel zu danken habe.

Das Jahr 1870 lag damals noch nicht allzufern. Wir sprachen oft darüber. ‚Wenn es nach mir ginge,' sagte Charron einmal, ‚dann würde ich die jungen Leute statt in die Kaserne zwei Jahre ins Ausland schicken. Das wäre das beste Mittel, um Kriege zu vermeiden. Man würde sich kennenlernen, und manches Vorurteil würde abgelegt.'

Von seiner Heimat, der Provence, sprach er selten; wenn er mir aber davon erzählte, dann leuchteten seine dunklen Augen in heißem Glanze. Stolz und Heimweh brannten in ihnen.

Die Weihnachtsferien — die ersten Ferien meiner Hochschulzeit — ließ ich natürlich nicht vorübergehen, ohne meinem Elternhaus einen Besuch abzustatten. Als ich aber nach dem Dreikönigstag wieder in den Hörsaal kam, fehlte mein Freund. In den letzten Tagen, da ich mit ihm gesprochen, hatte er über Müdigkeit und Brustschmerzen geklagt. Ich machte mir wirklich Sorgen. Besuchen konnte ich ihn leider nicht, da ich seine Adresse nicht kannte. Er hatte es vermieden, mich in seine Wohnung zu führen, obwohl er manches Mal bei mir gewesen war. Dann fiel mir aber ein, daß er auch von einem Hofmeisterposten gesprochen, den man ihm angetragen hatte. Vielleicht hatte er ihn angenommen. Doch warum hatte er mich davon nichts wissen lassen?

Sein Platz wurde dann bald von einem andern strebsamen Jüngling besetzt; ich begann langsam zu schwänzen, und so dachte ich bald nicht mehr oder nur selten an den Franzosen.

Ostern stand vor der Tür. Es wollte Frühling werden nach einem langen, bösen Winter. Voll Glast und Schimmer wölbte sich der Märzhimmel über der Stadt, und über die Dächer goß die Sonne die blinkenden Wellen des jungen Lichtes in die Straßen. Sie wissen ja alle, wie seltsam schön der Frühling in Wien ist. In diesen Tagen, in denen ich das erstemal den Wiener Lenz mitmachte, wuchs mir die Stadt ans Herz, die mir während der Herbst- und Wintermonate fremd, fast feindlich vorgekommen war. Ich marschierte in allen Gäßchen herum und freute mich. In die engsten und gedrücktesten Viertel warf die Sonne eine Handvoll des Geflimmers, und konnte sie in ein gar verstecktes Gewinkel nicht hinunter, so streute sie das Licht in das Fenster eines nahen Hauses, das bescheiden nur einen Teil des goldigen Glanzes für sich behielt und freundlich mit dem übriggebliebenen das versteckte Gemäuer umgoldete. Die Bäume und die Sträucher in den Parkanlagen und Gärten hatten dem Drängen der warmen Tage nachgegeben und zaghaft ihre Knospen geöffnet, aus den Beeten hinter den Gartenzäunen trieb der blasse Krokus seine schmächtigen Blüten ans Licht, Schneeglöckchen und Knotenblumen waren seinem Beispiel gefolgt, durch die Gitter und Holzverschalungen drängte der Forsythienstrauch seine blütenreichen Zweige ... mit einem Wort: es wollte Frühling werden.

Hoch oben auf den Dächern pfiffen die Amseln ihren sehnsüchtigen Ruf im Abenddämmern über die lärmenden Straßen.

Ja, die Amseln! Sie sind hier in Wien meine Lieblinge geworden. Nirgends auf der ganzen Welt singen sie so wie auf unsern Dächern, in unsern Gärten, auf unsern Friedhöfen.

Doch ich will weiter erzählen. Damals machte ich also meine Ausflüge in der Stadt, aber auch die mir so viel gerühmte Umgebung wollte ich mir ansehen. Da ich erst im Spätherbst nach Wien gekommen war,



hatte ich keine Gelegenheit mehr, in den Wienerwald oder gar in die südlichen Berge der Stadt Ausflüge zu machen, und beschloß daher, die ersten Tage der Osterferien dazu zu benutzen.

Von einer solchen kleinen Reise heimgekommen, fand ich — es war gegen vier Uhr — auf meinem Tisch einen Brief, dessen Adresse von einer mir völlig unbekannten und recht ungeübten Hand geschrieben war. Ich öffnete das Schreiben und las: Sehr geehrter Herr! Möchten Sie so gut sein und auf eine Weile zum Herrn Charron kommen? Er ist krank und läßt Sie bitten, Sie möchten ihn besuchen. Wenn Sie Zeit haben, bitte, kommen Sie zu ihm. Seine Adresse ist: .....gasse 11, 3. Stock, Tür 32.

Ich beschloß, da ich ja nichts Besonderes vorhatte, gleich zu Pierre zu gehen. Nach einer halben Stunde war ich am Ziele. Den besten Eindruck machte die Gegend — Sie kennen ja Lichtental — nun eben nicht. Neben niedrigen, schmierigen Häuschen standen steif und kahl die drei- und vierstöckigen neueren Gebäude, die in ihrer Nüchternheit das unfreundliche Aussehen der Gasse noch verstärkten.

Ich sah mich nach der im Briefe erwähnten Hausnummer um, es war eine der steifen Mietkasernen. Wohl erst vor kurzem gebaut, aber von der Mauer fiel schon überall der Kalk herunter. Ich tappte durch den Hausflur, stieg die nicht allzu rein gehaltenen Treppen zum dritten Stock empor und fand auch bald die Tür. An Stelle einer Besuchskarte trug sie ein Blättchen Papier, worauf, von meines Freundes Hand geschrieben, ‚Pierre Charron' stand.

Ich klopfte an. Zuerst ward das kleine Schiebfensterchen, dann die Tür geöffnet. ‚Sie sind gewiß der Herr, dem ich gestern geschrieben habe?' fragte mich eine ältere ärmliche Frau und forderte mich, ohne eine Antwort abzuwarten, mit einer Handbewegung auf, einzutreten. ‚Wie hübsch von Ihnen, daß Sie gleich gekommen sind!' Und sie drückte mir freundlich die Hand.

‚Es steht', fuhr sie leise fort, ‚mit Herrn Charron schlecht, sehr schlecht. Es sind ihm nur noch wenige Tage gegönnt, sagt der Arzt.'

Ich stand wie erstarrt.

‚Sehen Sie sich ihn selbst an. Sie werden ihn kaum mehr erkennen. Doch um eins möchte ich Sie bitten. Zeigen Sie ihm Ihr Erschrecken nicht. Wir wollen gleich hineingehen, Herr Charron wird schon gehört haben, daß jemand hier ist.'

Nachdem sie Besen und Schaufel — sie war nämlich eben damit beschäftigt, aufzukehren — weggeräumt hatte, machte sie mir eine enge Tür auf. Ich trat ein.

Das Kabinett, das wir betraten, war so dunkel, daß ich, der ich vor kurzem noch im hellen Sonnenlicht gewesen, darin mich kaum zurechtfinden konnte. Das Fenster, durch das das Gemach sein Licht bezog, ging nicht ins Freie, sondern in einen gedeckten Gang, der seinerseits in einen Lichthof führte. Die Einrichtung war, wie ich dann später sah, sehr ärmlich: ein Tisch, ein Sessel, ein Kasten und das schmale Bett, in dem mein Freund lag, bildeten die ganze Ausstattung.

Ich trat auf das Bett zu und grüßte.

Pierre erhob sich mühsam aus den Kissen und reichte mir seine heiße Hand. ‚Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind,' sagte er leise. Dann schwieg er eine Weile, auch ich vermochte nichts zu sagen.

‚Soll ich Wasser bringen, die Flasche ist schon wieder leer?' fragte die Frau, wohl um das Schweigen zu brechen.

‚Bitte!'

Sie ging, es zu holen.

Ich hatte mich langsam an das Dämmerlicht gewöhnt und sah mir Pierre an. Seine dunklen Haare hingen wirr in sein abgefallenes Gesicht. In den Augen glomm das Fieber, sie blickten matt und verstört, auf seinen fahlen Wangen brannten — besonders später, als er sich beim Reden anstrengte — dunkelrote Flecke.

Er streckte seine abgemagerte Hand aus und versuchte es, mir den Stuhl zurechtzurücken. ‚Nehmen Sie Platz,' sagte er.

Ich setzte mich.

‚Verzeihen Sie,' begann Charron, ‚daß ich mir die Freiheit genommen habe, Sie zu belästigen. Ich hoffte, da ich Sie bei Ihren Eltern daheim glaubte, eigentlich gar nicht auf die Erfüllung meiner Bitte. Ich konnte mir nicht anders helfen. Seit zwei Wochen liege ich hier so mutterseelenallein. Anfangs hat mich einer meiner Schüler besucht — ich habe es nicht einmal gern gesehen —, aber dann ...'

‚Ja, aber um Gottes willen, warum haben Sie mir denn nicht früher geschrieben?'





Artur Bär: Sommer

Er schwieg, dann sagte er zögernd: ‚Es ist ein armseliges Kabinett, das ich da habe; kein Vergnügen, darin zu sein, nicht wahr? Aber es kostet nur vier Gulden monatlich. Ich mußte mich einschränken, so gut es ging, und als ich es mietete, dachte ich mir: Du bist so nur des Abends daheim, und da ist es auch in einem hellen Zimmer finster.'

Seine Quartierfrau brachte die volle Flasche herein. Sie füllte ein Glas und reichte es Pierre, der es in einem Zuge leerte.

‚Trinken Sie doch nicht so schnell das kalte Wasser, es kann Ihnen schaden,' sagte ich.

‚Was kann dem schaden, dem nichts mehr nützt?' sagte er und lächelte. Es war ein Lächeln, so bitter und schmerzerfüllt, daß es mir ins Herz schnitt.

Die Frau, die wohl fühlen mochte, daß ihre Anwesenheit nicht notwendig war, oder die vielleicht draußen zu tun hatte, entfernte sich.

‚Wie haben Sie sich nur so verderben können?'

Er schüttelte die hageren Schultern. ‚Ich war schon als Knabe kein Riese. Ich habe mir nie viel zugetraut. Ich habe Gelehrter werden wollen, Dichter,' er lächelte, ‚das war für mich damals dasselbe. Mein Onkel verhalf mir zum Eintritt in ein Lyzeum, freilich war ich nur demi-pensionnaire, aber ich war einer der besten. In Paris hatte ich schwer zu kämpfen; hier ging es ja anfangs besser, aber dann warf es mich hin. Sie sehen ja, wie es um mich steht. Ich bin immer müder geworden, dann kam der böse Husten, ich hatte Heimweh, bitteres, unsagbares Heimweh.' Er starrte vor sich hin.

‚Sehen Sie, mein lieber Freund,' fuhr er fort, ‚gerade an dem Tage, an dem man hier das Fest des Friedens und des Glückes feiert, habe ich es am tiefsten, am schwersten empfunden, wie ... Doch wozu erzähle ich Ihnen das alles? Jetzt, da ich weiß, daß es keine Hoffnung mehr gibt, bin ich viel ruhiger.'

‚Das darf niemand sagen: Es gibt keine Hoffnung mehr. Auch die größten Ärzte haben sich schon geirrt ...'

‚Nein,' unterbrach er mich. ‚Mit solchem Troste dürfen Sie mir nicht kommen. Sie sehen, daß ich ruhig bin. Doch will ich Ihnen gleich sagen, warum ich Sie ersucht habe, mich zu besuchen. Hier sind zwei Briefe,' er nahm sie unter seinem Polster hervor, ‚die Sie aufgeben werden. Nicht jetzt, Sie verstehen ... dann ... Sie fügen wohl auch ein paar Worte hinzu. An meinen Onkel der eine, der zweite an meine Schwester. Es sind die einzigen Verwandten, die ich habe, von denen ich annehme, daß ich ihnen etwas bedeute.'

Er schwieg wieder.

‚Darf ich Ihnen noch ein wenig Gesellschaft leisten,' fragte ich, ‚oder störe ich Sie?'

‚Ich hätte mich nicht getraut, Sie noch länger zu belästigen, nun, da Sie selbst es mir antragen, nehme ich es nur zu gern an. Doch ich sehe, Sie sind schon ohne Überzieher gekommen ... sehen Sie, ich weiß nicht einmal, welchen Tag wir haben.'

‚Den sechsundzwanzigsten März.'

‚Schon?' Nach einer Weile sagte er leise: ‚Wenn Sie einmal hinunterkommen sollten in meine Heimat, dann grüßen Sie sie von mir. Bei uns blüht längst alles; die Gärten werden weiß sein, voller Blüten. Bei meinem Dörflein fließt die Ouvèze vorüber, der Rhone zu. Unser Häuschen stand ganz nahe beim Ufer ... manchmal in der Nacht ist es mir, als hörte ich sie rauschen — rauschen. Und der Himmel so blau, wie Sie ihn sich gar nicht vorstellen können. Im Nordosten ist das Gebirge, hinter den Wäldern hebt der Ventoux seinen Gipfel empor, im Süden die Ebene, die fernen Türme von Avignon, noch weiter, fern, fern ... an klaren Herbsttagen sieht man es leuchten ... das Meer.'

Ein Hustenanfall schüttelte ihn.

‚Sie strengen sich zu sehr an,' sagte ich; ‚lassen Sie sich von mir etwas erzählen, es gibt manches zu berichten.' Und ich begann.

Aber er schien nicht auf meine Worte zu achten. Er starrte ins Leere. Seine Rechte spielte nervös mit dem Sacktuch. Seine Taschenuhr tickte vernehmlich; sie hing oberhalb seines Kopfes am Bett.

Plötzlich wandte er sich zu mir und fragte aufmerksam: ‚Sie haben sich vielleicht mit Philosophie mehr beschäftigt als ich, die Grübelei ist nie unsre Stärke gewesen. Sagen Sie mir: was halten Sie von einem Fortleben nach dem Tode?'

Ich war in Verlegenheit. Auch wenn ich auf diese Frage gefaßt gewesen wäre, hätte ich keine besondere Auskunft geben können. Ich sagte etwas befangen: ‚Aber, grübeln

wir doch nicht über Dinge nach, die wir nicht ergründen können.'

Er beachtete meinen Einwurf nicht. ‚Hören Sie,' begann er wieder, ‚wenn man tage-, wochenlang in einem dunklen Zimmer liegt, wird man zum Philosophen — auch wenn man Franzose ist,' fügte er lächelnd hinzu. ‚Ich meine wohl, daß wir nach unserm Tode nicht weiterleben werden. Nein, denn unsre Seele ist nicht unsterblich, wie sie sagen. Geben Sie acht: wir schlafen. Wo ist da unsre Seele? Schläft sie mit uns, so braucht auch sie Schlaf. Etwas Unsterbliches braucht ihn aber nicht. Oder sie ist nicht in uns, wenn wir schlafen, dann lägen wir also ohne Seele. Das gibt es nicht. Daher ist die Seele mit dem Körper verwachsen, sie ermüdet mit ihm, sie schläft mit ihm und stirbt mit ihm.' Wie Eigensinn klang es in seinen Worten.

‚Aber', fuhr er nach einer Weile leiser fort, ‚noch etwas will ich Ihnen sagen. Ich glaube auch, daß es so recht und billig ist. Wir haben kein Recht, uns darüber zu beklagen. Denn wenn wir alle die Stunden zusammenrechnen, in denen wir gern gelebt haben, die uns Freude brachten und Gutes, alle die Stunden, in denen wir gehofft und gebangt haben — auch das kann gut sein —, und wenn wir auf die andre Schale der Wage die Stunden legen, in denen uns das Leben eine Qual war, ich glaube wohl, das Zünglein würde ohne Zögern nach der Seite sinken, auf der die guten Stunden sind. Und selbst, wenn es sich nur ein wenig, ein ganz klein wenig neigte, lohnte es sich doch schon, gelebt zu haben, und wir müßten dankbar sein für jenen Überschuß an Glück, der uns zuteil geworden.'

Er schwieg. Auf dem Dache schlug eine Amsel.

Dann lächelte er still. ‚Und wenn es wahr wäre, was in den Glaubensbüchern steht, wenn es zum jüngsten Gericht käme ... ich hätte keine Angst. Die Mühseligen und Beladenen hat er von der Verdammnis ausgeschlossen. Ich habe ihn gesucht, wie selig wäre ich gewesen, hätte ich ihn gefunden!'

Die Dämmerung war hereingebrochen. Ich schwieg.

‚Sterben und Tod,' sagte er nach einer Weile, ‚was ist es weiter als Schlafen und Ruhen? Und wie lange dauert es, so steigen wir mit den Pflanzen wieder heraus an das Licht; und in Frühlingstagen und Sommernächten ...' Er unterbrach sich. ‚Mein Gott, was ich Ihnen da sage, das ist wohl andern vor mir auch eingefallen. Aber sehen Sie, ich habe das selbst — wie soll ich Ihnen das erklären? —, ich habe es aus mir, es ist mir nicht angeflogen. Wie die Mutter ihr Kind, so habe ich es zur Welt gebracht ... Aber es ist dunkel geworden. Ich erkenne hier kaum mehr,' — er hatte sich die Uhr vom Bett genommen — ‚wie spät es ist. Ich habe Sie lange aufgehalten, Sie müssen jetzt heimgehen. Nein, nein, kein Widerspruch, ich will es. Ich fühle mich wohler, freilich einschlafen werde ich nicht gleich können; nun, ich bin es gewohnt. Aber' — er zögerte — ‚wenn Sie mir einen Gefallen, eine große Freude machen wollen, dann kommen Sie morgen auf eine kleine Weile zu mir. Morgen lasse ich Sie sprechen, heute habe ich Sie gar nicht zu Wort kommen lassen ... ich habe mir viel von der Seele heruntergeredet. Ich bin fast glücklich. Also morgen kommen Sie, nicht wahr?'

‚Ich hätte es auch getan, wenn Sie mich nicht darum ersucht hätten,' sagte ich. ‚Jetzt lasse ich Ihnen keine Ruhe mehr.'

Er winkte mir mit der Hand nach: ‚Au revoir!' —

Ich ging seltsam bewegt heim. Im Liechtensteinpark sangen die Amseln wohl zu Hunderten. Das letzte Abendrot überhauchte die wenigen Wölkchen, die am Himmel zogen, mit rosigem Schein. Die Leute, die mir begegneten, hatten alle so heitere Gesichter, und ich selbst war nicht mißgestimmt. Freilich, einschlafen konnte ich dann auch lange nicht. Der Mond schien mir ins Zimmer, und ich sah auf die hellen Lichtflecken, die von meinem Bette auf den Boden wanderten. Als es von der nahen Gertrudenkirche Mitternacht schlug, stand ich auf und sah hinaus. Die Mondnacht lag klar und schimmernd über den Dächern.«

Der Erzähler hielt inne. Er trat ans Fenster und öffnete einen der Flügel. Ein leiser Lufthauch bewegte kaum merklich die weißen Vorhänge. Es regnete leise; ein lauer Frühlingsregen. Aus dem Garten kam ein Hauch der feuchten Erde. Dann nahm der Doktor seinen Platz wieder ein. »Ich glaube im Interesse aller gehandelt zu haben,« sagte er, »es ist recht schwül hier, nicht wahr? Doch lassen Sie mich weiter

erzählen, ich will Ihre Aufmerksamkeit nicht mehr allzu lange in Anspruch nehmen.

Am nächsten Tage also, gleich nach dem Mittagessen, ging ich wieder zu Charron. Ich hatte mir zwei Orangen eingesteckt. Ich bog eben in die Gasse ein, in der mein Freund wohnte, als mich ein schmächtiges Mädchen bat, ihr ein paar Veilchen abzukaufen. Ich nahm ihr ein Büschchen ab. Pierre wird eine Freude darüber haben, dachte ich.

Als ich wieder in das dunkle Vorzimmer eintrat, legte die Quartierfrau den Zeigefinger zum Zeichen des Schweigens auf den Mund. ‚Herr Charron schläft.'

Ich trat auf den Fußspitzen in das Zimmerchen ein. Es war heute nicht so düster darin wie gestern. Die Mittagssonne beschien ein Stückchen der oberen Wand des Lichthofes. Man sah es vom Fenster aus.

Ich setzte mich an das Bett und legte die Blumen auf die Decke. Es war ganz still, nur von der Straße kam manchmal ein gedämpfter Lärm, wenn ein Fuhrwerk über das holprige Pflaster fuhr. Ich sah auf das müde, abgehärmte Gesicht des Schlafenden, das bisweilen leise zuckte. Das Fenster war geöffnet, auch die Scheiben des Ganges. Etwas wie Sonnenluft strömte von draußen herein.

Endlich rührte sich Pierre. Er öffnete langsam, fast mühsam die Augen und schaute in die Luft. Erst allmählich bemerkte er mich, ein freudiges Erkennen huschte über seine Züge.

Er reichte mir die Hand.

‚Guten Morgen,' sagte ich; ‚wie geschlafen?'

‚Ich danke, besser als ich hoffte; ich danke auch, daß Sie gekommen sind.' Er schwieg und sog erstaunt die Luft ein, ein Hauch der Veilchen hatte ihn gestreift. Da sah er sie auch schon liegen. Er ergriff sie mit zitternden Händen und preßte sie hastig an sein Gesicht. So verharrte er lange; es kam mir vor, als ob ein Beben seinen ganzen Körper erschüttere. Ich sah ihn erschrocken an; er weinte bitterlich.

Ich vermochte nichts zu sprechen, ich fuhr ihm streichelnd mit der Hand über sein wirres Haar.

Als er sich beruhigt hatte, sagte er: ‚Sie dürfen nicht böse sein und auch den Philosophen von gestern nicht verspotten. Es ist so plötzlich über mich gekommen, ich konnte mich nicht wehren. — Es ist wohl schon grün draußen? Nicht wahr?' Er sprach mit Mühe.

‚Ja, freilich,' sagte ich, ‚es will endlich einmal Ernst werden; die letzten Tage waren auch schön warm und voller Sonnenschein.'

‚Sonnenschein,' wiederholte er leise. ‚Ich weiß gar nicht mehr, wie er aussieht, so lange schon habe ich keinen gesehen; es ist auch keine Aussicht hier.' Er lächelte bitter.

‚Sie irren sich,' sagte ich, ‚von Ihrem Fenster aus sieht man ein Fleckchen Sonnenschein.'

‚Von hier?' fragte er erstaunt.

Ich ging zum Fenster und überzeugte mich noch einmal. ‚Gewiß,' sagte ich, ‚nicht viel, aber ein wenig doch.'

Er sah mich an und schwieg. In seinen Augen lag eine rührende Bitte.

‚Willst du ihn sehen, Pierre?'

Er nickte nur, seine Augen glänzten. Mit seinem linken Arm umschlang er meinen Hals, und langsam hob ich ihn aus seinem Bette — er war leicht wie ein Kind — und trug ihn, sorgsam in seine Decke gehüllt, ans Fenster.

Ich werde den Ausdruck dieses blassen Gesichts nie, nie vergessen. Die Augen, weit geöffnet, starrten auf die kahle Wand, von der der Mörtel schon herabgefallen war. Aber oben lag der Sonnenschein, grell und blendend. Und ein leichter Widerschein fiel auch auf das Antlitz des Kranken. Seine Augen leuchteten, es war, als nähmen sie durstig das Sonnenlicht in sich auf, um es nie wieder zu vergessen, als sähen sie ein blühendes Land der Sehnsucht und Schönheit. Er streckte seine rechte Hand langsam dem Lichte zu, als ob er es erfassen wollte, seine Lippen öffneten sich, und leise sagte er: ‚La mer.'

Da fühlte ich, wie sein Kopf langsam zurücksank. Er war ohnmächtig geworden. Die Augen lagen tief und geschlossen, eine unsagbare Müdigkeit war in seinem Gesicht zu lesen.

Ich trug ihn langsam auf sein Lager zurück. Dort blieb er ganz ruhig, aber sein Atem ging unregelmäßig. Ich erinnerte mich der mitgebrachten Früchte und träufelte ihm den kühlen Saft auf die trockenen Lippen. Er schluckte gierig, sank aber dann still zurück und schlief ein. —

Ich blieb bei ihm.



Ich hatte mich zum Fenster gesetzt und blätterte in den sorgsam geschriebenen Heften, die auf dem Fensterbrett lagen, ohne viel zu denken; es war alles französisch geschrieben, ich verstand fast nichts.

Stunde auf Stunde verrann. Die Amsel begann wieder ihr Abendlied, eine Kinderstimme sang im Hofe. Der Sonnenschein an der Mauer war längst verschwunden.

Da fiel mein Blick auf ein Blatt, das lose in einem Hefte lag. Ein deutsches Gedicht stand darauf, auch ein Datum. 2. Februar 187... Ich las und konnte mich der Tränen nicht erwehren. Pierre Charron selbst hatte es geschrieben. Das Bemühen, in der fremden Sprache seiner Bangigkeit Ausdruck zu geben, die rührende Unbeholfenheit, die darin lag, die einfachen Verse, die freilich fehlerhaft und holprig waren, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Ich habe mir die vier Strophen abgeschrieben und kann sie heute noch auswendig:

So muß ich hier nun sterben;
Und bin so weit;
So muß ich hier verderben
In Herzensleid.

Und ist es mir am bängsten,
Ein lieb Gesicht
Erscheint in meinen Ängsten
Und zu mir spricht:

Du sollst nicht bange stöhnen:
‚Es darf nicht sein.'
Hörst du die Glocken tönen
Im Abendschein?

Frag' nicht: ‚Was soll ich werden
Im fremden Reich?'
Sieh, auch die fremden Erden
Sind kühl und weich.« —

Der Erzähler machte eine kleine Pause, dann fuhr er fort:

»Ich bin auch über die Nacht bei ihm geblieben, ich sah wohl, daß es zu Ende ging. Die Quartierfrau stellte ein Lichtchen herein und schob einen Lehnstuhl zum Fenster. Ich muß gegen Morgen geschlafen haben, denn als ich zum Fenster hinaussah, lag das erste Morgendämmern über dem Hofe.

Ich trat an das Bett des Kranken. Ein tiefer Frieden war in seinen Zügen. Er war tot. Ich weckte die Frau. Halb verschlafen kam sie herein. Sie machte ein Kreuz über das Gesicht des Verstorbenen und kniete dann am Bette nieder, wo sie ein Vaterunser betete.

Dann ließ ich sie allein, versprach aber, im Laufe des Tages noch einmal zu kommen, um Pierres Habseligkeiten zu ordnen.

Als ich aus dem Hause ins Freie trat, leuchteten die Giebel der höheren Häuser schon im Scheine der aufgehenden Sonne; die Gassen lagen noch schweigend, nur Wenigen begegnete ich. Ich war bei der Nußdorfer Straße angelangt und ging nun der Türkenschanze zu.

Bald war ich in das Villenviertel des Bezirks Währing gekommen, wo eben die ersten Cottagehäuser gebaut wurden. Ob die Villa, in der wir hier sitzen, schon stand, dessen erinnere ich mich nicht.

In den Anlagen streckten die Bäume ihre kahlen Zweige in die blaue Luft. Wie ein grüner Schleier lag es auf dem Geäst. Die Stare lärmten in den Amselschlag.

Nun war ich im Freien. Vor mir lag der Kahlenberg im Duft und Glast des Ostermorgens. In den Furchen des ferneren Gebirges und auf den Alpenhöhen glänzte noch silbern der Schnee. Aus den dunklen Schollen der Felder stieg im Sonnenschein flimmernd der Brodem der Erde empor. Eine Krähe flog mit schwerem Flügelschlag feldein.

Ich blieb stehen. Hoch über mir ertönte aus hundert Lerchenkehlen der Morgenjubel, ein Netz von Silbertönen, das den Himmel durchspann.

Ich dachte an den Toten im finsteren Zimmer und wandte mich zur Stadt zurück. Ein paar Fenster glühten im Sonnenschein, aber trüb lagen der Rauch und der Frühnebel über den Häusern.

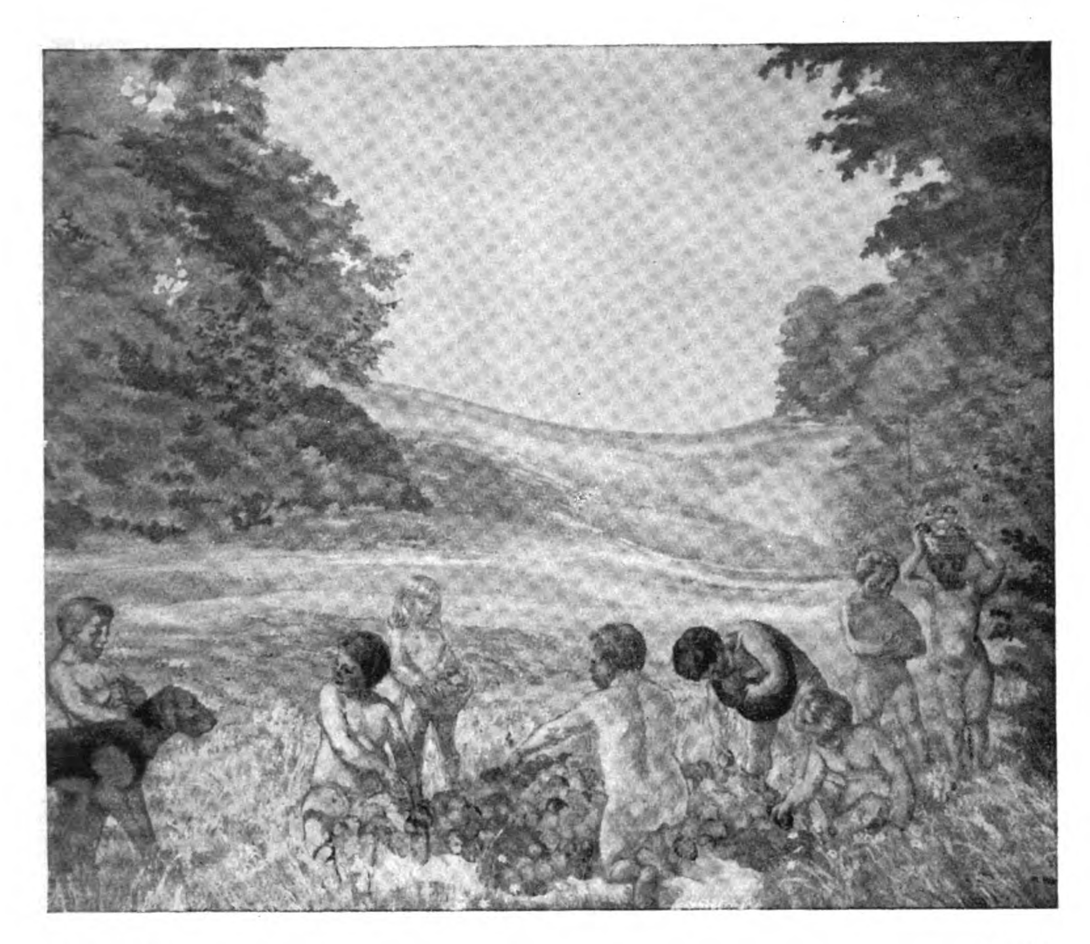
Ein gleichmäßiges Tönen kam durch die Luft. Die Kirchen läuteten. Es war ja Ostersonntag.«

Der Doktor schwieg und nahm bedächtig die Geige aus dem Kasten, den er auf den stummen Diener hinter sich gestellt hatte. Er hüllte sie langsam aus dem grauseidenen Tuche.

»Am Währinger Friedhof haben wir ihn begraben,« sagte er dann. »Die beiden Briefe habe ich aufgegeben, nachdem ich noch dazugeschrieben, daß Pierre eines stillen, friedlichen Todes gestorben sei; auch meine Adresse hatte ich hinzugefügt. Antwort ist keine gekommen.

Ich sehe manchmal nach seinem Grabe. Nur sein Name steht auf dem Eisenkreuz.





Artur Bär: Herbst

Ein Fliederbaum ist auf dem Hügel gewachsen; ob ihn jemand gepflanzt, oder ob er selbst dort Wurzeln gefaßt hat, ich weiß es nicht. Er ist groß geworden und blüht jetzt. Wenn Sie durch die Gymnasiumstraße gehen, können Sie ihn sehen, er steht hart an der Mauer.

Ich weiß nur zu gut,« fuhr er nach einer Weile fort, »daß keins von allen Nachbarvölkern uns Deutsche so mißverstanden hat — vielleicht mißverstehen wollte, wie die Franzosen. Auch ich habe mit Empörung die Beschuldigungen, Verleumdungen und Roheiten gelesen, mit denen die französischen Journalisten die Zeitungen zu vergiften pflegen, aber Sie werden verstehen, daß ich meinem armen Freunde eine Erinnerung bewahrt habe, die mich manchmal beeinflußt. Und dann wissen Sie ja auch, daß ich als Arzt den Krieg anders beurteile als Sie. Ich habe in meinem Spital bei unsern und den russischen Soldaten zu viel gemeinsame Schmerzen und Qualen gesehen.«

Er war aufgestanden.

»So, und nun wollen wir mit unsrer Musik beginnen,« sagte er. »Es ist ohnehin schon spät geworden. Ich bin doppelt daran schuld, durch meine Unpünktlichkeit und durch meine Erzählung.«

Die Herren holten sich ihre Instrumente.

Der Professor, der schweigsamste der vier, sagte: »Es gibt im Menschenleben drei Begriffe — nicht logisch genommen —, drei Freistätten, wo die nationalen Grenzen fallen oder fallen sollten: die Liebe, die Wissenschaft und die Kunst; vielleicht am meisten in der Musik, denn hier bedarf es keiner Worte, sie geht von Mensch zu Mensch. Wir wollen heute Ihr Lieblingsstück spielen: Beethovens Quartett in Cis-Moll. Es ist schon lange nicht von unsern Saiten erklungen. Wir wollen es diesmal mit ganz besonderer Andacht spielen; zu Ehren des armen Teufels, der drüben auf dem Kirchhofe schläft.«

Die Noten wurden geholt und aufgeschlagen, die Instrumente gestimmt. Man setzte sich zu den Pulten.

Der erste Akkord flog schüchtern durch das Zimmer; dann aber tönte die wunderbare, unsagbar schmerzliche Melodie des kranken Meisters herrlich durch den Raum und zog hinaus in das Schweigen der stillen Maiennacht.

Die Baltin

Fröstelndes Dämmern. Ein Sternlein im Westen
Strahlt über weißen, erstarrten Ästen.
Dunst auf den Dächern, in Schleier verborgen
Regt sich erwachend der eisige Morgen.
Winde raunen durch Frühlicht und Träume,
Hüllen in klingenden Demant die Bäume,
Ich aber lache und singe im Gehen:
Das ist der Heimat Grüßen und Wehen!
Fern, wo im Osten die Nebel sich färben,
Fern, wo die Sterne verflimmern und sterben,
Wo die Füchse bellen im knietiefen Schnee,
Wo das Elen sichert auf stahlhartem See,
Wo der Atem raucht und das Schneehuhn flieht —
Dort ist meine Heimat! ... Und dies ihr Lied!

Else Hueck-Dehio






Bruckners Neunte

Von Eva Gräfin von Baudissin

In dem niedrigen weißen Hause, das dicht neben der Sankt-Nikolaus-Kapelle am Ausgang des Dorfes lag, wohnte seit ein paar Jahren der alte Hofrat Flinter. Bei sonnigem Wetter sah man ihn unter einem hellen Sonnenschirm, weiße Gamaschen an den zierlichen Füßen und von einem weißen Spitz begleitet, den Versuch eines Spazierganges machen. Denn selten gelang es ihm, weiter als bis zur Post oder zum Marktplatz zu kommen; Ami war nur mit Mühe über die ersten zwei, drei Wegkreuzungen fortzubringen, plötzlich bog er doch von der gewünschten Richtung ab und jagte in eine Nebengasse hinein oder verfolgte eine Katze über eine Wiese oder durch ein Heustadl hindurch. Dann stand der alte Herr verzweifelt da, rief und klagte und hätte am liebsten geweint, und kehrte er nach fruchtlosem Locken und Schelten endlich nach Hause zurück, so rief ihm seine Wirtschafterin vom Balkon aus zu, daß Ami bereits wieder daheim sei. Aus Freude über den Verlorengeglaubten wurde kein Strafgericht abgehalten; Herr und Hund setzten sich wie erlöst nebeneinander auf das große rote Sofa, das unter den Fenstern stand und wie die übrigen Möbel viel zu gewaltig für die niedrigen Bauernstuben war, und hielten eine stumme, aber bewegliche Zwiesprache über die Gefahren der Dorfstraßen ab. Ja, und eigentlich war der Herr Hofrat hier draußen geblieben, als seine schöne Frau während eines Sommeraufenthalts ihrer Herzschwäche erlegen war, um Ami noch ein paar harmlos fröhliche Jahre zu gönnen. Aber das Dasein ist überall von bösen Zufällen umdroht ...

Waren sie beide wieder ruhig geworden, so vertauschte der Herr Hofrat den hellen Gehrock mit einer verschnürten Hausjoppe, tat sein Käppchen auf das weiße lockige Haar, setzte den Kneifer zurecht und schlug den Flügel auf. Nie spielte er schöner, erschütternder, schwungvoller, als wenn er sich mit Ami von neuem gerettet fühlte. Auf der Straße fuhren die Bauern langsamer und lauschten zu ihm hinauf, und einer und der andre sagte wohl verständnisvoll zu seinen Tieren: »Der Herr Hofrat schpüllt« — sie empfanden das als etwas sehr Feierliches, dem man Achtung entgegenbringen müsse. Der Herr Hofrat aber versenkte sich in Wagnersche Vorspiele oder Lisztsche Bearbeitungen und Symphonien, bis die Sonne hinter den Bergen versank, die gerade seinen Fenstern gegenüberstanden, und seine Wirtschafterin leise eine Tasse Schokolade auf den Schreibtisch setzte. Dann trank er behutsam und schrieb dabei ein paar Zeilen an seiner Übersetzung Balzacscher Romane weiter. Ehe man Licht anzündete, lag er schon in seinem Bett, denn am Morgen floh ihn der Schlaf. — Mit der Welt und Menschheit verbanden ihn kaum noch Interessen; ein paar Gratulationsbriefe zu seinem Geburtstag und zu Neujahr hielten ihn im laufenden über die Ereignisse in den Familien seiner Neffen und Nichten, die er mit seiner Wirtschafterin Kathi einen Tag lang eifrig besprach — dann hatte er alles vergessen. Sein früheres Leben war ihm selbst schon historisch geworden. Er verlangte nach nichts anderm mehr als nach seiner Ruhe, seiner Musik und der Kameradschaft mit seinem Hunde. Die Schönheit der Natur ringsum, Berge, Wiesen und Wald, waren ihm nur eine angenehme Zugabe, der er jedoch ziemlich objektiv gegenüberstand.

Dachte er noch je über sich nach, so meinte er wohl, jedes alten Menschen Dasein solle so harmonisch verklingen wie das seine, so unberührt von den kleinen Leidenschaften und Qualen des Alltags. Ein Etwas fehlte zwar auch ihm; aber er konnte es nicht in Worte fassen. Vor jeder näheren Berührung mit den bösen Nächsten, wie er sie wohl spöttisch nannte, schrak er ja zurück — vielleicht entbehrte er nur eine geistige Anregung: »Eine Anschprach' müßten's halt haben, Herr Hofrat,« meinte die Kathi zuweilen. Aber setzte sie die kleine innere Ungemütlichkeit in solche derben Worte um, so schüttelte er nur den Kopf und zog sich vollständig in sich selbst zurück.

Keine neuen Anknüpfungen mehr — sie bringen nur Enttäuschungen!

Eines Tags spazierte er des Mittags auf der Landstraße, und Ami blieb diesmal sogar folgsam hinter ihm. Da radelte sein Doktor an ihm vorüber, rief etwas von einem Schwerkranken und sprang dann doch ab, um ihn zu bitten, ob er nicht einmal ins Lauferer Haus hinüberschauen möge. Da liege ein armer junger Mensch, dem Musik das Höchste sei, und selbst spielen könne er nimmer. Die Mutter aber — Der Arzt sprach nicht weiter und schaute über die Wiesen fort, die sich eben frisch zu bekleiden begannen.

Der Herr Hofrat machte Ausflüchte. Der Doktor nickte kurz: Warum helfen die Menschen nicht, wo sie können?! Diese ihre einzige Aufgabe erfassen so wenige. Sie müssen's eben mit sich selbst ausmachen — und fort war er.

Der Herr Hofrat ärgerte sich: man sollte ihm

mit keinem Anliegen kommen. Er schalt Ami, der dadurch einsah, wie ungerecht die Menschen sind und wie überflüssig es ist, ihnen zu gehorchen; und der denn auch bald unter einem Zaun durchkroch und einen Maulwurfshaufen aufgrub.

»Musik! Meine Musik ist nicht dazu da, um jemand wohlzutun,« grollte der alte Herr. Und noch eine Mutter, die am Ende auch zuhörte — und dann verlangten sie Couplets oder Walzer — —

Warum auch nicht, wenn's ein junger Mensch war — und eine Mutter — —

Er kehrte um, wanderte an seinem eignen Hause vorbei und an der erstaunten Kathi, bei der Ami ebenso entgeistert stehenblieb, weil er nicht gerufen wurde — und gradeswegs auf das Lauferer Haus zu. Da mußte er eine Treppe hinaufsteigen, und dann stand er in einer schmalen sonnenheißen Glasveranda, in die auch die Berge hineinschauten. Aber hier hatten sie einen andern Ausdruck als bei ihm, von seinem sorgenlosen Fenster aus. Denn sie trugen an dem ungeheuren Jammer mit, der in dem engen Raum gefesselt lag und den doch eine Mutter mit Herz und Händen für den Preis ihres Lebens gern hinausgehoben und auf die ernsten Gipfelstirnen gelegt hätte — —

Der Herr Hofrat sprach nicht. Er setzte sich an das alte Klavier nebenan, das fast wie ein Spinett klang, so dünn war der Ton. Und sprach der Kranke leise einen Namen aus, so fanden die alten Künstlerhände gerade die Weise, die ihm die liebste war und der er nun mit leuchtenden Augen folgte.

Ja, und morgen käme er wieder, und alle Tage. Wissen brauchte er nur, was er dann spielen solle — —

Ganz beladen mit Wünschen kam er heim. Er übte regelrecht. So ein Kranker, nein, ein Sterbender fast, der an der Grenze der Ewigkeit stand, der mußte alles aufs feinste und beste mit hinübernehmen. Da durfte kein Ton fehlen, kein Rhythmus schwanken — bis ins Genaueste mußte er dem nachgehen, was in der Musik enthalten war. Zu gleichen Teilen schuldete man das dem Meister, dessen Werk drüben erklingen sollte, wie dem, dessen Ohr und Seele von den Harmonien als von einer letzten Gabe eines Menschen an den andern sich erfüllen würden — —

Welch ein heftiger Pulsschlag durchklopfte nun den Tag des Herrn Hofrat! Mit der Frühlingssonne erhob er sich, und wenn Kathi noch Amis Mäulchen wusch und seine Haare kämmte, kramte er schon in seinen Noten herum nach irgendeinem fast vergessenen Schatz. Wieviel hatte er doch im Laufe der Jahre für überwunden gehalten, was einem jungen Menschen doch wieder zur Skala der Entwicklung notwendig schien und was nun neuen Glanz und Klang erfuhr, wenn er sich beim Durchspielen vorstellte, wer ihm lauschen würde: der Sohn — und die Mutter — —

Sie trug helle Kleider und blanken Schmuck; und sie sprach heiter, mit selbstverständlichem Ton davon, welche Reisen sie zusammen machen und was für Kunstgenüsse sie sich verschaffen würden. Der Herr Hofrat sollte raten, welches Studium ihr Sohn ergreifen solle, wenn sein Katarrh endlich behoben sei; obgleich es ihm, wie allen früheren Offizieren, nicht ganz leicht wäre, sich noch einen Wechsel des Berufs auszumalen. Aber sie, die Mutter, wisse ja, daß alles wie von selbst gehen würde, sobald er erst ein festes Ziel vor Augen habe. Und danach suchten sie nun zu dreien, verwarfen, erwogen, einten sich und trennten sich doch lächelnd, verschiedener Meinung halber.

Kein Ton, kein Blick verriet, was in dieser Frau vorging. Nur ihre Hände lagen stets gefaltet im Schoß, wenn sie keinen Dienst für den Sohn verrichteten. Und der alte Hofrat sah, wie sich die Fingerspitzen fest, fest in die Handrücken preßten und wie die geschlossenen Handflächen das Große, Unnennbare hielten, was Seele und Körper dieser Frau umspannte und ihr Wesen und ihre Gefühle zugleich von allem trennte, was noch an menschliche Schwäche gemahnt hätte.

Unsichtbar, mehr als sie ahnte, trug er mit ihr. Ging er fort, so brannte es in seinem Herzen: Könnte ich ihr sagen, daß ich mit Freuden, ach, mit tausend Freuden sterben würde für ihren Sohn. Kam er wieder, so rang es sich voll Verzweiflung aus seiner Seele: Mein Bestes möchte ich leisten — muß ich leisten — damit sie sieht, daß man ihm den Teppich der Schönheit unter die Füße breitet.

»Ja mei', der Herr Hofrat, er wird immer mindrer,« sagten die Bäckerin und die Metzgerin zur Kathi.

»Er tut sich zuviel,« meinte sie dagegen. Sie merkte wohl den Unterschied: sonst hatte er Musik getrieben, sich selbst zur Freude und zur Befriedigung, nun saß er mit Feuereifer vor den Tasten, hielt kaum eine Mahlzeit mehr inne und hatte wenig Zeit übrig für Ami. Aber sie fand keinen Mut zur Mahnung oder Bitte. Was sie selbst ihrem alten Herrn gewünscht hatte, das besaß er jetzt: eine Ansprach'. Und verzehrte es ihn auch nach und nach — sie fühlte doch, daß es ein letztes, großes Geschenk für ihn sei und daß sie nicht daran rühren dürfe, um nichts von seinem Glanz zu rauben. —

Atemlos kam der alte Herr Hofrat eines Abends heim. »Bruckner,« sagte er vor sich hin, »Bruckner.«

Über den hatten sie des Nachmittags gesprochen, und dann war ihm die Offenbarung



gekommen, daß er zusagen müsse, die drei Sätze der Neunten zu spielen.

»Ich habe mich nie recht herangewagt,« gestand er. »Wenn man sie nicht im Konzertsaal gehört hat, ist es schon unendlich schwer, sie zu erfassen. Aber es wird mir gelingen, ich studiere sie — in ein paar Tagen trage ich sie Ihnen vor. So gut es geht, nicht wahr?«

»In ein paar Tagen,« hatte die Mutter geantwortet und mit strahlenden Augen dem Sohne zugenickt.

Der alte Hofrat sah, wie farblos ihre Hände geworden waren, und daß sie kaum noch die Kraft besaß, das Große, Unnennbare zu umschließen — er mußte sich beeilen, beeilen, wenn er die Neunte noch spielen wollte. — —

Nach zwei Tagen beherrschte er den ersten Satz. Zitternd und schwach kam er die Treppe herauf.

»Sie dürfen nicht — dürfen nicht,« flehte die Mutter.

Doch er sah sie nur an. Da wußte sie, weshalb ihm die Eile wichtig schien. Sie sagte nichts mehr.

Eingewiegt in die wunderbare Harmonie dieser Schöpfung, schlief der Kranke ein. Stumm, Hand in Hand blickten sie lange auf ihn. Dann ging der alte Hofrat fort. Eine köstliche Ruhe war in ihm. Er hatte noch etwas Großes geleistet; und so eng, so nah stand er dadurch diesen beiden, als gehöre er vollständig zu ihnen. Sie konnten sich nie mehr verlieren, trennte auch der Tod sie. Denn nichts verbindet die Seelen so fest miteinander wie das gemeinsame Einleben in Musik — dieser erste Satz, dieser unbeschreiblich schöne Satz der Neunten, für den auch ihm erst jetzt das volle Verständnis aufgegangen war, blieb die Brücke, auf der sie alle drei in die Ewigkeit hinüberschreiten würden. Nun kam der zweite Satz an die Reihe, das Scherzo — es war so berückend in seiner Anmut und der Fülle seiner Melodik —, aber er konnte sich ein wenig Zeit dazu gönnen, ein, zwei Tage des Ausruhens, ehe er es begann.

Kathi betrachtete ihn heimlich, er war so seltsam still, der erschreckende Übereifer der letzten Tage war vollkommen abgestreift. Ja, er wollte morgen im Bett liegenbleiben; das geschah nur selten und war ein Beweis großer Schwäche. Sie kochte ihm allerlei Gutes, aber er nippte nur an allem, mehr um ihr seine Dankbarkeit zu beweisen. Er brauchte nichts als Ruhe, und morgen würde er das Scherzo beginnen — das Scherzo — er lächelte. Daß Gott so gut sein konnte, so ungeheuer gut, ihm noch diese Aufgabe zu stellen und ihm zugleich die Kraft zu geben, sie noch zu erfüllen ... Feierliche Klänge, einzelne Takte des ersten Satzes durchrauschten ihm Ohr und Herz; und immer wieder dachte er, daß es ihm vergönnt gewesen sei, den Kranken in Schlaf zu versenken.

»Er ist eingeschlafen, Kathi, während ich spielte,« sagte er am späten Abend.

Woher wußte er —? Aber er lächelte glückselig, er wußte nichts von der Dauer und der Tiefe dieses Schlafes, und so wiederholte sie nur sanft: »Ja, eing'schlafen is er, der Kranke, Herr Hofrat.«

Am nächsten Morgen erhob er sich wirklich. Aber er war so schwach und hilflos, daß die Kathi ihn ankleiden mußte wie ein Kind. Dann saß er in seinem Lehnstuhl am Schreibtisch und sah auf die Berge: wie freundlich sie ihn anlächelten! Nichts von Leid lag mehr auf ihren Stirnen — sein Spiel gestern, nein vorgestern schon — eine Unruhe ergriff ihn von neuem — das hatte sie erlöst. Aber nun durfte er nicht mehr zögern — mit zitternden Schritten wankte er zum Flügel hinüber.

Die Kathi aber in ihrer Herzensangst war zum Doktor gelaufen. Er sei über Land, hieß es. Wie sollte er auch helfen? Ihr war, als rinne seine letzte Lebenskraft zögernd durch die welken Glieder — vielleicht, daß noch ein gutes Wort, eine Ansprach' von jemand, der so dachte und fühlte wie er, ihn im Abstieg aufhalten könne. Da lief sie weiter zur Mutter des Toten. Die trug das dunkle Kleid, in dem sie sich heimlich schon so lange, lange gesehen hatte; und ihre Hände lagen lose im Schoß. Es war nichts mehr zu halten, zu verbergen — —

Stumm ging sie neben der Kathi zum kleinen weißen Haus hinüber. Vielleicht würde er erschrecken, wenn er sie in Schwarz sähe; aber vielleicht merkte er auch jetzt nur auf ihre Augen und Hände. Die wollte sie in Obacht halten.

Ami stand wedelnd vor der sonnenbeschienenen Tür. Dann lief er treppauf voran.

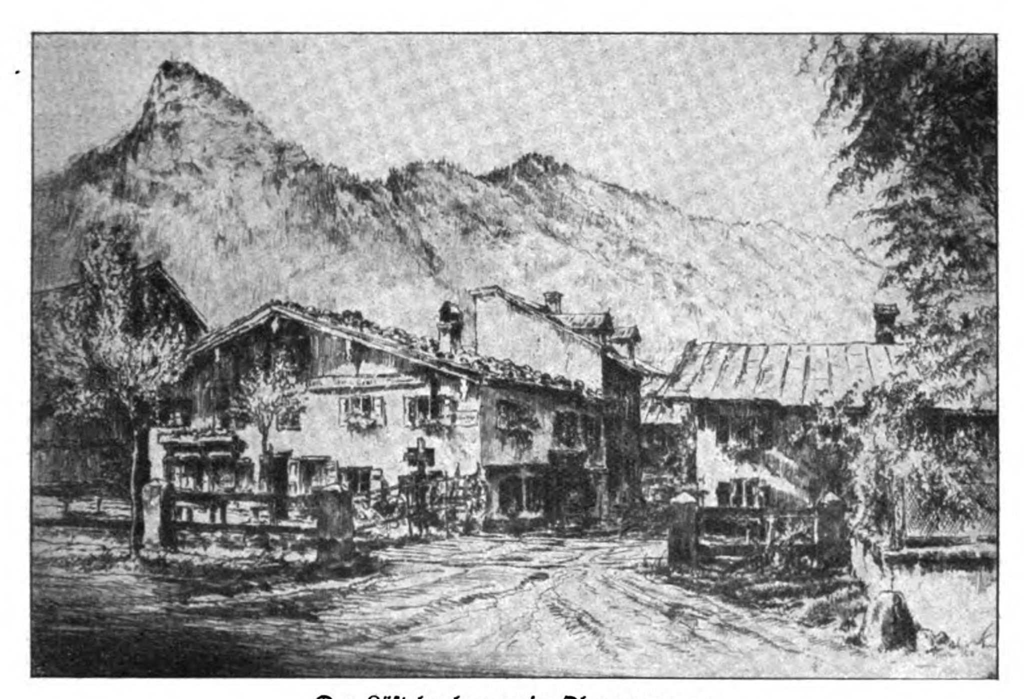
»Allein läuft er nie fort — nur wenn auf ihn gepaßt wird,« erzählte die Kathi.

Die Fremde sah die liebevolle Sorgfalt, mit der sich der alte Herr seine letzte Zuflucht vor der Welt bereitet hatte. Büsten und Bilder von allen Meistern der Musik standen und hingen im Treppenhaus und im Korridor, und große Schränke mit Noten und Büchern erzählten vom Leben des Einsamen, Insichgekehrten. Und seine Beschaulichkeit hatte er überwunden und aufgegeben, um ihretwillen und dem Toten zuliebe.

Er hat sich uns geopfert, dachte sie. Und wirklich: vorm Flügel saß in sich zusammengesunken die kleine Gestalt des Hofrats. Sein Kopf mit dem Käppchen lag auf den Tasten. Aufgeschlagen vor ihm stand der zweite Teil der Neunten, das Scherzo.

Die Kathi brach in Jammer aus, Ami winselte leise. Die Fremde zog sich den erstarrten Körper an die Brust und sagte: »Es ist nicht mehr nötig, das Scherzo, lieber Freund. Dein Opfer ist vollbracht.«





Der Lüftelmalerweg in Oberammergau
Nach einer Originalradierung von Paul Geißler aus dem Verlage von Ludwig Möller in Lübeck

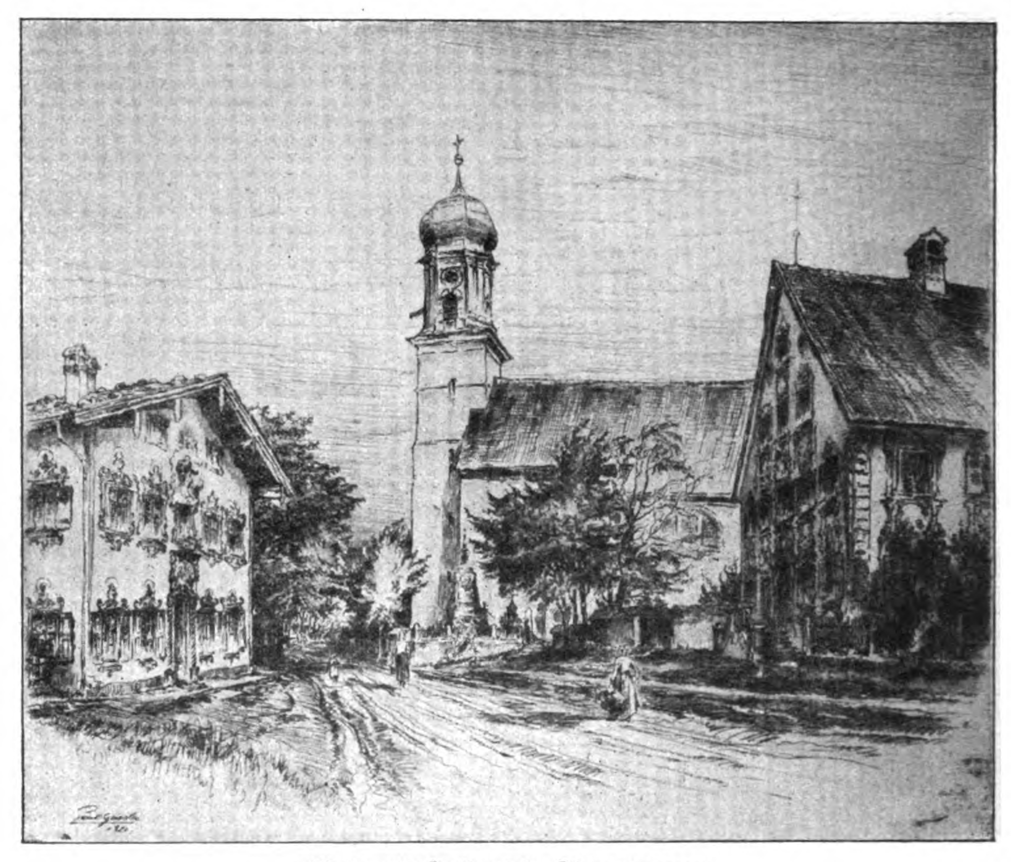
Oberammergau
und sein diesjähriges Passionsspiel
Von Friedrich Düsel

Mit sechs Radierungen von Paul Geißler und zehn Aufnahmen aus dem Spiel



Man reist, nun schon zum dritten Male, nach Oberammergau zu den Passionsspielen, sucht Kunst und findet zunächst — gleich Saul, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand — die Natur. Soll man deshalb zürnen? Und wem? Den Menschen, die sich auch in diesem Wettstreit demütig der Schöpfung ihres Gottes unterordnen, oder den Bergen, Wiesen, Wassern und Wäldern, die einfach da sind, schlicht und still, ohne irgend etwas Besonderes aus sich zu machen, ohne sich aufzudrängen? Nein, es ist ganz gut so, daß man vor dem Anfang und zwischen den beiden durch eine Pause von gut zwei Stunden getrennten Teilen des Spieles Muße genug findet, sich im Orte selbst und seiner landschaftlichen Umgebung zu ergehen.

Am besten freilich macht man solchen Spaziergang in Begleitung eines Künstlers. Ich hätte die Blätter von Franz Siegele mitnehmen können, von denen wir den Lesern schon im Junihefte einige in farbiger Wiedergabe gezeigt haben, aber offen gestanden war mir diesmal die Gesellschaft eines nicht einheimischen, eines norddeutschen Künstlers lieber: ein Beobachter in Eile sieht öfters mehr, sieht es neuer und eigner als einer auf Weile, und die Überraschung und Bewunderung, die er in seine Bilder mit hineinmalt oder -zeichnet, ersetzt viel von der vertrauten und dauernden Liebe des andern. Deshalb bin ich, deshalb werden die Leser unsrer Monatshefte der Möllerschen Kunsthandlung in Lübeck dankbar sein, daß sie just in diesem Jahre der Passionsspielwiederholung eine ganze Reihe Oberammergauer Radierungen von Paul Geißler auf den Kunstmarkt gebracht hat, die aus dem Orte selbst und seiner nächsten Umgebung die schönsten und kennzeichnendsten Erscheinungen der Bauten wie der Bergwelt festhalten. Es gibt in Oberammergau selbst mehr als eine Kunsthandlung, die ein »wohlassortiertes« Lager malerischer und zeichnerischer Darstellungen aus Ort und Landschaften feilhält, und ich habe mich in ihren Schaufenstern und Auslagen gut umgesehen, aber so charakteristische und einprägsame Blätter, wie sie Geißler geschaffen hat, sind mir auch dort kaum begegnet. Das kommt wohl daher, daß dieser Künstler, genau wie der Besucher Oberammergaus, sich zunächst gefragt hat: Was ist hier vor allem wert, »mitgenommen« zu werden, was erhält am besten und dauerhaftesten die Erinnerung an den Ort wach, dem du ein paar schöne Stunden



Kirche mit Forstamt in Oberammergau
Nach einer Originalradierung von Paul Geißler aus dem Verlage von Ludwig Möller in Lübeck

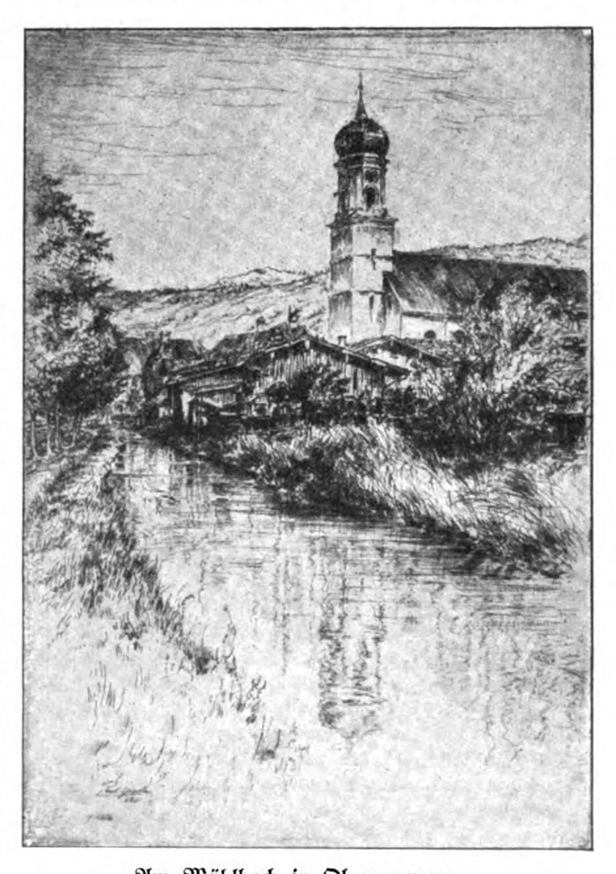
oder Tage deines Lebens in Gottes erhabener Natur verdankst?

Da ist der Lüftelmalerweg, so genannt nach dem einheimischen Malersmann, der berühmt war seiner Wolkenmalerei wegen und mehr als eins der Oberammergauer Häuser mit seinen luftigen und lustigen Fresken geschmückt hat: ein Blatt, das meisterhaft das innige und wohlige Beieinander von Häusern und Bergen wiedergibt und beides, Menschenwerk und Gotteswerk, durch einander stützt, hebt und betont. Dann die stattliche Kirche mit dem Forstamt und einem — ja, man darf wohl sagen: Patrizierhaus, eine Gruppe, die uns gleich auf den ersten Blick den rechten Begriff von der Wohlhabenheit und der alten bodenständigen Kultur des Ortes gibt und uns die wohltuend harmonischen Verhältnisse zeigt, die hier herrschen. Wandert man um die Kirche herum und ein Stücklein aus dem Dorfe hinaus auf die saftigen Wiesen, die es rings umgeben, so kommt man an den Mühlbach und gewinnt von hier einen neuen, nun freieren Blick auf den schöngegliederten Kirchturm, der sich scharf von der eigentümlich klaren und durchsichtigen Gebirgsluft abhebt. Und noch einmal begegnet er uns, wenn wir unsre Schritte in die Dorfgasse zurücklenken, am Gasthof zum Stern vorüber, wohl dem ältesten des Ortes, jedenfalls dem malerischsten all der vielen Gaststätten, über die das sommerliche Oberammergau verfügt. Da wirkt er schon fast wie auf einem Bühnenbilde, so kulissenartig flankieren ihn die Häuserzeilen links und rechts, so wirkungsvoll spitzt sich der »Aspekt« auf ihn zu, und das alte schmiedeeiserne Wirtshausschild, das wie mit dem Finger auf ihn zeigt, scheint auch schon zu wissen, daß es im Theaterwesen auf eine Betonung und Unterstreichung des Wichtigen ankommt.

Denn auf lange vermögen wir hier der Theatersphäre doch nicht zu entfliehen. Wir biegen um die nächste Ecke und stehen vor dem Pilatushause, so genannt nach der Rolle, die seine Besitzer lange Zeit in dem »Passion« (wie der Oberammergauer sagt) gespielt haben. Wahrlich, ein stattlicher, großliniger und schmuckfreudiger Bau, wohl würdig, auch heute noch einem römischen Landpfleger zur Herberge der Verwaltung und Gerechtigkeit zu dienen! Und im Hintergrunde der sich leise verengenden Gasse

der flachwinklige Giebelbau? Das kann nur das Theaterhaus sein. Freilich muß man noch ein paar hundert Schritt näher und rings um den Bau herumgehen, um seine geschickt abgewogene Anlage, seine glückliche Einbettung in die Landschaft zu erkennen. Schutz und Halt gibt ihm das Labergebirge, dieser sanft abgeplattete Bergrücken, der dem Ort und diesem Platze insbesondere etwas so Sicheres und Geruhiges verleiht. Es sollte uns wundern, wenn sich die Oberammergauer, die alles so wohl zu berechnen wissen, die Wirkung dieses natürlichen Hintergrundes für ihre bekanntlich offene Bühne hätten entgehen lassen.

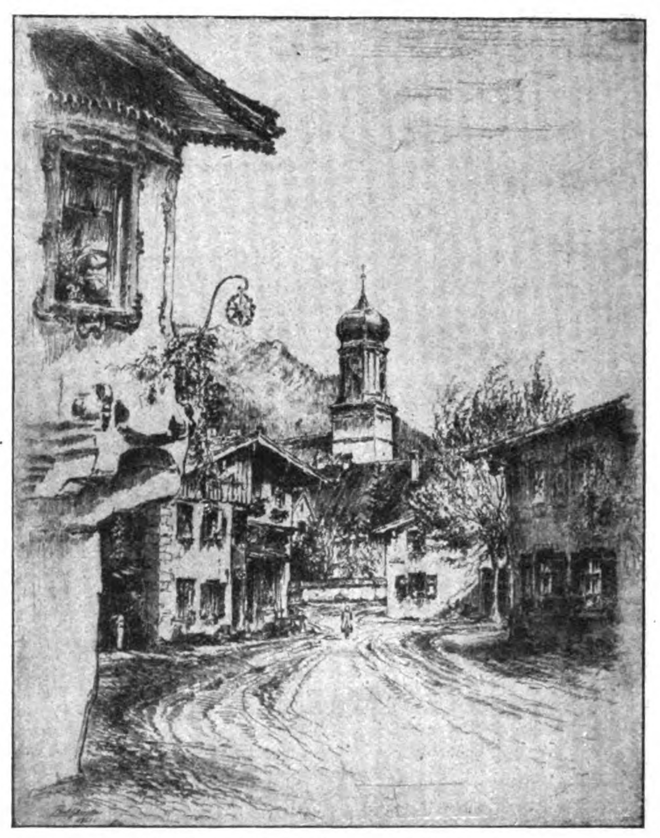
Doch uns bleibt immer noch ein halbes Stündchen bis zum Beginn des Spiels. Böllerschüsse — sie dröhnen uns noch vom vorigen Spieljahr 1910 in den Ohren — werden uns schon zur rechten Zeit ins Haus und zu unsrer Pflicht rufen. Inzwischen sehen wir uns noch in den Dorfgassen und Wirtsgärten das Publikum ein wenig an. Es hieß, diesmal wimmle es so sehr von Ausländern, zumal Amerikanern, Engländern und Holländern, in Oberammergau, daß man schon das Ohr spitzen müsse, um sein geliebtes Deutsch zu vernehmen. Das ist Übertreibung oder Verleumdung. Freilich ist es ein Montag, ein sogenannter Nachspieltag, der uns diesmal in das weltberühmte Passionsspieldorf geführt hat. An den Sonntagen, den Hauptspieltagen, mag es anders sein. Unterwegs, uns »entgegenkommend«, was sonst so wenig ihre Art ist, sind uns Fremdentypen genug begegnet. Kenntlich an den eleganten Lederkoffern, die sie mit sich führen, kenntlich an den lockeren, großkarierten Reisemützen, die sie, Männlein und Fräulein, tief in die Stirn herabgezogen tragen, kenntlich an den ausländischen Zeitungen, von denen sie sich auch hier nicht trennen können. Aber wie gesagt: die Hauptmasse dieser heißbegehrten Dollar-, Sterling- und Guldenfürsten hat sich für heute verflogen, und vorherrschend sind die »im Tal Geborenen«, die Oberbayern, insbesondere die Münchner, die immerhin schon über 100 Kilometer Reiseweg in dies abgelegene Tal haben. Sie wissen es sich bequem und billig zu machen. Denn auch das ist eine Übertreibung, daß die Oberammergauer Scheidemünze heuer bei dem Tausendmarkschein anfange. Man braucht nur entschlossen zu sein, wie diese Einheimischen (die sich leider, trotz ihrer »Reichstreue«, immer noch nicht abgewöhnen können, auch den Mitteldeutschen und vollends den Preußen zu den »Ausländern« zu zählen), die volkstümlichen Lokale, die kleinen bescheidenen und doch so sauberen und einladenden Wirtshäuser aufzusuchen und sich statt mit einem holsteinischen Schnitzel à la jardinière mit ein Paar delikaten Weißwürstln oder ein Paar Regensburger, allenfalls auch einem Schlegel- oder Gratbraten nebst Gerösteten bewirten zu lassen, und man wird tagsüber mit einem viertel oder halben Tausender auskommen. Andre wissen es noch schlauer anzufangen. Das sind die »Bänkeldrücker«. Die sitzen lachend und schmatzend am Wege, auf Holzbänken oder geschälten Baumstämmen, haben ihren Rucksack aufgeschnürt und allerlei Geselchtes oder Geräuchertes ausgepackt, wovon — wie Frau Fama sagt — die heimatlichen Vorratskammern überschwellen. Man erkennt sie an ihrer rudelartigen Zusammengehörigkeit, diese Ettaler, Possenhofener, Pollinger, Huglfinger, Feldafinger, Eschenloher, Kaltenbrunner und Ferchanter, und selten fehlt ihnen der geistliche Hirte, der sein väterliches Auge über sie walten läßt, wohl auch mal seinen Stab Wehe über sie schwingt.



Am Mühlbach in Oberammergau
Nach einer Originalradierung von Paul Geißler aus dem Verlage von Ludwig Möller in Lübeck

Die Böller krachen, das Spiel soll beginnen. Da man mittlerweile schon vertraut ist mit der neuen Verteilung unsrer irdischen Glücksgüter, kommt man schnell über die Überraschung hinweg, gerade diese ländlichen Besucher auf den besten und teuersten Plätzen zu finden — denn Platz- und Rangunterschiede gibt es auch in diesem volkstümlichsten aller Theaterhäuser: wer gut in der Mitte sitzt, hat den freiesten und vollsten Blick auf die Mittelbühne und genießt ungestört durch Überschneidungen den belebenden und zugleich beruhigenden, vertiefenden Ausblick auf den grünen Berghintergrund mit den ziehenden Wolken, der sich über die weitausladende Gesamtbühne spannt. Gibt das ein Winken hinüber und herüber, laute und gedämpfte Begrüßungen alter und neuer Bekanntschaften, Zurechtrücken und Auspolsterungen auf den für eine Sitzdauer von insgesamt fast acht Stunden etwas harten Bänken, auch wohl kleine Streitereien über gesellschaftliche oder soziale Fragen: ob man, wie in den Berliner und Münchner Logen, die Hüte aufbehalten dürfe oder nicht, ob der Rucksack mit zum »G'wand« gehöre usw. Ehe das Glockenzeichen ertönt, läßt schnell noch ein besonders seelsorgerisch veranlagter Dorfpfarrer die Schnupftabakdose durch die Reihe seiner Schutzbefohlenen kreisen, und da ist keiner, der dies Anregungsmittel für Nase und Gehirn verschmäht.

Man wirft noch einen kritischen Blick auf den Bühnenbau: in der Mitte die einstweilen noch durch einen dunkelblauen Vorhang geschlossene Mittelszene, wo sich die gedrängteren Szenen der Haupthandlung und die lebenden Bilder entfalten sollen, zu den äußersten Enden die Säulenhallen für Ab- und Zugänge, daneben nach der Mitte zu offene Balkone für das Haus des Hohenpriesters und das Haus des Pilatus, und man denkt: Wäre das nicht eine geradezu ideale Bühneneinrichtung auch für unsre großstädtischen Theater, die so mühsam und bisher immer noch vergeblich nach der Szene suchen, die dem heute wieder heißbegehrten großen Drama und den von der Zeit verlangten Vereinfachungen gerecht würde? Da bewegt sich schon gemessenen Schrittes der Chor aus den Bogengängen von links und rechts, schließt sich in der Mitte der breiten, durch den ganzen Raum gehenden Vorderbühne zusammen und läßt, ein wenig nur, den Prologsprecher hervortreten, der auch diesmal wieder in Anton Lechner (wie schon 1910) eine ebenso würdige Erscheinung wie geschulten und überall verständlichen Vertreter gefunden hat. Das ist wichtig und wertvoll, denn bei ihm liegen nicht nur die allgemeinen Betrachtungen, von denen das Spiel unterbrochen wird, und die Einleitungen zu den Chorgesängen, sondern auch die Erklärungen und Überleitungen der Handlung sowie die Verbindungen mit den alttestamentlichen »Vorbildern«, die die eigentliche Passionshandlung parallel begleiten. Er beginnt das Vorspiel:



Am Gasthof »Zum Stern« in Oberammergau
Nach einer Originalradierung von Paul Geißler aus dem Verlage von Ludwig Möller in Lübeck

Wirf zum heiligen Staunen dich nieder,
Vor Gottes Fluch gebeugtes Geschlecht!
Friede dir! aus Sion Gnade wieder!
Nicht ewig zürnet Er, [gerecht.
Der Beleidigte. — Ist sein Zürnen gleich

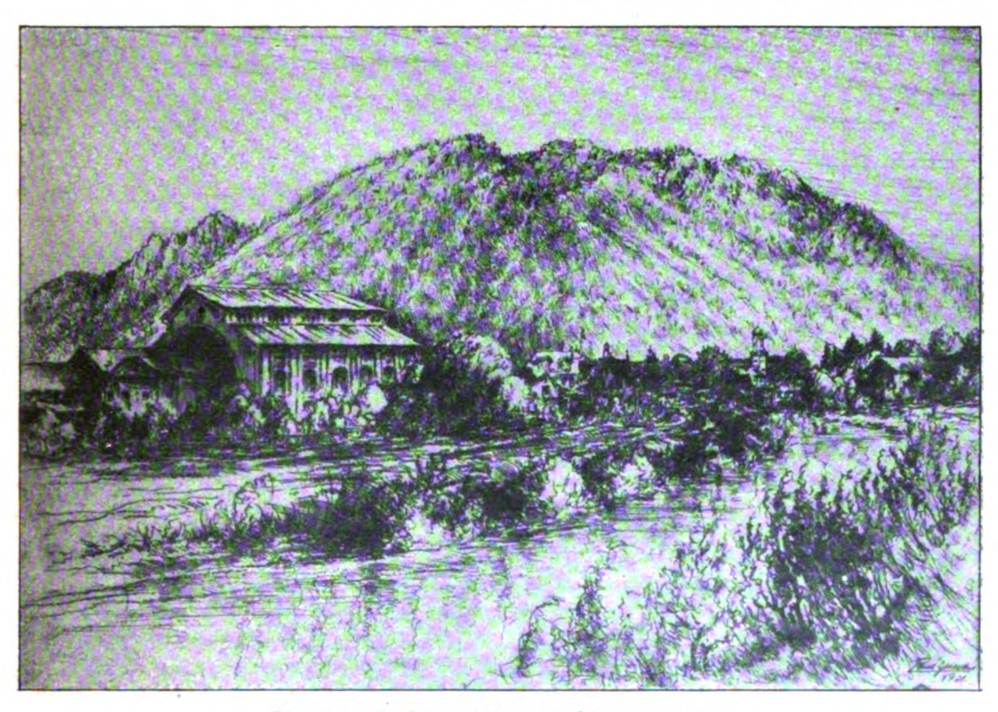


Pilatus-Haus mit Theater in Oberammergau
Nach einer Originalradierung von Paul Geißler aus dem Verlage von Ludwig Möller in Lübeck

Ich will, so spricht der Herr,
Den Tod des Sünders nicht, — vergeben
Will ich ihm — er soll leben,
Versöhnen wird selbst meines Sohnes Blut, versöhnen:

Preis, Anbetung, Freudentränen
Ew'ger, Dir!

Dann ein lebendes Bild auf der Mittelbühne, nachdem der Chor, etwa 24 Männer und Frauen, nach der Mitte zu zurückgetreten ist

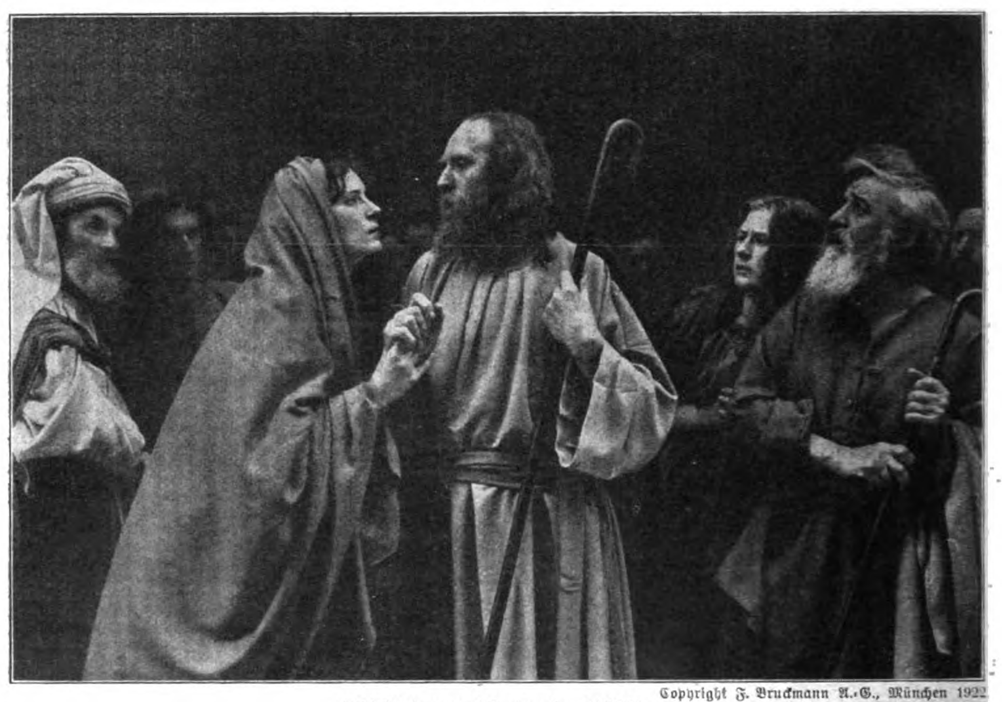


Theater mit Labergebirge in Oberammergau
Nach einer Originalradierung von Paul Geißler aus dem Verlage von Ludwig Möller in Lübeck

und der Vorhang sich geteilt hat: Die Vertreibung aus dem Paradiese. Und nun erst der eigentliche Prolog des Prologes:

Alle seien gegrüßt, welche die Liebe hier
Um den Heiland vereint, trauernd ihm nachzugehn
Auf dem Wege des Leidens
Bis zur Stätte der Grabesruh.
Die von nahe und fern heute gekommen sind,
Alle fühlen sich hier Eines in Brudersinn,
Als die Jünger des Einen,
Der für alle gelitten hat.

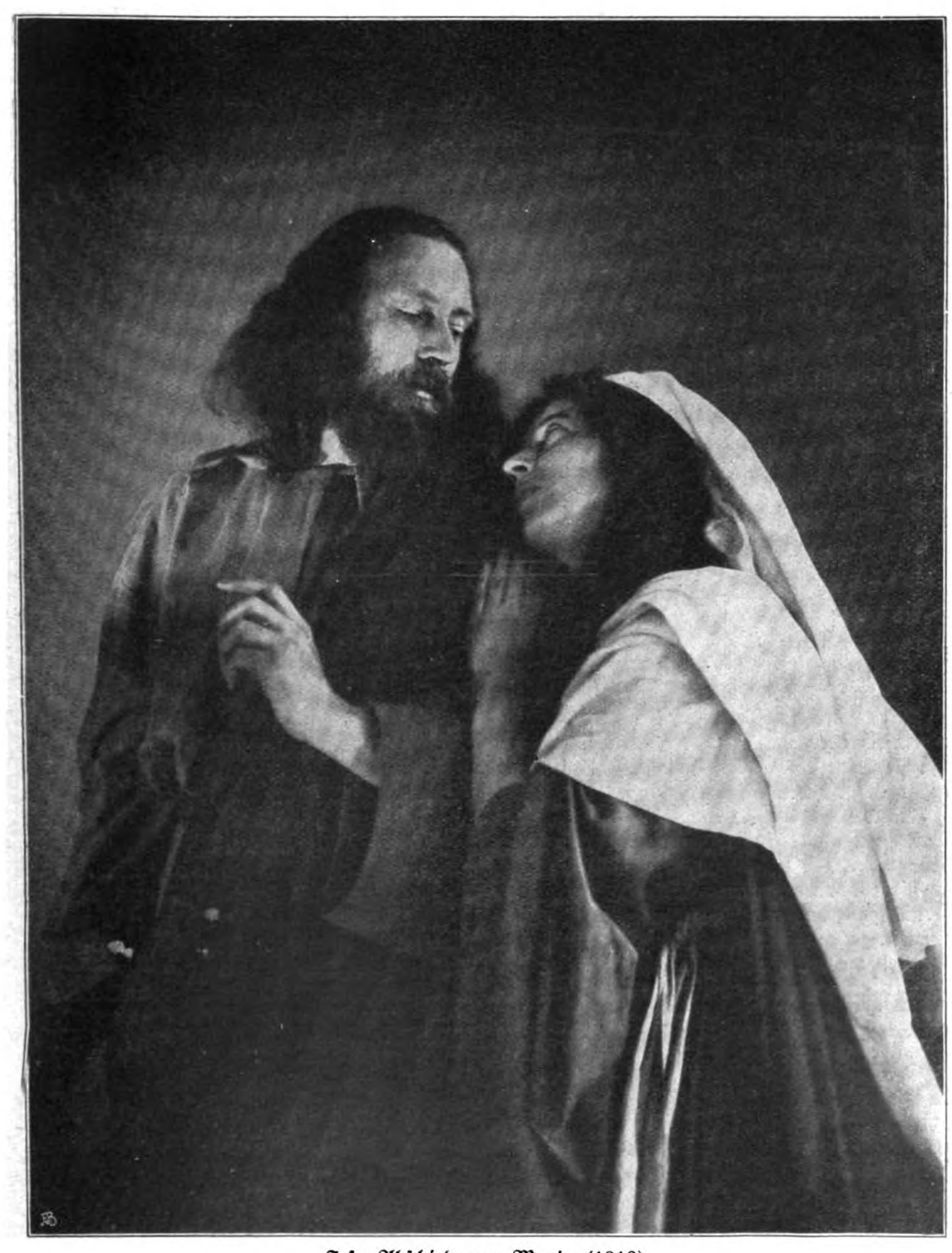
Veranstaltung und Unternehmung ausgewachsen hat, die wir heute unter diesem Passionsspiel verstehen. Auch dem Kritiker — das erkennt er vielleicht erst beim zweiten oder dritten Besuch des Spiels — legt dieser Grundcharakter der Vorführung Schranken auf. Er darf nie vergessen, daß hier kein unmittelbarer Vergleich mit den dramatischen Aufführungen unsrer Kunstbühnen angebracht ist, darf nie außer acht lassen, daß es sich um eine ländliche Erbauungsangelegenheit handelt, die ihre Wurzeln in den



Abschied von Bethania (1922)

Eine treffliche Einführung! Da hat man gleich die Grundzüge des Inhalts dessen, was uns erwartet, und hat die Andeutung des inneren Aufbaues. Denn es wäre falsch, dies Spiel rein dramatisch im strengen Kunstsinne des Wortes zu nehmen als eine sich stetig, ununterbrochen und konsequent entwickelnde einheitliche Handlung; alttestamentliche Bilder, die freilich nicht selten mühsam und etwas gekünstelt herbeigezogen sind, unterbrechen die Passion des Heilands, und azwischen sorgen der Prolog und der Chor immer wieder für die Auslegung und die erbauliche Nutzanwendung des Vorausgegangenen und Nachfolgenden. Wir dürfen hier eben nie vergessen, daß das Ganze eine religiöse Weihe- und Opferhandlung ist, hervorgegangen aus einem in schwerer Notzeit von der frommen Oberammergauer Gemeinde abgelegten Gelübde, dessen Erfüllung sich später erst, im Laufe von Jahrhunderten, zu der allgemeinen öffentlichen geistlichen Laienspielen des Mittelalters hat, die lange Zeit sich selber genug, in sich selber »selig« war, bevor aus der Ferne Bewunderer kamen, die sie in ihrer Größe und Schönheit »entdeckten« und dann nicht früher ruhten, als bis auch die Allgemeinheit daran teilnehmen konnte, woraus dann freilich der angeborene Geschäftssinn der Bauern bald seine Vorteile zu ziehen wußte — erst über Süd-, dann auch über Mittel- und Norddeutschland, heute über die ganze zivilisierte Welt, bis nach Siam und Japan.

Inzwischen, ehe noch das eigentliche Spiel begonnen, hat man Zeit und Gelegenheit gefunden, sich mit den **Kostümen** und **Bildern** zu beschäftigen. Die Kostüme, hieß es, seien diesmal gründlich erneuert worden und überträfen an Pracht bei weitem die von 1900 und 1910. Mag sein, aber es fällt nicht auf. Denn das wäre von Übel. Kostüme, denen man noch den Schneider, die Tuchfabrik oder den Färber



Jesu Abschied von Maria (1910)

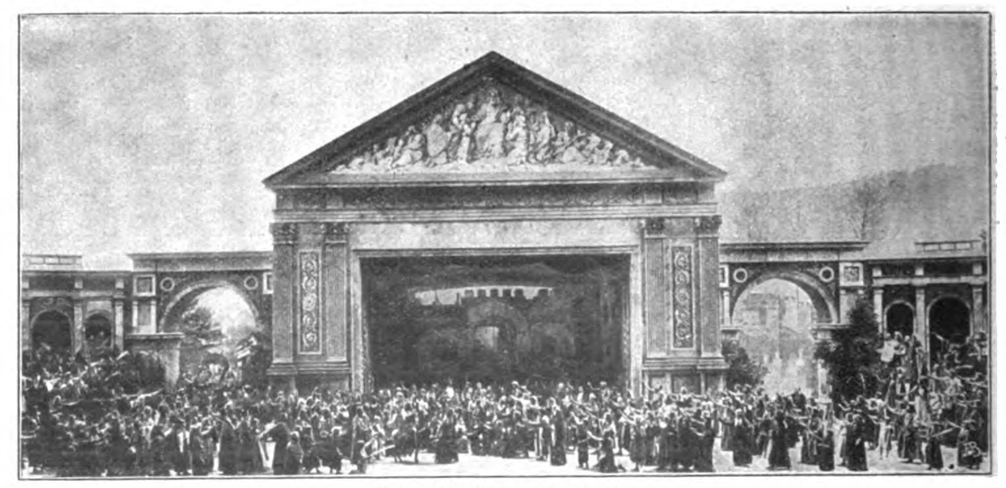
ansieht, verstimmen leicht, rufen leicht den Eindruck des äußerlichen, bewußten Schaugepränges hervor. Nichts davon. Mir scheint sogar, als herrsche noch immer ein gewisser bäuerlicher Farbengeschmack vor: Farben, die desto schöner, je ausgesprochener, bestimmter, ungebrochener sie sind, die aber in den Mittel- und Übergangstönen manchmal die Delikatesse vermissen lassen, an die uns unsre modernen Bühnenkünstler, meistens ja Maler und Zeichner, allgemach gewöhnt haben. Das fällt namentlich in der langgedehnten Zeile des Chors auf. Aber auch bei den Volksszenen, im Durcheinander der Massen oder in den Gruppenbildungen; da hätte ein geübter, neuzeitlich gebildeter Farbengeschmack Besseres, feiner und wohltuender Abgestimmtes



Gang nach Jerusalem

bieten können. Wie denn überhaupt in Oberammergau die Ausgleichung zwischen der alten historisch getreuen Meiningerei und dem neuen vereinfachenden, auf äußeren Zusammenklang und inneren Ausdruck eingestellten Stilprinzip erst noch gefunden werden soll.

Für die »lebenden Bilder«, wie das Volk sagt, also die alttestamentlichen Vorbilder oder Parallelerscheinungen zu der eigentlichen Passionshandlung, wäre ein solches Bestreben freilich ganz und gar nicht angebracht. Sie sind hervorgegangen aus dem Piloty-Kaulbachischen Bildgeschmack und würden aus dieser historisch-dekorativen Sphäre nur mit der äußersten Gefahr für ihre Wirkung entfernt werden können. Ich würde es begreifen, wenn manche dieser Bilder in ihrer wie für den Photographen erfundenen »Gestelltheit« dem empfindlichen Auge des großstädtischen oder sagen wir allgemein: des modernen Geschmäcklers geradezu als »Kitsch« erschienen, und doch bin ich überzeugt, daß der volkstümliche Geschmack bei diesen gefrorenen Staffagen, die in Gruppen und Farben schwelgen, am besten auf seine Kosten kommt, und daß er sich davon nur unter dem äußersten Widerstand etwas abhandeln ließe. Bilder, wie der Abschied des jungen Tobias von seinen Eltern (Vorbild zum Abschied Christi von Bethania),

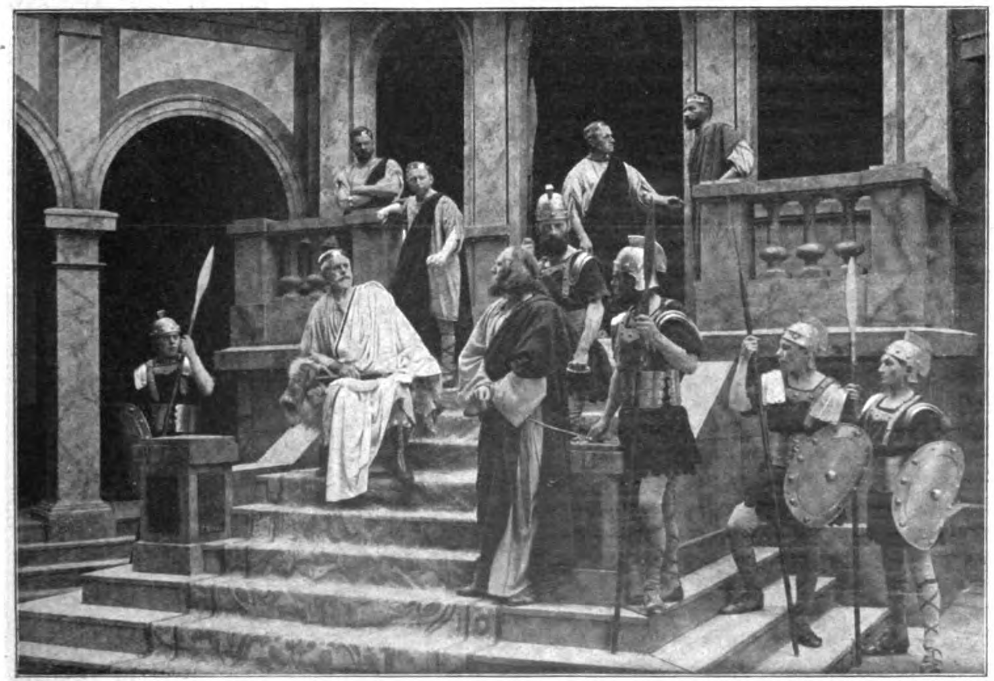


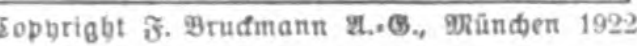
Jesu Einzug in Jerusalem



Abendmahl

die Verteilung des Manna und der Weintrauben aus Kanaan (Vorbild für das heilige Abendmahl), der Verkauf Joſephs (Vorbild für Judas' Verrat), der Brudermord Kains (Vorbild für Judas' Verzweiflung), der von den Philiſterfürſten verhöhnte Simſon (Vorbild für Chriſti Verſpottung und Verhöhnung vor Herodes), Joſephs Erhöhung zum Landesvater (Gegenbild zur Verurteilung Chriſti), Iſaaks Opferung (Vorbild zum Kreuzwege Chriſti)





Jeſus vor Pilatus



Copyright F. Bruckmann A.-G., München 1922

Kreuztragung

und vor allem das prunkvolle Schlußtableau: des Auferstandenen Triumph und Verherrlichung — diese Bilder entzücken die Zuschauer mehr als die beweglichsten Szenen der Passionshandlung selbst.

An denen fehlt es nicht. Jesu Einzug in Jerusalem, begleitet von dem Jubel des Volkes, seine Vertreibung der Krämer und Wechsler aus dem Tempel, der Abschied zu Bethania, das heilige Abendmahl mit der zwölfmal wiederholten Gebärde der Fußwaschung, Jesus im Ölgarten, Jesus vor Pilatus und Herodes, die Geißelung und Dornenkrönung, die Verurteilung, die Kreuztragung und endlich die Kreuzaufrichtung sowie die Auferstehungsszene — das sind auch im geläufigen Sinne des Wortes Bühnenszenen, die der Spielleitung (Bildhauer Johann Lang und Hanns Mayr) alle Ehre machen. Die Belebung und individuelle Beseelung der Volksszenen, ich meine: ihrer einzelnen Glieder und Gruppen, läßt manches zu wünschen übrig. Das häufig wiederkehrende Unisono-Sprechen, die Ausrufe, das An- und Abschwellen der Bewegung, des Murmelns und Lärmens — dafür hätten die Spielleiter, wenn sie sich auswärts umgesehen hätten und wenn das überhaupt ihr Ehrgeiz gewesen wäre, seit 1910 mancherlei lernen können, zumal in Berlin bei Reinhardt, was nicht zum Nachteil der Gesamtwirkung, nicht einmal zur Gefährdung des naiven Spiels hätte zu führen brauchen. So etwas ist doch wohl schwieriger, als es uns auf den großstädtischen Kunstbühnen meistens scheint; guter Wille und ein bißchen Drill reichen dazu nicht aus, nur die systematische Zucht einer Theaterschule vermag das zu leisten.

Den Einzeldarstellern, an denen im allgemeinen eine gegenüber 1910 angenehm auffallende Überwindung oder Abschleifung der oberbayrischen Mundart zu bemerken ist, kommt der rezitatorische, um nicht zu sagen epische Grundcharakter des Spiels zu Hilfe. »Passion« — das heißt ja so viel wie Leiden, Erdulden, und darin liegt schon, daß wir hier nicht das erwarten dürfen, was sonst das Wesen des Dramas ist: Aufeinanderprall der feindlichen Kräfte, Kampf und Widerstreit. Christus läßt geduldig mit sich geschehen, was der Wille seines Vaters im Himmel ihm vorgezeichnet hat. Deshalb ist die Wahl des Christusdarstellers in Oberammergau auch gar nicht so wichtig und bedeutungsvoll, wie man das gern, zumal in den Vornotizen für ein neues Spieljahr, hinzustellen beliebt. Wieder, wie 1910 und, wenn ich nicht irre, auch schon 1900, spielt, oder besser: gibt den Christus Anton Lang, seines Zeichens Kunsttöpfer oder »Keramiker«. Da auch Oberammergau, trotz der konservierenden Kraft



Copyright F. Bruckmann A.-G., München 1922

Maria (Martha Veit)



Copyright F. Bruckmann A.-G., München 1922
Johannes (Melchior Breitsamter)

Unter den Aposteln ist der Petrus bei Andreas Lang geblieben, und wieder freuen wir uns dieser würdigen, kernigen und männlichen Erscheinung, die für die Rolle nicht nötig hat, auch nur das Geringste von ihrem derben, kraftvollen, zupackenden Bauerntum zu verstecken. Dem Johannes, Jesu knabenhaftem Lieblingsjünger, gibt Melchior Breitsamter mehr noch, als es vor zwölf Jahren Alfred Bierling gelang, das Kindlich-Unschuldige einer anima candida, aus der erst das grausame Leiden des geliebten Herrn und Meisters die Kraft und Tapferkeit des Mannes erlöst.

Den schwersten Stand unter den Zwölfen hat Judas. Bei ihm liegt die schwierigste oder eigentlich einzige Aufgabe wirklich dramatischer Gestaltung. Er soll durch sein Spiel begründen und augenfällig machen, wie er — aus Enttäuschung seiner Machtgelüste, aus Eigennutz, Habsucht, Krämergeist und Neid — zu seinem Verrat am Meister kommt und dann, als Christus zum Tode verurteilt wird, was seine feige Halbheit nicht wollte, sich selbst den Strick des Todes dreht. Der frühere Darsteller verfiel dabei oft ins Komische, so daß es bei seinem Sichwinden und -krümmen im Zuschauerraum mehr als einmal offenes Gelächter gab. Der neue, offenbar

seiner Bergluft, keine andre Zeitrechnung hat als wir alle, so kann kein Geheimnis daraus gemacht werden, daß dieser Christusdarsteller heute beträchtlich älter ist als sein historisches Vorbild. Man würde es auch ohne diese peinliche Nachrechnung merken. Schon in der Erscheinung, mehr noch in der Gebärde und in der Stimme. Das Milde und Gütige gewinnt dadurch vielleicht noch an rührenden Momenten, das Licht- und Hoheitsvolle, das Strahlende und Triumphierende verliert vieles von dem, was noch vor zwölf Jahren an Lang zu rühmen war. Im zweiten Teil ist das erträglich; im ersten, beim fröhlich-heiteren Einzug in Jerusalem, auch noch in der Abendmahlszene, die der Höhepunkt des Ganzen sein sollte, hat es manchen enttäuscht.

Die Maria hat an Stelle Ottilie Zwinks, die etwas wahrhaft und ergreifend Mütterliches hatte, Martha Veit übernommen, die nun leider neben diesem gealterten Christus viel zu jung wirkt, eher als eine jüngere Schwester, und sich nicht recht über ihre nächste weibliche Umgebung, die Magdalena, Martha und Veronika (Veronika Sieber), heraushebt, so bildhaft schön, rein und jungfräulich ihre äußere Erscheinung auch sein mag. Man braucht ihr Bild nur mit dem der Ottilie Zwink vom Jahre 1910 zu vergleichen (wozu unsre Abbildungen erwünschte Gelegenheit bieten), um das sofort zu erfassen.



Copyright F. Bruckmann A.-G., München 1922
Herodes (Gregor Breitsamter)

besonders gut von der Spielleitung beraten und geschult, aber auch mit unverkennbarer eigner schauspielerischer Begabung ausgestattet, wußte diese doch heute nicht mehr recht angebrachten Erinnerungen an die Hanswurst- und Bösewichtsrolle, die der Judas im mittelalterlichen Spiel sicherlich einmal war, zu vermeiden.

Von den beiden Hohenpriestern ist der Annas dem Sebastian Lang geblieben und hat mit ihm seine alte wohlbewährte Wirksamkeit in Haltung, Bewegung, Spiel und zelotischem Feuer bewahrt, während der Kaiphas von Gregor Breitsamter an Hugo Rutz übergegangen ist, ein Tausch, den wir nicht zu bedauern brauchen. Breitsamter hat statt dessen den Herodes übernommen, vermag aber auch dieser Rolle wenig abzugewinnen und sticht neben dem neuen Pilatus-Darsteller Hans Mayer, der römische Amtswürde mit dem Schliff einer überlegenen weltmännischen Kultur zu vereinigen weiß, wenig vorteilhaft ab. Wie viel Tradition und Übung vermag, beweist die Darstellung des römischen Hauptmanns Longinus, der, wie Geßler im »Wilhelm Tell«, zu Pferd erscheinen darf und wieder — diesmal weit besser als 1910 — von Anton Haser gegeben wird. Mit der stummen Rolle des Barrabas muß sich noch immer Josef Daisenberger begnügen, und ist doch wohl ein Verwandter des Oberammergauer Pfarrers und späteren Königl. geistlichen Rates Jos. Alois Daisenberger, des langjährigen Leiters und Reformators des Passionsspiels, der dem Text die jetzige einfache, evangelientreue Ausgestaltung gegeben hat.

Über diesen Text freilich ließe sich trotzdem noch mancherlei Kritisches sagen. Als im Jahre 1888 von München der Versuch gemacht wurde, den ganzen Passion mit modernen Ideen zu durchtränken, taten die Oberammergauer wohl recht daran, sich einem Zuviel nach dieser Richtung hin mit Entschiedenheit zu widersetzen. Aber hinter dem Schilde der »Volkstümlichkeit« und »guten alten Eigenart« der Sprache ist doch auch mancherlei gedeckt und »gerettet« worden, was ein unbefangener, nur einigermaßen strenger Beurteiler heute schwerfällig, papieren, veraltet, ungepflegt oder farblos nennen müßte: als da sind die massenhaften zum Händeringen und Darmverschlingen unreinen Reime, die Vorliebe für die plumpen Gesellen »derselbe« und »welcher«, der oft recht verwickelte und schulmäßige Satzbau, schiefe, stimmungraubende Ausdrücke und andre sprachliche Schwächen mehr.

Über die Musik möchte ich, auf diesem Gebiete unbewandert und der katholischen Liturgie fremd, ein Urteil am liebsten ganz unterdrücken. Ich glaube gern, daß ihr Schöpfer, der frühere Oberammergauer Lehrer Rochus Dedler, ein »trefflicher Meister des Kontrapunktes in der Partitur« war; aber das hat nicht gehindert, daß er sich nur zu oft von allzu weltlichen Melodien beeinflussen ließ, die sonst zum Tanz, zum Becherlupf oder zum Schützenfest locken. Da sollte einmal wieder »reformiert« werden.

Auch dem Gesamtgefüge des Spiels könnte das nicht schaden. Es geht doch nun mal heute ein andrer Lebens- und Erlebnisstrom durch die Welt, auch durch das deutsche Volk, als dieses im Jahre 1634 entsprungene Reis des geistlichen Spiels ihn hat. Da könnte mancher Auswuchs getilgt werden. Auch sechs (statt acht) Spielstunden würden vollauf genügen, den Gang der heiligen Leidensgeschichte schön und würdig darzustellen, und der Gesamteindruck, der seelische Nachhall würde durch solche Beschränkung nur gewinnen. Mit Recht und zu rechter Zeit erinnert das Textbuch an den altüberlieferten Titel des Spiels »Das große Versöhnungsopfer auf Golgatha«. So haben es die Oberammergauer Altväter getauft, so will auch die Oberammergauer Gesamtbürgerschaft es heute wieder aufgeführt und aufgenommen wissen. Beitragen soll es zur Versöhnung des einzelnen Menschen mit seinem Gotte, der Christengemeinschaften in ihren Glaubensspaltungen — und wirklich haben sich hier von jeher Katholiken und Evangelische friedlich zueinander gefunden —, mitwirken soll es zur Versöhnung der verfeindeten Nationen. Dafür muß es seine Ehrwürdigkeit behaupten, dafür aber sollte es auch dem verjüngten Zeitwillen und geläuterten Zeitgeschmack gelinde Zugeständnisse machen.

Die Flucht nach Ägypten

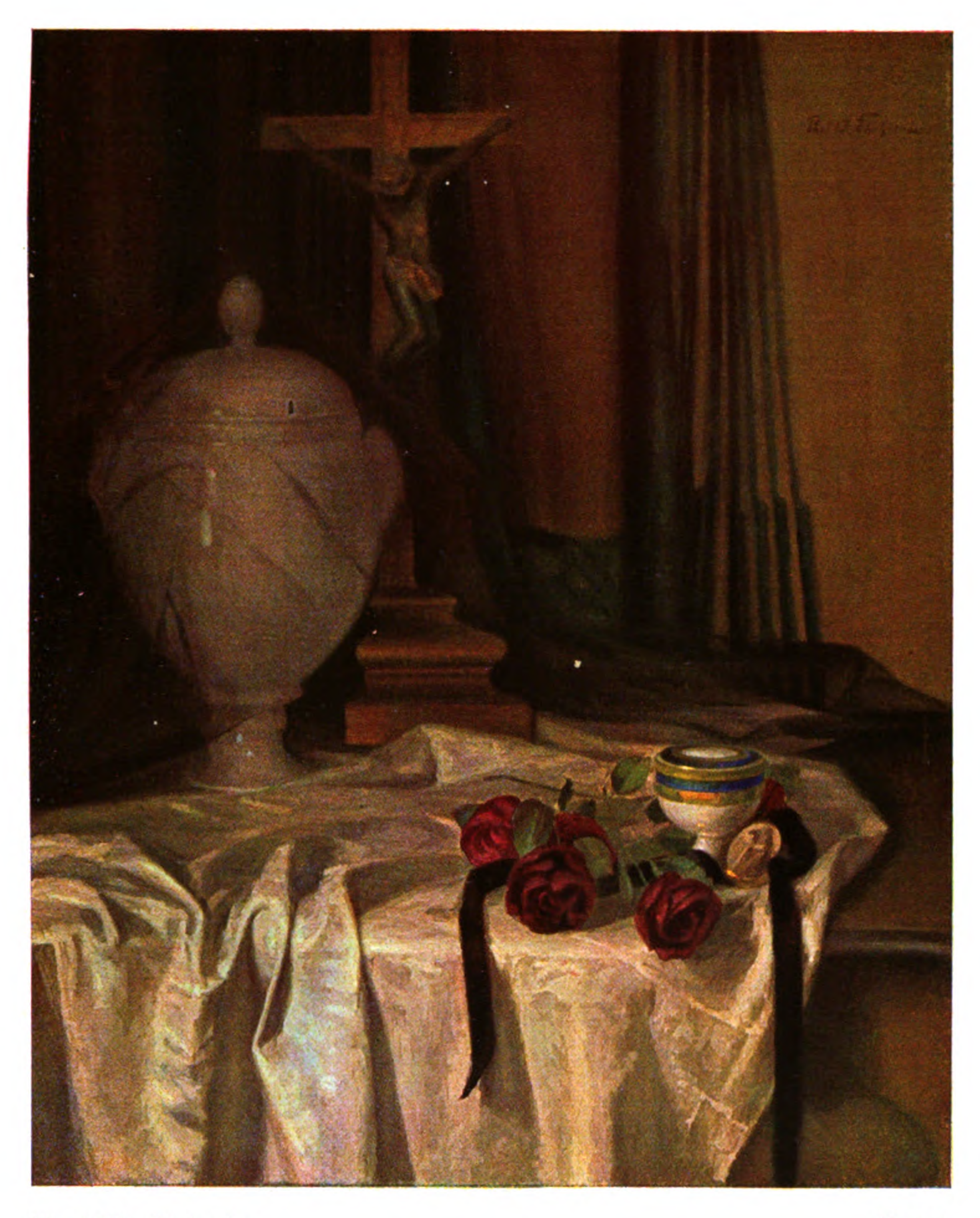
Sie flohen, flohen in die Nacht der Fremde —
Hoch schlug des Kindermordens greller Brand —,
Der Esel aber zauderte und stemmte
Die Hufe stur und stutzig in den Sand.

Ach, sie begriffen's wohl: den Grauen hemmte
Sehnsucht nach seines Stalls geweihter Wand;
Und selbst das Kind bezeigte sich und kämmte
Die sanfte Kruppe mit getroster Hand.

Dann, als der Tau und Schlaf die Müden streifte,
Umreigte sie der Englein flinker Kranz.
Und eins umfing des Grauen Kopf, der steif

Und hungernd lag, und speiste ihn vom Glanz
Des Wundersterns, der wie ein Fruchtkern reif
Am Heimathimmel aufbrach und sich schweifte.

Ernst Ludwig Schellenberg



Paul W. Ehrhardt: Trauer

Musik und künstlerisches Schaffen

Von Dr. W. Glässing

Die Musik als Inspirationsquelle für das künstlerische Schaffen ist ein Gebiet, das bei seiner hohen Bedeutung für Kunst und Kultur einer eingehenden Bearbeitung würdig wäre. Was würde für die Menschheit gewonnen sein, wenn im Wege einwandfreier Feststellungen die Flammenschrift des genialen Tonkünstlers dargestellt würde, die dieser in die Seelen weiterschaffender Künstler geschrieben hat? Wenn es gelänge, im Wege wissenschaftlicher Forschung die verbindenden Elemente in Tönen, Farben und Formen bei dem künstlerischen Schaffen als die Wirkungen wahrhaft großer Tonwerke darzustellen und so einem neu erkannten genialen Tonschöpfer zum Ziele zu verhelfen, bevor die Nachwelt ihm den Lorbeer auf das Grab legt? Einer eingehenderen Darstellung soll der Nachweis vorbehalten bleiben, daß die Wirkungen großer Tonwerke sich in Musikphantomen äußern, die, von krankhaften Zuständen sich scharf unterscheidend, ein klares Erinnerungsvermögen zurücklassen und die Möglichkeit nachträglicher wissenschaftlicher Bearbeitung bieten. Goethe hat in der Tat in seinen naturwissenschaftlichen Forschungen eine ewige Wahrheit ausgesprochen, wenn er von der »exakten sinnlichen Phantasie« spricht, dem »Eigenleben des Auges«, und damit das innere geistige Sehen, die »produktive Kraft«, den Schöpferakt des Künstlers meint. Gewiß ist, daß Tonwerke außerordentlich verschieden wirken. Bei der individuellen Wesensart des an musikalischen Kräften so reichen deutschen Volkes ist dies nicht anders möglich. Jeder echte Künstler versammelt seine eigne Gemeinde. Gewiß ist, daß es Menschen gibt, deren Gehirne ein Echo des Tonwerkes nicht wiedergeben können. Wo Kleinheit, Beschränktheit, Leidenschaft und die bedrückende Enge des Lebens herrscht, kann die Sprache des Schöpfers eines Tonwerkes nicht eindringen. In dieser Gefühlswelt herrscht leider nur das eigne irrende und verwirrende Leben. Aber ebenso gewiß ist, daß die Musik als die unmittelbarste aller Künste in einem besonderen Verhältnisse zu den Seelen schöpferischer Naturen steht und sich hier als Kraftquelle für das künstlerische Schaffen offenbart. Grillparzer sagt einmal (1817): »Wenn eine Violinsaite gestrichen wird, so klingen die Saiten einer danebenliegenden unberührten Geige mit. Wie, wenn ein ähnliches Nachleben unsrer Nerven Ursache an der so großen Wirkung der Musik wäre?«

Die Wirkung der Musik im Reiche des künstlerischen Schaffens ist naturgemäß nur ein individuelles Problem. Nur in Einzelerlebnissen wird das Problem in dieser Abhandlung dargestellt.

Ich beginne mit Max Klinger, einem Künstler von der Universalbedeutung eines Leonardo, auch in seinem psychologischen Forschungstrieb mit ihm verwandt. Hier nur wenige Beispiele aus seinem Kunstschaffen.

Klingers inniges Verhältnis zu Brahms ließ die in Rom vollendete »Brahmsphantasie« zu einem Kunstwerk werden, das ganz aus dem Geiste der Musik geboren wurde. Brahms, in der Klarheit des Nordens in Hamburg aufgewachsen, zurückhaltend und ernst in seiner Wesensart wie Klinger, hat sich in seiner Kunst die starke, reine Form bewahrt und sich doch die Vorzüge der romantischen Klangwelt erhalten. Er verehrte in Klinger eine wesensverwandte Natur. Wie sehr Brahms die musikalische Gestaltungskraft in den Bildern Klingers fühlte, geht aus einem Briefe vom 28. Dezember 1896 hervor. Er schreibt hier u. a.: »Ich sehe die Musik, die schönen Worte dazu, und nun tragen mich ganz unvermerkt Ihre herrlichen Zeichnungen weiter; sie ansehend ist es, als ob die Musik ins Unendliche weitertöne und alles ausspräche, was ich hätte sagen mögen, deutlicher, als es Musik vermag, und dennoch ebenso geheimnisreich und ahnungsvoll. Manchmal möchte ich Sie beneiden, daß Sie mit dem Stift deutlicher sein können, manchmal auch mich freuen, daß ich es nicht zu sein brauche, schließlich aber muß ich denken: Alle Kunst ist dasselbe und spricht die gleiche Sprache.«

Klingers Arbeit an dem Brahms-Werk verteilt sich auf die Jahre 1885—1894. Das Werk ist ein selbständiges Kunstwerk, herausgewachsen aus der Inspiration der Musik.

Aus dem Werke seien die Vertonung des Schicksalliedes von Hölderlin durch Brahms und die ergreifende Radierung von Klinger hervorgehoben, auch das weitere klassische Motiv der Prometheussage, mit dem der Zyklus abschließt. In den Zeichnungen Klingers zu dem Schicksalslied Hölderlins und zur Prometheussage klingt die wehmütige und ernste Musik Brahms' und das starke Mitleid, das Klinger mit dem Trauerspiel des Lebens empfand. Fruchtloses, ungeheures Ringen im Menschenleben ist dargestellt. Und das Schlußbild zum Prometheuszyklus: Prometheus, endlich befreit, von Herakles erlöst, sinkt zusammen bei dem Schicksal der Menschen, da diese stets aufs neue ihre Sklavennatur zeigen. Brahms hat auch sein letztes großes Tonwerk, die »Vier ernsten Gesänge«, Max Klinger gewidmet.

Das größte muſikaliſch inſpirierte plaſtiſche Werk Klingers iſt die Beethoven-Statue. »Der Beethoven«, ſagt Klinger, »entſtand genau ſo in allen Details, wie er jetzt iſt, nur in andern Produktionen und anderm Material, bereits 1885 in Paris, und der dort faſt ganz fertig gemachte und gemalte farbige Entwurf wurde 1888 auf der Großen Berliner Kunſtausſtellung zurückgewieſen. Zu dieſer Zeit exiſtierte der Viktor Hugo und der Denker Rodin noch gar nicht. Die Idee kam mir eines ſchönen Abends in Paris am Klavier, und ſo fand ich beſtimmt und deutlich wie nur wenige Sachen: die Haltung, die Fauſt, das rote Gewand, den Adler, den Seſſel, die Falten, ſogar die goldene Lehne.« Der Meiſter hat ſechzehn Jahre ſeines Lebens an dieſem Werke gearbeitet. Was Beethoven in der Muſik ihm war, das iſt in dieſem Werke ausgedrückt.

Über den Wolken thront Beethoven; ein Ton zieht ihn in ein fernes Reich. Er, der ſich nicht unterjochen ließ von ſeinem ſchweren Schickſal, konzentriert ſeine phyſiſche Kraft in einer Fauſt von wunderbarem Ausdruck. Als Sendboten des Höchſten der Adler, der an den Felſen ſich anklammert und die Schwingen weitet, der flugbereite Bote des von der Höhe kommenden Gedankens. Rubens hat einmal über dem Haupte des Johannes einen Adler gemalt, wie er dem Evangeliſten das Wort vom Munde nimmt, um es hinwegzutragen in alle Welt. Der erſte, noch heute in dem Atelier ſtehende Pariſer Entwurf beſtätigt das Wort Klingers, daß der Gedanke des Kunſtwerks, deutlich und farbig beſtimmt, in dem erſten Phantaſiegebilde dem ſofort begonnenen plaſtiſchen Verſuch vor der Seele des Künſtlers vollendet ſtand. Der farbige Verſuch in Ton, ungefähr die knappe Hälfte der Größe des vollendeten Kunſtwerks, zeigt kaum Unterſchiede in den organiſchen Teilen von der Ausführung in ihrer endgültigen Faſſung. Wir empfinden mit Klinger an dem Werke den muſikaliſchen Gehalt von der Höhe. Von der Höhe klingt der Ruf »Über Sternen muß er wohnen«. Weil die Neunte Symphonie zu der Freude der Seele und des Allewigen führt, iſt ſie ein ewiges Werk. Dieſe Ewigkeit war in Klinger lebendig. In dem Entwurf der 10. Symphonie wollte Beethoven in ſeinem Skizzenblatt von 1818 mit der »Adagio cantique« einen frommen Geſang beginnen. »Im Text griechiſchen Mythus im Allegro Feier des Bacchus.« Die Verſöhnung antiker und chriſtlicher Kultur im Geiſte der Muſik, die Sinnenſchönheit der Muſik, die Schönheit der Lebensfreude in der Bachusfeier; die Tiefe der Kreuzesreligion, die Seeligkeit der erlöſten Seele. Man hörte: »Mit der alten Welt die neue in die ewige zerfließen.« Den mit allen Lebensproblemen ringenden Tondichter hat Klinger wie einen Gott in ſeinem Werk gefeiert; mit vielen Farben die Tondichtungen von Beethoven ſchildernd, deſſen Kulturbedeutung für die Seelengeſchichte der Menſchheit einmal Richard Wagner in dem Worte ausſprach: »Es war aus dem großen Beethoven eine ganz neue Erkenntnis des Weſens der Muſik zu gewinnen.« Beethovens Geiſteswelt und Muſik ſtellte ſich ihm ſo ſtark pulſierend dar, daß ihm die Darſtellung des Kopfes allein nicht genügte. Er wollte auch vor allem die bezwingende rauſchende Schönheit der ſo kontraſtreichen Muſik und der muſikaliſchen Gedanken Beethovens ſymboliſieren. Alle Seelenſtimmungen klingen in der Apotheoſe der Beethovenſtatue »Freude und Frohſinn in den Engelsköpfen, Schwungkraft und Majeſtät im Adler, und die erſchütternden Weltprobleme, Beethovens Gedanken zur 10. Symphonie in dem Relief des Bronzeſeſſels«. Indem Klinger ſein Werk auch aus dem Entwurf der 10. Symphonie ſchöpfte, hat er der Nachwelt ein Kunſtwerk gegeben, das in Erz und edelſtem Material im Sinne des Meiſters die höchſte Vorſtellung bekennen ſollte, den Gedanken von dem ewigen Wert der Töne Beethovens.

Der Beethovenſtatue und andern großen Werken Klingers hat das Leipziger Muſeum unter der ausgezeichneten Leitung von Dr. Julius Vogel einen Weihetempel geſchaffen, der der Stadt zum Ruhme gereicht. Die geſamten radierten Werke mit Einſchluß der Brahmsphantaſie, die Salome, Caſſandra, das badende Mädchen und hervorragende Ölbilder ſind hier vereinigt. Auch die Erwerbung des großen Gemäldes »Die Kreuzigung«, der ausgezeichneten großen Studien zu dieſem Bilde, zahlreicher höchſt wertvoller Handzeichnungen, der charakteriſtiſch dargeſtellten Köpfe von Wundt, Steinbach, Lamprecht und Richard Wagner iſt Vogel zu danken.

Der auf die Klangwelle der Töne ſo eingeſtellte Künſtler war in ſeiner Arbeit von ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit und ſtarker Selbſtdiſziplin. Wieviel Ideenſkizzen, Vorentwürfe, Vorarbeiten und beſondere Prüfungen über die künſtleriſch techniſche Eignung des gewählten Materials, wieviel Verſuche gingen voraus, bis dieſer raſtlos ſchaffende Geiſt es wagte, ſeinen Verſuch für gereift zu erklären! Und was ſich bei ihm alles zuſammendrängte, in vielſeitigſter Tätigkeit. Der ſo ſchweigſame mit Viſionen beſtürmte Künſtler, ein Gewaltiger, der ſchwer mit ſich und der Welt zu ringen hatte, zeigte ſeine ſcheu und verſchloſſen liegende Güte im engſten Kreiſe. Wenn die Weinglut in die Gläſer floß, Cello, Bratſche und verhaltener Geigenton im Atelier erklangen oder der Einſame allein am Flügel ſaß, dann trat Leben ein; die Muſen und die Götter ſtiegen hernieder. In ſeinem muſikaliſch künſtleriſchen Empfinden war ihm eigen der Zug nach der Höhe, von der aus das Menſchliche klein er-

scheint. Das Große, Erhabene, Göttliche kommt auch in einem Gedanken zum Ausdruck, der die Bekrönung des Portals des Waldfriedhofes zu Darmstadt betraf. Nach einer Idee des Großherzogs Ernst Ludwig, der 1912 für die Grundrißanlage entscheidende Anregungen gab, sollte das in harmonischen klassischen Formen gehaltene Portal mit einer Figur gekrönt werden, die in weihevoller Friedhofsstimmung die Ruhe und Seligkeit der Toten darstellen sollte. Die Natur ruft die Menschen in ihren Schoß zurück. Eine kraft- und stimmungsvolle Dichtung, der »Rufer zur Ewigkeit«, gab diesem Gedanken Ausdruck: Das Leben ist nicht Freude, der Tod ist nicht der Schmerz. Klinger entwarf mir folgende Kompositionsgedanken: Eine stark überlebensgroße weibliche Gestalt, schwebend nach vorn mit dem Blick nach oben und die Hände zu beiden Seiten segnend gerichtet; seitwärts anschließend an den fließenden Mantel der Gestalt menschliche Gruppen mit dem ruhigen verklärten Ausdruck der Toten. Auch dieser Gedanke stieg aus seinem Inneren, während er allein am Flügel saß. Zum letzten Male vor seinem Tode sah ich den Meister, wie er mit hellstrahlendem Auge einem Kinderreigen folgte, auch hier Musik empfindend. Ein Recke von Gestalt und doch im Inneren musikalisch gefühlvoll empfindend — diese deutsche Paarung der Kraft und des Gefühls war in ihm wundervoll vertreten.

Wir kommen nun zu einem ganz anders gearteten großen Künstler aus Sachsen, dem Maler Ludwig Richter. Ihm war die Musik, beinahe noch stärker als Klinger, geradezu die Daseinsbedingung seiner künstlerischen Tätigkeit.

Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen sowie den Nachträgen von Heinrich Richter (»Lebenserinnerungen« S. 171) geht hervor, wie ihn bei der Musik früher gezeichnete landschaftliche Bilder in scharfen Umrissen in der Erinnerung aufstiegen. Sein Ölgemälde »Brautzug im Frühling« (Dresdner Galerie) ist ein musikalisches Erlebnis von der Schlußszene im 1. Akt von Wagners »Tannhäuser«. Viele seiner Illustrationen sind auch in der Form (Vignetten und Arabesken, Zeichnungen) musikalisch stark empfunden und gelten der Musik seines Lieblingsmeisters Haydn. Bei der Musik tauchten ihm neue Bildermotive auf, die verschwanden, aber später sich meldeten und dann auch zur Ausführung kamen. Er notierte sich die Motive noch während der Musik.

Daß innige Wechselbeziehungen zwischen Tonkunst und Dichtkunst bestehen, ist bekannt. Goethe liebte die Tonkunst aufs innigste. Er selbst wurde nach seinen eignen Worten von der Musik inspiriert. Leider mußte er mehr geben als empfangen. Die Tonkunst zur Zeit Goethes und die Tonkünstler, die zu ihm längere Zeit in einem näheren Verhältnis standen, konnten seiner genialen Begabung nicht Genüge tun. Sein Universalgeist sah die Tonkunst in der Regel von dem Standpunkt der Poesie, aber auch der naturwissenschaftlichen Forschung. Seine Tonkunst steht im sachlichen Zusammenhang mit der Physik. Interessant ist das Verhältnis nach der musikalischen Seite zwischen Goethe und Beethoven. Nach einem Wort Beethovens, mitgeteilt in Bettina Brentanos Brief an Goethe vom 28. Mai 1810, ist »Musik höhere Offenbarung als alle Weisheit der Philosophie«, sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert. Goethe sah die Musik in erster Linie nur in Begleitung der menschlichen Stimme. Im »Wilhelm Meister« findet sich das Wort: »Melodien, Gang und Läufe ohne Worte und Sinnen scheinen mir Schmetterlingen und schönen bunten Vögeln ähnlich zu sein, die in der Luft vor unsern Augen herumschweben, die wir allenfalls haschen und uns zu eigen machen, daß sich der Gesang dagegen wie ein Genius gen Himmel hebt und das bessere Ich in uns zu begleiten anreizt.«

Beethoven wird durch den Rhythmus Goethischer Gedichte mächtig beeinflußt. »Ich werde aufgeregt, zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimnis der Harmonien schon in sich trägt. Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, um Musik in ihrer Wesenheit zu fassen, sie gibt Inspirationen himmlischer Wissenschaften, und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist die Verkörperung geistiger Erkenntnis. Was wir durch die Kunst erwerben, das ist von Gott, ist göttliche Eingebung, die der menschlichen Befähigung ein Ziel steckt, was er erreicht. Musik ist der elektrische Boden, in dem der Geist lebt, denkt, erfindet. Alles Elektrische regt den Geist zu musikalischer fließender ausströmender Erzeugung.«

Die Inspiration der Musik auf das künstlerische Weiterschaffen im eignen Kunstgebiet ist von der höchsten Bedeutung. Ein Künstler kann durch die selbständige Art der Bearbeitung aus einem alten Werke ein neues entstehen lassen. Beethoven hat durch seine Variationen über den Walzer von Diabelli gezeigt, wie aus der Interpretation eines Werkes ein neues Werk von höchster Bedeutung entstehen kann. Komponisten treten mit der Weitherzigkeit großgesinnter Menschen auch für ihre Inspirationsquelle ein, klar zeigend, daß sie in der Art der Bearbeitung eines alten Werkes ein neues Werk von persönlicher Eigenart im Wege der freigestaltenden Phantasie geschaffen haben.

Die bildenden Künste und die Musik stehen in einer starken Quellgemeinschaft. Daher die gegenseitige Inspiration. Ich verweise auf die Tonwerke von Liszt und andre Komponisten,



die durch Gemälde inſpiriert wurden, auf die Partituren bedeutender Tonkünſtler, die die Angaben der Farben enthalten, und auf die muſikdramatiſchen Ideen Schrekers, die faſt ausſchließlich auf klanglicher Symbolik beruhen.

Die romantiſche Zeit insbeſondere war dieſen reichen und innigen Wechſelwirkungen der einzelnen Künſte unter ſich günſtig. Strebte man doch nach einer Vereinigung aller Künſte, aus welcher Idee heraus Wagner ſein »Kunſtwerk der Zukunft« und ſein »Geſamtkunſtwerk« aufbaute. Die Muſik galt den Romantikern als die romantiſchſte aller Künſte; ſo iſt der Einfluß der Muſik auf jene Zeit ein ganz gewaltiger. Dazu tritt noch ein weiteres Moment, und das iſt das maleriſche, die Farbe, die nun in der Muſik und muſikaliſchen Anſchauung ganz augenfällig Platz greift. Klangfarbe (von den einzelnen Inſtrumenten wie den einzelnen Tonarten), Klangkolorit, Koloriſtik, Farbenwirkung, muſikaliſcher Farbenſinn, alles das ſind nun Bezeichnungen, die gang und gäbe und der romantiſchen Muſik zuerſt heimiſch und vertraut ſind. Man lernte die einzelnen Inſtrumente auf das feinſte und ſubtilſte nach ihrer Klangfarbe, ihrem individuellen Klangcharakter unterſcheiden und dementſprechend anzuwenden. Ferner verbindet man ganz beſtimmte Vorſtellungen (Aſſoziationen), wie Hörnerklang mit Waldespracht (Freiſchütz). Die Symbolik von Ton und Klang (auf Grund der Klangfarben-Unterſcheidung) gelangt zum ausgiebigſten Gebrauch. Wagner ſchrieb einmal in ſeiner Frühzeit eine Partitur mit verſchiedenen Farben.

Dieſer Farbenſinn in der Muſik hat ſich ſeither nicht mehr verloren, im Gegenteil aufs höchſte geſteigert. Schumann hat die Wechſelbeziehungen treffend durch folgendes Wort dargeſtellt: »Der gebildete Muſiker wird an einer Raffaelſchen Madonna mit gleichem Nutzen ſtudieren können wie der Maler an einer Mozartſchen Symphonie. Noch mehr: dem Bildhauer wird jeder Schauſpieler zur ruhigen Natur, dieſem die Werke jenes zu lebendigen Geſtalten; dem Maler wird das Gedicht zum Bild, der Muſiker ſetzt die Gemälde in Töne um.«

Dieſe Worte zeigen die Inſpirationskraft der Muſik in klarem Umfange. Sie weckt verborgen liegende Kräfte zum Leben, ſie läßt den Künſtler die Klangwellen der Muſik in die Sprache ſeiner eignen Kunſt umdeuten und ruft ſo neue Schöpfungen hervor. Glauben wir an dieſe Inſpirationskraft auch für die Zukunft? Gewiſſe Erſcheinungen der modernen Muſik und beſtimmte, das öffentliche ſowie das perſönliche Leben berührende Strömungen der Zeit ſtimmen leider nicht gerade hoffnungsfreudig. Vom früheſten Mittelalter an hatte das individuell und innerlich gerichtete deutſche Volk einen außergewöhnlichen Reichtum an muſikaliſchen Kräften. Die deutſche Muſik hatte einen unbeſtrittenen Vorrang, der auch international anerkannt war. Auf die Blütezeit der Kirchenmuſik, die ſogenannte klaſſiſche und romantiſche Periode, iſt die Muſik der Neuzeit gefolgt. Sie zeigt geniales Schaffen und ſtarke Individualität auch außerhalb des Wagnertums. Sicherlich vereinigt jeder wirklich ſchöpferiſche Künſtler in ſeinen Gemeinden Menſchen, die der Struktur nach verwandt ſind. Aber gewiſſe Werke, insbeſondere auch die der Nachahmer, zeigen nur Technik und können nicht in die Gefühlswelt deutſcher Innerlichkeit eindringen. Muſik als Kultus zu erleben, als Ausdruck der Innerlichkeit zu fühlen, iſt heute leider nicht immer möglich. Wenn ſtark berechnendes Virtuoſentum mit dem gewalttätigen Umfang modernſter Klangmiſchungen den Ausdruck der Innerlichkeit nicht aufkommen läßt, wenn auch die größte Kühnheit orcheſtraler Klangmiſchung nur eine Verfallserſcheinung zeigen kann, wenn Muſik eine »geſellſchaftliche« Sache wird und die Geſellſchaft in allen Künſten nach dem »Neueſten« ſchreit, dann gerät die muſikaliſche Erziehung in große Gefahr. Den jetzt ſchon kümmerlichen Reſten der Kultur droht die Gefahr der Verflachung. Mehr als je gilt noch heute in der ſchaffenden und ausübenden Muſikkunſt nur das Geſetz der Perſönlichkeit. Die Muſik iſt beſonders ſtark bedingt durch die Weſensart deſſen, der das Kunſtwerk ſchafft oder es ausübend interpretiert. Ein großes Werk kann ohne ſeelenvollen Vortrag jeder ſuggeſtiven Kraft entbehren. Zwar will die Gegenwart den Einzelnen nur gelten laſſen als Glied eines Organismus, und das Tempo des Lebens der Gegenwart iſt der Perſönlichkeitsbildung geradezu feindlich. Aber gerade weil die Muſik aus einem innerſten Drange heraus das Reich der Sehnſucht baut, iſt ſie heute für die hungernde Seele mächtiger und nötiger denn je, und nur die Macht einer großen und ſelbſtändigen Künſtlerperſönlichkeit kann die pſychologiſche Wirkung, den gewaltigen Einfluß auf die Seele des Menſchen und des Künſtlers erhalten. Je ideenſtärker der ſchöpferiſche Menſch, je mehr der Dirigent in der Ausdrucksmöglichkeit die Inſtrumente beſeelend leitet, um ſo kraftvoller ſeine pſychologiſche Wirkung auf die Gegenwart oder bei der Tragik einer genialen Begabung ſeine Kraft für die Nachwelt.

Ein Interpret mit Weltgeltung, Artur Nikiſch, hat ſelbſt in der Zeit des letzten verheerenden Krieges, während die Flammen des Haſſes und der Verachtung über Deutſchland loderten, an erſter Stelle als ein Prophet der »heiligen deutſchen Kunſt« in der Welt gewirkt für die Achtung des deutſchen Namens. Noch am Neujahrstage 1922 im Gewandhaus zu Leipzig eins ſeiner Lieblingswerke -- Bruckners Romantiſche Symphonie — leitend und am 9. Januar in der Berliner Philharmonie zum



letzten Male am Dirigentenpult Schumanns Ouvertüre zu »Genoveva«, Brahms »Erstes Klavierkonzert« und Mendelssohns A-moll-Symphonie« dirigierend, ging er mit den Akkorden dieses Symphonieschlusses, dem Symbole der Unsterblichkeit, aus dem Leben. Seine ganze Kunstauffassung war von dem Gedanken beherrscht, den Menschen die »klingende Schönheit« zu bringen. Musik war diesem poesieerfüllten Dirigenten der Zauber des Wohlklanges, das Gesangliche der Musik war ihm sein Element.

Bei dem Entstehen eines neuen, durch die Inspiration der Musik hervorgerufenen Kunstwerkes haben wir zwei Elemente, das geschichtliche und das musikalische, zu unterscheiden. Die Erfahrung eines Künstlers, seine eigne Gedankenwelt, die frühere Beschäftigung der Sinne, frühere Versuche im Gebiete des künstlerischen Schaffens, vergleichbar den unfertigen Keimen eines noch nicht vollendeten gereiften Gedankens, stellen gewissermaßen nur den Boden dar, der durch die Klangwellen der Musik fruchtbar gemacht wird. Die künstlerische Produktion ist die Frucht der Sehnsucht des schöpferischen Künstlers. Gerade auf dem Gebiete der Musik werden die reichen musikalischen Kräfte, inspiriert durch die große musikalische Vergangenheit des deutschen Volkes, eine große Zukunft haben, wenn sie innerlich bleiben und sich fernhalten von den hervorgehobenen Verfallserscheinungen der Gegenwart. Allerdings muß die Gegenwart in ihrer dem geistigen Arbeiter so feindlichen Richtung ein andres Gesicht erhalten. Wie in der Religion, so müssen wir in Zukunft ausgehen von der Bildung zur Ehrfurcht und zur Demut vor der Größe der geistigen Welt; persönliche Selbstlosigkeit und begeisterte Hingebung an das Große muß die Seele beherrschen. Dann wird die Inspirationskraft der Musik, eine der farbenprächtigsten Wunderblumen in dem großen Garten der Schöpfung, uns erhalten bleiben und mit ihrer strahlenden Kraft neues Schaffen im Reiche der Kunst erwecken.

Die Wunschfee

Alle sieben Jahre stell' ich mich bei dir ein:
Wünsche, du lieber Knabe! Dir soll Erfüllung sein!

„Frohe Spiele schenk' mir, die Fernensehnsucht umflicht,
Zeig' mir des Abenteuers heißwangiges Angesicht!"

Sieben Jahre entschwärmten. Was ist dein Wünschen nun?
„Selig sein mit Schlankliebchen im Traumland Avalun!"

Sieben sonnige Jahre jauchzten selig vorbei.
„Gib meinem trauten Herdglück, daß es beständig sei!"

Sieben Jahre sah ich herddämmerglühend vergehn.
„Laß mich in heißer Arbeit am Amboß des Lebens stehn!"

Sieben Jahre durchhämmert! Sprich jetzt, was wünschest du?
„Kränz' meine Stirn mit Lorbeer und gib meinem Herzen Ruh'!"

Sieben Jahre haben dir leuchtende Tempel gebaut.
„Gib mir die Kraft, die lächelnd dem Leid ins Auge schaut!"

Sieben Jahre erkämpften dir Überwindersinn.
„Lehr' mich in Demut erkennen, wie klein vor Gott ich bin!"

Sieben Jahre lehrten: Ein Stäubchen im All bist du.
„Gönn' mir sechs graue Bretter, ein grünes Gärtchen dazu!"

Albert Raetz





Doppelbildnis — Künstlerische Aufnahme von H. C. Kosel (Wien)

Von Kunst und Künstlern

Artur Bär: Frühling (vor S. 581); Sommer (vor S. 585); Herbst (vor S. 589) — Ernst Eimer: Aufziehendes Gewitter (vor S. 533) — Ludwig Dettmann: Mutter und Kind (vor S. 549) — Paul W. Ehrhardt: Trauer (vor S. 605) — Julius Fehling: In der Sonne (vor S. 517) — Künstlerische Aufnahmen von H. C. Kosel in Wien: Empire (vor S. 525); Doppelbildnis (S. 510); Bildnis des Freiherrn Othmar von Hartlieb (S. 512) — Gerhard Schliepstein: Wein, Weib, Gesang (vor S. 565)



Große Wandmalereien, wie sie Artur Bär in einem Jahreszeiten-Zyklus für das Gartenhaus Frohburg des Herrn Kreishauptmanns Dr. Krug von Nidda und von Falkenstein geschaffen hat, treten nur selten an die Öffentlichkeit. Die Kunstausstellungen haben meistens keinen Raum dafür, und die für das hier vorherrschende Fresko, also die Wasserfarbenmalerei auf den noch feuchten Kalkbewurf der Wände, geforderte Technik erlaubt keine Entfernung von dem Ort, für den solche Gemälde bestimmt sind. Doch wird der Mißstand einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß der Künstler gerade durch die Eigentümlichkeit der Technik auf besonders sorgsam durchgearbeitete Entwürfe oder fertige Kartons angewiesen ist. Bärs Jahreszeitenbilder sind zwar keine Fresken, aber schon ihre großen Formate machten es zu einem seltenen Ereignis, als alle drei Bilder im vorigen Sommer nebeneinander in der Ausstellung des Sächsischen Kunstvereins auf der Brühlschen Terrasse in Dresden zu sehen waren. Und auch das war etwas Ungewöhnliches, daß man auf diesen drei mächtigen Tafeln Farben verwendet fand, wie man sie so leuchtend, so wetteifernd mit der Natur selbst in Staffeleibildern nur selten wagt. Bär hat sich, um die einzelnen Jahreszeiten in ihrem Wechsel und nach ihren Stimmungen zu treffen, Kindergruppen gewählt; da konnte er, ohne Anleihen bei der antiken Mythologie zu machen, das Licht, wie bei den Bildern »Frühling« und »Herbst«, nach Gefallen auf den nackten Körperchen spielen lassen oder auf dem Sommerbilde »Reigen« jene feine, leichte, ungezwungene Bewegung geben, die mit der sanftgewellten Landschaft, ihren Flächen, Wald-

säumen und Baumgruppen so wohltuend zusammenklingt.

Der Maler (geb. 18. Dezember 1884 in Krimmitschau), auf den Akademien in Weimar und Dresden, zuletzt unter Zwintscher und Gotthard Kuehl ausgebildet, trat nicht unvorbereitet an den großen Auftrag heran. Im Jahre 1913 hatte er für das Café Blesch in Dresden einen Fresko-Fries gemalt, einen ausgedehnteren, aber noch in allerlei allegorischen Herkömmlichkeiten und historischen Kostümfesseln befangenen Zyklus. Lose verbundene Bilder aus dem Zeitalter Augusts des Starken stellen da allerlei galante Szenen aus dem Hofleben dar: ein Lever, einen Empfang der Hofnarren, ein Picknick, eine musikalische Unterhaltung, ein Liebesscherzo zwischen Pierot und Colombine und ähnliches. Bärs Begabung für solche Aufgaben war auch dort schon zu erkennen, der Fortschritt aber, den er darüber hinaus in den Frohburger Gemälden gemacht hat, ist nicht weniger offensichtlich.

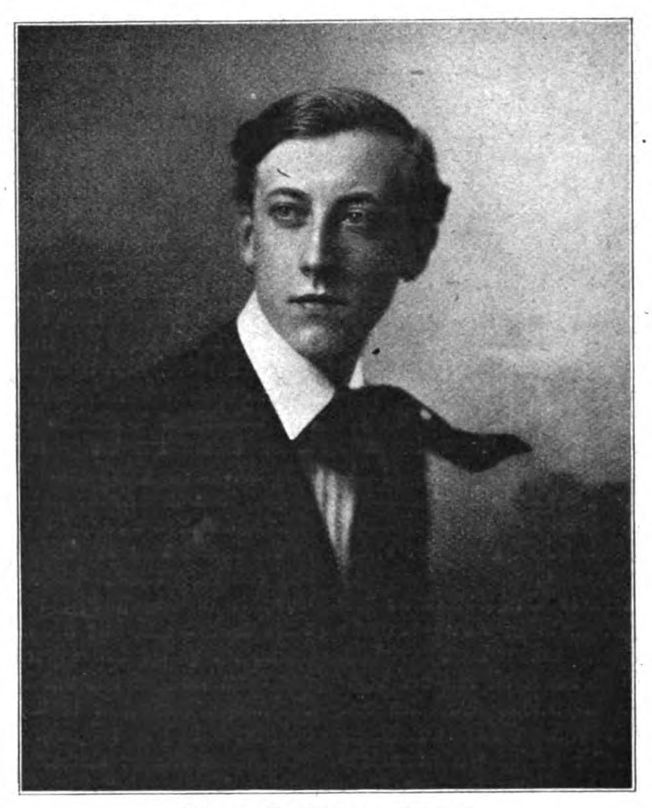
Von dem Darmstädter Ernst Eimer zeigen wir in dem farbigen Blatt »Aufziehendes Gewitter« ein neues Landschaftsbild, das abermals seine Vertrautheit mit der hessischen Heimat, ihren bäuerlichen Gestalten und kräftigen Farben beweist. Schön an diesem Bilde ist vor allem die ruhige Selbstverständlichkeit, mit der sich die Figur der zur Feldarbeit schreitenden Bäuerin in die Landschaft einfügt.

Das gleichfalls farbig wiedergegebene Gemälde »Mutter und Kind«, bescheiden im Format, bescheiden in der Komposition und zurückhaltend auch in der Farbe, ist trotzdem ein echter Ludwig Dettmann. Denn was ist das Wesen und worin besteht die Eigenart dieses Schleswig-Holsteiners, der sich schon als Fünfundzwanzigjähriger, um 1890 herum, mit seinen Aquarellen einen Platz unter den Vorkämpfern des deutschen Impressionismus neben Liebermann und Uhde errungen hat? Daß er sich von den rein malerischen Problemen, an denen damals so viele hangenblieben, nicht die Freude am Gegenständlichen, Inhaltlichen und Erzählenden austreiben ließ, daß immer wieder etwas von dem Illustrator in ihm erwachte, als der er zuerst seine künstlerische Begabung erwiesen hatte, zu einer Zeit, da Illustrationsdinge für gewöhnlich höchst handwerksmäßig und oberflächlich behandelt wurden. Während seine Altersgenossen, die fast alle ihre entscheidende Schulung in Paris erfahren hatten, immer nur auf das malerische Wie starrten und dabei nur zu oft einem öden und geckenhaften L'art pour l'art verfielen, schuf Dettmann, wenn auch mit leiser Anlehnung an Uhde, ein neues religiöses und soziales Genre, für das er sich die Stoffe aus der Bibel, die Menschen und die Landschaft gern aus dem Volksleben der deutschen Ostseeküste holte. Auch die Wandmalerei, der er sich gegen Ende der neunziger Jahre zuwendete, konnte ihn der Neigung zur erzählenden Malerei nicht entfremden. Mit Vorliebe bediente er sich damals und auch später noch der Form des Triptychons. In solcher Dreiteilung hat er uns die Geschichte vom Sündenfall und das Wunder der »Heiligen Nacht« erzählt, beide Male unter Verwendung von zeitgenössischen Typen, in freier Komposition, in breiter, offener Malweise und in einer so kühnen Lichtbetonung, daß aus dem Erfolg fast eine Sensation wurde. Aber auch weltliche Themen behandelte Dettmann auf diese Weise. Berühmt geworden sind sein »Deutsches Volkslied« und seine »Arbeit«. Dann lockten ihn Aufgaben aus der jüngsten vaterländischen Geschichte. 1895 malte er in großer, weitausholender Komposition die »Überführung der Leiche Kaiser Wilhelms I. zum Dom in der Nacht vom 12. März 1888«, bald darauf ein allegorisches Plafondgemälde für das Berliner Reichspostmuseum »Der Brieftaubenverkehr«, und auch hier wie in verwandten Darstellungen, z. B. den historischen Bildern für das Altonaer Rathaus und die Aula der neuen Technischen Hochschule in Danzig, war er darauf bedacht, sich möglichst vom akademischen Herkommen frei zu machen und seinen breiten, offenen Vortrag der Farbe auch für das Historienbild zu erhalten. In die Nachbarschaft dieser Bilder gehört auch das schon 1896 entstandene Interieur »Mutter und Kind«, ein Musterbeispiel für Dettmanns Art, vornehm gedämpfte Töne — man beachte das sanfte Spiel des Lichtes auf der breiten Fläche des blaugrauen Kleides — mit kecken Kontrasten und frischen, unmittelbar aus der Natur geholten Farbflecken zu vereinigen. Im Weltkriege war Dettmann, durch seine dekorativen Fassadenbilder an der Königsberger Akademie (Stoffe aus der preußischen Geschichte von 1813) glücklich vorbereitet, einer der Ersten und Erfolgreichsten, die die neuen gewaltigen Eindrücke von den Schlachtfeldern durch großzügige Auffassung und starken malerischen Ausdruck zu bezwingen wußten. Es bleibt zu bedauern, daß das große Mappenwerk, das seine Kriegsbilder zusammenfassen sollte, von der Ungunst der Zeit überrascht wurde und deshalb nicht zum Abschluß gekommen ist.

Ungleich zahmer und zarter als die immer temperamentvolle Malerei Dettmanns ist die von Paul W. Ehrhardt. Dieser von Weimar früh nach München übergesiedelte Schüler Thedys hat sich zunächst durch seine säuberlich, in gedämpften Tönen gemalten stimmungsvollen Biedermeierinterieure und Stilleben einen Namen gemacht (»Nach der Kaffeeschlacht« 1907; »Geburtstagsvisite« 1908; »Zwei Freundinnen«

1910; »Rosen« 1913). Fast allen seinen Bildern ist eine fein abgetönte Weichheit der Farbe eigen, und wenn er sich, wie in der »Trauer«, in sanfter Schwermut ergeht, so glaubt man wohl den Tönen einer alten Geige zu lauschen.

Auch Julius Fehling, ein Schüler der Münchner Professoren Marr und Zügel, bevorzugt, wenigstens in seinen bekanntesten Gemälden (»Die Nonne«; »Vor dem Spiegel«), diese gedämpften Ateliertöne. Wie frisch er aber daneben in seinen Freilichtbildnissen ins Zeug geht, mag sein Sommerbild »In der Sonne« beweisen.



Othmar Freiherr von Hartlieb
Künstlerische Aufnahme von H. C. Kosel (Wien)

Die drei künstlerischen Bildnisaufnahmen des Heftes, das »Empire« betitelte Damenbildnis, das Doppelbildnis des Ehepaares und der Kopf des jungen Mannes (S. 612), kommen aus dem Atelier von H. C. Kosel in Wien und bringen drei neue Belege dafür, wie sicher diese photographische Kunstanstalt den menschlichen und gesellschaftlichen Erscheinungsstil einer Persönlichkeit zu treffen weiß.

Gerhard Schliepsteins plastische Gruppe »Wein, Weib, Gesang« endlich begleitet den Aufsatz Hühnes über diesen aus dekorativen Arbeiten mehr und mehr zu freieren, monumentaleren Arbeiten emporsteigenden jungen Bildhauer. Der Text bespricht gerade dies Werk besonders ausführlich. F. D.

Blonde Madonna

Der Berg ist steil und die Sonne ist heiß,
Dort unten am Quell ist es kühle!
Er rauscht und raunet mit mildem Gewell
Und schmeichelt ins Herz sich, ins schwüle.
Da wollen wir sitzen und träumen wohl lang,
o lang!
Madonna, blonde Madonna!

Die Blumen neigen zum Wasser sich hold,
Vergißmeinnicht und Anemonen.
Ich folgte dir lange von ferne nur,
Das sollst du dem Treuen nun lohnen!
Die blauen Augen neige zu mir,
o neige!
Madonna, blonde Madonna!

Die Welt ist weit und die Mutter ist bös,
Die Liebe ist schön, doch so bange!
Wir träumen und sinnen und träumen so schwer,
Du hältst meine Hände lang, lange.
Und ich küss' dir die Stirn und den seligen Mund,
ach selig!
Madonna, blonde Madonna!

Wilhelm Überhorst

Literarische Rundschau

Goethe

Das letzte Jahr hat uns zwei neue Goethebiographien von Bedeutung und noch höheren Ansprüchen gebracht. Die von dem Dänen Georg Brandes (»Goethe«, übersetzt von Erich Holm und Emilie Stein; Berlin, Erich Reiß) reicht mit ihren Anfängen zwar bis in die achtziger Jahre zurück und wurde schon 1914 und 1915 niedergeschrieben, doch raubt ihr das, dem Temperament ihres Verfassers entsprechend, keineswegs den Gegenwartsatem, in ihrem Aufbau so wenig wie in ihrem Gedankengehalt und ihrer schriftstellerischen Form. Goethe ist für Brandes das große Muster der Selbstentwicklung; so fühlte er sich bei dieser Arbeit mehr als bei andern verpflichtet, im Einzelnen nie das Ganze aus dem Auge zu verlieren und als erster den Versuch zu wagen, ohne Rücksicht auf das sachlich Zusammengehörige die einheitliche, organische Persönlichkeit des Dichters, Denkers und Menschen Goethe aus der Zelle zu entfalten. Sein Buch verhält sich zu den gewöhnlichen Behandlungen des Goethischen Lebenswerkes, »wie die Behandlung der Botanik von Goethe sich zu der von Linné verhält«: hier gibt es keine toten Rubriken, hier ist alles in lebendigem Fluß und Zusammenhang dargestellt. Deshalb darf man bei Brandes keinen besonderen Abschnitt über Goethe als Lyriker oder als Naturforscher oder als Theaterdirektor erwarten, nicht einmal ein eignes Kapitel über die Iphigenie, den Wilhelm Meister oder den Faust: selbst alle naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Vermutungen sind zu seiner Seelengeschichte zurückgeführt und in Psychologie aufgelöst worden. Die Vorzüge dieser Behandlungsart liegen auf der Hand. Niemals verläßt den Leser das Gefühl, bei einem lebendigen Menschen, einer veränderlichen, entwicklungsreichen Persönlichkeit zu Gaste zu sein, niemals weht ihn der Hauch einer toten, erstarrten Vergangenheit an. Ja, der feuilletonische Stil des Dänen, der in einer fünfzigjährigen Schriftstellerlaufbahn kaum etwas von seiner sprudelnden und glitzernden Beweglichkeit, seinem Geist und Witz eingebüßt hat, sorgt durch lebhafte Farben für immer neue, auch den Kenner des Stoffes überraschende und fesselnde Anregungen. Ganz unvorbereitet darf man freilich nicht an das Werk herangehen. Dann würde einem manches dunkel bleiben oder sich mehr in seinen Absonderlichkeiten als in seinen Wesenheiten zeigen. Auch als Nachschlagebuch ist der starke Band (600 Seiten) nicht gut zu gebrauchen, weil er eben die Gliederungen und Gruppierungen verschmäht und alles so eng verzahnt, daß nur zusammenhängendes Lesen Genuß und Nutzen verbürgt.

Darf man den Dreibänder von Emil Ludwig (Stuttgart, Cotta; mit 20 Goethebildnissen) noch eine Goethe-Biographie nennen? So gut, wie das Gundolf für sein Goethewerk abgelehnt hat, tut es auch Ludwig, derselbe übrigens, der vor zehn Jahren durch sein bewußt subjektives Bismarckbuch von sich reden gemacht und später durch ein ähnliches über den Heiligen von Bayreuth alle Wagner-Verehrer in Harnisch gebracht hat. »Geschichte eines Menschen« nennt er seinen »Goethe« und stellt ihm Goethes zahmes Xenion voran:

> »Was hat dich nur von uns entfernt?«
> Hab' immer den Plutarch gelesen.
> »Was hast du denn dabei gelernt?«
> Sind eben alles Menschen gewesen.

Auf das Psychologische, die Entwicklung und seelische Durchdringung des inneren Menschen also kommt es Ludwig an — das Äußere, Tatsächliche des Goethischen Werdens und Wirkens darzustellen überläßt er gern andern, die das denn ja auch schon reichlich besorgt haben —, und die Gestaltung des einheitlich Geschauten zu einem großen, geschlossenen Bilde ist das Endziel seines auf der Linie Grimm-Chamberlain-Simmel liegenden Werkes. Damit wäre die Goethebetrachtung und Goethedarstellung ungefähr wieder da angelangt, wo Herman Grimm sie verlassen hat. Fern sei es, darin einen Rückschritt zu erblicken, doch wollen wir auch die Mängel nicht übersehen, die sich da offenbaren: um Genauigkeit im einzelnen kümmerte sich Wilhelms Sohn und Bettinas Schwiegersohn nicht immer, wenn er mit weitem Blick nach den Gipfeln der großen Zusammenhänge spähte, dafür aber war ihm die Seele eines Dichters und die Hand eines Künstlers gegeben. Die sind auch Emil Ludwig eigen, sonst könnte und dürfte er sich nicht an solch kühnes Unternehmen wagen. Ja, er glaubt sich offenbar noch etwas besser dafür gerüstet als Herman Grimm, weil er als Sohn seiner Zeit all der Fortschritte teilhaftig ist, die der Psychologie und ihren Erkenntnismethoden inzwischen beschieden worden sind. Was wir also von Ludwig empfangen, ist weniger eine Lebensgeschichte im geläufigen halb oder ganz wissenschaftlichen Sinne als ein psychologisch-biographischer Roman. Und dem muß man das Zeugnis ausstellen, daß er sich vorzüglich liest, besonders dort, wo man dem Verfasser in seinen Folgerungen und Gestaltungen nicht zustimmen kann, denn hier triumphiert erst recht seine Anregungskraft, ausgeprägt in einer reichen, bildhaften und aufrüttelnden Sprache. Er scheut sich nicht, von dem Recht der dichterischen Intuition Gebrauch zu machen, wenn



es Lücken der Überlieferung zu schließen, Widersprüche zu lösen oder zu überbrücken gilt. Und dieses Dichterrecht wird nicht blos auf die Lebensumstände, sondern auch auf die Deutung der Werke angewendet, die er allesamt als Ausflüsse der menschlichen Gesamtpersönlichkeit faßt. Wie könnte es da ausbleiben, daß manches bisher als nebensächlich Betrachtete in ein neues überraschendes Licht tritt und umgekehrt andres, das im Vordergrund stand, in den Schatten gleitet — je nachdem die Antenne des Verfassers davon angesprochen wird. Manchmal sinkt dann wohl das kühle Rüstzeug des Verfassers ganz zu Boden, und er steht im bunten Zaubermantel des Dichters vor uns, der Szenen formt, als handle es sich um Gebilde frei schaffender Phantasie. Die Umgebung der Zeit und des Ortes spielt dabei kaum eine Rolle; Goethe ist überall der Protagonist, oft sogar der Alleinspieler, von dem nichts Nebensächliches ablenkt, dem in allen Epochen die absolute Größe der überragenden Persönlichkeit des Schicksalsträgers, wie Ludwig sagt, gewahrt bleibt. »Ideal: die Geschichte von Goethes Seele.« Diese Geschichte ist »der sechzigjährige Kampf, den der Genius mit einer höchst gefährdeten Seele führte, um nach gewaltigen Opfern am Ende zu siegen«. Also nicht bloß ein in sich ruhendes Gestaltungs-, nein auch ein nach außen wirkendes vorbildliches Erziehungsbuch. So erwarte man hier keinen jungen Apoll und keinen alten Olympier, weder den glücklichen noch den harmonischen Goethe, sondern »die größte Gestalt der neueren Geschichte als den Mann, der von sich sagte, er habe sich's sauer werden lassen«.

In der Nachbarschaft von Otto Harnacks vielgelesenem, noch heute unveraltetem Buche »Goethe in der Epoche seiner Vollendung« (1. Aufl. 1887) hat sich jetzt ein damit verwandtes, aber doch durchaus selbständiges angesiedelt: »Goethes Altersweisheit« von Paul Fischer (Tübingen, J. C. B. Mohr). Was Fischer in diesen gesammelten, aber überarbeiteten Stuttgarter Volkshochschulvorträgen geben will, ist nicht etwa eine Schilderung der Goethischen Persönlichkeit und ihrer geschichtlichen Entwicklung, sind nicht Ausführungen über Entstehung, Inhalt und Bedeutung ihrer Werke oder historisch-kritische Einordnungen ihrer Geistes- und Gedankenwelt, ihrer Schöpfungen und Forschungen in das große Ganze der Geistesgeschichte, sondern ein in engen Rahmen gespanntes, oft nur angedeutetes oder lose skizziertes, doch möglichst eindringliches Bild von der unermeßlich reichen Fülle, der staunenswerten Gewalt, der wunderbar geschlossenen Einheit, die sich unter dem Namen Goethes auf der Höhe seiner menschlichen und künstlerischen Vollendung darstellten. Was wir hier empfangen, verschafft uns den Mitgenuß all des Lichtes und Friedens, all der Liebe, Freiheit, Kraft und Freude, deren Goethe zuletzt teilhaftig geworden war, ist eine Anweisung zu rechter Lebensführung, nach seinem Muster und seiner gereiften und geläuterten Weltanschauung. Sein eignes Wort vom Wert der Lebensneige erfüllt sich hier: »Da gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen«.

Selten ist ein neuer »Goethe-Fund« so schnell, so einmütig und so gründlich von der zünftigen und berufenen Goethe-Forschung »erledigt«, d. h. als ein Kuckucksei oder eine taube Nuß erkannt und nachgewiesen worden, wie die Joseph-Dichtung, die der Entdecker und Bewahrer der Handschrift, Prof. Dr. Paul Piper in Altona, dem vierzehnjährigen Goethe zuschreiben wollte. Äußere und innere Gründe, Überlieferung und Beschaffenheit der Handschrift — der junge Goethe sollte sie einem verblödeten, aber gelehrten Hausgenossen namens Clauer in die Feder diktiert haben — sowie sprachliche Form und Stilcharakter, alles spricht gegen die Annahme. Fast will es scheinen, als sei der zweifellos subjektiv ehrliche Finder und Entdecker an seiner Hypothese bald selbst irre geworden, wenigstens hat er meines Wissens nicht versucht, seine Gegner zu widerlegen und seine eigne Behauptung zu verteidigen. Dafür sind ihm ein paar Bundesgenossen zu Hilfe geeilt. Dr. Walther A. Berendson, Privatdozent an der Universität Hamburg, hat in stilkritischen Untersuchungen, die sich hauptsächlich mit der Darstellung der Gemütsbewegungen, mit der Gegenständlichkeit, dem Naturverhältnis, dem Farben- und dem Lichtsinn beschäftigen, wenigstens Beziehungen zum jungen Goethe hergestellt und daraus den — immerhin vorsichtigen — Schluß gezogen, daß das sich aus dem »Joseph« ergebende dichterische Gesamtbild »schwerlich auf einen andern Dichter des 18. Jahrhunderts so gut passe wie auf Goethe«. Am geschäftigsten aber hat sich Manuel Schnitzer, der bis dahin mehr auf dem Felde der Humoreske und der Witzliteratur daheim war, des Hamburger Germanisten und seines Fundes angenommen. Nachdem er schon in seinem Buche »Der Fall Potiphar«, einer literarhistorischen Darstellung der Verführungsszene von Grimmelshausen bis Hofmannsthal, für Goethes Verfasserschaft eingetreten war, hat er den Gegenstand noch in einer besonderen Schrift behandelt, die schon durch ihren Doppeltitel »Goethes Josephbilder — Goethes Josephdichtung« andeutet, worauf sie hinauswill (wie die übrigen Joseph-Veröffentlichungen bei W. Gente, Wissenschaftl. Verlag in Hamburg). Hier wird zunächst nachzuweisen versucht, daß der Ver-



fasser des »Joseph« die aus dem Besitz des Königsleutnants Grafen Thoranc ins Frankfurter Goethemuseum zurückgelangten Josephbilder von Trautmann und Seekatz, die unter den Augen, zum Teil sogar unter dem Anteil des Knaben Goethe entstanden sind, gekannt haben müsse, und weiter, daß auch die Josephdarstellungen aus der Merianschen Bilderbibel von 1630, einem vertrauten Gefährten der Goethischen Kindheit, sowie auch die Zeichnungen der Catharina Sperling aus der Kyburgschen Historien-, Kinder-, Bet- und Bilderbibel (Augsburg 1736), die zu den Bücherschätzen des Rats Goethe gehörte, Spuren in der umstrittenen Dichtung hinterlassen hätten. Einiges davon scheint einleuchtend. So besonders die Anlehnungen an die Mериansche Bilderbibel. Aber was beweist das für Goethes Verfasserschaft, da dieses Werk, über hundert Jahre älter als Goethe, weitverbreitet und viel benutzt war! Doch das ist noch nicht der letzte Trumpf, den Schnitzer ausspielt. Auch die von Romanus Teller übersetzte und erläuterte Bibel soll mit ihren Erklärungen zur Josephslegende auf die Dichtung abgefärbt haben, und sie ist erst 1749, also in Goethes Geburtsjahr, erschienen. Auch diese stellenweise nicht zu leugnenden Anklänge zugegeben — kann es zwischen 1749 und 1763 nicht hundert und mehr deutsche Verseschmiede gegeben haben, denen sie zugänglich war? Die sprachlichen Kriterien, die gegen den jungen Goethe sprechen, besonders die Spuren einer pedantischen Senilität, die den mühsam-holprigen Versen der Josephdichtung aufgedrückt sind, werden durch diese Anklänge nicht hinweggeräumt. Vor allem aber: Lohnt sich das Aufgebot dieses Detektivscharfsinns? Der »Joseph« stellt sich als ein kümmerliches, im Gehalt und in der Form armseliges Machwerk dar, durch das die Dichtererscheinung Goethes nicht die geringste Bereicherung oder auch nur Aufhellung erfahren würde. Es ist an der Zeit, die Akten über den Fall Goethe-Joseph zu schließen. Schade um jedes Gramm Papier, das daran noch verschwendet würde!

Keine Dichtung Goethes kann sich in ihrer Zeitwirkung mit den »Leiden des jungen Werther« vergleichen. Nicht nur Deutschland selbst, sondern auch England, Frankreich, Holland, Italien, Schweden erlagen dem Zauber des Buches, zahlreiche Übersetzungen, Nachahmungen und Verzerrungen legen Zeugnis ab von dem ungeheuren Einfluß, den es auf die Gefühlswelt des westlichen Europas zu Ende des 18. Jahrhunderts gewann. Auch die bildende Kunst ist stark daran beteiligt. Um so auffälliger, daß bisher noch keine Zusammenstellung ihrer Schöpfungen unternommen worden war. Der erste, der sie versucht, ist Max Hecker in einer Ausgabe, die Fritz Adolf Hunich mit einer gründlichen und umsichtigen Einführung begleitet (Leipzig, J. J. Weber). Im Anhang finden wir in guten Drucken nicht weniger als 71 auf die Dichtung und ihre Absenker bezügliche Darstellungen: zeitgenössische Bildnisse, landschaftliche Ansichten, Nachbildungen von Handschriften, Buchtiteln und Notenbeilagen, Szenen von Chodowiecki, Dan. Berger, J. W. Meil, Emma Crewa, W. Miller, H. W. Bunbury, J. H. Romberg, James Northcote u. a. Auch das ist nur eine Auslese (meistens aus der berühmten Sammlung Kippenberg in Leipzig), aber sie genügt, um uns anschaulich vor Augen zu führen, wie sich der Wertherroman den Zeitgenossen dargestellt hat.

Goethes »Werther« ist aus einem Gefühlserguß entstanden und nachher als ein abgeschlossenes Zeugnis überwundener Jugendzeit unangetastet geblieben. Anders der »Wilhelm Meister«. Noch klingt in uns allen die Freude nach, die vor zwölf Jahren Billeters Fund der ersten, lange verschollen gewesenen Fassung der »Lehrjahre« hervorrief (»Wilhelm Meisters theatralische Sendung«). Aber auch von den »Wanderjahren« gibt es eine erste, seit hundert Jahren in der Einzelausgabe von 1821 so gut wie begrabene Fassung. Sie in einem guten, zuverlässigen Druck wieder allgemein zugänglich gemacht und wissenschaftlich eingeleitet zu haben, ist gleichfalls das Verdienst des Weimarer Goetheforschers Prof. Dr. Max Hecker. »Der Domschatz« (Berlin, Dom-Verlag) bringt diesen Neudruck nach der ersten Fassung von 1821 als »Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden« mit einer getreuen Nachbildung der ersten vier Seiten der Originalausgabe und gibt so der Öffentlichkeit ein bedeutsames Werk zurück, das als solches in keiner Gesamtausgabe Goethes mehr zu finden ist. Wir stimmen dem Herausgeber dankbar zu: »Dem nachdenksamen Leser, der sich zu dem Herder-Goethischen Grundsatz bekennt: Werdend betrachte sie nur, wird dieser inhaltreiche, breit angelegte Entwicklungszustand eines der tiefsten Erzeugnisse Goethes mit seinen Ansätzen und Vorbeutungen nicht weniger wichtig erscheinen als die endgültige Fassung der Wanderjahre.«

Zehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen hat Gertrud Bäumers Buch »Goethes Freundinnen« die zweite Auflage erlebt, die ihm ohne den Krieg sicherlich weit früher beschieden gewesen wäre. Denn diese gut ausgewählte, gut eingeleitete und (auch in der neuen Ausgabe noch) gut illustrierte Sammlung charakteristischer Briefe (Leipzig, Teubner) ist ganz so angelegt und ausgeführt, wie sich das gebildete deutsche Haus, das weder zu engherzig noch zu freigeistig ist, so ein Goethebuch wünscht:

nicht gerade streng wissenschaftlich, aber doch in Fühlung mit den Quellen und der Fachliteratur, idealistisch und doch vom Geiste der Gegenwart durchdrungen, sachlich-authentisch und doch nicht ermüdend durch abschweifende, die Aufmerksamkeit überlastende Ausführlichkeit. Die neue Ausgabe führt sich übrigens — von wie vielen Büchern darf man das sagen? — viel zu bescheiden ein. Warum nennt sie sich nicht, was sie doch ist: eine verbesserte und vermehrte? Denn hinzugekommen sind Briefdokumente von Frau Rat und Friederike Brion, inzwischen neuerschienene Briefsammlungen, wie die der Christiane Vulpius, sind herangezogen, und der Gesamtumfang ist wohl um 100 Seiten gewachsen.

Wenn wir von dem Frankfurter Gretchen absehen, über das wir so gut wie nichts Verbürgtes wissen, so eröffnet den Reigen der von Goethe geliebten Mädchen- und Frauengestalten das liebliche, artige und lebensgescheite Leipziger Wirtstöchterchen Käthchen Schönkopf, Goethes Anette und »kleine Heilige«, von der er in so heller, reiner Freundschaft geschieden ist. Ihr hat jetzt Julius Vogel, der Direktor des Leipziger Museums, dem wir schon eine treffliche Darstellung der Leipziger Studentenzeit Goethes verdanken, in Gestalt einer kurzgefaßten, nirgends übertreibenden, nirgends verschönenden Lebensgeschichte das Altärchen aufgerichtet, das ihr im Schiff des Goethischen Liebeslebens noch fehlte (Leipzig, Klinkhardt & Biermann; mit 12 Abbildungen und einem farbigen Miniaturbildnis Käthchens). Da ist nun wohl alles mit Fleiß und Umsicht zusammengetragen, was sich heute noch — auch aus verschlossenen Familienpapieren — über die Person und das Leben Käthchens erkunden ließ, so daß dies Bild schier und rund vor uns steht, ohne doch von dem abzulenken, was ihm für die Nachwelt allein Bedeutung verleiht. Vereinigt damit ist ihr Briefwechsel mit Goethe und was aus der Zeit an bildlichen Darstellungen auf uns gekommen ist. Die von der Käthchenliebe gezeitigten Dichtungen haben wir ja längst in dem Buch »Anette« gesammelt.

Das Miniaturbildnis des Leipziger Käthchens braucht nur in klaren, durchsichtigen Farben mit feinem, zärtlichem Pinsel hingetuscht zu werden; geheimnisvolles Halbdunkel ist hier nicht am Platze. Aber schon um Goethes nächste Liebe, die Sesenheimer Pfarrerstochter, weben die Fragen und Rätsel. Eine ganze Literatur, oft wenig erquicklich, hat sich im Laufe eines Jahrhunderts um sie aufgetürmt, und noch immer will das Forschen und Fragen, das Für und Wider nicht schweigen. Wenn man nun gar das Thema so faßt wie Wilhelm Bode: Die Schicksale der Friederike Brion vor und nach ihrem Tode (Berlin, E. S. Mittler & Sohn; mit 7 Abbildungen), wenn man all den vielen liebesabenteuerlichen Gerüchten und gewagten Vermutungen, die Friederikens Leben umspinnen, bis in die letzten Winkel nachgeht, wenn man seine Kritik auch an Goethe selbst wetzt und des Dichters Darstellung im Sesenheimer Idyll unbarmherzig unter die Lupe nimmt, so entrollt sich vor unsern Augen mit dem gereinigten Bilde der Vielverleumdeten zugleich eine teils grimmige, teils ergötzliche Karikaturentafel literarhistorischer Pseudogelehrsamkeit und Sittlichkeitsschnüffelei. Die geschichtliche Darstellung verwandelt sich dann in eine Gerücht- oder Sagenkunde, wobei einmal gehörig — und das ist wohl verdienstvoll — Staub und Motten aus den alten Kleidern geklopft werden.

Die Mädchen- und Frauengestalten, die sich in Goethes Herzen eine Stelle, in Goethes Dichtungen Unsterblichkeit gewannen, gleichen in ihrem Nachruhm den leichten Glaskugeln, die man zum Spiel auf den Wasserstrahl des Springbrunnens legt: bald werden sie stürmisch nach oben getragen, bald fallen sie jäh nach unten. Nicht bloß Friederike, auch Christiane hat dies Auf und Ab erfahren, und es soll noch erst untersucht werden, welche verschiedenen Gefühls- und Stimmungswechsel der Zeit — abgesehen von dem Zufall neu hervortretender günstiger oder ungünstiger Literaturzeugnisse — daran mitgearbeitet haben. In den letzten Jahren, vornehmlich seit der Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Goethe und Christiane (herausgegeben von Hans Gerh. Gräf; Frankfurt a. M., Rütten & Loening), stieg ihre Kugel und hielt dann ein Weilchen auf dem höchsten Punkte, der ihrer Schätzung bisher vergönnt war. Seitdem sind fünf Jahre vergangen — ungefähr die Zeitspanne, die der Rückschlag braucht, um Kräfte zu sammeln und sich auszuwirken. Diesmal ist es eine Frau, die die Waffe führt. Da Frauen aber ungern stürzen, ohne schon jemanden bei der Hand zu haben, den sie gleich wieder auf den entblößten Thron setzen können, so schickt Klara Hofer in ihrem Buche über Goethes Ehe (Stuttgart, Cotta) ihrem »Kreuzige! Kreuzige!« für Christiane ein um so lauteres Hosianna für Charlotte von Stein voraus, deren lange allzu erhöhtes Bild in letzter Zeit nicht nur von Eduard Engel herabgedrückt worden war. Nach Klara Hofer war es Charlotte, die »im höchsten und adligsten Sinne« den Namen Frau für Goethe verdiente, sie, die in ihrem Verhältnis zu ihm nie eine sinnliche Färbung aufkommen ließ, sie, die mit allen hohen und höchsten Tugenden des Herzens und der Seele geschmückt war, während Christiane, einer Schmarotzerpflanze gleich, dem Baum, auf dem sie wucherte, allen edleren Saft und alle höhere Kraft ausgesogen hat. Nicht nur den Dichter, auch den Menschen Goethe habe diese geborene Dirne verderbt, selbst für seine vaterlandslose

Gesinnung wird, sie verantwortlich gemacht. Diese Verherrlichung und diese Anklage sind um so gefährlicher, als sie beide mit dem Rüstzeug ernsthafter Forschung und selbständiger Gedankenkraft auftreten und sich in das Gewand einer durchlebten, tief und fest im Gemütsgrunde frauenhafter Gesinnung wurzelnden Überzeugung hüllen, gegen die mit Gründen nur schwer anzukämpfen ist, weil hier ein elementares unantastbares Gefühl vorwaltet. Aber gerade darum erhebt sich die Frage: Darf eine Frau sich zur Richterin machen über eine geistig-sinnliche Doppelmöglichkeit im Liebesleben des Mannes, die ihrer Natur und ihrem Willen nun mal unbegreiflich ist? Es ist ein Unding, Goethes mehr als fünfundzwanzigjähriges, lange Zeit hochbeglücktes Zusammenleben mit Christiane allein durch das von ihr bewirkte Heraufkommen und Triumphieren niederer, plebejischer Instinkte zu erklären, die von den Vorfahren in sein Blut getropft waren. Die Notwendigkeit der Reaktion, doppelt begreiflich nach einem auch nach Klara Hofers Meinung so auf sinnliche Entbehrung gestellten Verhältnis wie dem zu Frau von Stein, sieht diese Frau nicht, begreift sie nicht. Trotz diesem Grundmangel haben wir hier freilich ein Buch, das nicht bloß als ein geistreiches, tüchtiges und lebensvolles Literaturzeugnis lesenswert bleibt, sondern auch fördernd wirken muß als ein Bekenntnis ehrwürdig fraulicher Menschlichkeit.

Bald nachdem der Bruch zwischen Charlotte von Stein und Goethe erfolgt war, schrieb die Gekränkte und Vereinsamte ihr Trauerspiel »Dido«. Die eine Lehre ihres Freundes wenigstens verschmähte sie nicht, nämlich die Last, die auf unsrer Seele liegt, durch Bekenntnis und künstlerische Formung zu erleichtern. Aber mit dem persönlichen Herzenserlebnis vermischte sich ein öffentliches, politisches Motiv: ihr Verdruß über die deutschen Nachtreter der französischen Revolutionshelden und ihre Furcht, daß die Neu-Gallier, durch diese deutschen Anhänger angelockt und ermuntert, auch in Deutschland die Herrschaft erlangen könnten. »Ihr lag dabei«, sagt Bode in seinem Buche über Charlotte (Berlin, Mittler, 1910), »der Gedanke an ihr weimarisches Fürstenhaus nahe, und ganz besonders malte sie sich das Schicksal der Herzogin Luise aus, deren Los zu teilen sie als die beste Freundin berufen sein würde.« Demnach darf man sich unter diesem Trauerspiel nicht etwa eine plumpe literarische Rache für Goethes »Verrat« vorstellen, so wenig wie es ein Liebesdrama schlechtweg ist. Denn nicht die Liebe zwischen Dido und Äneas, sondern das Verlangen des afrikanischen Königs Jarbas nach Didos Reich ist das Thema des Dramas, in das gewisse Persiflagen auf weimarische Figuren, wie Carl August und die Herzogin Luise, Knebel, Herder und vornehmlich Goethe (Ogon, der Poet), nur so nebenher eingelassen sind. Die übrigens der Form nach durch und durch dilettantische Arbeit ein Schlüsselstück zu nennen, geht nicht an. Hatten wir das Werk bisher nur in einer recht pedantisch-trockenen Ausgabe von Düntzer, so liegt es jetzt in einem schönen, von Schillers Urenkel Alex. von Gleichen-Rußwurm eingeleiteten Neudruck im Verlage von Arthur Collignon (Berlin W 62) vor. Nun mag es jeder nach Belieben zu den Zimelien oder den Kuriositäten seiner Bücherei stellen. —

Drei Jünger aus dem engeren Goethekreise der späteren Jahre haben Aufzeichnungen über den Verkehr mit dem Meister hinterlassen: Eckermann, der Kanzler Müller und Friedrich Wilhelm Riemer. Von ihnen sonnt sich Eckermann so sehr in der Gunst des größeren Publikums, daß sein Ruhm die der beiden andern weit überschattet. Riemer zumal ist heute ein außerhalb des Kreises der Goetheforscher und -liebhaber vergessener Mann. Nach der schönen Ausgabe, die der Inselverlag in Leipzig seinen Mitteilungen über Goethe hat zuteil werden lassen, wird das hoffentlich nun anders werden. Arthur Pollmer hat dort auf Grund der Ausgabe von 1841 und des handschriftlichen Nachlasses eine Auswahl erscheinen lassen, die dem Buche den Weg in die breitere Leserschaft ebnen muß. Was dem bisher entgegenstand, die Wiederholung anderswo besser überlieferter Zeugnisse, ist ausgeschieden, Zerstreutes vereinigt und gesichtet. Zwar der Grundcharakter des Buches, der sich als eine (heute überflüssig gewordene) Verteidigung Goethes gegen Angriffe und Verdächtigungen darstellt, mußte erhalten bleiben, aber es wäre töricht, wenn wir uns durch diese morsch gewordene Schale den Geschmack am Kern der Frucht vergällen ließen. Eckermann bringt mehr über den geistigen, Riemer mehr über den menschlichen und persönlichen Goethe, über seinen Charakter, seine Lebensgewohnheiten, seinen Umgang, seine Neigungen und Abneigungen. Ein ausführliches Personen- und Sachregister mit wohl 2000 Schlagworten sorgt dafür, daß man auf jeden Anruf sofortige Antwort erhält. Auch verdient es Dank, daß uns die wichtigsten Personen dieses durch dreißig Jahre laufenden Verkehrs in guten zeitgenössischen Bildnissen vorgeführt werden.

In einer der letzten Weimarer Goetheversammlungen, die nicht ganz so sanft und friedlich verliefen wie ihre Vorgängerinnen seit langen Jahren, trat gegen Ende des Geschäftsberichts ein weißhaariger Herr an den Vorstandstisch und überreichte für die Bücherei der Gesellschaft



den eben fertig gewordenen ersten Band eines mühseligen, aber mit jugendlicher Freude und Zuversicht begonnenen Alterswerkes: einer erklärenden und erläuternden Ausgabe von Goethes Faust. Das war Adolf Trendelenburg, wohl ein Nachkomme des alten Gelehrtengeschlechts, Direktor des Friedrich-Gymnasiums in Berlin und Verfasser einer Reihe von kunst- und altertumsgeschichtlichen Werken. Die Art seines Auftretens war eine merkwürdige Verbindung von modern-berlinischem Selbstbewußtsein und halbverschollen-idealistischer Begeisterungsfähigkeit, wofür sein homerisches Alter Erklärung und Verzeihung zugleich verschaffte. Der dicke Band, den der lebhafte Herr Geheimrat da in der Hand schwang, ehe er ihn auf dem Tisch des Hauses zur Ruhe kommen ließ, hatte damals schon einen Vorläufer: ein Buch von anderthalbhundert Seiten, das sich schlechtweg »Zu Goethes Faust« nannte (Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger, de Gruyter & Ko.). Darin waren Plan und Grundriß seiner neuen Faust-Ausgabe gezeichnet, und in neun Einzelvorträgen, die man wohl als Proben des großen Werkes nehmen durfte, Hauptpunkte und -fragen des zweiten Faustteils dargestellt und erörtert, darunter das klassisch-romantische Zwischenspiel Helena, die Mummenschanz, die klassische Walpurgisnacht, die Örtlichkeit (allzu ausführliche Topographie) der Faustburg (nicht Mistra!) usw. Nicht auf die Verfechtung neuer kühner Hypothesen gingen diese Darlegungen aus, nicht blenden und verblüffen wollten sie, nein, vorsichtig und behutsam, wie es gute Altersart und fruchtbare Schulmethode ist, führten sie an die Fragen heran, in die Dinge hinein, und wenn man das Buch zuschlug, so hatte auch ein im Faust einigermaßen Bewanderter das erquickliche Gefühl, näher an Werk und Dichter herangekommen zu sein, schon weil er immer die Hand nicht nur eines kundigen Gelehrten, sondern auch einer reifen Welt- und Lebenserfahrung spürte. Dieses vielversprechende »Vorgefühl«, das auf das eigentliche Erläuterungswerk begierig machte, ist von dem nun vorliegenden ersten Bande, der dem zweiten Teile der Tragödie gilt (Faust II; verlegt ebendort), vollauf bestätigt worden. Trendelenburg verfährt wie die Schulausgaben der griechischen und römischen Klassiker, d. h. er druckt den Wortlaut der Dichtung ab und gibt am Fuß der Seite in zweispaltigen Anmerkungen die Erläuterungen dazu. Wir lesen also hier unsern Faust so, wie wir als Primaner die Ilias in der Ausgabe von Ameis oder die Sophokleischen Tragödien in der Ausgabe von Schneidewin lasen, nur daß jedem Akt eine zusammenhängende Einleitung über die Arbeit des Dichters, die auftretenden Personen, die Örtlichkeit der Szenen, den Gang der Handlung und besonders schwierige Einzelheiten vorangeht. Trotz dieser Scholien-Anlage befürchte man keine Schulfuchsereien! Der Ton ist frisch und fröhlich, läßt dem Kopf und Herzen des Lesers noch genug Bewegungsfreiheit und drückt das Dichterwerk nirgends ins Platte herab. Dafür aber wollen wir dankbar sein, daß möglichst wenig vorausgesetzt wird, daß neben den Sach- auch reichliche Worterklärungen gegeben werden, und daß der Blick von den Einzelheiten, sobald sie geklärt sind, stets wieder auf die großen Zusammenhänge zurückgelenkt wird. Genug, es bedarf auch für den Gebildeten, der Schule längst Entwachsenen keiner Selbstüberwindung, sich lernend zu den Füßen dieses lieben und klugen alten Herrn niederzulassen.

Über Goethes Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen hat Theodor Vogel schon vor dreißig Jahren die wichtigsten Selbstzeugnisse des Dichters zusammengestellt (Leipzig, Teubner; 3. Aufl. 1903). Weiter, auf seine sämtlichen mündlichen und schriftlichen Äußerungen dieser Art dehnt Karl Justus Obernauer seine gleichartige Sammlung aus und zeigt uns nun so in der umfassendsten und sachlichsten Weise Goethe in seinem Verhältnis zur Religion (Jena, Diederichs). Ein sparsamer, das eigne Urteil zurückhaltender Verbindungs- und Erläuterungstext stellt den nötigen Zusammenhang her und sorgt für die Auflockerung, die solche mit Geist bis zum Sinken überladenen Gedankenlesen brauchen, um den Leser nicht allzubald zu ermüden. Obenauer, einsichtsvoll genug, dort nicht etwa eine Einheit vorzutäuschen, wo sich so viele Widersprüche und Wandlungen begegnen, behandelt sein Thema nach der Entwicklung durch die vier Lebensalter hindurch, vom kindlichen Realisten zum Idealisten, vom Skeptiker bis zum Greise, der zur Mystik neigt. Hell und rein schließt das Buch mit der Verherrlichung des Christentums der Tat, für das »die Frömmigkeit nicht Zweck, sondern ein Mittel, um durch reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu kommen«. Liegt in diesen Worten nicht der tiefste Sinn aller Religion?

Goethes Nachwirkung ist von der Schillers so wenig zu trennen, wie auf dem Gipfelpunkte sein Leben und sein Schaffen es waren. Daher wird der Kreis dieser Goethe-Rundschau nicht gestört, wenn sie den Eingang auch zwei Büchern gewährt, die Goethes Namen eng mit dem Schillers verbinden. Beide sind durch einen gemeinsamen Titel zusammengehalten: Aus Weimars Vermächtnis (Leipzig, Teubner). In dem einen betrachtet und untersucht Karl Bornhausen Schillers und Goethes deutsches Menschheitsideal;

in dem andern, umfangreicheren, geht Hermann Schurig den Lebensfragen in unsrer klassischen Dichtung nach, mit besonderer Berücksichtigung der beiden großen Weimarer Freunde. Was beide Bücher verbindet, ist die Betonung des sittlichen Gehalts gegenüber der Form, der Ewigkeitswerte gegenüber der zeitlichen Bedeutung und Abhängigkeit. Bornhausen strebt nach diesem Ziele, indem er die Arbeitsgemeinschaft zwischen Goethe und Schiller als Krönung und höchsten Zweck ihrer Lebensentwicklung darstellt und dann in drei geschichtlich gruppierten Kapiteln, mit stetem Hinweis auf den gegenwärtigen Stand der Kultur, ihre Zusammenarbeit für die Kunst, ihr gemeinsames philosophisches Denken und ihre tätige Lebensarbeit aufdeckt: Ästhetik als die Form, Naturerkenntnis und Sittlichkeit als den Inhalt, Religion als Gegenwartsvollendung des Menschenideals. Schurig hebt aus den Dichtungen der Klassiker die darin behandelten Motive (»Lebensfragen«) hervor, z. B. Freiheit, Staatsgesinnung, Ehre, Tod, Glück und Unglück, Schicksal, Schuld und Erlösung, Mann und Weib, Eltern und Kinder, Krieg und Frieden, Leben mit der Natur, menschliche Unsterblichkeit. Dabei wird über Goethe und Schiller oft hinausgegriffen, bis zu Kleist, Hebbel und Geibel; manchmal etwas willkürlich und flüchtig. Doch immerhin zwei Bücher, die segensreich mitarbeiten können an der sozialethischen Jugenderziehung, die wir brauchen. F. D.

Als der Großvater die Großmutter nahm

Unvergessen ist mir heute noch der Tag, da Gustav Wustmanns so betitelte Liedersammlung mir in die Hände oder richtiger: meiner Mutter auf den Geburtstagstisch kam. Es muß bald nach Erscheinen des Buches gewesen sein, 1886 oder 1887 denk' ich, als der Naturalismus umging, ja seinen Weg sogar schon in unsre mecklenburgische Kleinstadt und an unser streng klassisches, sich manchmal ein zweites Pforta dünkendes Gymnasium Carolinum gefunden hatte. Jedenfalls saßen wir jungen Primaner damals allesamt auf dem hohen Roß der »Moderne« und sahen verächtlich auf alles herab, was nicht »von heute« war, Schiller keineswegs, Goethe und Heine allenfalls ausgenommen. Und da kam nun ein Buch, das nannte sich selbst ausdrücklich eins »für altmodische Leute«, und von einem Leipziger Archivar oder Bibliothekar — die »Sprachdummheiten« waren damals noch nicht erschienen — war's auch noch! Immerhin: hineinblicken konnte man ja mal. So flegelte man sich denn vor dem mütterlichen Geburtstagstisch, als wäre er für den Herrn Sohn aufgebaut, in die Sofaecke, ließ sich gnädigst vom Duft der Julirosen umfächeln und schielte nach dem knusprigen, mit saftigen Waldbeeren belegten Kuchen, ob sich nicht etwa kraft höherer Gewalt ein Stück von der Platte trennte und einem ins Maul flog. Und dann fing man an zu schmökern: »Johann der muntre Seifensieder« — »Tier und Menschen schliefen feste, selbst der Hausprophete schwieg« — »Ein junges Lämmchen weiß wie Schnee« — »Luischen war ein wildes Kind« — »Was frag' ich viel nach Geld und Gut« — »Drunten im Unterland, da ist's halt schön« — »An Alexis send' ich dich, er wird, Rose, dich nun pflegen« — »Wer niemals einen Rausch gehabt« — »Da streiten sich die Leut' herum«. Manches war doch »gar nicht so ohne« und fand auch vor dem Richterstuhle des Siebzehnjährigen Gnade. Dann aber kam die Mutter, schon in ihrem Geburtstagsschmuck, dazu, und ehe noch die Frau Nachbarinnen und Basen zum Kaffeeschmaus erschienen, wurde auch von ihr schnell noch eine Prüfung des Buches auf seine Zuverlässigkeit vorgenommen. »Schlag doch mal nach, mein Junge: Lebe, liebe, trink und schwärme und bekränze dich mit mir. Steht das drin? Und wie geht's weiter?« — »Ja, es steht drin:

> Lebe, liebe, trink und lärme,
> Kränze dich mit mir!
> Schwärme mit mir, wenn ich schwärme,
> Ich bin wieder klug mit dir.

Stammt aus dem Jahre 1744 und ist von Johann Arnold Ebert, einem Freunde Klopstocks,« fügte der literaturkundige Sohn hinzu. »Interessiert mich nicht, mein Sohn,« versetzte die Mutter. »Aber weiter: Gestern abend war Vetter Michel hier — von wem ist das?« — »Steht drin, aber von wem, weiß man nicht.« — »Na, gar so gelehrt scheint das Buch nicht zu sein. Mir um so lieber. Aber weiter: Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen.« — »Steht drin, ist von Hölty, was man auch ohne das Buch weiß.« — »Komm, stiller Abend, nieder auf unsre sanfte Flur ...« — »Steht drin! Heißt aber: kleine Flur und ist von Claudius.« — »Ach, sieh da, von dem lieben alten Wandsbecker Boten!« — »Nein, nicht von dem, sondern von Karl Georg Claudius, einem sächsischen Schriftsteller und Musiker, der mit dem Wandsbecker gar nichts zu tun hat.« — »Ei sieh, das ist aber hübsch zu wissen. Hast du das auch aus dir?« — Da gestand ich denn, daß das Buch einen Anhang habe, in dem man alles Wissenswerte über Verfasser, Erscheinungszeit und Komposition der Lieder erfahre. Aber die Mutter konnte, einmal vom Zauber der Jugenderinnerungen angerührt, so bald noch kein Ende finden. »Goldne Abendsonne, o wie bist du schön! Das möcht' ich noch mal ganz lesen.« —

»Steht drin! Ist von einer Schweizerin, Anna Barbara Urner geb. Welti, komponiert von Nägeli.« — »Noch eins: Als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging ...« — »Steht drin! Ist aber lang, denn es endet erst in der Ehe der beiden Liebenden, unter dem Getümmel einer muntern Kinderschar ...« — »Ja,« erinnerte sich Mutter, »ich weiß: Sanft mein Weib im Arm mir ruht und mir sagt: Ich bin dir gut. — Nun aber zum allerletztenmal: Es kann ja nicht immer so bleiben ...« — »Steht drin! Ist von Kotzebue.« — »Oh, von dem mit dem abscheulichen Namen?« — »Ja, aber dafür heißt der Komponist auch: Himmel.« — »Siehst du, wie hübsch sich alles ausgleicht! Nun sag' mir aber schnell noch, wie das Buch zu seinem Namen kommt.« — »Nach einem Lied von Langbein aus dem Jahre 1813, das so anfängt, und das endet: O gäbe den Deutschen ein holdes Geschick die glücklichen Großvaterzeiten zurück!« — »Ach ja,« seufzte die Mutter, und dabei schrieben wir doch 1886 oder 1887, nicht 1922. Immerhin, das Buch hatte sein Examen glänzend bestanden und wurde hinfort an einem Ehrenplatz im Glasschrank aufbewahrt, wenn es einmal längere Ruhe bekam. Eines Tags aber, als ich in den Studentenferien nach Hause kam, war es nicht mehr zu finden und blieb verschwunden. Verliehen und nicht wiedergebracht! Wahrscheinlich hatte eine der Geburtstagsfreundinnen zu viel Gefallen daran gefunden. So bin ich um das mütterliche Erbteil gekommen, und das schmerzt mich noch heute.

Aber nur noch ganz sanft, denn es gibt jetzt eine neue, noch verbesserte Ausgabe des lieben Buches im Inselverlag. Anton Kippenberg und Friedrich Michael haben die fünfte Auflage — Wustmann ist seit 1910 tot — bearbeitet und ihr ein so hübsches Kleid angezogen, wie wir's hier gewohnt sind. Die Grundanlage des Buches ist unverändert geblieben: diese Sammlung enthält nur volkstümlich gewordene Erzeugnisse der Volkspoesie, die zwar auch z. T. in den Strom der Volksdichtung hineingezogen und darin mannigfach umgestaltet, verlängert, verkürzt, verdorben sind, von denen aber doch der Verfasser ebenso wie die erste, ursprüngliche Gestalt in den meisten Fällen nachweisbar ist; und zwar sind's Gedichte aus einer ganz bestimmten Periode unsrer Literatur, aus dem Jahrhundert etwa von 1740—1840. Die Texte sind, möglichst nach den ältesten und sichersten Drucken, sorgfältig nachgeprüft und in ihrer ursprünglichen Fassung gegeben worden ... Es ist ein Buch des gebildeten deutschen Mittelstandes, das uns hier wiederbegegnet. Mögen die Kerzen längst erloschen sein, die einst am Abendtisch über den Almanachen leuchteten, aus dem die Lieder zuerst erklangen, mag das Spinett verrostet sein, das dazu gespielt wurde — die Lieder selbst werden noch leben, wenn der Enkel die Enkelin nimmt. F. D.

Verschiedenes

Paul von Gizyckis Erziehungsbuch »Aufwärts aus eigner Kraft« (Berlin SW 68, Ferd. Dümmler) trotzt auch dieser seinem hochgemuten, tapferen und heldischen Geiste so wenig entsprechenden Zeit Auflage über Auflage ab. Nicht in einer beschaulichen Zurückgezogenheit, in wissenschaftlichen Studien, philosophischer Betrachtung und ästhetischem Genuß sieht dies Buch den Zweck des Lebens, sondern in dem mannhaften Kampf mit den Gefahren und Widerwärtigkeiten des Daseins. Nicht das persönliche Glück des Einzelnen gilt ihm als das letzte Ziel unsers Strebens, sondern: unsre Pflicht zu tun, ein der menschlichen Wohlfahrt und dem menschlichen Fortschritt gewidmetes Leben zu führen; nicht Glück, sondern sittliche Größe, nicht friedlicher Lebensgenuß, sondern Kampf und Heldentum! Also ein Gesinnungs- und Charakterbuch für den werdenden Mann, geschrieben von einem, der gelebt hat, was er predigt, und deshalb voller Kraft und Wärme der Überzeugung.

*

Karl Storcks »Opernbuch«, ein Führer durch den Spielplan der deutschen Opernbühnen, hat nun seine 25. Auflage erlebt. Diesen Erfolg verdankt es seiner glücklichen, auf den praktischen Gebrauch zugeschnittenen Anlage: Würdigung und Kritik der Werke treten zurück, um den Inhaltserzählungen Raum zu geben, so daß das Buch fast anderthalbhundert Textbücher ersetzt. Die neue, wiederum vermehrte Auflage ist von Paul Schwers, einem Freunde des so früh von seinem Werk abberufenen Verfassers, besorgt worden. Er hat auch die neuesten Opernschöpfungen schon aufgenommen, bis zu Schrekers »Schatzgräber« und Pfitzners »Palestrina«.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte" in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.







Princeton University Library
32101 077261376

